



universität
wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

„Das dümmste Geschwätz und das erbärmlichste
Lied können Wunderdinge . . .“

Sprechakte in
Franz Michael Felders Roman „Sonderlinge“

Verfasserin

Mag. phil. Birgit Margaretha Feierl

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, im Juni 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 092 332
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:	Deutsche Philologie
Betreuer:	Ao. Univ.-Prof. Dr. Arno Dusini

Dank und Widmung

Ich widme *die erfolgreiche Fertigstellung* dieser Dissertation meiner Mama Ilse und meinem Papa Hans Feierl, in Dankbarkeit für die Ermöglichung meines Studiums und das Aufwachsen in einem von Vernunft und Wohlwollen getragenen Umfeld.

Ich danke dem Betreuer meiner Arbeit, Ao. Univ.-Prof. Dr. Arno Dusini, der meine Auseinandersetzung mit der Sprechakttheorie im literarischen Kontext angeregt, meine Begeisterung für Franz Michael Felder unterstützt und mich wohlwollend bis zur Fertigstellung meiner Arbeit begleitet hat.

Herzlicher Dank gebührt jenen, die mir in Gesprächen über meine Arbeit beratend oder unterstützend zur Seite standen, insbesondere Karl Wagner, Maria Katharina Strolz, Jürgen Thaler, Ulrike Längle, Peter Michael Braunwarth, Kurt Bereuter, Margret Broger sowie Klemens Feurstein und seiner Mutter.

Mein Dank gilt weiters dem Informatiker und verlorenen Freund Mark Probst für die technologische Unterstützung, vor allem bei der Darstellung der Tabellen und den Grafiken, sowie für das Vertrautmachen mit der genialen Schreib-Software L^AT_EX, mit der diese Arbeit abgefasst wurde.

Danke Ute Hargassner für die Sonnalp-Aufstellung, die für mich ein Neuanfang des Schreibens war, sowie die herrliche und produktive Zeit am Reidlingberg.

Mein ganz besonderer Dank gilt meinem Bruder Wolfram Feierl und Mark Probst für das aufmerksame Korrekturlesen meiner Arbeit. Fiona Coleman und Brigitta Maria Vavken danke ich für die Hilfe beim englischen Abstract.

Alberschwende, Olmütz, im Juni 2009
Birgit M. Feierl

„Wer die Menschen unterhält, wird eher ihr Freund, als wer sie belehren und bessern will. Doch ich wollte auch das, nur auf andere Art, als es sonst gewöhnlich geschieht. Ich hatte oft Gelegenheit zu bemerken, daß die Wälder sich sehr ungern überlisten oder lächerlich machen lassen; wenn man sie auf das Lächerliche, Verächtliche einer unrechten Handlung aufmerksam macht, so ist das genug, sie von einer solchen Handlung abzuhalten, nur muß man dazu die heiterste Miene machen und das, was man zu sagen hat, so vorbringen, als ob damit nur die Schwaben gemeint wären.“

Aus Franz Michael Felders Tagebuch „Rosen und Dornen. Aus meinem Leben“

Inhaltsverzeichnis

1	Prolog	9
1.0.1	Kurzdarstellung des Forschungsanliegens	9
1.0.2	Abstract	10
1.0.3	Lesevorzeichen	11
1.1	Ein „Sonderling“ betritt ein unbestelltes literarisches Feld	13
1.1.1	Leben und Werk: Ein kurzer biographischer Abriss	22
1.1.2	„was den Augen Des Körpers zu sehen mir Das Schicksal nicht gestattete“	30
	Rat und falsches Lob entscheiden über das Augenlicht . .	31
	„mein linkes Auge [...] entstellt und verdorben“	35
1.2	„Sonderlinge“	37
1.2.1	Inhaltsangabe des Romans „Sonderlinge“	37
	Anmerkungen zur Darstellung der Romankulisse	49
	Anmerkungen zur Beschreibung der Figuren	51
1.2.2	Zur Textauswahl: Warum „Sonderlinge“?	53
1.2.3	Zur hier verwendeten Ausgabe der „Sonderlinge“	56
2	Sprechakttheorie und deren Bedeutung für ein literaturwissenschaftli- ches Anliegen	58
2.1	Sprechakttheorie: Anliegen und terminologisches Inventar	58
2.1.1	Einführung	58
2.1.2	J. L. Austin: „How to do things with Words“	61
	<i>konstativ</i> — <i>performativ</i>	62
	<i>Lokution</i> — <i>Illokution</i> — <i>Perlokution</i>	64
	Fazit	68
2.1.3	J. L. Austins Erben — die Weiterentwicklung der Theorie der Sprechakte	69
	J. R. Searle	69
	Die Dekonstruktivisten	72
2.1.4	Fazit	74
2.2	Sprechakttheorie und literarische Texte	75
2.2.1	Selbstreferentialität literarischer Texte?	75

2.2.2	Parasitäre Ausnutzung der Sprache?	78
2.2.3	Eine fruchtbare Begegnung	81
	Joseph H. Miller	82
	Gérard Genette	87
2.2.4	Fazit und Ausblick	88
	1: Beobachtungen zur (fiktionalen) Sprache	88
	2: Der Text als Sprechakt	88
	3: Fiktion und Realität?	89
	4: Sprechakte des Erzählers	89
	5: Das Sprechen der Figuren	90
3	Künstlerisches Selbstverständnis: „Franz Michael Felder, Litterätle“	91
3.1	Erkenntnisse durch den Briefwechsel	92
3.1.1	Exkurs: Beschwerliches im Alltag der Briefeschreiber . . .	94
3.2	Briefe an Moosbrugger: „das beste Material zum 2ten Theil seiner Lebensgeschichte“	96
3.2.1	„ein Dichter, der nützen und nicht bloß schmeicheln will“	97
3.2.2	„Ich will Volksschriftsteller werden“	100
3.2.3	„Ärger als dieser Schriftsteller kann man’s nicht mehr machen“	104
3.3	Bauer oder Dichter?	106
3.3.1	„daß ich niemals ein echter Bauer werde“	107
3.4	Die Briefe an Rudolf Hildebrand vom „Bregenzerwälder-Bäuerlein“	113
3.4.1	Episode über einen „auszugsweisen Abdruck der Briefe“ .	115
3.5	Zusammenfassung	118
4	Zur Sprache Franz Michael Felders	120
4.1	Felders eigene sprachliche Entwicklung	120
4.1.1	„anders [...] als sonst die meisten Wälder sind“	123
4.1.2	Felders sprachliche Emanzipation	126
4.2	Entwicklung der Sprache: Von „Nümmamüllers“ zu „Sonderlinge“	127
4.2.1	„Mischungssprache“	129
4.2.2	„Sonderlinge“	131
5	Der Text als Sprechakt des Autors — „Sonderlinge“ als Sprechakt(e)	
	Franz Michael Felders	134
5.1	Illokutionäre Rolle(n)?	134
5.1.1	Den illokutionären Rollen <i>außerhalb des Textes</i> auf der Spur	136
5.1.2	Zu den illokutionären Rollen <i>im</i> Text	142
	Rolle der Gattungsbezeichnungen	142

	„Dialoge in einem literarischen Text“ als „Teilzielrealisierung der Gesamt-Illokution“	146
	Was sagen die Gesprächsszenen in „Sonderlinge“ über die illokutionäre Haltung des Autors aus?	149
5.2	Perlokutionäre Aspekte	153
	Das Hervorbringen des schriftlichen Aktes	153
	Reaktionen auf die Erscheinung des Textes	154
	Unberechenbare Reaktionen weit über Felders Tod hinaus	156
6	Sprechakte des Erzählers der „Sonderlinge“	158
6.1	Grundsätzliche Bemerkungen zur Strategie des Erzählers	159
6.2	Zur Rolle des Erzählers	160
6.3	Stellenwert des Sprechens in der Erzählung	165
6.3.1	Beschreibung der Figuren anhand ihres Sprechens bzw. Re- deverhaltens	165
6.3.2	Beschreibung von Tieren, Naturphänomenen und Gegen- ständen anhand von Ausdrücken kommunikativer Semantik	168
	Tiere	169
	Naturphänomene, Gegenstände	170
	Gott, Bibel, Teufel, Engel, Kirchenglocken	171
	Gestik, Mimik, Körperteile in Sprecherfunktion	174
	Sprichwort	174
6.4	Wiedergabe des Sprechens der Figuren	175
6.4.1	Theoretische Vorüberlegungen: Zum Begriff Verba dicendi bzw. Ausdrücke kommunikativer Semantik	177
6.4.2	Zur Auflistung der Ausdrücke kommunikativer Semantik	184
	Hinweise zum Tabellenaufbau und zur Indexierung	185
	Einige Anmerkungen zu den Ergebnissen der Wortlisten	192
	<i>schweigen, verstummen</i> und <i>still bleiben</i>	196
6.4.3	Tabellen aller Verba dicendi und Ausdrücke kommunika- tiver Semantik in „Sonderlinge“	199
	Tabelle 1: Verben	199
	Tabelle 2: Nomen	305
	Tabelle 3: Verbonominale Gefüge	328
	Tabelle 4: Redensarten, Idiome, Phraseologismen	334
7	Sprechen und Sprechakte der Figuren	339
7.1	Leitgedanken zur Figureninterpretation	346
7.1.1	Illokutionäre Bewertung der Verba dicendi und Ausdrücke kommunikativer Semantik	347

7.1.2	Vierzehn Kategorien	349
7.1.3	(Sprach)Philosophische Vorüberlegungen	356
7.2	Männliche Sprecher	359
7.2.1	Sepp	359
7.2.2	Barthle	367
7.2.3	Franz	374
7.2.4	Senn	385
7.2.5	Klausmelker	392
7.2.6	Weberle	397
7.2.7	Männliche Sprecher mit akademischer Bildung	406
	Pfarrer	407
	Der neue Pfarrer	412
	Doktor	415
7.3	Weibliche Sprecherinnen	423
7.3.1	Mariann	423
7.3.2	Rösle	445
7.3.3	Marie	449
7.3.4	Zigeunerin	455
7.4	Sprecher-Kollektive	461
7.4.1	Gemeinde	462
7.4.2	Bauern	468
7.4.3	Schnäpsler	478
8	Epilog: „Erbrechen, Zunge gelähmt [...]“. Franz Michael Felders Ver-	
	stommen	484
	Bibliographie	487
	Personenindex	498
	Figurenindex	502

1 Prolog

1.0.1 Kurzdarstellung des Forschungsanliegens

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine umfassende Textbetrachtung von Franz Michael Felders Roman „Sonderlinge“. Dieser Roman, an dem der Dichter von (Ende) 1862 bis (Mai) 1866 — so lange wie an keinem anderen Werk — gearbeitet hat und der zugleich den literarischen Durchbruch (auch jenseits der Landesgrenzen) darstellt, markiert einen für Franz Michael Felder unerhört wichtigen Lebens- und Schaffensabschnitt. Es war höchste Zeit, sich diesem außergewöhnlichen literarischen Werk in einer umfassenden und dem Text gerecht werdenden Betrachtung zu widmen. Ausgehend von den Grundanliegen der Sprechakttheorie geht die Untersuchung der Bedeutung und dem Wesen des Sprechens und der „Kraft“ des gesagten Wortes in diesem literarischen Text des österreichischen Schriftstellers, der 1839 in Vorarlberg (Schopponau) geboren und 1869 ebendort verstorben ist, nach.

Der Grundgedanke der Untersuchung stützt sich auf die These Gérard Genettes, dass ein literarischer Text als Sprechakt (ersten Grades) seines Autors verstanden werden kann. Dieser enthalte seinerseits weitere Sprechakte, die Genette als Sprechakte zweiten, dritten oder höheren Grades bezeichnet. Diese Annahme gibt — in modifizierter Form — auch den logischen Aufbau der Arbeit vor:

Nachdem in den ersten, hinführenden Kapiteln (vgl. Kapitel 1 bis 4) auf den Schriftsteller, seine Bedeutung für die österreichische Literaturgeschichte und seine Art des Schreibens eingegangen wird sowie die Grundanliegen der Sprechakttheorie erklärt werden, wird der Text (vgl. Kapitel 5) — auf der ersten Ebene — als Sprechakt seines Autors (als Sprechakt ersten Grades) analysiert. Dies evokiert freilich die Frage nach den möglichen Schreibintentionen des Autors bzw. der illokutionären Rollen des Textes. Auch ist konsequenter Weise dem Aspekt der perlokutionären Wirkung dieses einen Sprechaktes nachzugehen.

Das Kapitel über die Sprechakte des Erzählers der „Sonderlinge“ (vgl. Kapitel 6) beleuchtet dessen Strategien. Dieser Erzähler zeichnet konsequenter Weise für den Sprechakt zweiten Grades verantwortlich, er wurde sozusagen vom Autor auserwählt, die Geschichte zu gestalten — und von daher sind ihm auch sämtliche weitere Sprechakte zuzuschreiben. Dieser Abschnitt bildet gleichzeitig auch das analytische Herzstück der vorliegenden Arbeit und ist zugleich eine Art au-

toorenspezifisches „Lexikon“ zu Felders Roman: In umfangreichen Tabellen sind alle darin vorkommenden (vom Erzähler für das Sprechen in seinen vielfältigsten Formen verwendeten) Verba dicendi und Ausdrücke kommunikativer Semantik (in ihrem Kontext) dargestellt. Sie wurden aus dem literarischen Text isoliert, allerdings nicht, um sie gemäß ihren Paradigmen oder semantischem Gehalt systematisch zu kategorisieren, sondern um die Fülle der Namen — es sind insgesamt 716 verschiedene Ausdrücke — aufzuzeigen, die das Sprechen benennen. Diese Wortschatzuntersuchung stützt die Hauptthese der Arbeit, dass Franz Michael Felder, der beinahe blind war, ein außergewöhnliches Ohr für das Sprechen der Leute in seinem Umfeld hatte und dieses literarisch nachzubilden versuchte.

Auf einer dritten Ebene (vgl. Kapitel 7) erfolgt schließlich, auf der Basis dieser sprachlichen Analyse nachvollziehbar, eine Interpretation der sprechenden und auf diese Weise handelnden Figuren und ihrer spezifischen Sprechakte. Dadurch entsteht auch ein realistischer Eindruck davon, in welchem Kontext oder in welcher konkreten Lebenssituation es innerhalb des so gezeichneten bäuerlichen Dorflebens möglich und überhaupt erlaubt ist, sich offen mitzuteilen und welche Taktik die Sprecher verfolgen, sei es das Karessieren, die Lüge, die Verleumdung oder das manipulierende Durchsetzen des eigenen politischen oder vermeintlich frommen Ziels. Ob die Romanfiguren eine Art Abbild des zeitgenössischen Umfeldes des Autors sind oder ob der Erzähler sie im Zuge eines poetischen Idealisierungsprozesses mit gleichsam neu erfundenen Sprech- und Handlungsfähigkeiten ausstattet: Er zeigt sie primär als miteinander Kommunizierende und sprechend Handelnde.

1.0.2 Abstract

The thesis at hand contains an comprehensive examination of the text in Franz Michael Felder's novel „Sonderlinge“ (eccentrics). This novel, which the writer wrote from the end of 1862 until May 1866, the longest it ever took him to complete an opus, marks a very important and creative period in his life as well as his international literary break-through. It was high time this extraordinary literary work and its text were done justice in a comprehensive review.

The analysis is based on the fundamental concerns of speech act theory and traces meaning and the essence of speech and the “force“ of the spoken word in this literary text of Franz Michael Felder, an Austrian writer who was born in Vorarlberg (Schopfernau) in 1839 and died ibidem in 1869.

The basic idea of this examination draws upon Gérard Genette's assumption that a literary text can be understood as a speech act (of the first degree). This includes further speech acts, which Genette describes as speech acts of the second,

third or higher degree. This assumption, purports — in a modified way — the logical composition of this thesis: the first preliminary chapters (comp. chapter 1 to 4) deal with the writer, his significance for the Austrian history of literature and his way of writing as well as explaining the fundamental concerns of the speech act theory. Thereafter the text (comp. chapter 5) is analysed — on the first level — as a speech act of the author. This naturally evokes the question of the writers literary intentions or rather the illocutionary roles of the text. As a consequence one has to look into the aspect of perlocutionary effect of this speech act.

The chapter (comp. chapter 6) about the speech acts of the „Sonderlinge’s“ narrator highlights his strategies. Consequently, the narrator is held accountable for the second level speech act, as a matter of fact he was chosen by the author to shape the story, therefor all further speech acts are ascribed to him. This section composes the analytical core of this work and is at the same time a form thesaurus specific to Felder’s novel: extensive tables illustrate all occurring expressions of communicative semantics (within their context). They have been isolated from the literary text not to categorise them concerning their paradigms or their semantic content, but to depict the amplitude of terms for speech, there are 716 expressions in total. This analysis of lexis supports the main assumption of this thesis, that Franz Michael Felder, who was almost blind, had an unusual sense for speech patterns people in his environment used and tried to replicate these in his literary work.

In conclusion — on a third level — an interpretation of the speaking and thus acting characters and their intrinsic speech acts is carried out, comprehensible on the basis of this linguistic analysis. Therefore a realistic impression of the context and palpable situation, depicted in rural village life, is created, in which it was possible and at all permitted to communicate openly and revealing the tactics the speakers pursue, may it be by charming, lying, defaming or through manipulative assertion of their own political or supposedly pious goal. Whether the protagonists represent a depiction of the contemporary environment of the author or whether the narrator, in a process of poetic idealisation, endows them with newly invented speech and ability to act: he primarily shows them as communicators and speech agents.

1.0.3 Lesevorzeichen

Der Roman „Sonderlinge“, der im Zentrum der hier vorliegenden Betrachtungen steht, wird der Einfachheit und besseren Lesbarkeit halber stets nur mit der Seitenangabe [dargestellt in eckigen Klammern] angeführt. Die Autobiographie

„Aus meinem Leben“, auf die ebenfalls häufig zurück gegriffen wird, wird im Text mit der Sigle „AML“ plus Seitenangabe zitiert. Ausführliche Angaben zu den verwendeten Ausgaben finden sich im Literaturverzeichnis.

Zwar politisch nicht ganz korrekt, aber im Dienste der besseren Lesbarkeit ist die durchgängige Verwendung der männlichen Formen (Leser, Autor, Sprecher ...), in denen die weiblichen Formen selbstverständlich stets mitgedacht und mitgemeint sind.

Eine formale Anmerkung: Sämtliche von Franz Michael Felder verwendeten Zitate, seien diese nun seinem literarischen Werk oder seinen Briefen entnommen, erscheinen im Fließ- und Fußnotentext (abgesetzte, eingerückte Zitate ausgenommen) in *kursiven Lettern*.

Im Anhang der Arbeit befinden sich zwei Register: Ein Index für sämtliche in der Arbeit verzeichneten *Personennamen* sowie ein Index, der alle *Figurennamen* anführt (unabhängig davon, ob diese Franz Michael Felders Erzählungen entstammen oder in anderen Zusammenhängen erscheinen). Franz Michael Felders Name wurde im Personenindex nicht berücksichtigt, findet er doch auf beinahe jeder Seite Erwähnung.

1.1 Ein „Sonderling“ betritt ein unbestelltes literarisches Feld

Durch die Öffentlichen Blätter läuft seit dem Februar d. J. eine andeutende Nachricht von einem Bauer, der als Romandichter auftrete. Ein echter Bauer — als echter Dichter? unerhört! Aber die Sache ist richtig und so merkwürdig, daß sie durch das deutsche Weltblatt der deutschen Welt genauer mitgeteilt zu werden verdient.¹

Mit diesen Worten beginnt ein vom Leipziger Germanisten Rudolf Hildebrand im Jahre 1867 verfasster und in der 15. Nummer der auflagenstarken Zeitschrift „Die Gartenlaube“ publizierter Artikel, der das Erscheinen von Franz Michael Felders Roman „Sonderlinge“ begleitet.² In der Tat, die *Sache* ist in mehrerlei Hinsicht *unerhört* und verdient damals wie heute Aufmerksamkeit: Der österreichische Schriftsteller Franz Michael Felder, der 1839 in Schoppernau im Bregenzerwald — in der von Hildebrand in demselben Artikel als *süddeutsch* bezeichneten Region — geboren wurde und kaum 30 Jahre später ebendort verstarb, und sein Roman „Sonderlinge“ stehen im Zentrum der vorliegenden Arbeit.

Dem *Bauerndichter* mit der berührenden Lebensgeschichte ist eine kurvenreiche Rezeptionsgeschichte beschieden, die dazu geführt hat, dass Felders literarisches Werk heute vielerorts unbekannt ist oder völlig unterschätzt wird. Bei einer Aufzählung bedeutender österreichischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts würde Felders Name wohl von kaum jemandem genannt werden, außerhalb seiner kleinen Heimatregion ist er nur wenigen Interessierten ein Begriff. Das war allerdings nicht immer so: „Sonderlinge“ wurde wegen seines großen Erfolges in Deutschland ins Holländische übersetzt, Übertragungen ins Englische und Französische waren in Vorbereitung. Der Katalog der British Library verzeichnet den Besitz der Erstausgaben von „Nümmamüllers“ (1863), der „Sonderlinge“ (1867), inklusive der 1870 erschienenen friesischen Bearbeitung, und von „Reich und Arm“ (1868).³ Peter Michael Braunwarth verdanke ich den Hinweis, dass Felders Name auch im Tagebuch Arthur Schnitzlers vermerkt ist: Im Eintrag vom „15/5“

¹ Rudolf Hildebrand, Ein Bauer als Dichter, in: Die Gartenlaube, 1867, Heft 15, S. 234–238, zitiert nach: Walter Methlagl, Franz Michael Felder — Kaspar Moosbrugger. Briefwechsel — Kommentar. Anmerkungen, Dokumente, Personen-, Werk- und Sachregister. Bregenz: Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., 1975 (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke, Bd. 7), hier: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 454

² Auszüge dieses Abschnittes finden sich in veränderter und gekürzter Form im noch unpublizierten Artikel der Verfasserin der Arbeit: Birgit Margaretha Feierl, Verteufelt, verdrängt, gefeiert, verehrt — Zur bewegten Rezeption von Franz Michael Felders Leben und Werk. Aufsatz für den Sammelband des IV. Germanisten-Kongress (15.–17. Dezember 2008) der Forschungsgruppe Deutsche Philologie der Universidad de Sevilla. Zum Zeitpunkt des Erscheinens der vorliegenden Arbeit noch unveröffentlicht, vgl. Feierl, Verteufelt, verdrängt, gefeiert, verehrt, S. 1–6. Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf das eingereichte Manuskript der Autorin.

³ vgl. Ulrike Längle, Felder Franz Michael, François Michel, Ferenc Milhály etc. (1839–1869).

1915 — es ist „[m]ein 53. Geburtstag“ — hat Schnitzler notiert: „[...] Dann les ich noch in Lenôtre „Madame Bouquay“⁴; im Bett Felders Erinnerungen und schlafe bald nach Mitternacht ein.“⁵

Franz Michael Felder wurde von Anfang an — und besonders nachhaltig durch den oben zitierten Artikel Hildebrands — als *Bauern*dichter in die literarische Welt eingeführt, seine Werke wurden primär mit dem Etikett „Dorfgeschichte“ versehen.

Felder selbst rückt nur seinen literarischen Erstling ganz dezidiert in die Nähe dieses Terminus: In seiner „Vorrede“ zu „Nümmermüllers“ ist zu lesen, dass er „den Freunden der Dorfgeschichte ein Werkchen“ übergebe, „in welchem ich Leben und Sitten der Bregenzerwälder darzustellen suchte.“⁶ Sein zweites Werk, die „Sonderlinge“, nennt er „Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder“⁷, in einem Brief an Kaspar Moosbrugger schreibt Felder, dass „das Ganze“ seine Ansichten „aussprechen“ werde, „nicht in Abhandlungen und Reflexionen, sondern durch den Verlauf einer Dorfgeschichte in des Worts verwegenster Bedeutung“⁸. Bei „Reich und Arm“ ist ergänzend von „Eine[r] Geschichte aus dem Bregenzerwalde“ zu lesen — freilich verspricht auch dieser Untertitel, wie Karl Wagner im Nachwort zur Neuausgabe von „Reich und Arm“ aus dem Jahr 2007 festhält, „ländliche Sachen“⁹.

Allgemein lässt sich sagen, dass Felder „als »Dorfgeschichtenschreiber« sehr positiv rezipiert“ wurde und er hier anfangs sogar „eine Sonderstellung einnahm,

Die Wiederentdeckung eines „außerordentlichen Poeten und politischen Reformers“, in: Die einen raus — die anderen rein: Kanon und Literatur. Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs, herausgegeben von Wendelin Schmidt-Dengler. Berlin: Erich Schmidt, 1994 (= Philologische Studien und Quellen; H. 128), hier: Längle, Felder Franz Michael, François Michel, S. 29

⁴ Das Werk, auf das sich der Eintrag bezieht, ist: „Vieilles maisons, vieux papiers, chroniques du temps“, das 1900–1929 in insgesamt 6 Bänden erschien.

⁵ Arthur Schnitzler, Tagebuch 1913–1916, herausgegeben von der Kommission für Literarische Gebrauchsformen d. Österreichischen Akademie d. Wissenschaften. Unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth, Richard Miklin, Susanne Pertlik, Walter Rupprechter und Reinhard Urbach, Obmann: Werner Welzig, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1983, hier: Schnitzler, Tagebuch, S. 197

⁶ Franz Michael Felder, Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Ein Lebensbild aus dem Bregenzerwald, in: Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Erzählungen und Gedichte, bearbeitet von Elmar Haller, Bregenz: Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., 1978 (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke, Bd. 1), hier: Felder, FMF Werke, Bd. 1, S. 39

⁷ So bezeichnet Felder sein Werk im Brief vom 3. 3. 1866; Artur Schwarz führt den Untertitel in der hier als Textgrundlage verwendeten Ausgabe von „Sonderlinge“ nicht an.

⁸ Franz Michael Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. August 1864, in: Franz Michael Felder — Kaspar Moosbrugger. Briefwechsel 1. Teil. hrsg. von Eugen Thurnher, Bregenz: Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., 1970 (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke, Bd. 5), hier: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 151

⁹ Karl Wagner, Nachwort, in: Franz Michael Felder, Reich und Arm. Eine Geschichte aus dem Bregenzerwalde, herausgegeben von Ulrike Längle und Jürgen Thaler. Mit einem Nachwort von Karl Wagner, Lengwil: Libelle, 2007 (= Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins 2007), hier: Wagner, Nachwort zu „Reich und Arm“ 2007, S. 397

weil er selbst Bauer und nicht schreibender Städter oder Pfarrer war“¹⁰. Freilich ließ sich damit — in erster Linie jenseits der Landesgrenzen — punkten:

Ein Bauer selbst, der aus dem Bauerleben Bilder schriebe! Das ist ja wohl noch nicht dagewesen. Der muß es ja am besten können [...] ¹¹,

beeilt sich auch Hildebrand auszurufen.

Dass Hildebrand diesen Aspekt derart betont, ist nicht verwunderlich: Tatsächlich gehörten die Autoren, „die bis 1870 Bauernepik verfaßten“ und somit als typische Vertreter des Genres „Dorfgeschichte“ galten, „fast ausnahmslos“ der Schichte des Bürgertums an, ganz besonders jene Gruppen, die „bewußt volkserzieherisch wirken wollten“ und bereits in ihrem Beruf „pädagogisch tätig waren“: „Politiker (Zschokke), Arzt ([Hans Kaspar] Hirzel), Lehrer (Pestalozzi) oder Pfarrer (Goffhelf), teils freie Schriftsteller wie Auerbach oder Keller“¹². Peter Zimmermann weist darauf hin, dass „unter den Dorferzählern des 19. Jahrhunderts die Berufsgruppe der Pastoren besonders stark vertreten war“¹³, daneben traten in dieser Zeit bis 1870 auch zunehmend Lehrer und Journalisten als Verfasser von Bauernepik auf.

Obwohl Franz Michael Felder zu Lebzeiten als Bauerndichter bekannt war, wird diesem Aspekt heute kaum mehr Beachtung geschenkt. Dies mag damit zu tun haben, dass Felders Werk durch die nationalsozialistische Vereinnahmung „nachhaltig geschadet“ wurde und er „nach 1945 mit dem Odium eines Blut- und Boden-Dichters behaftet“ war.¹⁴ Nicht nur Felders Werk, sondern die Bauernliteratur insgesamt wurde durch den „faschistische[n] Blut-und-Boden-Kult“ derart gründlich diskreditiert, dass sie nach 1945 konsequent entkanonisiert wurde und in der Mehrzahl der neueren Literaturgeschichten kaum noch Erwähnung

¹⁰ Längle, Felder Franz Michael, François Michel, S. 36

¹¹ Hildebrand, Ein Bauer als Dichter, zitiert nach: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 454

¹² Peter Zimmermann, Der Bauernroman. Antifeudalismus — Konservatismus — Faschismus, Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1975, hier: Zimmermann, Der Bauernroman, S. 22

¹³ Zimmermann, Der Bauernroman, S. 22. Zimmermann nennt im Anschluss an Friedrich Alt-vater „Hebel, Glaubrecht, Stöber, Gotthelf, Kurz, Frommel, v. Horn und Hansjakob“.

¹⁴ Längle, Felder Franz Michael, François Michel, S. 34. In ihrem Aufsatz zeigt Ulrike Längle, wie die Vereinnahmung Felders erfolgte: So nahmen die „die Vorarlberger Nationalsozialisten“ ganz speziell Felders 100. Geburtstag (13. Mai 1939) zum Anlass, „Vorarlbergs berühmtesten Dichter für ihre politischen Vorstellungen einzuspannen“. Die Wochenschrift „Feierabend“ sieht in Felder eine „Idealgestalt des vorarlbergischen Volksmannes“, dessen Leben „eine Heldenlaufbahn“ und dessen „früher Hingang ein Heldentod“ war. Beim „Heimatabend“ am 12. Mai, welcher im „Deutschen Haus“ in Bregenz stattfand, macht Hans Nägele in seinem Vortrag den „kerndeutsche[n] Felder mit seinem Streben nach Volksbildung und nach Zusammenarbeit und Vergesellschaftung“ gar zu einem „Wegbereiter des Nationalsozialismus“. Auf Anordnung des Landesschulrats wurde an Felders Geburtstag in allen Schulen Vorarlbergs eine „schlichte, würdige Felderfeier“ abgehalten, in der „der deutschen Jugend unserer Heimat die Liebe zum unvergänglichen Lebenswerke Franz Michael Felders“ wachgerufen werden sollte, „auf daß ihr die hohen dichterischen, völkischen und sittlichen Werte seiner Persönlichkeit nachhaltig bewußt werden.“ (vgl. dazu S. 33–34)

findet.¹⁵

Zwar wird von Seiten der Felder-Forschung immer wieder darauf hingewiesen, dass Felder „vor 1870 im deutschen Sprachgebiet der erste und einzige Autor [war], dessen Lebensunterhalt ausschließlich auf der Landwirtschaft beruhte und der gleichzeitig als Schriftsteller anerkannt war“¹⁶, dennoch erziel(t)en diese Rufe außerhalb der eingeschworenen Kreise keine nachhaltige Wirkung. Die nach 1945 verfassten Darstellungen zur Gattung Dorfgeschichte und bäuerlicher Epik gehen auf diesen bemerkenswerten Aspekt nicht oder nur am Rande ein, wenn sie denn Felders Namen und Werk überhaupt erwähnen.

In der Chronologie seines „Metzler-Bändchens“, das den Titel „Dorfgeschichte“ trägt, listet Jürgen Hein unter dem Eintrag „1863“ auf: „Franz Michael Felder, Nümmamüllers und das Schwarzokaspale; Sonderlinge (1867), Arm und reich (1868).“¹⁷ Es ist zwar aufmerksam, dass Hein Felders Werke in dieser Aufzählung berücksichtigt, anzumerken ist aber, dass der 1868 erschienene Roman „Reich und Arm“ heißt.

Maria Zahlbruckner, auf die Hein sich in seiner Darstellung bezieht, unterteilt die Erzählertypen der Dorfgeschichte in einen „Volksschriftsteller, der unter dem Volke lebt“ und den „dorfgeborenen, aber städtisch assimilierten Autor“¹⁸: Sie bezeichnet Felder (neben Gotthelf und Rosegger) als einen Volksschriftsteller, der „»echte« DGn schreibe“ und bei dem „Quelle und Impulse des Schaffens nur vom Bauerntum selbst ausgingen“, die städtischen Dorfgeschichten seien hingegen „»unecht« [...] (z.B. Rank, Auerbach, Stehr).“ Während Maria Zahlbruckner in ihrem kurzen Abschnitt über Franz Michael Felder auch auf dessen bäuerliche Herkunft zu sprechen kommt¹⁹, fehlt der Hinweis darauf in Jürgen Heins Darstellung, hier ist lediglich zu lesen:

Felder (1839–1869), der auf die österreichische DG kaum gewirkt hat, setzte sich mit Auerbach und Gotthelf auseinander. Er bemüht sich in »Sonderlinge, Bre-

¹⁵ vgl. dazu: Zimmermann, *Der Bauernroman*, S. 1

¹⁶ Walter Methlagl hat beispielsweise immer wieder darauf hingewiesen, zuletzt in: Walter Methlagl, „Mein Leben ist ein Spiegel unserer Zustände“. Ein Nachwort von Walter Methlagl, in: Franz Michael Felder, *Aus meinem Leben*. Mit einem Nachwort von Walter Methlagl, Lengwil: Libelle, 2004, hier: Methlagl, „Mein Leben ist ein Spiegel unserer Zustände“, S. 301

¹⁷ Jürgen Hein, *Dorfgeschichte*, Stuttgart: Metzler, 1976 (= Sammlung Metzler; M 145: Abt. E, Poetik), hier: Hein, *Dorfgeschichte*, S. 12

¹⁸ Maria Zahlbruckner, *Echte und unechte Dorfdichtung*. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. (Diss. masch.), Wien, 1952, nach: Hein, *Dorfgeschichte*, S. 48

¹⁹ vgl. Zahlbruckner, *Echte und unechte Dorfdichtung*, S. 48–53. Zahlbruckners Ausführungen über Franz Michael Felder sind insgesamt recht eigenartig: Sie belegt nicht, aus welchen Quellen sie ihr Wissen über Felder bezieht, weshalb nicht nachvollzogen werden kann, woher sie ihre (teilweise entfremdenden) Informationen hat. Eine Aussage wie „Felder war es nicht gegeben, sich den Menschen anzuschliessen und teilzuhaben an ihren Sorgen und Freuden. Seine Natur neigte dazu, sich von der menschlichen Gesellschaft abzuschliessen und mehr oder minder menschenfeindlichen [sic!] Betrachtungen zu leben“ (S. 51) ist verfälschend verkürzt und von daher absolut entbehrlich.

genzer Wald- und Lebensbilder« (1867) um einen die Stände ausgleichenden Bildungsprozeß. Er empfindet sich als Mittler zwischen Stadt und Land, die er nicht mehr als gegensätzliche Lebensformen auffaßt, muß aber zugleich erkennen, daß in der Wirklichkeit sich der Bauer »wie Bleigewicht an jeden Fortschritt hängt [und] statt des Gemeinsamen bloß das Trennende aufsucht und hervorhebt« (vgl. *Altvater*). Felder orientiert sich eher an Gotthelf als an Auerbach und will das Volk so zeigen, »wie man es alle Werktage sieht und hört«, strebt aber über Gotthelf hinaus eine ästhetische Gestaltung an.²⁰

In diesem Zitat spricht Hein nicht nur fälschlicher Weise von „Bregenzer Wald- und Lebensbilder“[n] anstatt „*Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder*“[n] — wie der korrekte Untertitel der Erstausgabe lautet —, sondern er behauptet hier auch, dass Felder „auf die österreichische DG kaum gewirkt“ habe. An anderer Stelle, die sich auf die „österreichische DG nach 1860“ bezieht, konstatiert Hein allerdings, dass diese „bis zu Anzengruber und Rosegger im wesentlichen durch Franz Michael Felder und August Silberstein bestimmt“²¹ worden war.²² Im Abschnitt über die „Anfänge der sozialistischen Dorfgeschichte“, in dem etwa „Reich und Arm“ durchaus hätte besprochen werden können, findet Felder aber keine Erwähnung.

Uwe Baur hingegen trägt diesem Aspekt insofern Rechnung, als er Felders Schaffen (neben dem von Gottfried Keller, Robert Schweichel, Wilhelm von Polenz, Ludwig Thoma, Oskar Maria Graf, Erwin Strittmatter oder Franz Innerhofer) erwähnt und dem „vielfältig differenzierte[n] Neuansatz einer deutschen sozialen Prosa, welche — später den gesamten deutschen Sprachraum erfassend — sich [...] als fruchtbar erweist“²³, zurechnet. Darüber hinaus nennt er Felder — das allerdings nur in einer Fußnote — eine „bislang viel zu wenig beachtete[n] Persönlichkeit“²⁴.

In Peter Zimmermanns Darstellung wird Felder überhaupt nur an einer Stelle erwähnt, nämlich in der Aufzählung der „Bauernromane und Bauernerzählungen der Zeit vor 1880“: Hier wird allerdings mit „1863 Felder, Nümmamüllers und das Schwarzokaspale“ nur Felders Erstling genannt, weder „Sonderlinge“ noch „Reich und Arm“ finden eine Erwähnung unter den Jahreszahlen 1867 bzw. 1868.²⁵ In seiner die Berufe der Verfasser von bäuerlicher Epik berücksichtigenden Analyse wird Felder nicht genannt und sein Sonderstatus unterschlagen: Er wäre in dieser

²⁰ Hein, Dorfgeschichte, S. 96

²¹ Hein, Dorfgeschichte, S. 95

²² Daneben seien „Friedrich Steinebach, Franz Stelzhammer, Vinzenz Rizzi, Adolf Pichler und Karl Adam Kaltenbrunner zu nennen“. Die Entwicklung gehe einerseits „weg von der Unterhaltungsliteratur auf eine realistische Darstellung zu“, vgl. Hein, Dorfgeschichte, S. 95

²³ Uwe Baur, Dorfgeschichte. Zur Entstehung und gesellschaftlichen Funktion einer literarischen Gattung im Vormärz, München: Wilhelm Fink Verlag, 1978, hier: Baur, Der Schoppernauer Bauer, S. 235

²⁴ Baur, Dorfgeschichte, S. 269, Fußnote 51

²⁵ Vgl. Zimmermann, Der Bauernroman, S. 188

(hier abgedruckten) Tabelle²⁶ der einzige schreibende Landwirt seiner Zeit!

	1830–1870	1871–1918	1919–1945	1946–1970 BRD u. a.	1946–1970 DDR	
Beruf	PP I	PP II	PP III	PP IV	PP V	Summe
Lehrer	3	23	47	2	1	76
Freier Schriftsteller	5	23	36	2	10	76
Journalist	4	26	23	1	3	57
Landwirt	–	2	14	–	2	18
Großgrund-, Fabrikbes.	–	3	4	2	–	9
Pastor	2	5	3	–	–	10
Offizier	–	5	2	–	–	7
Arzt	–	5	2	–	–	7
Kaufmann	–	1	6	–	–	7
Selbständige	1	2	1	1	–	5
Künstlerische Berufe	1	3	5	–	–	9
Höhere Beamte	2	2	9	1	5	19
Niedere Beamte	–	2	5	–	2	9
Höhere Angest.	–	–	1	–	–	1
Niedere Angest.	–	3	2	–	3	8
Handwerker	–	4	6	–	3	13
Arbeiter	–	3	3	–	7	13

Abb. 15: Berufliche Verteilung der Autoren

Jürgen Thaler ist der Ansicht, dass Felder selbst von der Rezeption als *Bauern*dichter gar nicht wirklich begeistert war: Er wäre ungleich lieber als Schriftsteller akzeptiert worden denn als „deutscher Bauer“ und so spricht Thaler von der Kluft zwischen dem, was Felder autorintentional wollte und was auf dem literarischen Markt mit seinen Texten tatsächlich passierte.²⁷ Wie sich auch anhand von Felders Briefwechsel zeigen lässt, gelang es Felder selbst nicht, diese Kluft zu überbrücken und er befand sich tatsächlich in einer Art Rollenkonflikt zwischen seinem Dasein als Bauer und Schriftsteller — dieser Frage wird detailliert in Kap. 3.3 der vorliegenden Arbeit nachgegangen:

Den bäuerlichen Mitbewohnern galt Felder als ein sich den dörflichen Verhaltensnormen widersetzender Zeitgenosse: Sie sahen in seinen Händen die Mistgabel ungleich lieber als Schreibfeder und Tintenfass: „[...] *[E]in Bauer aber sei nichts nutz, wenn er nur immer die Nase in den Büchern drin hab' und nie tun könne, wie's der Brauch sei*“, [26] ist in „Sonderlinge“ zu lesen. Umgekehrt war man in der literarischen Welt mehrheitlich der Meinung, „ein Dorfbewohner könne gar keine Dorfgeschichte schreiben, geschweige denn eine über seinen Lebenskreis hinaus gültige Literatur“²⁸.

²⁶ Die Tabelle entstammt: Zimmermann, *Der Bauernroman*, S. 182

²⁷ Jürgen Thaler, „Für Felder war Lob in Leipzig Tadel in Wien“. Zur Rezeption und Funktionalisierung des literarischen Werkes von Franz Michael Felder, in: *Literarisches Leben in Österreich 1848–1890*, herausgegeben von Klaus Amann, Hubert Lengauer und Karl Wagner, Wien: Böhlau Verlag, 2000 (= *Literaturgeschichte in Studien und Quellen*; Bd. 1), vgl. hierzu bes. Abschnitt III, S. 741 ff.

²⁸ Methlagl, „Mein Leben ist ein Spiegel unserer Zustände“, S. 301

Entgegen Felders Intention durch sein Schreiben seinem Volk zu „nützen“ — dieses „Anliegen“ ist nicht Felders eigene Erfindung, sondern die Intention, die von allen anderen Dorfgeschichtenschreibern auch verfolgt wurde: Man schrieb, um volkspädagogische Bemühungen durchzusetzen und praktische Lehren zu vermitteln, aber auch mit der Absicht, die ländliche Bevölkerung zu erreichen und damit eine neue Leserschicht an die Literatur heranzuführen²⁹ —, wurde er gerade innerhalb der eigenen Reihen kaum akzeptiert, schon gar nicht wurden seine Leistung und sein hehrer Anspruch entsprechend gewürdigt.³⁰ Dies hat nicht nur damit zu tun, dass Felders Umfeld noch nicht reif war für seine Texte, in die sowohl sozialreformerische Bestrebungen als auch eine scharfe Kritik an der unterdrückerischen und die Menschen entmündigende Kirche eingeschrieben sind. Es hat auch — und dies ist eine der Beobachtungen, die zur Verfassung der hier vorliegenden Arbeit geführt haben — damit zu tun, dass Felder in seinen Erzählungen besonders auch mit seinen dörflichen Zeitgenossen mitunter hart ins Gericht geht, dann etwa, wenn er die Figuren als heuchlerisch frömmelnd, geschwätzig, gewalttätig oder einander denunzierend und belügend darstellt. Diesem Aspekt der Figurencharakteristik anhand ihrer Art zu sprechen wird besonders detailliert nachgegangen werden — in der bisherigen Forschungsliteratur über Franz Michael Felder wurde diesem Phänomen bisher noch keine Beachtung geschenkt.

Vielen seiner Gegner blieb über all der Aufregung, dass diesem Bauer seine „Stallhosen“ nicht genug waren, sondern dass er sich als Schriftsteller versuchte, verborgen, was das Studium seiner Schriften und Briefe zu Tage befördert: Dass der als „Sonderling“ abgestempelte Franz Michael Felder auch und vor allem ein Mensch von hoher, integrierender und geradezu moderner Ethik war, der sein Herz am sprichwörtlichen rechten Fleck trug und das Elend seiner Zeitgenossen zum Besseren hin verändern wollte.

„Sonderling[e]“ — das ist nicht nur das Leitmotiv in Felders *Lebensgeschichte*, sondern auch ein wichtiges *literarisches* Leitmotiv. Von „Sonderlinge[n]“ und ih-

²⁹ vgl. Zimmermann, *Der Bauernroman*, S. 23

³⁰ Insgesamt sollte von Seiten der Felder-Forschung eine stärkere Auseinandersetzung auf der Ebene des Diskurses über die bäuerliche Epik oder Dorfgeschichte des 19. Jahrhunderts gesucht werden und Felder als Ausnahmeerscheinung innerhalb dieser Gattung klarer positioniert werden. Dass Felder — viel stärker als allgemein dargelegt wurde (hier bezog man sich vor allem auf die Eigenaussagen Felders in seinem Briefwechsel) — von der ihn umgebenden literarischen Dorfgeschichten-Tradition beeinflusst war, ist an dieser Stelle dezidiert festzuhalten. Freilich wurde in der Felder-Forschung von der Beeinflussung durch Gotthelf, Auerbach oder Cooper gesprochen, der Name Gotthelfs oder Johann Georg Zimmermanns („Über die Einsamkeit“) werden beispielsweise in „Aus meinem Leben“ genannt. Heinrich Zschokke hingegen findet weder in dem umfangreichen Kommentar-Apparat der Werkausgabe noch in Felders Briefen Erwähnung, obwohl er zweifellos von prägender Bedeutung für ihn war. Zschokkes populäre Dorfgeschichte „Das Goldmacherdorf“ spielt in „Sonderlinge“ eine nicht unbedeutende Rolle und hat wohl nicht nur die Romanfigur Franz, sondern auch den Autor beeinflusst.

rer Stellung innerhalb der dörflichen Gemeinschaft handelt auch jener Roman, der im Zentrum der Betrachtungen der hier vorliegenden Arbeit steht. Und dass in einer umfassenden Darstellung über Franz Michael Felder dezidiert von seinem *literarischen* Werk — insbesondere von „Sonderlinge“ — gehandelt wird, ist höchste Zeit: Die literaturwissenschaftliche Forschung, die sich bisher mit Felder beschäftigt habe, so hält Jürgen Thaler treffend fest, war zu sehr vom außergewöhnlichen Lebens- und Bildungsweg Felders angezogen und hat „immer auch sehr stark die Verschränkung von politischer Aktivität und literarischer Praxis, mithin den Konnex von Literatur und Emanzipation thematisiert.“ Felders „Eintritt ins literarische Feld“³¹ sei jedoch „bislang nie genauer betrachtet beziehungsweise nur schablonenhaft dargestellt worden“³².

Die meiste Beachtung fand freilich Felders Autobiographie „Aus meinem Leben“, die immer wieder mit dem Etikett „Felders *bestes* Werk“ versehen wurde. Auch galt und gilt das Interesse — dies ist durch die Neuausgabe von 2006 dokumentiert — Felders Roman „Reich und Arm“, welcher 1977 durch die Habilitationsschrift Walter Methlagls³³ auch den Sprung in den universitären Diskurs geschafft hat.

In der Felder-Forschung und -Rezeption der letzten 30 Jahre eher stiefmütterlich behandelt — und das völlig zu Unrecht — wurde hingegen der Roman „Sonderlinge“: Es gibt, vom Vor- und Nachwort zur Ausgabe von 1976 und einem Aufsatz der Verfasserin³⁴ abgesehen, eigentlich nur einen einzigen Beitrag (es ist der von Osman Durrani³⁵), der sich inhaltlich mit diesem Text auseinander setzt, Otmar Gassner³⁶ hat 1992 einen wichtigen Artikel zur Textgestaltung verfasst.

Die Rahmengeschichte der „Sonderlinge“ erinnert ein wenig an Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“: Auch hier haben wir verfeindete Väter und deren zueinander in Liebe entflammte Kinder. Die furchtbare Unterdrückung

³¹ Jürgen Thaler, Gattung und Habitus. Franz Michael Felders literarische Biographie, Noch unveröffentlicht. Erscheint im Sammelband mit literarischen Monographien zur österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Werner Michler und Karl Wagner (im Böhlau Verlag). Die Seitenzahlen beziehen sich auf das der Verfasserin der Arbeit vorliegende Manuskript, hier: Thaler, Gattung und Habitus, S. 2

³² Thaler, Gattung und Habitus, S. 2

³³ Walter Methlagl, Die Entstehung von Franz Michael Felders Roman „Reich und Arm“. Ein Erwartungshorizont. Habil.-Schrift, Universität Innsbruck 1977

³⁴ Birgit Margaretha Feierl, Sprechakte in den Schriften Franz Michael Felders. Vom Ertrag der Sprechakttheorie für die Betrachtung literarischer Texte, in: Jahrbuch des Franz-Michael-Felder Archivs der Vorarlberger Landesbibliothek 2005, 6. Jahrgang, Bregenz 2005, S. 46–71. Hier wird auf „Sonderlinge“, besonders auf die Figur der Mariann eingegangen, vgl. Feierl, Sprechakte in den Schriften Franz Michael Felders, S. 66–70

³⁵ Osman Durrani, Der Bauer und das Buch. Zwei Kulturen in Franz Michael Felders „Sonderlingen“, in: Jahrbuch des Franz-Michael-Felder Archivs der Vorarlberger Landesbibliothek, Bregenz, 2000 (= 2. Jahrgang), S. 27–36

³⁶ Otmar Gassner, Franz Michael Felder: Sonderlinge — Textgestaltung und Manuskript, in: Montfort Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs, Jg. 44, Dornbirn: Vorarlberger Verlagsanstalt, 1992, S. 244–257

des jungen Vrenchens gleicht in manchen Situationen ganz dem Schicksal Marianns.³⁷ Während aber Kellers Geschichte — der Titel der Novelle verspricht auch kein Happy End — tragisch endet, gelingt es den „Sonderlinge[n]“ in dem von Felder gezeichneten Romandorf rechtzeitig die Kurve zu kratzen, hier lösen sich die Spannungen in Versöhnung und Wohlgefallen auf.

In der Erzählart aber unterscheidet sich Franz Michael Felders Roman nicht nur von Gottfried Kellers Novelle, sondern auch von anderen typischen Dorfgeschichten.³⁸ Der Erzähler der „Sonderlinge“ besitzt nämlich die Fähigkeit, sich — wie kaum ein Erzähler seiner Zeit — in die Figuren hineinzusetzen: Er schildert detailliert deren Gedanken, emotionale Empfindungen und vor allem: deren Art sich zu äußern und sprechend zu handeln. Vor allem durch die an manchen Stellen sehr detailliert geschilderten Gedankenvorgänge mag es — und das wurde Felder auch schon zu Lebzeiten vorgeworfen — zu der einen oder anderen Langatmigkeit gekommen sein. Jürgen Thaler merkt hierzu an, dass „Felders Büchern [...] auf handlungstheoretischer Ebene die Verbindung des Spannenden mit dem zu Erzählenden [fehlte]“³⁹ —, im Gegenzug aber muss auf die große Bedeutung und schriftstellerische Leistung dieser Darstellung hingewiesen werden. Der Leser erhält einen umfassenden Einblick in das Denken und Fühlen der Figuren, so dass er sich deren mitunter seltsames oder von Emotionen gesteuertes, irrationales Verhalten durchaus logisch erklären kann. Ein aus Kellers oben genannter Novelle stammender Satz wie

[...] und er [Marti] gab ihr, ohne zu wissen warum, einige Ohrfeigen [...]⁴⁰,

³⁷ Vrenchen ist, wie Mariann, seit dem Tod der Mutter, dem gestrengen, missmutigen Vater und seinen Launen hilflos ausgeliefert. Sie muss vor allem die Arbeit im Haushalt verrichten, durch harte Unterdrückung bindet der Vater seine Tochter auch emotional an sich. Marti, der Vater Vrenchens, erscheint allerdings noch gewalttätiger als Barthle, der Vater Marianns. Eine interessante Parallele findet sich übrigens in der Art, wie die Mädchen von ihren Vätern „gerufen“ werden: Bei Keller ist zu lesen: „Zugleich zeigte sich Marti auf seinem Grund und Boden und, seine Tochter gewahrend, piff er derselben schrill und gebieterisch durch den Finger, dass sie erschrocken hineilte [...]“ [14 f.]. In „Sonderlinge“: „*Es war ihr [Mariann] immer, ob sie vom Zimmer des Vaters her jenen grellen, weithinschallenden Piff höre, dessen Bedeutung sie schon als kleines Kind nur zu gut kennengelernt hatte.*“ [172 f.] Sali und Franz ähneln einander in der Darstellung zwar überhaupt nicht, eine Parallele findet sich aber in der Schilderung der ersten Begegnung der jugendlichen Erwachsenen: Wie Sali sucht auch Franz die Gespielin aus Jugendtagen im Haus ihres Vaters und in dessen Abwesenheit auf. In beiden Fällen ist es unmöglich vor dieser Kulisse offen zu sprechen, in beiden Fällen bringt erst das Gespräch in freier Natur auf einem Berg (in „Sonderlinge“ auf der Alm, in Kellers Novelle auf der „stillen[n] schöne[n] Anhöhe [...] über welche zwei Äcker sich erstreckten“ [36] die wirkliche Begegnung (vgl. dazu den Abschnitt 7.3.1). Die Zitate aus Kellers Novelle sind folgender Ausgabe entnommen: Gottfried Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. Novelle, Stuttgart: Philipp Reclam jun., 2002 (= Reclams Universal Bibliothek Nr. 6172)

³⁸ Über die Bezüge zwischen der genannten Novelle Gottfried Kellers oder einen möglichen Einfluss Kellers auf Franz Michael Felders Roman finden sich in der Sekundärliteratur keine Hinweise.

³⁹ Thaler, Für Felder war Lob in Leipzig, S. 739

⁴⁰ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 15

würde man in „Sonderlinge“ wohl eher nicht finden.

Die Entwicklung der Charaktere ist von unanfechtbarer psychologischer Folgerichtigkeit und aus den Charakteren heraus entwickelt sich in den gegebenen Verhältnissen mit Nothwendigkeit die einfache Handlung auf dem in wenig Strichen skizzirten historischen Hintergrunde [...],⁴¹

beschreibt Friedrich Hasenov Felders außergewöhnliche Art der Figurendarstellung.

Die hier vorliegende Darstellung möchte, inspiriert von den Grundanliegen der Sprechakttheorie, einen völlig neuen Lesezugang zu Felders „Sonderlinge“ im Speziellen, und darüber hinaus zu Felders Werk insgesamt, eröffnen. Die akribische Untersuchung der Sprechszenen zeigt nicht nur, wie detailliert Felder seine Figuren auf eine ganz bestimmte Art und Weise gezeichnet hat, sondern sie ist auch ein Beitrag zur Erforschung seiner Sprache, im Speziellen zum Wortreichtum des Dichters. Darüber hinaus wird implizit von Felders ganz besonderer Wahrnehmung seines ihn umgebenden Umfeldes erzählt: Felder, der von frühester Kindheit an halbbblind gewesen war, nimmt weniger mit dem Auge, dafür verstärkt mit Ohr und Intuition wahr. Auch dies ist ein Aspekt, dem in der Beurteilung seines literarischen Werks noch keine Beachtung geschenkt wurde.

1.1.1 Leben und Werk: Ein kurzer biographischer Abriss

Am 13. Mai 1839 wird Franz Michael Felder in Schoppernau, einem kleinen Bergdorf im Bregenzerwald, im Westen Österreichs, als das zweite Kind seiner aus kleinbäuerlichen und ärmlichsten Verhältnissen stammenden Eltern Jakob und Maria Felder (geb. Moosbrugger) geboren. Da sowohl der vor ihm geborene ältere Bruder gleich bei dessen Geburt stirbt und auch der eineinhalb Jahre nach ihm geborene, jüngere Bruder nur zur Welt kommt, „*um sich christlich bestatten zu lassen*“ [AML 26], bleibt Felder ein Einzelkind. Es ist ein zwar sehr armes, aber ungewöhnlich behütetes Umfeld, in das der kleine Franzmichel hineingebo- ren wird. Der Knabe ist kaum älter als ein Jahr, als seine Eltern am „*rechten Auge*“ einen „*weißen Fleck*“ feststellen, der allmählich „*größer und größer*“ [AML 22] wird. Die Eltern legen alle Ersparnisse zusammen und entscheiden sich, unter anderem aufgrund des heftigen Einredens der übrigen Dorfbewohner, schweren Herzens das Kleinkind in der Begleitung seiner Tante Dorothee, dem „*Gottle*“,

⁴¹ Friedrich Hasenov, Die neueste Dorfgeschichte aus dem Bregenzerwald, in: Magazin für die Literatur des Auslandes. Hrsg. v. Joseph Lehmann. Jg. 36 (1867), Nr. 27 (6. 7.), zitiert nach: Hermann Sander, Einleitung, in: Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit. Eingeleitet und herausgegeben von Hermann Sander. Mit einer Ansicht von Vorsaß und Bad Hopfreben im Bregenzerwalde. Leipzig: Hesse & Becker Verlag, 1910 (= Franz Michael Felders sämtliche Werke. Herausgegeben im Auftrage des Franz Michael Felder-Vereins zu Bregenz. Dritter Band), hier: Sander, Einleitung zu „Sonderlinge“, S. XII

in die Obhut eines in gutem Rufe stehenden, „aus der Nachbargemeinde“ stammenden Arztes, der „sich eben in einem Tiroler Dörfchen häuslich niedergelassen hatte“ [AML 23], zu geben. So werden der „kaum anderthalbjährige“ [AML 25] Franzmichel und seine Tante vom Vater im Stanzertal abgeliefert, wo sich eines Nachts der Arzt im volltrunkenen Zustand über den Knaben hermacht und das linke — das gesunde Auge — ‚operiert‘ und es folglich zerstört. Trotz dieses furchtbaren Ereignisses — der Knabe ist seit seiner Rückkehr beinahe blind — wächst der kleine Franzmichel „zu einem pausbackigen Büblein“ [AML 28] heran. In der Autobiographie lesen wir von der außergewöhnlichen Behandlung durch seine Eltern, der Vater wird als *liebevoll*, die Mutter als *zärtlich besorgt* [vgl. AML 27] charakterisiert. Der Knabe wird „mit vielleicht nur zu vieler Sorgfalt“ [ebd.] umgeben — in einer Zeit, in der die

[...] Erziehung einzig nur darauf hinausgeht, im zweiten Jahrzehnt ja mit dem Kind wieder so viel hereinzubringen, als das erste seines Lebens an Barm und die Erziehung oder vielmehr Abrichtung, an Zeit gekostet haben mag [AML 27 f.],

— und in einem Umfeld, in dem die Dorfbewohner vom Urteil der öffentlichen Meinung abhängig waren, alles um des „lieben Scheines wegen“ [AML 227] taten und jedes Abweichen von der Tradition als ungewöhnliches Verhalten gebrandmarkt wurde.

Schon in frühen Jahren erlebt sich der Knabe in der Position eines Sonderlings: Er beobachtet den Gegensatz zwischen seiner eigenen Sensibilität und dem ungehobelten Verhalten der Burschen seines Alters, das ihm „[z]uwider“ ist. Der autobiographische Erzähler erinnert sich an die „derben Spiele der Burschen mit ihren hölzernen Rossen und Kühen [...]“: „[...] mir aber tat es auch da schon weh, zu sehen, wie solch ein Tier geschlachtet, mit scharfem Messer zerstückt wurde, sobald man von ihm sagte, daß es zu wenig Milch gebe“ [AML 31 f.]. Angewidert von dem „Umschaffungs- oder meinetwegen Zerstörungstrieb“ der Spielgefährten, sucht der Knabe „die stille, friedliche Gesellschaft der Mädchen“. Dass er deshalb „mancherlei Spottreden hören mußte“ und ihm „der Name „Mädchenheld“ [...] aufgetrieben“ [AML 31] wurde, verleidet ihm das Spiel.

Am 12. Februar 1849 stirbt der Vater im Alter von 45 Jahren an Schlagfluss. Abgesehen von der furchtbaren emotionalen Erschütterung für die Familie durch den Verlust des Vaters ist damit auch das Schicksal des kleinen Franzmichel besiegelt: Er, der von Beruf „Bibliothekari“ oder Tierarzt werden wollte, darf in dieser tristen ökonomischen Situation an ein Studium nicht einmal mehr denken. Nachdem der Knabe die Volksschule verlassen hat, muss er, an seines Vaters Statt, die Bewirtschaftung von Hof und Gut übernehmen. Alles, was er an Schulbildung erfährt, ist der Abschluss der Volksschule, in die Felder im November 1846 als Siebenjähriger eingetreten war. Sein Abschlusszeugnis von 1853 bestätigt Felder

wohl eine vorzügliche Leistung in der „Kais: Königl: Trivial=Schule“⁴², doch war von der Dorfschule keine hohe Bildung zu erwarten. Lesen und Lernen galten laut öffentlicher Meinung als unnütze Zeitverschwendung: „*Man will ja keinen klugen Kopf, keinen aufgeklärten Sonderling, sondern einen nützlichen Menschen*“ [AML 57]. Es ist mit Rudolf Hildebrand berechtigter Weise zu fragen, „wie denn ein solcher Bauer in einem solchen Orte solche Bildung erwerben [konnte]?“⁴³, der Frage wird detailliert auch in Kap. 4.1 nachgegangen. Fest steht, dass der Knabe in schier „unstillbare[m] Lesehunger“⁴⁴ alles liest, was ihm in die Hände fällt: alte Zeitungen, Kalender, die Bibel, Heiligenlegenden und einige Bücher, obwohl Felders Mutter noch davon gesprochen habe, dass man „den Jungen die Bücher auf den Händen verbrennen“ müsse, „damit sie [...] ihrer verführerischen Wirkung entzogen und der Gnade teilhaftig würden“⁴⁵. Die glücklicherweise unverbrannt gebliebenen klassischen und romantischen Werke⁴⁶ hinterlassen einen prägenden Eindruck auf den Bauernjungen. Als Leser des „Illustrierten Dorfbarbiers“ und der „Gartenlaube“ und durch die Lektüre verschiedener Sozialwerke eignet er sich, der zwar von hoher Begabung war, wohl aber nicht „»als Genie vom Himmel gefallen«“ sei, „ausgestattet mit Intelligenz, Fleiß und Konsequenz, in autodidaktischer Weise eine literarische Bildung“ an, die „dem städtischen, an den Bildungsquellen sitzenden Bürgertum der Zeit entsprach“⁴⁷.

Die Beschäftigung mit geistigen Dingen und die Flucht in die Welt der Bücher lässt den heranwachsenden, sich immer mehr von der Dorfgesellschaft absondernden Felder geistig überleben. Als 21-jähriger stürzt Felder während des Kühetreibens, beim Überqueren einer Brücke, in die Hochwasser führende Bregenzerache. Einige Bauern gehen am Unfallort vorbei, ohne ihn zu retten, da

⁴² Maria Katharina Strolz, Umwelt und Persönlichkeit Franz Michael Felders (1839–1869). Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Hinterbregenzerwaldes. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades, Wien: Universität Wien, 1976, S. 363

⁴³ Hildebrand, Ein Bauer als Dichter nach: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 454

⁴⁴ Elmar Haller, Einführung, in: Nümmamüllers und das Schwarzkaspale. Erzählungen und Gedichte, bearbeitet von Elmar Haller, Bregenz: Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., 1978 (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke, Bd. 1), hier: Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 8

⁴⁵ Walter Methlagl, „Der „Kryptoprotestant“ Franz Michael Felder. Literatur, Sozialreform und „Protestantische Ethik““, in: Jahrbuch des Franz-Michael-Felder Archivs der Vorarlberger Landesbibliothek, Bregenz: 2000 (= 2. Jahrgang), hier: Methlagl, Der „Kryptoprotestant“, S. 22

⁴⁶ Als Felder 16 Jahre alt ist, führte seine Bekanntschaft mit Dr. Beck, dem Gemeindefeldarzt in Au, zu seiner ersten Begegnung mit den Klassikern, „die damals bei Cotta außerordentlich preiswert herauskamen und in regelmäßigen Lieferungen, wie eine Zeitschrift, bezogen werden konnten. Es dauerte nicht lange, da war auch Felder Abonnent dieser Reihe, welche Opfer er auch dafür bringen mußte.“, vgl. Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 9

⁴⁷ Ruthilde Frischenschlager, Franz Michael Felder (1839–1869). Bildungsweg und Persönlichkeit. Zur Entstehung des literarischen Realismus in Österreich, München: W. Ludwig Verlag, 1991 (= Literatur aus Bayern und Österreich. Literaturhistorische Studien. Herausgegeben von Dietz-Rüdiger Moser und Herbert Zeman, Band III), hier: Frischenschlager, Bildungsweg und Persönlichkeit, S. 6

sie der Ansicht sind, um den Dorfsonderling sei es ja doch nicht schade. Kurz bevor der Ertrinkende in den Fluten des Flusses untergeht, wird er „halb tot und bewußtlos“⁴⁸ von Josef Wolfgang Oberhauser aus dem Wasser gezogen. Das Ereignis selbst und das ungehörige Verhalten der Dorfbewohner sorgt für Aufsehen im Dorf, darüber hinaus dürfte es Felders Verhältnis zu den Menschen des Dorfes verändert haben.⁴⁹

Für Anna Katharina Moosbrugger, genannt Nanni, das Mädchen aus dem Nachbardorf, ist der Sturz in den Fluss der Anlass, sich offen zu Felder zu bekennen: Sie heiratet den Sonderling trotz der Vorbehalte ihrer Familie. Die Hochzeit fand am 4. Februar 1861 statt:

Pfarrer Stockmayr legte unsere Hände ineinander [...]. Nannis „Ja“ klang fest und sicher; den vielen in der Kirche anwesenden Dorfbewohnerinnen fast zu laut. Ein klein wenig hätte sie doch weinen sollen. Man sagt, eine traurige Braut gebe ein fröhliches Weib. Im allgemeinen mag dieser Spruch wohl etwas Wahres haben, aber an meinem Wible bewahrheitete er sich nicht. Es war halt eben auch — ein Sonderling. [AML 286]

Nanni ist Felder eine ebenbürtige Gefährtin: Sie schreibt Gedichte, Tagebuch und Briefe und liest schon als Mädchen mit Begeisterung die Bücher ihres Bruders Kaspar Moosbrugger, dem späteren Schwager und Freund Felders. In ihren Liebesbriefen vor der Hochzeit nennen Felder und Nanni einander „Petrarca“ und „Laura“ und Felder lernt von ihr, dass die Beschäftigung mit geistigen Dingen nicht zwingend mit dem Rückzug in eine Phantasiewelt einher gehen muss [vgl. AML 215] und „*dass eine bessere Ausbildung nicht unfähig mache, in meiner Heimat nach der Väter Weise zu leben und zu arbeiten*“ [AML 223 f.]. Gemeinsam stellen sich die beiden gegen die öffentliche Dorfmeinung, auch Nanni spielt sich, von Felder dazu ermutigt, allmählich von den Verhaltensnormen frei, die damals das Leben einer Bäuerin in enge Grenzen bannten. Dass das Haus der beiden für bildungshungrige Dorffangehörige offen war, erscheint als das beste Beispiel dafür, was Felder, seine Frau und seine Freunde unter „Genossenschaft“ verstanden.⁵⁰

⁴⁸ Aufzeichnung des Pfarrers Aloys Stockmayr, Schoppernauer Pfarrchronik, zitiert nach: Walter Methlagl, *Der Traum des Bauern Franz Michael Felder*, Bregenz: fink's verlag, 1984, hier: Methlagl, *Der Traum des Bauern*, S. 22

⁴⁹ „*Wer auch nicht bei der Sache beteiligt war, begann sich zu schämen. Jeder Bauer empfand die Herzlosigkeit einzelner auch als seine Schuld. Unbewußt lastete es auf allen, daß nicht der oder der, sondern daß der Geist der Bevölkerung an mir gesündigt habe. Die Begegnenden nahten sich mir mit scheuer Freundlichkeit, als ob sie mir ein großes Unrecht abzubitten hätten. Ich war jetzt in der Stimmung, mit allen zu reden, denn mir tat der Verkehr mit den Leuten wohl und ich hatte den Vorsatz, mich künftig freundschaftlicher zu meiner Umgebung zu stellen. So schied jeder befriedigt und, ich möchte sagen, erleichtert von mir, und noch nie war so viel Gutes aus meinem Leben herausgesucht und erzählt worden, als diesen einzigen Tag.*“ [AML 269]

⁵⁰ vgl. Walter Methlagl, Einleitung, in: Felder, Franz Michael, *Briefwechsel 1856–1869* 1. Teil. Herausgegeben von Walter Methlagl, Bregenz 1981 (= Franz Michael Felder: *Sämtliche Werke*. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 10), hier: Methlagl, Vorwort, *Werke* Bd. 10, S. 18

1862 beginnt Felder an seiner Dorfgeschichte „Nümmamüllers und das Schwar-zokaspale“ zu schreiben, am 13. Juni desselben Jahres wird Felders erster Sohn Jakob geboren — insgesamt werden Felder und seine Frau fünf Kindern das Leben schenken. Im Juli 1863 begegnet Felder durch einen glücklichen Zufall dem Germanisten Rudolf Hildebrand aus Leipzig, der sich im Bregenzerwald aufhält. Zwischen den beiden ungleichen Männern entwickelt sich im Laufe der Zeit eine ganz besondere Freundschaft, wobei eine wichtige Rolle der Aspekt der Vermittlung zwischen dem Stand der Gebildeten und dem der Ungebildeten eine ganz zentrale Rolle gespielt haben mag: Felder sei für Hildebrand „von enormer Wichtigkeit“ gewesen, da „[d]ie Schreibtischgelehrten [...] immer auf der Suche nach Erzählern und Sammlern von Sagen und Mythen aus dem Bauernstand“ waren, da sie hier „jenes Germanische zu finden [glaubten], das über Generationen von Mund zu Mund überliefert worden ist“⁵¹, so lesen wir im Einleitungstext des zwölften Bandes der Werkausgabe.⁵²

Besonders im Briefwechsel mit Hildebrand „erreichte die Vermittlungsfunktion [...] zwischen Stadt und Land ihr höchstes Ausmaß und zugleich ihre größte Genauigkeit“⁵³, so Walter Methlagl: Felder habe sich hier ganz bewusst als Vermittlungsfigur stilisiert

[...] im Vorausvollzug des mit aufklärerischem Optimismus unbeirrt angestrebten Ideals einer künftigen, ja einer zum Greifen nahegerückten [sic!] Aussöhnung unter den Klassen. Darin entsprach er sensationell dem binnenexotischen Interesse des national-bewußten Intellektuellen in Norddeutschland.⁵⁴

Die Bekanntschaft mit Felder war also für Hildebrand von großer Bedeutung, umgekehrt gibt Hildebrand Felder psychologischen Rückhalt in dessen künstlerischem Selbstverständnis als Schriftsteller und sichert seiner Arbeit überregionale Wirkung. Das Gros der Dorfbewohner ist von Felders literarischer Arbeit hingegen wenig entzückt: Als 1863 „Nümmamüllers“ erscheint, macht sich allgemein Empörung breit in Felders Heimatort. Die Briefe, in denen Felder von der Rezeption des „Nümmamüller“ berichtet, dokumentieren die Empörung unter den Bewohnern in Schoppernau, welches ja zugleich Schauplatz der Handlung der Dorfgeschichte ist: Sie glauben, von Felder in der Erzählung *portraitiert* worden

⁵¹ Lingenhöle u.a., Vorwort Bd. 12, S. 9

⁵² Auch den 1867 erschienene Roman „Sonderlinge“ möchte Hildebrand als einen Beitrag „zur Ausfüllung der unseligen Kluft zwischen Studiert und Unstudiert“ verstanden wissen: „Es ist ein alter Lieblingssatz von mir, daß sich auch das Abstracteste in der Volkssprache sagen läßt und daß wir unsre gebildete Sprache, ohne ihren eignen Werth irgend aufzugeben, aus der Volkssprache neu anfrischen und ihr nähern sollten, zur Ausfüllung der unseligen Kluft zwischen Studiert und Unstudiert. Ich habe seit Jahren gesucht nach Mitteln und Männern, die dazu hülften; Sie könnens vortrefflich [...]“, vgl. Rudolf Hildebrand an Felder, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 32 f.

⁵³ Methlagl, Vorwort, Werke Bd. 10, S. 12 f.

⁵⁴ Methlagl, Vorwort, Werke Bd. 10, S. 13

zu sein und jene, die sich in der Erzählung *abgemalt* glauben, fühlen sich von Felders Text bedroht. Im Brief vom 17. November berichtet Felder seinem Schwager von den Reaktionen und meint, dass er „*doch nie geglaubt*“ habe, „*daß hier ein Buch so viel Aufsehen machen könnte*“. Es ist erstaunlich, „*was die Leute aus dem Buch heraus- und in das Buch hineingelesen haben*.“⁵⁵

Elmar Haller merkt im Vorwort zum ersten Band der Werkausgabe in diesem Zusammenhang an, dass jene, „die sich betroffen fühlen mußten, und das waren immer mehr“ sich dagegen wehrten, „daß sie auf diese Weise der Kritik der Öffentlichkeit ausgesetzt wurden“⁵⁶.

Die Kritik in den eigenen Reihen an Felders Person, seinem Tun und literarischem Schaffen hört zeit seines kurzen Lebens nie auf, im Gegenteil: Felder wird im eigenen Ländchen mehr und mehr zur persona non grata, vor allem ab dem Moment, ab dem er sich zusätzlich zu seinem „*federfuchsenden Tagwerk*“⁵⁷ auch politisch zu engagieren beginnt. Durch die umfassenden Sozialreformen⁵⁸ macht sich Felder — der, wie Walter Methlagl festhält, sich „zeitlebends als Katholik sah“⁵⁹ — verdächtig im kapitalistischen Geist zu handeln.

1864 wird Felder in den Gemeinderat gewählt und ist von nun an heftigen Angriffen von klerikal-konservativer Seite ausgesetzt, Pfarrer Rüschler macht von der Kanzel herab Stimmung gegen ihn.⁶⁰ Im Winter 1866 gründet Felder einen Handwerkerverein, kurz darauf initiiert er auf der Basis dieses Vereins die Gründung einer Leihbibliothek in Schoppernau.⁶¹ Aber die

[...] Förderung der Bildung und des volkswirtschaftlichen Fortschritts in seiner Umgebung, so wie durch Errichtung einer Leihbibliothek [...], die er den Thalbewohnern in liberalster Weise zugänglich machte [...] aber erregte, wie seine schriftstellerische, auf der pfäffischen Seite bald großen Anstoß. Schon längst waren störende Umtriebe gegen ihn im Werke.⁶²

Einmal mehr macht Felder sich verdächtig, gegen die geistliche Obrigkeit zu ar-

⁵⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 17. 11. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 100 f.

⁵⁶ Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 20

⁵⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 6. 1. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 44

⁵⁸ 1862 Neuverteilung der Gemeindelasten nach Einkommen, nicht mehr nach Köpfen, Brechen des Käshandel-Monopols, des Holzexport und des Stickerei-Monopols, vgl. Methlagl, Der „Kryptoprotestant“, S. 22

⁵⁹ Methlagl, Der „Kryptoprotestant“, S. 23

⁶⁰ Der Brief vom „Juli 1867“ protokolliert die Anfeindungen, in: Franz Michael Felder — Kaspar Moosbrugger. Briefwechsel 2. Teil, bearb. von Eugen Thurner, Bregenz: Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., 1972 (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke, Bd. 6), S. 56–60

⁶¹ „Auf meine Veranlassung hat der hiesige Verein eine Bibliothek zu errichten begonnen.“, Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 6. 2. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 20

⁶² Der Text folgt einem Auszug aus dem Artikel in der Neuen Freien Presse, Jg. 1867, Nr. 973 (17. 5.), zitiert nach: Walter Methlagl, Anhang, in: Briefwechsel 1856–1869 2. Teil, hrsg. von Walther Methlagl. Mitarbeit: Anton Methlagl und Wilhelm Meusburger, Bregenz: Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., 1989 (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke, Bd. 11), hier: Felder, FMF Werke, Bd. 11, S. 263, Anm. Nr. 414

beiten und obwohl die „von mir im letzten Winter für die Gemeinde auf Kosten des Handwerkervereins und auf Rechnung von andern Wohltätern errichtete Leihbibliothek [...] nie von einem Geistlichen durchgesehen [wurde]“, „brachten einige dieser Herren das Gerücht auf, daß von mir Hurenbücher ausgeliehen würden“, lesen wir im Brief an Moosbrugger vom „Juli 1867“ und weiter heißt es:

Von Schopperrau bis Bezau redete im Frühling alles von mir. Man nannte mich einen Ketzer, Freimaurer, Gottesleugner, Antichrist — wie das Volk dieses Ungeheuer kennt — und es wurde besonders in Schnepfau öffentlich ausgemacht, es wäre ein gutes Werk, wenn man mich ins Wasser werfen oder so in der Stille auf die Seite schaffen könnte. Meine Freunde warnten mich, allein die Heimat nicht mehr zu verlassen. Der Vater des Pfarrers Rüscher besuchte seinen Sohn und ging dann aus dem Pfarrhof in andere Häuser, um den Leuten zu sagen, sein Bub wisse wohl, daß nur ich an allem schuld sei und das ganze Dorf in Übeln Ruf bringe, doch man werde mir den Meister schon noch zeigen, wenigstens bei ihm daheim in Reuthe (bei Bezau) würde man jetzt mit so einem wie mir nicht viel Wesen machen, man tät mir das noch gesunde Auge auch ausstechen und mich dann erschlagen.⁶³

Die Hetzereien gegen Felder zeigen ihre Wirkung: Als im Februar 1867 anonym eine zweite Parteischrift, diesmal mit dem Titel „Klarstellung der vorarlberg'schen Partei der Gleichberechtigung“ von Kaspar Moosbrugger erscheint und Felder abermals von Pfarrer Rüscher der Autorschaft verdächtigt wird, folgen erste Morddrohungen. Und während sein erster großer Roman „Sonderlinge“ unter Hildebrands schützender Hand, bei Salomon Hirzel in Leipzig verlegt, erscheint, muss Felder Anfang Mai 1867 wegen der offen gegen ihn ausgesprochenen Drohungen mit seiner Frau Nanni zu Kaspar Moosbrugger nach Bludenz flüchten. Mitte Mai gibt Moosbrugger in den Vorarlberger Zeitungen bekannt, dass er der Autor der beiden Broschüren sei, Felder kann Ende Mai wieder nach Schopperrau zurückkehren.

Schriftstellerisch ist Felder während all dieser Zeit aber keineswegs untätig: Nicht nur, dass Felder im März 1867 an seinem großen sozialen Roman „Reich und Arm“ zu arbeiten beginnt, im selben Jahr erscheinen zudem der Aufsatz „Zwei Geburtstage eines Bäuerleins“ im „Grenzboten“ in Leipzig, die „Skizzen aus Vorarlberg“ in der „Österreichischen Gartenlaube“ und „Grobe Federzeichnungen aus dem Bregenzerwalde“ in der Wiener Zeitung „Wanderer“. 1868 erscheint „Ein Schattenbild aus dem Bregenzer Walde“ in der „Grazer Tagespost“, sowie im Oktober dieses Jahres — wieder bei Hirzel in Leipzig — „Reich und Arm“.

Als Felder im Sommer 1868 von seiner bereits zweiten Reise zu Hildebrand nach Leipzig zurückkehrt, stirbt kurze Zeit später überraschend die geliebte Ehefrau Nanni, Felder bleibt als gebrochener Mann und verzweifelter Witwer zurück,

⁶³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom Juli 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 58

die fünf gemeinsamen Kinder sind von nun an Halbwaisen. In seinem Brief an Hermann Sander vom 5. September 1868 schreibt Felder:

Nun aber ist ein Ereigniß gekommen, welches mich tief beugt und mir alle Schaffenslust nimmt. Am 31. August hab ich meine liebe gute Frau verloren. Sie starb an Tiphus nach Stägigem Leiden. Wer sah und weiß, was alles die Edle dem sonst so selten verstandenen, der Heimath entfremdeten Sonderling in den letzten 8 Jahren war, wie sie ihm die schwersten Kämpfe leichter machte, sein ganzes Wesen hob und mit ihrem reinen selbstlosen Wesen durchgeistigte, der muß den Riß ahnen, den ich fühle und meinen tiefen Schmerz theilen. Sie war ein Sonderling, Bäuerin, Mutter alles, ein großes herrliches Weib! Nur der Gedanke an die süßen Pflichten gegen ihre 5 lieben Kinder vermag mich einigermaßen zu erheben.⁶⁴

Eine Nichte Nannis, Maria Anna Moosbrugger, nimmt sich der Familie an und führt von nun an deren Haushalt. Nicht einmal in dieser furchtbaren Situation lassen Felders Feinde von der Jagd auf ihn ab: Nach dem Tod Nannis „wurde von der Kanzel gepredigt, das sei die gerechte Strafe für den Freimaurer und Antichrist.“⁶⁵ Hildebrand versucht seinen Freund aufzurichten, indem er ihn ermutigt, seine Autobiographie zu schreiben, um seiner Traurigkeit und Verzweiflung Herr zu werden: Felder beherzigt den Ratschlag und beginnt wenig später mit der Niederschrift der Autobiographie „Aus meinem Leben“. Am 17. Februar 1869, knapp ein halbes Jahr nach dem Tod Nannis, schreibt Felder an seinen Schwager Kaspar Moosbrugger:

Meine Selbstbiographie langt bald bis zu meiner Verehelichung, womit ich dann den ersten Band und vorläufig das Ganze abschließe. Meinem Wible ist darin ein Denkmal gesetzt, wie es noch selten einer Wälderin wurde [...]. Ich fand manche Rose wieder, und ein frischer duftiger Hauch wehte mich an. Ein aufmerksamer Leser meiner Arbeit freilich dürfte auch ahnen, wie manche Träne dabei floß, aber schon meine Sonderlinge beweisen, daß nicht alles herb wird, was ich mit meinem Herzblut schreibe. Ich vermag mich gestaltend von allem Quälenden zu befreien, und eben darum kann ich dann dabei wieder hell aufjubeln. [...]
Ich habe Verlieren gelernt. Man besitzt manches, was man nicht hat, und kann etwas erst recht haben, wenn es verloren scheint. An meiner Nanni war mir das menschlich Beste wert vor allem, aber das geht nie verloren. Ich habe viel verarbeiten müssen, kein Mensch ahnt wie viel, und ganz allein.⁶⁶

Gut drei Wochen später schreibt Felder, wieder in einem Brief an Moosbrugger, dass die „*Selbstbiographie [...] in wenigen Tagen fertig*“ werde:

Ich schließe mit meiner Verehelichung ab. Der Tod meiner Nanni wird gar nicht erwähnt. Du siehst lebend, schaffend, singend, Du hörst ihre Ansichten über Men-

⁶⁴ Felder an Hermann Sander, Brieffragment vom 5. 9. 1868, in: Felder, FMF Werke, Bd. 11, S. 104 f.

⁶⁵ Längle, Felder Franz Michael, François Michel, S. 29

⁶⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 17. 2. 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 212 f.

schen und Zustände und ihre Gedichte. Die Kapitel, die von ihr erzählen, sind die heitersten. Sonst hat das Buch manches Trübe [...].⁶⁷

Der schwere Schicksalsschlag macht den ohnehin ständig überarbeiteten, ausgezehrten und häufig übermüdeten Felder anfällig für Krankheiten. Drei Wochen nach dem Abschließen der Autobiographie und dem eben zitierten Brief stirbt der Dichter am 26. April 1869 im Alter von 29 Jahren an Tuberkulose. Felders letzter, nicht mehr selbst geschriebener, sondern diktierter Brief ist wieder an den Schwager Moosbrugger adressiert:

Schopfernau, den April [1869] Lieber Freund! Mein letzter Brief war überhaupt mein letzter, seitdem liege ich im Gado lungenkrank darnieder. Herr Dr. Dünser machte mir den Antrag, Herrn Dr. Greber in Bezau beizuziehen, wenn ich nicht immer Besserung spürte trotz zunehmender Schwäche, so würde ich von demselben Gebrauch gemacht haben. Mache Dir also keine Sorgen und hoffe das Beste. Wenn Du Dr. Hildebrand die Biographie schickst, so melde ihm mein Unwohlsein, von dem er natürlich nichts weiß. Grüße an die Deinigen. Dein Freund F. M. Felder.⁶⁸

Am 2. Juni 1869 meldet die „Feldkircher Zeitung“ der Leserschaft den Tod Franz Michael Felders:

Aufruf! Das Land Vorarlberg hat am 26. April d. J. einen schweren Verlust erlitten. Franz Michael Felder ist dem Schmerz und Gram über das im vorigen Herbste erfolgte Hinscheiden seines innigst geliebten Weibes, der unersetzlichen Gehilfin erlegen.⁶⁹

1.1.2 „was den Augen Des Körpers zu sehen mir Das Schicksal nicht gestattete“

Mit dem Blicke des Geistes will
Ich verfolgen, was den Augen
Des Körpers zu sehen mir
Das Schicksal nicht gestattete.⁷⁰

Diese Zeilen stehen zu Beginn des mit „*Aus der Welt des Herzens / Nach der Arbeit / Der Erinnerung geweiht*“ überschriebenen Tagebuchs von 1857, in dem „Innenansichten Felders“ verzeichnet sind, welche „sich beinahe jedem Ereignischarakter verwehren und hochstilisiert das Lob und das Leid der Einsamkeit beschreiben, aber auch penibel die Träume dieser Zeit festhalten“⁷¹.

⁶⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 3. 3. 1868, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 217

⁶⁸ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief (Diktat), April 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 226

⁶⁹ Aufruf!, in: Feldkircher Zeitung, Nr. 44 vom 2. 6. 1869, S. 404, sowie in: Vorarlberger Landeszeitung, Nr. 63 vom 3. 6. 1869, zitiert nach: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 317 f.

⁷⁰ Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 47

⁷¹ Walter Lingenhöle und Jürgen Thaler, Vorwort, in: Nachträge, herausgegeben von Walter Lingenhöle und Jürgen Thaler, Bregenz: Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., 1995 (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke, Bd. 12), S. 10

Nicht nur mit dem *Blicke des Geistes* hat Franz Michael Felder die ihn umgebende Welt beobachtet, sondern er hat sie auch erspürt und — wie sich anhand seines Schreibens auch zeigen lässt — er hat sie *erhört*. Dies ist ein Aspekt, dem in der Beurteilung von Felders literarischem Werk bisher noch keine Beachtung geschenkt wurde. In seinem Aufsatz „Die Welt in mir. Ich in der Welt“ kommt Walter Methlagl allerdings auf Felders „Welterleben“ zu sprechen. Auch er bezieht den oben genannten Tagebucheintrag in seine Überlegungen mit ein und hält fest:

Das Welterleben Felders [...] war gehemmt, er sah nicht gut, er brauchte Ersatz, und der Ersatz war für ihn in erster Linie das Ohr, das gesprochene Wort. Die Bilder, die uns sonst durch das Auge erreichen, wurden ihm weitgehend durch das Ohr vermittelt. Statt mit anderen Kindern in der Welt des Sichtbaren zu spielen, spielte er mit Wörtern, er las bzw. ließ sich vorlesen [...]. In einer Welt des Bildes entwickelte Felder eine Welt des Wortes; er sammelte den Wortschatz, die Redewendungen, die Sagen, also die s p r a c h l i c h e Überlieferung der Gegend [...].⁷²

Die vorliegende Textbetrachtung von „Sonderlinge“ zeigt — und hier können wir Methlagls Aussage gleichsam noch erweitern —, dass Felders Welt des Wortes auch in der von ihm geschaffenen literarischen Fiktion ihren deutlichen Niederschlag findet.

Ein dezenter Hinweis findet sich auch in Heinrich Hirzels Besprechung über die „Sonderlinge“:

Und doch ist das ganze Material dieser Dichtung dem wirklichen äußern und innern Leben der Bregenzerwälder entnommen, vom Dichter nur mit feinsten Beobachtungsgabe **belauscht** und dann allerdings mit bedeutender poetischer Begabung plastisch gestaltet; immer aber so naturgetreu, daß alles nicht nur den Eindruck poetischer Wahrheit, sondern auch den des wirklichen Geschehenseins macht.⁷³

Rat und falsches Lob entscheiden über das Augenlicht

Besonders berührend — vor allem vor dem Hintergrund unserer von der Sprechakttheorie beeinflussten Beobachtungen — mutet die der Autobiographie erzählten Vorgeschichte an, wie es zur beinahe vollständigen Auslöschung des Augenlichts gekommen ist:

Wie bereits erwähnt, stellen die Eltern des kleinen Franzmichel am rechten Auge einen „*weißen Fleck*“ — nach den Angaben von Walter Methlagl handelt

⁷² Walter Methlagl, „Die Welt in mir. Ich in der Welt.“ Zum heutigen Felder-Bild, in: Feier anlässlich des 150. Geburtstages von Franz Michael Felder in Schoppernau 13. und 14. Mai 1989, Redaktion Elmar Haller und Karl-Heinz Heinzle, Bregenz: Vorarlberger Literarische Gesellschaft 1989 (= Beihefte des Franz-Michael-Felder-Vereins; 6), S. 14

⁷³ Heinrich Hirzel: Franz Michael Felder, der Dichter aus dem Bregenzerwald, Neue Zürcher Zeitung, Jg. 48 (1868), Nr. 248 bis 254 (6. bis 12. September), Feuilleton, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 508. Hervorhebung von BMF.

es sich dabei um „einen angeborenen Star“⁷⁴ — fest, der allmählich „*größer und größer*“ wird. Die Nachricht vom kranken Auge wird zunächst noch als „*Familiengeheimnis*“ [AML 22] gehandelt, verlässt aber schließlich doch das Felder'sche Haus und wird so zum Gesprächsgegenstand des Geredes der Leute. Nach der Darstellung des autobiographischen Ich-Erzählers wird also aus der privaten Sorge um den Knaben ein kollektives Wehklagen im Dorf, die Rufe von außen [„*Zusprüche, wie das Jammern von Verwandten und der durch sie ins Dorf gebrachte Lärm, dessen Echo [...] von gutmeinenden Trösterinnen*“ [AML 23]] schüren die Unsicherheit der Eltern:

Das und dieses Mittel, der und jener Arzt wurden dringend empfohlen und sofortiges Handeln fast stürmisch verlangt [...]. Je länger man jammerte, tröstete, riet und befahl, desto weniger wußten die Eltern, was sie tun oder lassen sollten. Von der öffentlichen Meinung um so abhängiger, weil ihnen [...] das Walten des Arztes überhaupt wie halbes Hexenwerk erschien, war es ihnen ordentlich eine große Erleichterung, als man sich überall mehr und mehr in unbeschränktem Lob eines aus der Nachbargemeinde Au stammenden Arztes erging, der sich eben in einem Tiroler Dörfchen häuslich niedergelassen hatte. [AML 23]

Mit *dringend empfehlen, stürmisch verlangen, jammern, trösten, raten, befehlen, sich in Lob ergehen* finden sich in diesem kurzen Absatz eine ganze Reihe von Verba dicendi, jedes davon birgt eine je anders ausgerichtete, aber große Kraft in sich, jedes zielt auf eine bestimmte Wirkung ab und will — vom *trösten* abgesehen — zum Handeln animieren. Die Verwirrung wird mit jedem Sprecher, der sich in den Chor der öffentlichen Meinung einreicht, größer und der Erzähler weist selbst auf das Paradoxon: *Je länger [...], desto weniger wußten die Eltern, was sie tun oder lassen sollten* hin.

Nun geht es dabei aber nicht um irgendeine Entscheidung, sondern um ein wirklich dramatisches Problem: Die Gesundheit eines Kindes steht auf dem Spiel. Inmitten dieser aufgeschauelten Szene tritt nun an die Stelle der dubiosen Forderungen der Dorfbewohner mit einem Mal die konkrete Gestalt des unbeschränkten Lobes. Und da das Handfeste stets mehr Sicherheit zu vermitteln vermag als ein Herumreden fasst schließlich das Gottle „*ein solches Vertrauen*“ zu dem, dessen guter Ruf über dem Dorfe hängt, „*daß sie selbst sich noch über den Arlberg bringen lassen und ihr kleines Vermögelein der Gesundheit zuliebe herzhafte daran setzen wollte*“ [AML 24]. Der anempfohlene Arzt profitiert vom durch die öffentliche Meinung transportierten Nimbus des aus dem Bregenzerwald Ausgewanderten und sich in der Fremde erfolgreich Bewährenden:

Je weniger man von ihm weiß, desto mehr wird von ihm geredet und in der Wärme, mit welcher seine treue Heimat ihn umfängt, wächst sein Name in kurzer Zeit zu einer Bedeutung, die schon manches auf Abwege gekommene Landeskind zuerst zu beschämen, dann wieder zu heben vermochte. [AML 24]

⁷⁴ vgl. Methlagl, Der Traum des Bauern, S. 17

Auch hier findet sich ein Paradoxon, das aufhorchen lässt: Das *Nichtwissen* wird durch ein *Vielreden* kompensiert. Es ist allerdings kein objektives Über-Jemanden-Reden, vielmehr ein Größer- und Interessanter-Machen dessen, was ‚wahr‘ ist. Doch tut es der Kraft der kursierenden Aussagen keinen Abbruch, dass man „von dem erwähnten Arzt [...] kaum etwas mehr Bestimmtes [weiß], als daß er Kranke behandle“:

Unpäßliche Leute ließen sich eigens durch teuer bezahlte Boten Medizinen und Vorschriften von ihm über den Arlberg herausholen und sein Ruf wuchs um so mehr, weil solche Leute — es waren selbstverständlich meistens Wohlhabende — sich denn doch nicht an einen schlechten Ratgeber gewendet haben würden. [AML 24]

Alles spricht — im wahrsten Sinne des Wortes — für ein Konsultieren dieses Doktors, so entschließt man sich im Hause Felder zum Antritt der Reise über den Arlberg. Auch die Abreise wird vom Erzähler als ein im Dorf Aufsehen erregendes Ereignis geschildert: Schaulustige oder ehrlich Anteil nehmende Freunde, Nachbarn und Verwandte versammeln sich: „Das Gottle sagte mir [...], es sei gerade gewesen, als ob man von hier eine liebe Leiche zum Vergraben abholen wollte“ [AML 25]: Der zu Kurierende wird mit dem Körper, bei dem nichts mehr geht, makaber verglichen.

Nun tritt der Vater auf, der als erster Sprecher (direkter Rede) im autobiographischen Text fungiert: Er, von dem es heißt, dass er „seine sonstige Festigkeit so ganz verloren“ hat, „fragte“ während man ihm das „kaum anderthalbjährige Kind zu dem anderen Gepäck auf den Rücken lud“ „mit zitternder Stimme [...]: „Sollen wir oder wollen wir nicht?““ [AML 25] Der Vater, der sonst als der Starke gilt, der „immer fest und heiter den ihn umgebenden Gefahren ins Gesicht gesehen, solange es nur ihm galt und er mit seiner ganzen Kraft sich regen und rühren konnte“, spricht jetzt mit zitternder Stimme. Das ist leicht nachzuvollziehen, schließlich passiert hier etwas, das seinem Wirkungsbereich entgleitet, denn „nun sollte er sein liebes Kind, seine leidende Schwester fremden Händen anvertrauen, sollte selbst eigentlich nichts, gar nichts mehr tun können“ [AML 25]. Auf die grammatikalisch unvollständige Frage des Vaters „Sollen wir oder wollen wir nicht?“ [AML 25] erhält er allerdings keine Antwort, die noch etwas hätte ab- oder umlenken können:

[...] [A]ls keines der Anwesenden vor Rührung ein entscheidendes Wort sprechen konnte, rief er mit einem schmerzlichen Blick zum tiefblauen Himmel aus: „O Gott, warum willst nicht Du uns eine Deutung, ein Zeichen geben in dieser Not, die wir von Dir haben annehmen müssen?“ [AML 25 f.]

Die Verzweiflung des Vaters ist hier durch eine Art „eli eli lama sabachtani“-Ruf mit schmerzlichem Blick zum tiefblauen Himmel dargestellt und sie entbehrt nicht der wohl beabsichtigten Tragik. Nun aber greift die Mutter, „sonst die

fassungsloseste, [...] jetzt mutiger als alle anderen“ ein und sie ist es, die dieser Notsituation plötzlich zu einer klaren Äußerung fähig ist:

„Man muß das Seine tun, das ist wohl die Deutung des Himmels, der keinem Menschen mehr aufladet, als er tragen kann und zu seinem Heile mit der Gnade Gottes tragen soll,“ sagte sie, während sie mich noch warm einhüllte. [AML 26]

Die fromme, durch den Volksglauben motivierte Antwort der Mutter ersetzt das eigentlich erbetene Zeichen des Himmels: Sie, die sonst wohl eher für mystisch-magisch-religiöse Zeichengläubigkeit empfänglich gewesen wäre, bleibt hier am Boden der Realität, auf dem es eigenverantwortlich zu handeln gilt. Gegenstand der Rede ist das typische, ebenso öfters im Text wiederkehrende Argument vom demutsvollen Annehmen jener Aufgaben, die Gott dem jeweiligen Menschen zugeteilt habe. Dieses *sagen* der Mutter besiegelt die Umsetzung des Reiseplans endgültig.

So werden der kleine Franzmichel und sein Gottle also vom Vater im Stanzertal abgeliefert und das schreckliche Schicksal nimmt seinen Lauf. Dort in *„fremdem Land unter fremden Menschen [lernte ich] das Wort „Vater“ sprechen, und der Gerufene hörte es nicht“* [AML 26]. Die räumliche Distanz macht es den Eltern unmöglich Anteil am Schicksal ihres Sohnes zu nehmen, sie werden nur durch die Briefe des Gottle von Felders Zustand informiert.

Der letzte dieser Briefe — im September 1840 — ersucht den Vater, die Kranken noch vor Beginn der kälteren Jahreszeit abzuholen, und meldet, daß mein linkes Auge — also nicht das, welches zu behandeln war — infolge einer eingetretenen Entzündung für immer verloren sei. [AML 26]

Die Dramatik der Situation unkommentiert ausgespart und auffallend nüchtern (*melden*) erfahren wir von den verheerenden Vorgängen im Stanzertal: Völlig unvorbereitet trifft die Schreckensbotschaft den Leser der Autobiographie gleichsam wie die Leser des Briefes. Die Aussage des geschriebenen Wortes tut sofort ihre fatale Wirkung: *„Die erste Folge dieses Briefes war die verfrühte Geburt meines jüngeren Bruders, der nur auf die Welt kam, um sich christlich bestatten zu lassen“* [AML 26]. Nun eilt der frischgebackene Vater des totgeborenen Sohnes (es ist bereits die zweite Totgeburt im Hause Felder, auch der vor Franz Michael geborene Bruder Josef stirbt kurz nach der Geburt [vgl. AML 19]) los, um das Gottle und den halbblinden Knaben abzuholen. Wie furchtbar muss es für die sich der Verantwortung für den ihr Anvertrauten nicht würdig erwiesenen Patin des Franzmichel gewesen sein mag, als der Vater *„von der Schwester, deren Zustand sich auch nicht gebessert hatte“* nun *„erfuhr“*, *„daß ich ganz anders heimkommen könnte, wenn der Doktor ihrem guten Rat und ihren dringenden Bitten gefolgt wäre“* [AML 26]. Die Kraft des Sprechens in der Gestalt von gutem Rat und dringenden Bitten hat hier ganz klar versagt:

Er [der Doktor] sei nämlich einmal in ganz ungehörigem Zustande heimgekommen und habe sich dann trotz allem Einreden sofort an meine Augen gemacht. Dem Gottle grauset es so, den betrunkenen Mann da so gefährliche Arbeit tun zu sehen, daß es das Zimmer verlassen mußte, um, wie es später oft sagte, nicht rasend zu werden. Am anderen Tage war mein linkes Auge — sonst gesund und klar — entstellt und verdorben. [AML 26 f.]

Was genau in dieser schrecklichen Nacht dem Knaben an Schmerzen zugefügt wurde, entzieht sich der Vorstellung des Lesers und auch dem Willen zur poetischen Darstellung des Erzählers. Das *Am anderen Tage* überspringt die traumatische Situation, für die es ohnehin keine Worte geben würde, das Auge bleibt *entstellt und verdorben* als Stigma und blinder Zeuge des im Dunkel der Nacht Geschehenen zurück: „*Die Tage der Heimkehr hat das Gottle immer die traurigsten und schmerzlichsten seines Lebens genannt, wie viel Schweres es auch hernach selbst noch auszustehen hatte.*“ [AML 27]

„mein linkes Auge [...] entstellt und verdorben“

Der erste Eindruck, den man beim persönlichen Zusammentreffen von dem Manne gewinnt, ist — unverhohlen gesprochen! — leider insofern ein bemühender, als der bei einer ziemlich schwächlig und zart gebauten Gestalt sonst ausdrucksvolle und schöne, schwarzumlockte Kopf mit hoher Stirne und festen, hageren Zügen des schönsten Schmucks eines klaren Blickes fast gänzlich entbehrt. Der Stern des einen, weit offenen Auges ist zerschlagen und mit weißer Narbenhaut überzogen; das andere Auge, welches allein sieht, ist klein und zwinkernd-schielend.⁷⁵

So beschreibt Heinrich Hirzel Felders entstelltes Äußeres. An verschiedenen Stellen in Felders Gesamtwerk sind Hinweise auf sein verletztes und sehschwaches Augenlicht zu finden. Als Franz Michael Felder im August 1867 gemeinsam mit Rudolf Hildebrand nach Leipzig reist, legt er sich zur „Verschönerung seine Aussehens“ eine „schwarze Binde über das Auge“⁷⁶. Im „Leipziger Reisetagebuch“ notiert Felder am „14 August 1867“: „*In Augsburg kam ich ganz wirbelig an, und die hier angelegte Binde machte meinen Kopf noch verwirrter.*“⁷⁷ Auch im Brief an Kaspar Moosbrugger, den er am 12. August 1867 aus Leipzig schreibt, meldet er nicht nur seine gesunde Ankunft in Leipzig, sondern er berichtet ihm auch von der Augenbinde:

Das, was man bei uns den Franzmichel nennt, wurde wirklich noch so ziemlich in derselben Form hier abgeladen, in welcher er unter Euch zu wandeln pflegte, mit dem einzigen Unterschied, daß mein linker „Lug ins Land“ den Blicken

⁷⁵ Heinrich Hirzel, Franz Michael Felder, der Dichter aus dem Bregenzerwald, Neue Zürcher Zeitung, Jg. 48 (1868), Nr. 248 bis 254 (6. bis 12. September), Feuilleton, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 513

⁷⁶ Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 359

⁷⁷ Franz Michael Felder, Leipziger Tagebuch, 14.–31. August 1867, Reisetagebuch, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 194

empfindsamer Leute durch eine Binde entzogen wurde.⁷⁸

Schließlich wird Felder dann aber „*vom Hausarzt der Familie Hildebrand, Dr. Meißner untersucht und mit einer Brille ausgestattet*“⁷⁹. Freudig berichtet Felder 11 Tage nach dem hier zitierten Brief seinem Schwager, dass die „*wohl hundertmal verwünschte Binde*“ jetzt „*zum ewigen Andenken in der Tasche [steckt]*“:

Dr. Meißner verhalf mir zu einer Brille, die mir sehr behagt und die ich künftig auch daheim zu tragen gedenke, denn sie gewährt mir den Vorteil, daß ich den Leuten viel herzhafter ins Gesicht zu blicken wage.⁸⁰

Felder musste also 28 Jahre alt werden, um eine Brille für das schlechtsichtige Auge zu erhalten. In „Aus meinem Leben“ erinnert sich der autobiographische Erzähler:

Mir tat es manchmal weh, daß ich zum Beispiel beim Suchen der Kühe drei bis vier Gänge machen mußte, wo ein anderer leicht mit einem einzigen fertig geworden wäre. Da wollte mir denn schon zuweilen einfallen, beim Lesen und Schreiben würde mir Kurzsichtigkeit weniger hinderlich sein, weil ich dort ja selbst die Entfernung meines Gegenstandes bestimmen könnte, die ich im Auge behalten sollte. Aber da fiel mir eines Tages ein, ich könnte ja meinen Kühen, oder wenn auch nicht allen, so doch immer einer von denen, welche mitsammen gingen, recht große Schellen anhängen, denn hören konnte ich ja doch gottlob gut genug. [AML 111]

Zweifellos und zwangsläufig ist die Weltwahrnehmung des „fast Blinden“⁸¹ aufgrund der fehlenden Sehkraft eine ganz besondere und es findet — das ist unsere These und Beobachtung — in seiner Art der Erzählung und letztlich auch in seiner Wortwahl seinen Niederschlag. Nicht zuletzt mag es vielleicht der Grund sein, *warum* das Sprechen der Figuren einen so wichtigen Stellenwert in seinem Roman „Sonderlinge“ einnimmt und es gerade die Äußerungen der Figuren sind, die so detailliert beschrieben sind:

Die Schilderung des innern gelingt mir besser als die des äußern Lebens, was wohl **zum Teil** davon kommen mag, weil ich mehr dachte und fühlte, als ich sah [...] ⁸²,

schreibt Felder 1865 in einem Brief an Moosbrugger. Ob und inwiefern sich dies auf der Ebene der Erzählsprache bzw. in der literarischen Gestaltung niederschlägt, darauf wollen wir in Abschnitt 1.2.1 sowie Kapitel 7 eingehen.

⁷⁸ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 12. 8. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 74

⁷⁹ Methlagl, Anhang Bd. 9, S. 376

⁸⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 23. 8. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 82 f.

⁸¹ Methlagl, „Die Welt in mir. Ich in der Welt“, S. 16

⁸² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 15. 8. 1865, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 207

1.2 „Sonderlinge“

1.2.1 Inhaltsangabe des Romans „Sonderlinge“

An dieser Stelle sei zunächst einmal der Inhalt unseres Romans dargestellt, versehen mit einigen aussagekräftigen Belegstellen, um zugleich auch einen Leseindruck vermitteln zu können. Die Geschichte wirkt ziemlich konstruiert, es ist spürbar, dass hier ein Erzähler am Werk ist, der das Leben um ihn herum vor allem mit der Kraft des Verstandes zu erfassen sucht, der nicht nur *„immer etwas zu schreiben“*, sondern vor allem auch immer etwas *„auszukopfen“*⁸³ hat.

Der Text zeugt von hoher sprachlicher Qualität und ist mit vielen, in anspruchsvoller und komplexer Syntax gefertigten Sätzen *ausgetäfelt*⁸⁴. An vielen Stellen ist er von einem unerhört feinen und markigen ironischen Ton durchzogen, der immer wieder Anlass zum Schmunzeln gibt — auch wenn der Inhalt als solcher und die vielen kleinen Nebenerzählungen durchaus Tragisches bereithalten: Abgesehen von der Haupthandlung wird implizit die in dem abgeschiedenen Bergdorf vorherrschende Armut thematisiert, der harsche Umgang der Leute untereinander, ebenso jener der Erwachsenen mit ihren Kindern; wir lesen von der Rolle der Gewalt Menschen und Tieren gegenüber und von Krankheiten, Alkoholsüchtigen und von der Verelendung mancher sowie von den ungeheuren Kräften der Natur, denen die Menschen oft schutzlos ausgeliefert sind.

Der Text ist in zwei große Hauptteile gegliedert, diese wiederum sind in jeweils 10 Kapitel unterteilt, die mit aussagekräftigen, auf die Handlung des jeweiligen Abschnitt bezogenen Überschriften überschrieben sind.

Zur Ausgangssituation Die Geschichte spielt in einem kleinen, von hohen Felsen und saftigen Wiesen umgebenen Bergdorf, dessen Bevölkerung vorwiegend von der Landwirtschaft lebt, im so genannten hinteren Bregenzerwald: Frömmigkeit, Aberglaube, tradierte Riten und eine kindlich-magische Form des religiösen Umgangs prägen die hier lebenden Menschen. Der Pfarrer von der Kanzel herab und *„die Mißlaute in der Stimme des Volkes“* [311] üben latent, aber nachhaltig Druck auf die Dorfbewohner aus, die in einer Art ständigen Überwachung durch die anderen leben. Die Kirche und der „Adlerwirt“ bilden das Zentrum des Dorfes, der Name des Ortes, an dem sich die Handlung weitgehend zuträgt, ist zwar nicht genau benannt, aber es gibt viele Indizien, die eine Zuordnung nach Schoppernaut erlauben, jedenfalls weisen die Beschreibung der „Juppe“ [18], der

⁸³ Felder an Josef Natter in Besancon, Brief vom 29. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 197

⁸⁴ vgl. dazu das Zitat: *„Von den Menschen, mit denen er [Franz] lebte, wollte er lernen; jeder von ihnen mußte einige von den Wahrheiten erfaßt haben, die die Welt Gottes predigt. Daß das so war, bewiesen schon die herrlichen Sprichwörter und Redensarten, mit welchen der Senn und der Beiknecht [...] ihre Erzählungen „auszutäfel[n](“)] pflegten.“* [147 f.]

Bregenzerwälder Frauentracht oder die Erwähnung, dass in der Kirche „*die drei Vaterunser zum Andenken an die glückliche Heimkehr der Bregenzerwälderinnen aus dem Schwedenkrieg*“ [17] gebetet werden, eindeutig auf die dortige Region hin. Auch werden die Orte Au und Bezau (als entfernte oder Nachbarorte) namentlich in der Geschichte genannt, Bezau gilt dabei als Sitz der Behörde, die für das Ausstellen von Personaldokumenten zuständig ist⁸⁵, auch ist das zuständige Gericht dort ansässig. Ebenso findet die Stadt Dornbirn mehrfach Erwähnung. Die Handlung setzt im „*Heumonat des Jahres 1859*“ [17] ein.

Der Sepp und der Barthle — „*ein Geistlicher und ein Weltlicher, beide wollen, keiner wie der andere, die Welt verbessern*“⁸⁶ — jeder auf seine Weise ein hervorragender Patriarch und Sturschädel, leben mit ihren kleinen Familien in unmittelbarer Nachbarschaft — aber dies keineswegs in Harmonie. Schon vor Jahren haben sie sich aufgrund verschiedenster Begebenheiten entzweit (nicht zuletzt gibt Barthle dem Sepp die Schuld an der missratenen Entwicklung seines Sohnes Klausmelker) und sie setzen alles daran, diese Distanz aufrecht zu erhalten und zu pflegen und erwarten sich diesbezüglich auch von ihren Familienangehörigen Unterstützung. Dabei herrscht in der jungen Generation der beiden Häuser ein ganz anderes Verhältnis: Hier stehen sich — als Sohn des Sepp und der Marie — Franz und auf der anderen Seite — als Kinder des verwitweten Barthle — Klausmelker und Mariann gegenüber. Die jetzt jungen Erwachsenen kennen einander von Kindheit an, wuchsen gleichsam Tür an Tür auf und fühlen sich einander durchaus freundschaftlich verbunden. Nur bedingt übertragen sich die feindlichen Schwingungen der Väter auf ihre Kinder, besonders anfällig dafür ist allerdings die sensible Mariann, die stets von schlechtem Gewissen geplagt wird, wenn sie sich dem Franz oder insgesamt dem Haus des Sepp zuwendet. Eher gutmütig sind Sepp und Marie Mariann gegenüber eingestellt, ja, Marie beobachtet geradezu mit Rührung, wie sich die zarte Liebesgeschichte zwischen Franz und Mariann, die einander in Sachen Schüchternheit und wohl auch Unvermögen, mit den Liebesgefühlen für den anderen bzw. die andere adäquat umzugehen, kaum etwas nachstehen, entspinnt, sie bestärkt Franz darin, auf seine Empfindungen zu achten und legt manch gutes Wort bei ihrem gestrengen Gatten für den Sohn ein. Während also die Beziehung zwischen Franz und Mariann von Anfang an eine überaus wohlwollende ist, hält sich Franzens Begeisterung gegenüber Mariannens Bruder Klausmelker in Grenzen: Dieser betritt erst in der zweiten Hälfte des Romans physisch die Dorfszene, ist aber von Anfang an in der Geschichte durch die Erzählungen über ihn präsent: Klausmelker wurde vom eigenen Vater, dem Barthle, wegen des Verdachtes, den väterlichen Geldbeutel gestohlen zu haben,

⁸⁵ „Klausmelker sagte: „*Ich muß mir in Bezau noch einen Paß vom Gericht holen [...]*.““ [356 f.]

⁸⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 8. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 151

aus dem Haus gejagt. Mit Grauen erinnert sich Mariann an den „*Schreckenstag, an welchem der Vater dem seinem Zorne entfliehenden Bruder fluchend ein Scheit nachwarf und ihn gehen hieß, „so weit der Himmel blau sei“*“ [67].

Des Romans erster Teil Die Anfangsszene ist eingebettet in eine überaus triste Wettersituation: Die äußeren Rahmenbedingungen für eine gelingende Ernte sind ungünstig, es regnet unaufhörlich, die Dorfbewohner sind ehrlich verzweifelt. Diese Angst vor der Zukunft lässt die Bewohner besonders im Gasthaus näher zusammenrücken, man versucht sich die Langeweile mit Geschichten und Gesprächen zu vertreiben. In der Wirtsstube des „Adler“ treffen auch der Sepp und der Barthle aufeinander. Das Rösle, die Wirtstochter, steckt dem Sepp einen geheimen Brief zu — wie sich später herausstellt, ist es ein Brief des verstoßenen Klausmelker an den Franz.

Zwischen Sepp, dem „*Freimaurer*“, und dem konservativen Barthle fliegen heute in der Gaststube — zum Gaudium der Zuhörer, der Schnäpsler — so richtig die Fetzen: Der Sepp, als einer der Wohlhabendsten im Dorfe, hat, wenn es um die Gunst der Zuhörer geht, zunächst die besseren Karten in der Hand: Die Anstellung bei ihm als Heuer oder Tagelöhner ist beliebt, dafür verkneift sich die versammelte Stammtischrunde schon einmal eine feindliche Bemerkung. Barthle, der von der tristen Witterung und deren Folgen besonders hart getroffen ist, da er sich — abergläubisch — auf die Mondzeichen verlassen hat und seine gesamte Ernte bedroht ist, sprichwörtlich ins Wasser zu fallen, hat dem aufgeklärten Sepp gegenüber, der sich über Barthles Missgeschick öffentlich lustig macht, auch rhetorisch das Nachsehen. In empörtem Geschimpfe macht Barthle seinem Ärger zuerst im Gasthaus, dann auf dem Nachhauseweg Luft: Es ist doch zuviel, „*in einem Wirtshause vor Schnäpslern angestritten und ausgelacht werden*“ und „*zum Schaden auch noch Spott nehmen müssen*“ [63]. Wie so oft überträgt sich auch heute seine schlechte Stimmung auf die Tochter Mariann. Mariann begeht ihrerseits den Fehler, in dieser aufgebrachten Stimmung den Namen Klausmelkers zu nennen und schürt damit das latent schwelende schlechte Gewissen des Vaters. Kaum ist der Zorn des Barthle verflogen, provoziert Mariann ihn erneut, als er sie beim Lesen eines Buches — es ist Zschokkes „Goldmacherdorf“ —, das ihr der Sepp geliehen hat, erwischt: Vor Zorn entbrannt befiehlt Barthle seiner Tochter, den „*verdammten Fetzen*“ [72] unverzüglich zu Sepp zurück zu bringen, schließlich seien ja Heiligenlegenden und Martergeschichten im Haus, wenn sie lesen wolle.

Am nächsten Tag kommt endlich die Sonne zum Vorschein, emsig beginnen die Mäher und Heuer mit der Arbeit auf dem Felde. Dabei wird freilich allerlei geredet und „*werweißet*“ [83] und Hans verbreitet, sich wichtig machend, auf-

geschnappte Neuigkeiten über den Sepp: Der Adlerwirt wolle nämlich eine Säge am Dorfbach bauen und der Sepp greife ihm dabei finanziell ordentlich unter die Arme. Der Fink, welcher bereits eine Sägemühle am Dorfbach besitzt, wehre sich, nach Hansens Angabe, gegen den Bau einer weiteren Säge *„wie die Katz’ auf dem Rücken“*. Dass es sich bei Sepps Unterstützung des Sägebaus nicht nur um ein Gerücht handelt, wie die braven Mäher des Sepp zunächst vermutet hatten, erfahren wir durch das Geständnis, das Sepp seiner Frau Marie macht, welche ob des Konfliktpotentials empört die Hände über dem Kopf zusammenschlägt.

Zur gleichen Zeit sitzt der Barthle mit seinen beiden Heuern, dem Hansmichel und dem Weberle, beim Mittagstisch und das Weberle, das immer über spezielles Wissen verfügt, erzählt hier ebenfalls vom Sägebauvorhaben: *„Barthle fuhr bei diesen Worten so heftig auf, daß das Weberle vor Schrecken den soeben gefüllten Löffel auf den Tisch fallen ließ“* [99]. Nach dieser Szene machen sich der Hansmichel und das Weberle wieder an die Arbeit, hier kommen die beiden auf Klausmelker zu sprechen und auf die Umstände, die zu seiner Flucht geführt haben. Ausführlich — und wie es den Anschein hat, weitgehend ‚objektiv‘ — erzählt das Weberle zuerst vom Aufwachsen des überaus lebendigen Klausmelker, der immer wieder Prügel von seinem Vater bezogen hatte, und wie er schon von Kindheit an unter dem Einfluss des Sepp gestanden habe; dann sei allerdings der Teufel in ihn gefahren. Er habe deshalb seinen Vater mehrmals um Geld betrogen, bis dieser ihn aus dem Haus gejagt hat. Seither habe man, so das Weberle, vom Klausmelker nichts mehr gehört, nur einmal habe er einen Brief geschrieben, dass er sich als Knecht in der Fremde verdinge.

Am Sonntag darauf besucht der Sepp seinen über den Sommer als Küher eingesetzten Sohn Franz auf der Alp, welcher sich — trotz der schroffen Art des Vaters mit dem sensiblen Sohn umzugehen — freut, den Vater zu sehen. Sofort kommt es allerdings zum Zusammenstoß zwischen Sepp und dem frommen, pflichtbewussten Senn, der, weil er *„zu keiner Partei [gehörte], weder zu den Reichen noch zu den Armen [...] bei allen beliebt“* war — nur beim Sepp nicht: *„der konnte solche leidenschaftslose Menschen noch weniger leiden als seine Gegner.“* [128 f.] Insgesamt aber übt gerade dieser Senn einen nachhaltigen und positiven Einfluss auf den Franz aus: Franz lernt viel von ihm, nicht nur über Natur und Vieh, sondern vor allem eine neue Form des kommunikativen Umgangs miteinander. Sepp aber *„verargte es seinem Sohn, daß dieser den Sennen achtete und liebte, diesen ungebildeten, dummen Bauern, der nur wie das Vieh einen Instinkt hatte“* [128].

Nun überreicht der Sepp seinem Sohn Klausmelkers Brief, aus dem hervorgeht, dass dieser, des ärmlichen Lebens in der Fremde überdrüssig, zurück kommen wolle: Deshalb bittet er Franz, ihm zu schreiben, *„wie es daheim steht und was für*

Gesichter man wohl machen würde, wenn ich auf einmal käme. Wenn man mich nur hineinließe“ [121]. Sepp, der ehrlich irritiert ist von Franzens plötzlichem, durch den Sennen entfachten Interesse an Volksbräuchen und „*Sprichwörter[n]*“, welche er sogar „*in letzter Zeit zu sammeln und zu studieren angefangen*“ habe, kommentiert Klausmelkers Absichten murmelnd:

„[...] Zum alten Barthle [...] wird der Klausmelker doch nicht mehr passen, er mag sonst sein, wie er will. Der starre Vater und der leicht bewegliche Sohn sind zu weit auseinander gekommen. Und“, fuhr er nach einer Pause fort, „fast fürchte ich, daß das auch schon von mir und Franzen gelte.“ [123]

Nach einem neuerlichen verbalen Zusammenkrachen mit dem Senn und dem Beiknecht verlässt Sepp angewidert und unglücklich die Alp: „*Er hielt sich für unglücklicher als den Barthle, der doch noch ein Kind habe, während er statt seines Franz am Herbst eine Kreatur des Sennen ins Haus bekomme.*“ [128]

Für Franz hingegen ist die Zeit als Küher auf der Alp ein ganz wichtiger Abschnitt innerhalb seiner Entwicklung: Der vom Vater verzogene „Sonderling“ lernt unter des Sennen Führung sich in der kleinen Arbeitsgemeinschaft einzufügen und sorgsam mit dem Vieh umzugehen. Beim bunten Alpabzug zu Ende des Sommers kommt ein — aus der Sicht des Erzählers — zum Positiven hin veränderter Franz wieder zurück ins Tal, Mutter Marie ist stolz auf ihren Sohn und seine scheinbar gelungene Integration ins Dorfleben. Auch Franz ist zunächst guten Mutes, tritt aber von einem Fettnäpfchen ins andere: Ihm misslingt, von zärtlichen Gefühlen für die ehemalige Jugendfreundin überwältigt, die tatsächliche Kontaktaufnahme zu Mariann und schließlich kommt es zum Eklat am Alpsonntag:

Da besuchen der Franz und der Sepp nämlich gemeinsam die Gesellschaft der Älpler beim Adlerwirt. Franz will dabei seinem Vater beweisen und vorführen, wie er nun ein Teil dieser Gruppe geworden sei, der Vater will Franz die verblendeten Augen öffnen, indem er seinem Sohn klarmachen zu können hofft, dass dies kein rechter Umgang sei. Franz, der sich sicher ist, seit dem Sommer zu den engen Freunden des Sennen zu gehören, findet diesen allerdings völlig verändert in der Wirtsstube sich verhaltend vor, er singt mit den anderen Älplern primitive Liedchen und ist zu keinem sinnvollen Gespräch, zu keinem „*Diskurs*“ [178] zu bewegen. Schließlich aber reißt dem Franz der Geduldsfaden und er ruft in die versammelte Runde:

„Ist nun das euere Religiosität? Schämen solltet ihr euch, solches Saustallgeschrei zu machen mit dem Munde, mit dem ihr sonst Rosenkränze und Litaneien plappert. Und dabei nennt ihr den einen schlechten Menschen, der nicht so viel Weihwasser verbraucht als ihr.“ Man hieß die Sänger schweigen, des Freimaurers Freimaurer wolle predigen. Der solle es nur sich selbst tun, sie hätten an dem, was der Pfarrer sage, genug, murrten sie und wollten ihr Liedchen wieder fortsingen. Da schrie Franz: „Ihr müßt den Pfarrer so schlecht verstehen als das Wort Lenz,

sonst...“ Ein Glas flog ihm an den Kopf und dann gleich fühlte sich Franz von des Sennen kräftiger Hand gepackt und zum Hause hinausgeführt. [180]

Vom Vater nach Hause gebracht, fällt der zerknirschte Franz in einen tiefen Schlaf mit dem Gefühl, „*viel verloren*“ zu haben: „*die Freundschaft Mariannens, die Liebe des Sennen und wohl auch die Achtung aller Vernünftigen*“ [190]. Am anderen Morgen will Franz zunächst eines seiner alten Lieblingsbücher — es ist das von Marianne unlängst retournierte „*Goldmacherdorf*“ — ins Feuer werfen: An der „*Möglichkeit eines Menschen wie jenes Oswald*“ sei zu zweifeln, die Geschichte könne nicht wahr sein: „*„Ja, unmöglich!“ fiel Franz ein, „wie sollte ein einzelner eine so schlechte Gemeinde so emporbringen können?“*“ [191] Der Sepp ist ob Franzens Darbietung im Wirtshaus zufrieden, habe dieser doch damit gezeigt, dass er kein Heuchler sei, „*der sich mit List Herzen und Stimmen zu gewinnen*“ suche [196]. Nachdem sich auch Marie vergewissert hat, dass ihrem Liebling nichts Ärgeres widerfahren ist, erhalten die Drei überraschend Besuch vom Sennen, der sich nach Franzens Befinden erkundigt und die neueste und zugleich überaus kuriose Kunde aus dem Dorf bringt: Die Geschichte habe nämlich einen ganz anderen Ausgang gebracht, als „*deine Freunde und deine Feinde erwarteten*“:

„Du mußt nicht glauben, guter Franz, daß nur du Sinn habest für das, was sich schickt und nicht schickt. Heut’ hat wohl drei Stunden weit alles davon erzählt, daß man gestern beim Adlerwirt Schandlieder gesungen und den einzigen, der sich dagegen gewehrt, halbtot geschlagen und zum Hause hinausgeworfen habe. Bettlerinnen, die mit dem Sack auf dem Rücken von Tür zu Tür gingen, haben lange und zum Teil wunderschöne Predigten hergesagt, die du gehalten haben solltest; alles was ihnen Kluges und Erbauliches einfiel, war darin enthalten. Dann zuletzt hieß es jedesmal: Kurz, er hat geredet, der Pfarrer hätt’s nicht schöner und nicht besser können; sie aber haben ihm ein Glas an den Kopf geworfen, ihn geschlagen und verschimpft wie die Juden unseren Herrgott, und ihn dann zum Hause hinausgeworfen. Solche Reden gehen heut’ überall im Dorf herum und zwar so stark, daß auch die, welche dir gestern dein Unheil gönnten, sich jetzt schämen und viel darum gäben, wenn sie zu Hause geblieben wären. Wenn du weißt, was es heißt, das Schamgefühl aller Weibsbilder in einer Gemeinde zu beleidigen, so kannst du dir auch denken, wie du jetzt beinahe als Märtyrer für ihre Religion verehrt und bemitleidet wirst.“ [203 f.]

Des Romans zweiter Teil Franz, um die vorangegangenen Ereignisse bereichert, hat sich nun vorgenommen, insgesamt, besonders aber auch im Vorsaß am dortigen gesellschaftlichen Leben teilzunehmen: Entgegen der spöttischen Bemerkungen seines Vaters, der damit gerechnet hatte, dass Franz sich nach dem Eklat am Alpsonntag wohl nie mehr in die Gesellschaft der Bauern würde begeben wollen, tut er sich mit den anderen jungen Leuten dort zusammen, wie es der Brauch ist. In der Vorsaßgesellschaft wird er zunächst verhalten, schließlich aber doch aufgenommen, und fröhlich tanzt und singt er mit den anderen mit,

als sei er einer von ihnen: Seine Integration in die Dorfgemeinschaft und damit gleichzeitig auch die Emanzipation vom Vater, der ihm den Umgang mit den Bauern ausreden will, vollzieht sich also Stück für Stück und damit geht auch die Stärkung seines Selbstbewusstseins einher.

Währenddessen regt sich im Barthle immer stärker die Sehnsucht nach dem verlorenen Sohn: Nicht nur vom schlechte Gewissen angetrieben, sondern vor allem vom Gedanken, dass er einen kräftigen Knecht zuhause gut gebrauchen könnte, durchsucht der Barthle fieberhaft alle Winkel seines Anwesens und stürzt „*an einem nebligen Augusttag auf einmal ganz bleich in die Stube herein[] und einen Geldbeutel emporhaltend*“ bringt er „*mit halb erstickter Stimme endlich, als Mariann schon alles erraten hatte*“, die Worte hervor: „*Ich hab's — gerechter Gott, ich hab's!*“ *Klausmelker war also kein Dieb!*“ [239] Wie gerne würde der Barthle seinen Sohn nach Hause holen, aber er weiß nicht, wo dieser sich gegenwärtig befindet.

Der Franz arbeitet unterdessen an der Umsetzung seines ganz persönlichen Projektes: Nachdem er schon in Sachen Vorsaßzusammenkunft erfolgreich war, macht er ganze Sache. Er erprobt sich dann auch gleich im Brauch des Fensterlns und besucht eines Nachts Mariann. Statt der Angebeteten aber seine Aufwartung machen zu können, muss der Franz sich Barthles abweisende Worte sagen lassen. In Wahrheit hätte Barthle zwar eigentlich nichts gegen die Liason seiner Tochter mit dem reichen Franz gehabt, doch „*es gilt mein Wort, dem Freimaurer öffentlich gegeben*“ [252]: Nichts wolle er mehr mit dem Sepp und den Seinen zu tun haben, das habe er vor den Schnäpslern im „Adler“ kundgetan. Mariann aber, durch den Lärm aufgeschreckt, hört alles mit an und nimmt Franzens Interesse gerührt zur Kenntnis.

Wie es der Zufall aber will, begegnen sich am darauf folgenden Tag der Wurzeln sammelnde Franz und Mariann, bei einem Spaziergang, in der freien Natur und zum ersten Mal gelingt den beiden — in ungestörter Atmosphäre und ohne Druck durch den Vater oder Getuschel der Nachbarn — ein glückvolles Gespräch, in dem sie einander — durch die Szene in der Nacht bestärkt und dadurch sowohl gedanklich als auch rhetorisch auf diesen Moment bereits indirekt vorbereitet — ihre Gefühle gestehen können. In der Öffentlichkeit aber „*vermied [Franz] scheinbar den Umgang mit dem Mädchen*“, da der Barthle „*sicher überall seine Horcher hatte*“ [257]. Dass aber der Barthle seiner Tochter, durch die Fensterl-Szene aufgeschreckt, Mariann aufgetragen hat, sie solle „*nun Gesellschaften besuchen, tanzen und dergleichen*“, um andere Burschen kennen zu lernen, kommt den beiden zugute, denn es bringt freilich mit sich, „*daß sie nun Franzen jeden Abend sehen und hören, zuweilen vielleicht sogar ein Wort mit ihm reden könne*“ [257]. So verhält sich auch der Franz ruhig, um den Barthle „*nicht von einem Plane ab-*

zubringen, der es oft in seine Nähe brachte. Ein Wort, ein Blick, ein Händedruck konnte immer wieder gewechselt werden, und das war beiden genug [257].

In der Zwischenzeit geht Franzens Integration in die Gemeinschaft erfolgreich vonstatten:

Der Senn und seine Freunde, welche Franzen vom Alpsonntag an öfter zu besuchen versprochen, hielten redlich Wort, und ersterer fand Franzen, dem die Nahtstube im Vorsaß Knigges Buch über den Umgang mit Menschen vollständig ersetzt hatte, sehr, und zwar zu seinem Vorteile verändert. Das war nicht mehr der eitle Bücherwurm von ehemals, der keine Gespräche führen, sondern nur Vorträge halten und sich dabei stillschweigend immer den ungebildeten Bauern gegenüberstellen konnte. [262]

So kommt es allmählich zu regelmäßigen Abendgesellschaften *„im Hause des Freimaurers“*, hingegen *„stillter und ruhiger wurde es in der Gaststube des Adlerwirts.“* [263] Diesem ist vor allem sein Geschäftsverlust ein Dorn im Auge und weil *„ihm mit den vom Sepp zum Bau der Sägmühle erhaltenen Talern der Mund gestopft worden war“*, kann er *„dem gepreßten Herzen nicht einmal mehr Luft machen“*. So trachtet er danach, irgendein Thema zu finden, mit der sich in der Dorfgemeinschaft wieder interessant machen könne. In der nun geleerten Wirtstube versuchen die letzten dort Verbliebenen, ein Gesprächsthema zu finden: An einem Abend schließlich kann der Hansmichel *„der Versuchung nicht mehr widerstehen“*, das mitzuteilen, was ihm das Weberle im letzten Sommer anvertraut hatte, nämlich *„wie der Klausmelker fortgekommen sei und wie er einen so trotzigsten Brief hergeschickt habe“*. Darauf folgert das Rösle spitzfindig: *„Dann wird es wohl der gewesen sein, den ich an jenem Streitsonntag dem Sepp gegeben; ich glaubte die Schrift zu kennen“* [264]. Während der Hansmichel an diesem Abend jedenfalls *„mit dem erhebenden Bewußtsein heim [ging], heute doch auch einmal der Wichtigste unter allen gewesen zu sein“*, schlägt der Adlerwirt Kapital aus dem Gerücht, indem er *„am anderen Tage den ihn Besuchenden“* erzählte, *„der Spitzbub, der Klausmelker, habe doch auch einmal geschrieben, aber nicht an den Barthle, sondern an den Sepp, der vermutlich nun dem jetzt Volljährigen sein mütterliches Vermögen erheben und überschicken müsse.“* [264] Über Umwege gelangt die Kunde schließlich auch dem Barthle zu Ohren, schnurstracks geht er zum Sepp, um die Adresse seines Sohnes fordernd zu erfragen, dabei kommt es freilich sofort wieder zum Streit zwischen den beiden. Nun aber macht der Barthle sich — unter Mariannens Jubelrufen — auf den Weg, um den verlorenen Sohn heimzuholen: *„Daß Franz während Barthles Abwesenheit seinem Anneli nicht alle Arbeit allein überließ, braucht wohl kaum gesagt zu werden“*, merkt der Erzähler an: *„Die scharf aufpassenden Nachbarn hatten täglich zweimal Gelegenheit, sich ihr spottendes: „Tummle dich Maus, die Katz ist aus dem Haus“ zuzurufen.“* Und vermutlich wären *„[d]ie beiden Verliebten“ „in ein böses Gerede gekommen*

sein, wenn nicht noch alles mit der Gemeinderechnung beschäftigt gewesen wäre“ [275].

Einige Tage, nachdem der Barthle aufgebrochen war, kommt er schließlich *„mit einem ganz fremd gekleideten Menschen zurück, dessen schwarzen trotzig aufgerichteten Krauskopf Mariann sogleich als den ihres Bruders erkannte“ [278].* Doch die von Mariann erhoffte Familienidylle bleibt aus: Der Klausmelker hat es eigentlich nur auf das mütterliche Erbe abgesehen und arbeitet — sich verstellend und gute Miene machend — für den Vater, der, kaum den Sohn wieder bei sich habend — nicht davon ablassen kann, ihn nach alter Manier zu unterdrücken. Mariann leidet unter Klausmelkers falschem Spiel und auch Franz lässt sich von ihm nur *„ungern „lieber Freund“ anreden“ [288].*

Für nachhaltige Unruhe sorgt schließlich das Auftreten einer *„Zigeunerin“*, die dem Barthle einen Besuch abstattet: Sie verkauft ihm, der dem Aberglauben durchaus zugeneigt ist, *„ein Mittel gegen künftiges Unglück im Stall“*, welches, *„[w]enn man es gehörig braucht“* sogar den *„Bösewicht [...] durch den das bisherige Unglück entstand“ [292]* zu überführen imstande ist.

Einige Tage nach dem ausgelassenen Fest am Fastnachtsdienstag, an dem Franz und Mariann sich erstmals auch offiziell miteinander zeigen, gelingt es dem Barthle, in dessen Stall gerade eine Kuh erkrankt ist, mittels der magischen Kraft der wundersamen *„geriebene[n] Johanniswurzel“ [293]* den Franz als den Schuldigen zu überführen, woraufhin der Nichtsahnende, der eigentlich beim Barthle einen Schlitten ausborgen wollte (wohl auch um damit ganz zufällig Mariann begegnen zu können), vom Barthle, der *„einen Stuhl [...] gegen Franzen erhob“ [305]*, mit Schimpf und Fluch davon gejagt wird. Unglücklich, da jetzt die Beziehung zu Mariann ernstlich in Gefahr scheint, kommt er nach Hause. Da sitzt allerdings die weinende Wirtstochter Rösle beim Vater: Der Adlerwirt sei über Nacht und Nebel verschwunden, habe alles Geld (das für den Bau der Säge vorgesehen war) mitgenommen und nur Schulden und Leid zurück gelassen. Die Dorfbewohner haben nun wieder gehörig Stoff, über den sich gut und ausführlich reden lässt, *„und niemand suchte seine Freude darüber zu verbergen, daß der Spitzbube auch noch ein Stück vom Freimaurer mitgenommen habe“ [309 f.]*: *„Dem guten Sepp war es diesmal bei weitem nicht gleichgültig, was Hans und Grete zu der Geschichte sagten, aber so weh tat ihm der Jubel der Leute darüber, daß „nun auch dem Freimaurer einmal ein selbstgehauener Span an den Kopf geflogen war““ [310]*, dann doch auch wieder nicht.

Ein ganzes Jahr vergeht, in dem zwar das Rösle und der Senn einander finden und heiraten, in dem aber andererseits Franz und Mariann einander nicht sehen dürfen. Mit großer Sorge bemerkt der Franz, dass *„das gute Mädchen, das seine besten Kräfte im Streite mit sich selbst verbrauchen mußte, so blaß geworden“* ist

und es kommt ihm zu Ohren, dass es „*der Vater plage und schelte, weil es seine Neigung zu ihm offen bekenne und sie durchaus nicht aufzugeben, zu unterdrücken verspreche*“ [327]. Franz versucht sich in den regelmäßig stattfindenden Abendgesellschaften im „*Haus des Freimaurers [...], in dem sich alle Jüngern Kräfte des Dorfes treibend oder zurückhaltend berührten*“ [330], bei denen politisiert oder Zeitungen gelesen werden, zu zerstreuen. Und weil das Haus des Sepp dem Andrang der jungen Männer bald nicht mehr gewachsen ist, füllt sich auch langsam wieder die Stube des „Adler“, welcher nun von Rösle und den hinterbliebenen Familienmitgliedern recht ordentlich verwaltet und geführt wird. Dem Pfarrer sind diese Zusammenkünfte freilich ein Dorn im Auge, weil ihm gar nichts daran gelegen ist, dass hier von weltlichen Dingen, etwa von „*Deutschland draußen*“, gesprochen und dass hier Aufklärung betrieben wird — aber selbst mit Drohungen gelingt es ihm nicht, die Gesellschaft beim Adlerwirt vollends zu zerstreuen, sie höchstens um den einen oder anderen „*Bauern*“ [344] zu verringern: Zu sehr hat das Interesse an den Vorgängen jenseits der Dorfgrenzen um sich gegriffen und aufmerksam lauschen die Versammelten dem Doktor, als er „*von den Aufständen in Tirol und Norddeutschland erzählte*“ und von der „*heilige[n] Begeisterung für die Befreiung Deutschlands*“ [347] und wie die „*Rufe einzelner wackerer Vaterlandsfreunde allüberall ihr Echo gefunden hätten.*“ Man kommt zum Schluss, dass es viel Sinn mache, untereinander mehr zusammenhalten und sich mit der „*Gesetzgebung*“ auseinander zu setzen. Franz beschließt eine Reise nach Dornbirn anzutreten, nicht nur, um zu sehen, „*wie es mit den dort verwinterten Kühen steht*“, sondern auch um zu „*erfahren, wie es jetzt anderwärts zugehe und ob die Leute nicht auch erwachen, seit der Staat nicht mehr in Wien drunten ist.*“ [348] Klausmelker bietet seine Begleitung an und so brechen die beiden einige Tage später, frühmorgens, auf: Klausmelker kommt beinahe zu spät, weil „*die Kuh, die gestern gekalbet habe, [...] über Nacht gefährlich krank geworden*“ ist [350], doch nun wandern sie Dornbirn zu. Klausmelker eröffnet dem völlig überraschten Freund, dass er zuhause einen Abschiedsbrief hinterlassen habe, weil er nicht mehr zurückzukommen, sondern nach Amerika auszuwandern gedenke: Er habe seine Papiere bei sich und auch genügend Geld, das er dem Barthle entwendet habe. Als die beiden aber in Bezau zukehren — wo freilich auch mit den dort sich befindlichen Wirtshaussgästen politisiert wird — wird Klausmelker von der uns bereits bekannten Zigeunerin bestohlen: So muss der Klausmelker seine Auswanderungspläne einstweilen begraben, was dem Franz sehr recht ist. Mit einem Lieferanten ins Gespräch gekommen, der von Handelsgesellschaften erzählt, kommen die drei überein, dass es doch möglich sein müsse, den Gedanken einer Genossenschaft „*auch auf die Milchwirtschaft*“ umzulegen, „*die gerade so im argen liegt wie die Stickerei*“ [369]. Durch die neuen Ideen angeregt, setzen Franz

und Klausmelker, welcher nun wieder nach Hause zurück zu kehren gewillt ist, Pläne schmiedend und vergnügter Dinge ihre Reise nach Dornbirn fort.

Unterdessen kommt es zuhause im Dorf zum finalen Showdown:

Im Stall des Barthle brüllt die kranke Kuh, Mariann schickt in ihrer Verzweiflung den Gemeindediener, der vor Barthles Haus auf die Rückkehr des Hansmichel wartet, weil er verhaftet werden soll, los, um Hilfe zu holen. Dieser sucht Rat beim Sepp, welcher, nachdem der die Kuh kurz untersucht hat, verspricht, im Vorsaß Heilkräuter für die kranke Kuh zu holen — nicht nur aus Mitleid mit dem ächzenden Tier, sondern vor allem, um den Barthle einmal so richtig „beschämen“ [379] zu können. Auf dem aufgrund der Witterung gefährlichen Weg ins Vorsaß begegnet der Sepp noch dem Barthle, der

[...] ihm schon von weitem verächtliche Blicke zuwarf. „Heiliger Wendelin und Martin“, lachte er [Sepp], „wie wird der gute Mann erst Augen machen, wenn er erfährt, wie ich über ihn spotte und was ich für ihn unternahm.“ Aber jetzt wollte Sepp dem Barthle noch kein Wort gönnen. Des Lachens aber konnte er sich nicht enthalten, als derselbe, ihm einen wütenden Blick zuwerfend und sichtlich bemüht, einer erwarteten Anrede zu entrinnen, neben ihm vorbeistürmte. Dem Freimaurer kam die in Barthles ganzem Wesen sich äußernde Furcht ungemein lächerlich vor, denn er hielt sich selbst für die Ursache derselben, nicht die immer häufiger vom Felsen niederstürzenden Eismassen, an die er gar nicht mehr dachte. [380 f.]

Tatsächlich sind die Wetterverhältnisse äußerst ungünstig und Barthle macht sich heim „so schnell er konnte, um den in der holzleeren Gegend des Vorsaßweges vermutlich bald losbrechenden Lawinen noch rechtzeitig zu entrinnen“ [381]. Er ärgert sich rasend über „Sepps teuflisches Lächeln“ und stellt sich „lebhaft vor, wie die Eisklumpen herunterstürzten“. Zuhause angekommen findet er den Abschiedsbrief von Klausmelker, die Kuh ist in der Zwischenzeit verstorben: Jetzt „konnte [alles] zum Teufel gehen, da er doch an nichts Freude erlebte“ [381]. Voller Wut sucht er sich an dem „Sepp, von dem alles Unheil kam“ [381] zu rächen:

Barthle konnte nicht mehr ruhig bleiben. „Wenn der Teufel mir jetzt begegnete —“ rief er den Stall verlassend, hielt aber plötzlich inne und fragte den noch immer vor dem Hause auf und ab schreitenden Gemeindediener, indem er auf dessen Gewehr zeigte: „Hast — ist der Lärmer da geladen?“ „Versteht sich.“ „Ich geb dir einen Gulden, wenn du brechen lasset.“ — Es blitzte — und fürchterlich schwoll der Knall die Berge hinauf, fuhr droben hin und her, schien sich bald zu verlieren, bald wieder näher zu kommen. [382]

Der ohrenbetäubende Knall löst eine Lawine aus, die den Sepp tatsächlich unter sich begräbt. Mit letzter Kraft gelingt es dem Verschlütteten, sich frei zu graben und er schleppt sich in die Vorsaßhütte, um dort, geschwächt und verzweifelt, auf den Tod zu warten.

Unterdessen spielen sich im Dorf turbulente Szenen ab: Der Hansmichel ist beim Heuziehen „*in betrunkenem Zustand überfahren worden*“ [384] und wird mit „*fürchterlich zugerichtet[em]*“ Kopf via Schlitten ins Dorf gebracht. Er ist aber noch lebendig genug, um vom Gemeindediener verhört zu werden, der eigentlich gekommen war, um ihn vor Gericht zu bringen, damit dieser dort gestehe, „*was du mit der Zigeunerin zu tun hattest, die gestern bei dir übernachtete und die man heut' in deinem verrufenen Hause fand*“ [385]. So stellt sich heraus, dass es der Hansmichel war, der der Zigeunerin die Informationen aus dem Privatleben potentieller „Kunden“ zugeschanzt hatte, mittels derer sie sich einen gehörigen Eindruck verschafft und Glaubwürdigkeit erheischt hat. Kurz nach der Beichte stirbt der Hansmichel.

In all der Aufregung fällt es zunächst niemandem auf, dass der Sepp abgänglich ist, als der Verlust aber schließlich offenbar wird und Mariann der erschütterten Marie darüber Auskunft gibt, dass Sepp ins Vorsaß gehen wollte, formiert sich im Dorf unter der Anleitung des Sennen eine Gruppe von mutigen Männern, die am nächsten Morgen in aller Früh aufbrechen, um Sepp aufzuspüren — der Barthle wird unterdessen von Selbstvorwürfen zerfressen und Alpträumen geplagt. Wie durch ein Wunder überstehen sowohl die Retter des Sepp als auch der Gerettete das Abenteuer schließlich unversehrt. Das schreckliche Ereignis zeigt seine kathartische Wirkung: Der geschwächte Sepp, gerührt von der mutigen Tat der Männer, die er nur allzu oft verspottet und verlacht hat, wird von seinen Rettern als ein Verwandelter ins Dorf zurückgebracht. Und während es dem Sepp nach seiner Genesung vergönnt ist, sich jetzt in der Dorfgemeinschaft neu zu bewähren, geht es mit dem Barthle zu Ende: Es bleibt ihm aber gerade noch Zeit, sich mit dem Sepp auszusprechen und dem aus Dornbirn zurück gekehrten Klausmelker zu versöhnen. Schließlich legt er noch „*Franzens und Mariannens Hände ineinander*“ [412] und gibt ihnen endlich den ersehnten Segen.

Schlussbild Als schließlich auch der feindselige und engstirnige Pfarrer das Dorf verlassen hat, und statt seiner ein neuer Pfarrer unter dem Jubel der Bevölkerung einzieht, ist auch der letzte Bösewicht entfernt. Die Geschichte endet an der Hochzeitstafel von Mariann und Franz, um die sich alles versammelt, was für eine gute Zukunft bürgt:

Der völlig verwandelte Sepp, vom Freimaurer zum Dorfliebling geworden, da er jedem mit Rat und Tat zur Seite ist; ferner kommt freilich der Senn „*zum Mahle*“, während das Rösle daheim „*mit den zwei jungen Sennen schon alle Hände voll zu tun hatte*“ [426]; auch der Lieferant von Bezaun hat sich eingefunden und er und der Senn „*saßen nun beisammen am Brauttische*“ und führen Gespräche über den „*durch Franzens mitgeteilten Plan, das Lieferungsgeschäft als etwas allgemeines*

zu betreiben“ und darüber, wie sich das auf die *„Erzeugnisse der Milchwirtschaft anwenden ließe“*. *„Glücklich und still“* sitzt auch *„Franzens gutes Mütterlein“* mit dabei und *„nur selten wendete sich der freudestrahlende Blick vom Brautpaar weg den vielen Gästen zu, die sich um ihre Lieben versammelt hatten“* [427]. Freilich ist auch Klausmelker gekommen, und zwar in Begleitung des Margretle, der jüngeren Schwester des Rösle, und die beiden passen auf *„wie Herrenköchinnen, um dann allenfalls genau zu wissen, welche Bräuche man im Brautleben zu beobachten habe“* [425].

Und so endet die Geschichte mit dieser Szene, in der *„so glückliche, so friedliche Leute beisammensaßen und sich offen und frei ihre Gedanken und Gefühle mitteilten“* [429].

Anmerkungen zur Darstellung der Romankulisse

Ganz allgemein lässt sich für die „Sonderlinge“ sagen, dass in der Erzählung nur wenige oder nur schwach gezeichnete visuelle Informationen im Text auffindbar sind, die existierenden bildhaften Informationen verfügen in der Regel über keine extravaganten oder auffälligen Zusatzinformationen oder Details. (Die ausführliche und farbenfrohe Beschreibung der Wäldertracht bildet hier eine auffällige Ausnahme: An keiner anderen Stelle im Text wird so detailliert auf Farben eingegangen, dies scheint jedoch eher ein Zugeständnis an die gattungsspezifische Forderung zu sein, ländlichen Brauchtum und Sitten so authentisch wie möglich zu schildern.⁸⁷)

Auch ist die Geräuschkulisse bei Naturschilderungen auffällig stark ausgeprägt und, von der Beschreibung der Figuren durch ihr Sprechen abgesehen, auch das die Figuren umgebende Umfeld wird tendenziell deutlicher durch Geräusche beschrieben als durch Bilder: Die Arbeit der Mäher wird vom *„Klingen der Sensen“* und dem *„Singen der Mäher, die im Takte des Liedes die Sense schwangen“* un-

⁸⁷ *„Zwar schützte der großmächtige rote Regenschirm die fast pyramidalische Kopfbedeckung von dunkelblauer Wolle und die blauseidenen Ärmel; aber ohne die schwarze, so leicht den Glanz verlierende Juppe, die allenfalls aufgeschürzt werden konnte, war auch noch des auf den schlechten, schmutzigen Wegen von so vielen Gefahren bedrohten grünen Unterrocks mit den roten Spitzen zu gedenken, und der kirschblütenweißen Strümpfe, die neugierig darunter herauslugten“* [18], bzw. *„Hatten die Jünglinge durch verschiedene Farben und Schnitte der Kleider ungleiche Liebhabereien und Verhältnisse oder mehr freien Willen verraten, so zeigten sich dagegen die beinahe gleich gekleideten Mädchen, die der weißen Fahne folgten, in der einfachen Wäldertracht als die der modesüchtigen Welt fernen Wahrerinnen alter geheiligter Sitten, als die gleichgewillten Priesterinnen am häuslichen Herd. Die schwarzen, glänzenden Juppen schienen alle vom gleichen Tuche geschnitten und nur Zahl und Größe der Schnallen am schwarzlackierten Gürtel ließ die Vermögensverhältnisse einzelner erraten. Auch die Ärmste hatte auf dem viereckigen Brustfleck die Anfangsbuchstaben ihres oder sonst eines teuern Namens mit Glasperlen eingefasst und auch auf dem Haupte der Unbemittelten glänzte das Schappale, worauf jede junge Wälderin ein wenig stolz ist, wie die Goldstickereien am neuen Himmel, der den Jungfrauen nach — mitten im Festzug — von den vier angesehensten Männern über dem Pfarrer dahergetragen wurde.“* [421]

termalt [77], das Auftreten der Kühe ist so gut wie immer entweder durch das Brüllen und Muhen oder vom „*Schellengeläute*“⁸⁸ begleitet. Bei der Schilderung von Wald und Bäumen ist in den meisten Fällen auch der Hinweis auf das „*Blätterrauschen und Vogelsang*“ [252] gegeben, wir lesen vom „*Brummen der ersten Tannen*“ [231], vom „*Brechen eines unweit vom Hause abgerissenen Baumastes*“ [374], davon, dass „*die Vögel in den Wäldern [...] so schön gesungen als heute*“ [77] oder dass „*die Vögel ihr Morgenlied sangen*“ [97]. Wird diese Idylle gestört, wie dies etwa durch das Abholzen eines Waldes passiert, hinterlässt auch das deutlich hörbar seine Spuren: Den Dorfbewohnern kommt „*das Krachen der Tannen [...] wie ein donnernder Wehruf der Natur*“ vor:

Beim Rauschen der Sägen, dem Schallen der Axtschläge, dem Krachen der brechenden Stämme und dem Schreien der erschreckt fliehenden Vögel war keinem recht wohl; jeder fand etwas zu beklagen, woran er vielleicht sonst nie gedacht hatte. „Hört doch die armen Vögel, die, kaum angekommen, schon wieder fliehen müssen!“ [317]

Der Frühling erscheint als eine Jahreszeit, in der „*alles sing[t] und blüh[t]*“ [185], und der „*Gesang der Vögel war oft begleitet vom Krachen zusammenstürzender Lawinen und dem Rauschen des Wassers, welches, durch die gestürzten eingesperrt, sich wieder einen Weg durchbrechen mußte*“ [114]. Der Herbst wird begleitet von heftigen Stürmen, die „*mit immer mächtigerer Stimme das Ende der schönen Jahreszeit verkünden*“ [184] und im Winter, in dem das Feld „*mit all seinen Hügelchen und Gräben [...] einer großen, mit weißem Moos bedeckten Ebene [glich]*“, fallen

[...] bei jedem Fußtritt [...] hundert und tausend der von der Kälte in den Schnee geschnittenen Rosetten und den Eisfiguren in den Fenstern ähnliche Gebilde knisternd und klirrend zusammen. Das war dann aber auch so ziemlich alles, was man hörte, denn die Bäche schlichen unter der eisigen Decke geräuschlos dahin und Menschen und Tiere waren froh, daß sie in ihren Wohnungen bleiben konnten. [350]

Auch ist beispielsweise Franzens schlaflose Nacht von einer auffälligen Geräuschkulisse begleitet: „*Lange Zeit schritt er in dem nur vom Scheine des Mondes erleuchteten Zimmerchen auf und ab, lauschte dem Picken der Totenuhr in den neu übertäfelten Wänden*“ und „*zählte die Schläge seines ungewöhnlich laut pochenden Herzens*“:

Doch heute schien alles vergebens zu sein. Immer wieder blieb er vor dem Tischchen stehen und starrte Mariannens Blumen an, bis er, durch frohes Singen und Jauchzen hart vor dem Hause aus seinem Sinnen aufgeschreckt, das Fenster öffnete und den nun vom Adlerwirt Heimgehenden traurig nachsah. Bald hörte er

⁸⁸ z. B. in [254]: „*Die Kühe sahen Franzen ernst und fragend an, als aber Mariann, während sie Franzen Beeren reichte, freundlich mit ihnen redete, schüttelten sie verwundert die Köpfe, schlichen langsam weg und begannen wieder zu grasen und zu schellen.*“

das Knarren der sich öffnenden Haustüren, sah in den Häusern ringsherum Lichter entstehen und verschwinden, und überall war es wieder still. [...] Ein kalter Schauer durchfuhr den Lauschenden, da er die Äste in den Wäldern krachend brechen, die Fenster klippen und den Sturm mit immer mächtigerer Stimme das Ende der schönen Jahreszeit verkünden hörte. [183 f.]

Als Franz sich schließlich zu Bett legt, leiten die realen Geräusche den langsam Einschlafenden in die Traumkulisse hinüber: *„Das Tosen des Sturmes, der noch das Haus erschütterte, hielt er für das Rauschen des weit unter ihm über Klippen stürzenden Bergstromes.“* [186]

Besonders anschaulich zeigt sich die Beschreibung der Geräusche auch in der Szene des Einzugs des neuen Pfarrers:

Jetzt **knallten Schüsse**, die **Glocken läuteten**, und als gleich darauf das **Margretle** unter die Stubentür gesprungen kam und **rief: „Er kommt!“** waren schon alle Bänke leer. [...] Draußen am Dorfbach [...] hatte die ganze Gemeinde sich versammelt und doch war es so still, daß man **das Plätschern des Wassers** hörte. Alles drängte gegen den Bogen, um **des Pfarrers erstes Wort zu hören**. Als aber der **Wagen über die Brücke rasselte**, wurde die **Versammlung plötzlich sehr laut**, weil **jeder den anderen still sein hieß**. Doch das währte kaum eine Minute. Als der Pfarrer ausstieg und **ein Böllerschuß** der Gegend verkündete, daß nun der Erwartete den Boden des Dorfes betreten habe, **war es so still**, daß auch die Fernstehenden **die Worte der ihn begrüßenden [...]** **Schulkinder** ganz gut verstehen konnten. Dann **wieder hörte man nichts als das Rauschen der Kränze**, die durch ein leises Lüftchen liebliche Düfte austreuten, und das **Flattern der Kirchenfahnen**, die vor der Menge aufgestellt waren. [419]⁸⁹

Anmerkungen zur Beschreibung der Figuren

Dass die Beschreibung der Figuren hauptsächlich und detailliert über die Beschreibung ihrer Art zu sprechen erfolgt, wurde bereits angedeutet und wird in der vorliegenden Arbeit hinreichend dargestellt werden. Eine visuelle Zeichnung der Figuren, also beispielsweise eine bildhafte Beschreibung ihres Aussehens, ist nur in einigen wenigen Fällen zu finden. Der Sepp wird beispielsweise im Zuge seines ersten Auftretens im Text lediglich als *„blasser, halb fremd gekleideter Mann“* [19] beschrieben, der Barthle als *„ein großer, starkknochiger Mann, den jedermann für mehr als fünfzig Jahre alt gehalten hätte“* [18]. Weitere Hinweise auf das Aussehen der beiden Protagonisten finden sich nicht, von dem *„magern Schwarzkopf“* [25] des kindlichen Sepp — wir wissen freilich nicht, ob derselbe nicht inzwischen ergraut ist — und vom *„schwarzen Krauskopf“* des Barthle [63] abgesehen. Einen *„schwarzen trotzig aufgerichteten Krauskopf“* [278] besitzt übrigens auch Klausmelker, der Sohn des Barthle. Um vieles differenzierter fällt die

⁸⁹ Die Hervorhebungen stammen von der Verfasserin zur Verdeutlichung des hier besprochenen Phänomens.

Beschreibung von Barthles Art sich zu äußern aus: Seine erste Äußerung „*polterte*“ er „*mit lauter, hölzerner Stimme*“ [18], an anderer Stelle ist von „*Barthles Küherstimme*“ [19] zu lesen. In der Beschreibung seiner Gestik während des Redens „*die rechte Hand vorwerfend, während er die andere auf die scharf nach links gebogene Nase legte*“ [18], ist noch ein Hinweis auf das Aussehen seiner Nase gegeben. Ein Indiz auf Barthles Aussehen findet sich auch in der Rede des Klaus, wenn dieser nämlich sagt, dass Barthle „*von dem ewigen Beten um die Knie herum die Lederhosen so verrutscht*“ habe [19]. Auch Franzens Aussehen kann man nur erraten, der einzige Hinweis auf sein Äußeres findet sich in der Äußerung des Sepp, als er Franz, der den Sommer als Küher auf der Alpe verdingt, zur Begrüßung mit den Worten mustert:

„[...] du hast dich schon bedeutend verändert in den drei oder vier Wochen. Früher hat mich Marie oft ausgelacht wegen meiner schwarzen Haut und ich habe dann gesagt, Schwarz sei allerdings nicht schön, aber doch dauerhafter als Weiß. Jetzt würde die gute Mutter staunen, wenn sie sähe, wie es die Hitze der letzten Woche deiner schönen weißen Haut gemacht hat. Wenn das so fortgeht bis am Herbst, wirst du deinen Mädchenkopf ganz verlieren und nur noch an den blauen Augen wird man dich als den Sohn deiner Mutter erkennen.“ [114]

Marie, die Mutter des Franz und Frau des Sepp, wird nur einmal, in einer Rückblende, als „*ein schönes, junges, aber armes Mädchen*“ [54] beschrieben, von Mariann, Barthles Tochter, ist nur zu erfahren, dass sie „*ein wohlgeformte[s] Köpfchen mit den dasselbe umschließenden braunen Zöpfen*“ und eine „*schöne Hand*“ besitzt, „*der man kaum ansah, wie viele und strenge Arbeiten sie zu tun hatte*“ und dass sie ein „*freundliche[s] Gesicht*“ [66] hat. Das Rösle wird beispielsweise nur aus den Augen von Barthles Wahrnehmung beschrieben als „*dieses Rösle mit dem Stumpfnäschen und den dicken Backen*“, dem gegenüber sein Kind „*freilich etwas blasser [...], sonst aber viel schöner [...]*“ [325] erscheint. Vergleichsweise detailliert ist die Figur der Zigeunerin beschrieben, „*ein Weib ohne Kopfbedeckung mit wirr herunterhängenden, rabenschwarzen Haaren, die auch das braune Gesicht fast ganz bedeckten*“, insgesamt ein „*widerwärtige[s] Geschöpf in den vielen buntfarbigen Fetzen*“ [290]. Vom Hansmichel wird gesagt, dass er „*ein mittelgroßer, etwas nach vorn gebeugter, sonst aber nicht alt scheinender Mann*“ sei, „*den sein verzerrtes Gesicht als einen Schnäpsler bezeichnete*“ [25]. Die Figuren des Doktors, des Pfarrers, des Adlerwirts oder des Beiknechts werden durch keinerlei bildliche Attribute beschrieben, vom Lieferanten erfahren wir nur, dass er ein „*großer Mann [...] mit kräftiger Stimme*“ [359] ist, auch vom Weberle, dessen Redeauftritte so detailliert geschildert sind (vgl. Abschnitt 7.2.6), ist lediglich zu erfahren, dass er von kleiner Statur ist. Nicht einmal das Aussehen des Sennen, der doch eine so gewichtige Rolle in der Erzählung innehat, ist angedeutet.

In seinem Brief vom 9. Jänner 1867 an Rudolf Hildebrand schreibt Felder von seiner „wunderliche[n] Art zu dichten, oder eigentlich, in mir entstehen zu lassen“:

Ich lasse meine Einbildung wochenlang arbeiten, bis eine Person, die eigentlich keinen Lebenden genau gleicht, ganz fertig ist. Erst wenn sie zum Hören und zum Greifen vor mir steht, greife ich zur Feder und schreibe das — erste Kapitel einer Erzählung. Hier stelle ich die Person fest auf einen Platz, in Konflikte und erst dann frage ich mich was nun aus ihr zu machen sei.⁹⁰

Dieses „ästhetische Credo Felders“⁹¹ ist nicht nur ein Hinweis auf die Arbeitsweise des Dichters, sondern zeigt auch, was für ihn die wichtigen Komponenten in der Charakterisierung der Figuren sind: das Hören, das Greifen und der *Conflikt*, den sie zu bewältigen hat.

1.2.2 Zur Textauswahl: Warum „Sonderlinge“?

Wie bereits an anderer Stelle angedeutet, führt Franz Michael Felders Roman „Sonderlinge“ eine Art Schattendasein in der neueren Felder-Forschung und -Rezeption. Bereits zu Felders Lebzeiten wurde ein „Mangel an Handlung“ kritisiert, auch in der aktuellen Forschungsliteratur finden sich solche Aussagen. Im Vorwort zur Ausgabe von 1976 zitiert der Herausgeber Artur Schwarz die von Walter Methlagl im Rahmen der Dialektologentagung in Bezau im Mai 1975 gehaltene Rede, in der dieser festgehalten habe, dass „Felders Werke annähernd 70 Prozent Gedanken und nur 30 Prozent Handlung enthalten“. Diese Beobachtung, „die wohl nicht rechnerisch genau gemeint war“, gelte sicher auch für die „Sonderlinge“, folgert Schwarz und zieht den Schluss, dass „Felders Werk nicht in erster Linie von literarischen Gesichtspunkten aus beurteilt werden dürfte, sondern mehr vom sozialkritischen Inhalt her“⁹².

Der Einschätzung von Artur Schwarz muss heftigst widersprochen werden: Es ist höchste Zeit, mit diesem und ähnlichen Vorurteilen seitens der Felder-Forschung, die dem literarischen Werk Felders überhaupt nicht gerecht werden, endlich aufzuräumen. Die „Sonderlinge“ können bei weitem mehr als nur ein im Entstehen begriffenes politisches Programm vorzustellen: Der Roman erzählt eine hochaktuelle, beinahe zeitlose Geschichte vom gemeinsamen Zusammenleben innerhalb einer Dorfgemeinschaft voller Querköpfe und führt dem Leser vor Augen, welche große und bedeutende Rolle das menschliche Gespräch und das offene Wort zueinander hat. Darüber hinaus wird die zerstörerische Kraft des

⁹⁰ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 9. 1. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 104

⁹¹ vgl. Gassner, Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript, S. 254. Otmar Gassners Aufsatz verdanke ich den Hinweis auf diese bemerkenswerte Briefstelle.

⁹² Schwarz, Einführung Bd. 2, S. 9

Übereinander- und des Aneinander-vorbei-Redens thematisiert und es wird gezeigt, dass unausgesprochene Bosheit und Hass nur in einem enden: brutaler Gewalt dem Nächsten gegenüber und in der zerstörenden Kraft einer Lawine, die alles mitreißt und unter sich begräbt.

Auch die Kritik von der fehlenden Handlung kann von der Verfasserin naturgemäß *nicht* nachvollzogen werden: Es mag sein, dass manche Passagen ein wenig schwerfällig wirken, es muss aber im Gegenzug auf die Brillanz vieler Szenen verwiesen werden. Wie detailliert, mitunter herrlich humorvoll, rhetorisch gewandt und psychologisch scharfsinnig der Erzähler seinen Lesern hier das Reden und Denken seiner Figuren nahebringt, wurde offenbar nur allzu oft und allzu leichtfertig übersehen. Die vorliegende Arbeit und die darin präsentierte akribische Untersuchung der Sprechszenen und der facettenreichen Erzählsprache soll auf diese bisher noch nicht entsprechend gewürdigte Leistung der „Sonderlinge“ aufmerksam machen.

Auch wurde bisher der Umstand zu wenig berücksichtigt, dass Felder sich mit keinem anderen Werk so lange auseinander gesetzt, an keinem anderen Werk so lange gearbeitet hat: „*Mein jetziger Roman ist nicht das Werk eines Jahres, mein Leben mit allem gehörte dazu, ihn zu schreiben*“, erklärt er seinem Schwager Kaspar Moosbrugger.⁹³ Auch der Autobiographie ist zu entnehmen, „wie vieles von seinen Freuden und Leiden, von seinen Gedanken und Bestrebungen er [Felder] in die „Sonderlinge“ [...] hineingearbeitet hat“⁹⁴. In einem Brief an Rudolf Hildebrand wird Felder über die autobiographischen Spuren in seinem Roman „Sonderlinge“ schreiben:

Ich gestehe gerne zu, daß in dem Werke selbsterlebte Kämpfe geschildert sind, ja noch mehr: Fast jede Person hat ein Stück von mir, der Lieferant, der Doktor, Franz und auch Sepp. Ich glaube daß man hier herum nur im Sepp den „Jauko Franzmichel“ (mich) von früher erkennen wird. Dieser war verbittert und muthlos sein Leben war ein thatenarmes sich Hinschleppen von einem Tag in den Andern, und hinter Büchern, die, wie alle ältern Klassiker (Zimmermann, Wielands Jugendarbeiten, Klopstock, Gleim u v a) vom Leben abziehen, verkroch er sich immer mehr in sich selbst.⁹⁵

Die gravierenden äußeren Umstände — eine schwere Erkrankung Felders und die kriegerischen Unruhen von 1866 — verlangsamten die Drucklegung⁹⁶ und trugen dazu bei, dass die Arbeit nicht früher zu ihrem Abschluss kam. So dokumentiert „Sonderlinge“ (implizit) Felders reale, geistige und philosophische Aus-

⁹³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 8. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 150

⁹⁴ Sander, Einleitung zu „Sonderlinge“, S. IX

⁹⁵ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 28. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 35

⁹⁶ Im Brief vom 8. Mai 1866 weist Rudolf Hildebrand auf die Kriegsgefahr in der Stadt hin, wobei er nicht vergisst darauf hinzuweisen, dass Felder bezüglich seines Manuskriptes „außer Sorge“ sein solle: „eine Beschießung der Stadt ist in keinem Falle zu fürchten, höchstens eine Schlacht in der Nähe“, vgl. Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 22

einandersetzung sowie seine sprachlich-rhetorischen Fähigkeiten in der Zeit von (Ende) 1862 bis (Mai) 1866:

Der Gedanke des Ganzen nach meiner jetzigen Auffassung ist: Es sind nicht die Großen, die die Fäden des Geschicks halten. Auch sie können zum Glück nicht alles, was sie wollen. Kampf und Streit, nicht Siegen und Unterliegen hilft vorwärts. [...] Das war so kurz als möglich der Inhalt, das Ganze wird aber meine Ansichten aussprechen, nicht in Abhandlungen und Reflexionen, sondern durch den Verlauf einer Dorfgeschichte in des Worts verwegenster Bedeutung. Nicht blasse Mückenfänger und Grillenmännchen, sondern Männer fest und starr wie unsere Berge, zwischen denen die Mädchen wie Blumenhügel stehen, wirst Du finden, Kämpfe sollst Du sehen, die ich selbst und meine Freunde und Freundinnen, die Sonderlinge, gekämpft haben, und doch wird das Ganze nicht Porträtmalerei sein [...] ⁹⁷,

schreibt Felder an Schwager Kaspar Moosbrugger.

Des Weiteren stellt „Sonderlinge“ einen wichtigen Markstein in der Entwicklung Felders als Schriftsteller dar: Jürgen Thaler betont, dass Felder mit diesem Werk „nicht nur die Verlagsklasse, sondern, bislang in den Auswirkungen wenig beachtet, auch die Gattung“ gewechselt hat: „Von der um 1860 mehr unter der Domäne der Volkskunde rangierenden Dorfgeschichte wechselt er zu der hochaktuellen Form des Romans“ ⁹⁸. Auch Walter Methlagl wertet die „Sonderlinge“ „nicht mehr“ nur als „Dorferzählung im Sinne Gotthelfs oder Auerbachs“, sondern es handle sich dabei um einen „im Bäuerlichen spielende[n] moderne[n] Zeitroman“ ⁹⁹.

„Sonderlinge“ wurde wegen seines großen Erfolges noch zu Felders Lebzeiten ins Holländische, auch in einer friesischen Bearbeitung, übersetzt, Übertragungen ins Englische ¹⁰⁰ und Französische ¹⁰¹ waren geplant, kamen dann aber nicht zustande. Heute ist der einstige (kurzzeitige) Erfolgsroman beinahe in Vergessenheit zu geraten.

⁹⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 8. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 151

⁹⁸ Thaler, Gattung und Habitus, S. 12

⁹⁹ Methlagl, „Mein Leben ist ein Spiegel unserer Zustände“, S. 310

¹⁰⁰ In einem Briefentwurf an Kaspar Moosbrugger, der mit 14. April 1867 datiert ist, schreibt Felder: „man redet mir schon von einer Übersetzung ins englische, die Übersetzerin ist bereits gefunden. Es ist die, die auch den Auerbach übertrug“, Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 15. 4. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 294

¹⁰¹ So gibt etwa Rudolf Hildebrand Kunde von der Übersetzung ins Französische: „Bestimmt versprochen ist mirs wenigstens. Vor ein paar Wochen war nämlich ein Pariser hier, an mich empfohlen durch seinen Schwager in Paris, einen Gelehrten mit dem ich befreundet bin, er selbst Lehrer des Deutschen (z. B. beim kaiserlichen Prinzen), begeistert für deutsche Literatur, selbst eigentlich ein Deutscher, d. h. ein Elsässer, mit Namen Prof. Levy — erschrick nicht vor dem Judennamen, er war sonst nicht wie ein Jude. Wir waren für ein paar Tage zusammen, nach Clubart, und da hab ich ihn denn für Dich gewonnen, sodaß er von selbst jene Übersetzung versprach und überhaupt ein Wirken für Dich in der Pariser Presse. Ob er zugleich ein Worthalter ist? Das müssen wir abwarten [...]“. Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 27. September 1868, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 292

1.2.3 Zur hier verwendeten Ausgabe der „Sonderlinge“

Am 7. April 1867 meldet Rudolf Hildebrand Felder, „daß die Druckerei nun endlich mit den *Sonderlingen* fertig ist“¹⁰² — die Erstausgabe der „Sonderlinge“ erscheint in zwei Bänden bei Salomon Hirzel in Leipzig. Der Text erfährt 1912 eine zweite Auflage, „[e]ingeleitet und hrsg. von Hermann Sander“ bei Hesse & Becker, ebenfalls in Leipzig.

Erst 1976 wird der Text schließlich von Artur Schwarz im Zuge der Erstellung der vom Franz-Michael-Felder-Verein besorgten Gesamtausgabe der Werke Felders zum dritten Mal neu herausgegeben. Dem prominenten Platz in dieser Reihe kann diese Ausgabe allerdings nicht gerecht werden: Vordergründig fallen vereinzelte Druckfehler immer wieder unangenehm auf, Otmar Gassner hat in seinem 1992 in der Zeitschrift „Montfort: Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs“ verfassten Artikel aufgezeigt, dass sich auch und vor allem in der Tiefenstruktur des Textes ganz erhebliche Mängel feststellen lassen. Vor allem aber zeigt Gassner, dass die Notizen des Herausgebers des zweiten Bandes der Werkausgabe Felders, Artur Schwarz, an vielen Stellen zu revidieren bzw. richtig zu stellen sind. Während etwa Schwarz festhält, dass es nur ein einziges Manuskript — es ist das „Manuskript des Felder-Archivs: H5“¹⁰³ — gibt, erweitert Gassner diese Angabe, da sich „die Manuskriptlage [...] [s]eit dem Erscheinen der umfassenden Felder-Bibliographie 1989“ anders darstellt: Zum Ersten weist Gassner auf die „Handschrift im Kloster Thalbach“ hin, welches das fünfte Kapitel des ersten Teils des Romans enthält und, wie Gassner annimmt, die Erstfassung darstellt, zum Zweiten erwähnt Gassner die sog. „Willam-Handschrift“, die auch einen Bleistiftentwurf zum 7. Kapitel der „Sonderlinge“ beinhaltet. Drittens beschreibt Gassner das Manuskript, welches „am Bundesgymnasium Feldkirch“ aufbewahrt werde (und auch in der Felder-Biographie von 1989 nicht erfasst ist): Es sei aber kein vollständiges Manuskript des Romans, sondern dabei dürfte es sich „um eine sehr frühe Fassung handeln“¹⁰⁴. Auch die Beziehungen der einzelnen Handschriften zueinander hat Gassner genau dargestellt, in seinem Resümee kommt er zum Schluss, dass H5, die — wie bereits erwähnt — Schwarz in seiner Ausgabe als Textgrundlage diente, „keine homogene Handschrift“ ist, sondern eine, die „zwischen 1864 und 1865/66“ zu datieren ist. Der Briefwechsel belegt, dass Felders Schreibprozess „kein linearer und kontinuierlicher“ war.¹⁰⁵ Das Pos-

¹⁰² Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 7. 4. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 129

¹⁰³ Gassner, *Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript*, S. 244. Gassner gibt hier eine detaillierte Beschreibung dieses 99 von Felder durchnummerierte Bogen umfassenden, vorwiegend im Format 45 x 28 cm, Manuskripts.

¹⁰⁴ Gassner, *Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript*, S. 245

¹⁰⁵ „Auch den Aufsatz „Tannberg“ hab ich [...] mit Bleistift unausgearbeitet niedergeschrieben wie die *Sonderlinge*. Auch diese hab ich erst nur flüchtig ausgeworfen und erst beim Reinschreiben gehörig durchgearbeitet.“, Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 19. 8. 1866, in: Felder, FMF

tulat Gassners nach einer „genauere[n] Beschäftigung mit den Veränderungen des Textes in den verschiedenen Fassungen“ soll an dieser Stelle wiederholt werden.¹⁰⁶

Auch vor dem Hintergrund von Otmar Gassners wertvollen Erkenntnissen, die hier nicht alle wiedergegeben werden sollen — es sei auf den gut (und über den Katalog der Wiener Universitätsbibliothek sowie der Vorarlberger Landesbibliothek sogar online) zugänglichen Artikel verwiesen —, ist freilich Kritik an der Ausgabe von Schwarz von 1976 angebracht, vor allem, weil Schwarz eben *nicht*, wie im Vorwort seiner Ausgabe dargestellt, „der Handschrift [folgt]“ — auch dies kann Gassner anhand einiger Beispiele glaubwürdig belegen.¹⁰⁷ Es ist nicht weiter verwunderlich, dass Otmar Gassner zum Schluss kommt, dass diese Ausgabe „kein sorgfältig edierter Text — und schon gar nicht eine historisch-kritische Ausgabe“ ist. Eine solche gelte es anhand der Manuskriptlage erst „zu erarbeiten“.

Vielleicht gelingt es über die hier vorliegende, wissenschaftliche Darstellung zu „Sonderlinge“ zu einer neuen umfassenden Auseinandersetzung mit diesem Roman anzuregen und die entsprechende Nachfrage für eine längst überfällige Neuausgabe zu schüren. An dieser Stelle sei jedenfalls das Desiderat einer Neuausgabe deponiert, vor allem aus dem Grund, da die mehrfach kritisierte Ausgabe von Artur Schwarz die einzige zur Zeit im Buchhandel verfügbare Ausgabe ist. Dringend überholungsbedürftig ist nicht nur der Text selbst, sondern vor allem auch das Design dieser Ausgabe, das weder ansprechend ist noch zum Lesen einlädt. Und der Roman muss vor allem auch eines: *neu kommentiert* werden.

Werke, Bd. 9, S. 61

¹⁰⁶ vgl. Gassner, Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript, S. 247

¹⁰⁷ vgl. Gassner, Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript, S. 255

2 Sprechakttheorie und deren Bedeutung für ein literaturwissenschaftliches Anliegen

Die Sprechakttheorie hat nicht nur auf die sogenannte „Philosophie der normalen Sprache“ einen großen Einfluss ausgeübt, sondern sie prägt und bereichert den philosophischen, kulturwissenschaftlichen und literaturtheoretischen Diskurs der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ganz entscheidend.

Im folgenden Kapitel soll es nicht um eine umfassende Darstellung der Sprechakttheorie gehen, sondern lediglich um einige ihrer wichtigsten Grundanliegen und zentralen Gedanken, auf denen die Theorie fußt. Der Hauptaugenmerk liegt dabei auf jenen Thesen der Sprechakttheorie, die für eine interpretatorische, literaturwissenschaftliche Betrachtung eines literarischen Textes fruchtbringend sein können. Denn — und das ist eine der zentralen Ausgangsüberlegungen der vorliegenden Arbeit — der Ertrag sprechakttheoretischer Grundannahmen und in manchen Fällen auch deren im kultur- und geisteswissenschaftlichen Diskurs entwickelten Gedanken können einem literarischen Text zu einem neuen Lesezugang verhelfen und dazu anregen, denselben auf verschiedenen Ebenen zu betrachten.

Deshalb soll im folgenden Abschnitt vor allem deutlich werden, welche Schnittstellen es zwischen der Sprechakttheorie und möglichen Anliegen der Literaturwissenschaft gibt und es soll klar werden, welcher Weg in der vorliegenden Arbeit beschritten wird.

Zu Beginn steht hier aber ein Abriss über die Ursprungsanliegen der Sprechakttheorie und deren Weiterentwicklung.

2.1 Sprechakttheorie: Anliegen und terminologisches Inventar

2.1.1 Einführung

Mit der Sprache und dem Sprechen, deren Wirkungen und ihren Aspekten hat man sich freilich schon lange vor John L. Austins Theorieansatz über die *Sprechakte* auseinander gesetzt und beschäftigt. Man habe sich vor allem „stets [...] an

kritischen Punkten einer Kulturentwicklung in wachsendem Maß mit der Sprache befaßt, ob es in der griechischen Sophistik, in der Spätscholastik oder Ende des 18. Jahrhunderts gewesen [ist]“¹, so lesen wir in Albert Kellers „Sprachphilosophie“.

Handbücher und Einführungen in das Fach der Sprachphilosophie datieren die Anfänge der Auseinandersetzung mit Sprache (wie Peter Precht!) beispielsweise im antiken Griechenland, skizzieren problemgeschichtliche, sprachphilosophische Stadien vom Mittelalter herauf zum Empirismus (Locke), nennen als Stationen freilich Leibniz und Herder und kommen über Frege, Russell und Whitehead (als Verfasser der „Principia Mathematica“) schließlich zu Ludwig Wittgenstein und Ludwig Wittgenstein — letzterer einmal als Autor des Tractatus Logico-Philosophicus sowie als Autor der Philosophischen Untersuchungen. Dieser Ludwig Wittgenstein — der spätere von beiden nämlich — wird aufgrund seiner „Philosophische[n] Untersuchungen“ und seiner Theorie über die „Sprachspiele“ von den meisten als Wegbereiter Austins angesehen.

Fest steht, dass die Sprache im 20. Jahrhundert zum „alles beherrschenden Thema der Philosophie“ wird, Keller begründet dies etwa mit dem Verschwinden der Selbstverständlichkeit der Sprache durch den Kulturpluralismus, also die Wahrnehmung der jeweiligen Eigenart der verschiedenen Kulturen, und vor allem der Nationalsprachen: „Jetzt erst wurde, etwa von Herder, gefragt, wie es zur Entwicklung der Sprache überhaupt kam, da diese nicht mehr einfachhin als mit dem Menschen geschaffen angesehen werden konnte“². Auch weist Keller in diesem Zusammenhang auf die Grundlagen- und Methodenkrise in der Wissenschaftstheorie insgesamt hin: Dabei komme es auch zur Rückbesinnung auf die Rolle der Sprache und der Frage nach ihrem Wesen.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts etablierte sich, so Keller, eine neue „analytische Philosophie“: Es ist eine Philosophie,

[...] die Sprachkritik als Philosophiekritik betreibt. Sie möchte die philosophischen Fragen weniger lösen, als vielmehr heilen, da sie meint, diese stellen sich als Scheinfragen heraus, sobald nur die Sprache geklärt sei.³

Grundsätzlich lässt sich ein zweifacher Zugang zur Sprache unterscheiden: der der Philosophie der idealen Sprache (*Ideal Language Philosophy*) und der der Philosophie der normalen Sprache (*Ordinary Language Philosophy*).

Vertreter der idealsprachlichen Richtung empfinden — wie der Name schon sagt — die normale, alltägliche Sprache als defizitär, weil sie ungenau sei und den Ansprüchen der Logik nicht gerecht werde und wollen die Alltagssprache durch eine ideale, formale Sprache ersetzen. Bertrand Russell, der „Freges Leis-

¹ Albert Keller, Sprachphilosophie, 2. bearbeitete Auflage, Freiburg (Breisgau); München: Alber, 1989 (Kolleg Philosophie), hier: Keller, Sprachphilosophie, S. 21

² Keller, Sprachphilosophie, S. 21

³ Keller, Sprachphilosophie, S. 22

tungen hinsichtlich der Grundlegung von Logik und Mathematik erkannt und positiv gewürdigt“ habe, gilt laut Prechtel „als Geburtshelfer der sprachanalytischen Philosophie“⁴. Der deutsche Mathematiker Gottlob Frege⁵ hat mit seinem Versuch, die Mathematik logisch zu begründen und seinen Überlegungen über Sinn und Bedeutung von Satz und Satzteilen auch Ludwig Wittgenstein beeinflusst: Schon 1911 hatte Wittgenstein Frege besucht und seither standen die beiden in regem Briefkontakt.⁶ Im „Tractatus“ formuliert Wittgenstein die Grundanliegen der Philosophie der idealen Sprache.⁷

Die Vertreter der analytischen Philosophie der normalen Sprache — und hierzu zählen auch John L. Austin und John R. Searle — empfinden im Gegensatz zu jenen der idealsprachlichen Richtung die normale Sprache nicht als defizitär, sondern als völlig brauchbar für den Zweck, für den sie eingesetzt wird: nämlich zur Verständigung im sozialen Umfeld. Es gehe nicht darum, die normale Sprache zu revidieren oder zu ersetzen, sondern sie zu beschreiben, sie zu erklären. In seiner zweiten philosophischen Phase, „besonders in den erst nach seinem Tod veröffentlichten „Philosophischen Untersuchungen“ (1953)“ widerlege Wittgenstein sich selbst und werde dadurch zum wichtigsten Anreger der „Philosophie der normalen Sprache“⁸, so Albert Keller.

Peter Bachmaier weist besonders auf zwei entscheidende Veränderungen, die Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen“ gegenüber dem „Tractatus“ unternimmt, hin: „Erstens gibt es nicht mehr nur Sätze über Sachverhalte, die real existieren, zweitens gibt es Sprachspiele, welche die verschiedenen Lebensbereiche des Menschen tangieren“. Des Weiteren gelte es

[...] von dem Mythos Abschied [zu] nehmen, es gäbe nur **ein** göttliches Sprachspiel oder **ein** transzendentes. **Die Sprache** ist in sich **different**. Die Sprache besteht nicht nur aus Sätzen über Sachverhalte (Tatsachen), sondern in ihr finden sich auch verschiedene Mittel, etwas auszudrücken oder sich an jemanden zu wenden. Damit sind wir noch nicht bei den Sprechakten, sondern erst bei den Sprachspielen.⁹

Bachmaier zufolge ist Wittgensteins Spätwerk als Brückenschlag zwischen dem

⁴ Peter Prechtel, Sprachphilosophie: Lehrbuch Philosophie, Stuttgart; Weimar: Metzler, 1999, hier: Prechtel, Sprachphilosophie, S. 87

⁵ Freges Ausführungen zur logischen Semantik finden sich vor allem in: „Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens (1897)“, vgl. Prechtel, Sprachphilosophie, S. 63

⁶ Wittgenstein weist im „Tractatus“ darauf hin, dass er von Frege viele Anregungen empfangen habe und selbst in seinem Ausdruckstil von Frege geprägt sei, vgl. Prechtel, Sprachphilosophie, S. 63

⁷ Im „Tractatus“ (1921), der sieben Hauptthesen mit jeweiligen Unterthesen enthält, unternimmt Wittgenstein den Versuch, zu bestimmen, was sich — durch eine Untersuchung der logischen Struktur der Sprache — überhaupt sinnvoll sagen lässt. Dabei grenzt er das Sagbare und Denkbare gegen das Unsagbare ab.

⁸ Keller, Sprachphilosophie, S. 24

⁹ Peter Bachmaier, Die Logik der Sprachspiele. Eine philosophische Abhandlung, München: Bachmaier 1996 (= Bachmaiers Paperback Wissenschaft; Bd. 1), hier: Bachmaier, Logik der Sprachspiele, S. 12. Die fettgedruckten Stellen sind dem Original nachgestaltet.

Ufer des frühen logischen Positivismus und dem neuen Ufer der Sprechakttheorie zu betrachten: Aus Wittgensteins Beobachtung, dass die Sprache in verschiedenen Sprachspielen unterschiedliche Funktionen erfülle (und nicht einfach nur das Instrument zur Abbildung einer Wirklichkeit sei), entwickelt sich die Sprechakttheorie, initiiert von John L. Austin, der dieses Phänomen durch detaillierte und systematische Analysen ergänzt. Sie wird zu einem wichtigen Bestandteil der linguistischen Pragmatik.

Peter Bachmaier ist mit seiner Ansicht, dass Austin von Wittgenstein beeinflusst war, nicht alleine, Wittgenstein wird von den meisten als der Wegbereiter Austin gesehen. Eine deutliche Ausnahme hierzu bildet Stephen C. Levinson, der die Ansicht vertritt, dass

[...] Austin Wittgensteins späteres Werk weitgehend nicht gekannt zu haben [scheint] und [...] von ihm wahrscheinlich unbeeinflusst geblieben [ist]. Wir können Austin Theorie daher als autonom betrachten.¹⁰

2.1.2 J. L. Austin: „How to do things with Words“

John Langshaw Austins Theorie über die Sprechakte liegt nicht als einheitliches System vor, sondern hat eine längere Entstehungsgeschichte: Bereits 1939 entwickelt Austin erste grundlegende Ideen und publiziert diese 1946 in einem Essay mit dem Titel „Other Minds“¹¹. Von 1952 bis 1954 lehrt Austin in Oxford, seine Vorlesungen sind mit „Words and Deeds“ überschrieben und „ihr Stoff entspricht ungefähr dem der William James Lectures“¹², die er 1955 an der Harvard-University vorträgt. Seine Schüler publizieren diese Vorlesungsreihe 1962 unter dem Titel „How to Do Things with Words“¹³. Der Vorlesungscharakter dieser Schrift, die gemeinhin als Standardwerk der Sprechakttheorie gilt, veranschaulicht die systematische, schrittweise Entwicklung der Sprechakttheorie und dokumentiert gleichsam das evolutionäre Etablieren ihres Terminologieinventars.

¹⁰ Stephen C. Levinson, *Pragmatik*. Neu übersetzt von Martina Wiese, Tübingen: Niemeyer 2000 (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft*; 39), hier: Levinson, *Pragmatik*, S. 228

¹¹ vgl. Joseph Hillis Miller, Introduction, in: Joseph Hillis Miller, *Literature as Conduct. Speech Acts in Henry James*, New York: Fordham University Press 2005, hier: Miller, *Literature as Conduct*, S. 4. „Other Minds“ ist in der Aufsatzsammlung „*Philosophical Papers*“, London 1961 enthalten.

¹² J. O. Urmson, Vorwort des Herausgebers zur ersten Auflage der englischen Ausgabe, in: John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny. 2. Auflage, Stuttgart: Philipp Reclam jun., 1979 (= *Reclams Universal Bibliothek* Nr. 9396), hier: Austin, Vorwort zur ersten Auflage, S. 22

¹³ Die Schreibweise des Titels liegt in verschiedenen Varianten vor: Die hier verwendete englische Ausgabe verzeichnet „How to Do Things with Words“ (Edited by J. O. Urmson and Marina Sbisa. Harvard University Press (Second Edition (William James Lectures)), 1975;) die bereits zitierte Ausgabe von Eike von Savigny gibt den englischen Titel mit „How to do things with Words“ an. Es fällt auf, dass sich in der Sekundärliteratur häufig fehlerhafte Angaben finden.

Die Hauptthese von Austins Werks ist, *dass das Sprechen eine Handlung ist*: Sprache sei also nicht nur dazu da, um über die Welt zu reden (wie dies etwa die Ansicht des ‚frühen‘ Wittgenstein war), sondern durch das Sprechen setze man einen Akt, schaffe man neue Tatsachen. Wenn also — und Austin wird dies durch seine Vorlesungen belegen — mittels sprachlicher Äußerungen gleichsam *Handlungen* vollzogen werden, gilt auch für sie, dass durch Sprechen Einfluss ausgeübt wird, dass dies auch strategisch getan werden kann und getan wird. So verstandenes Sprechen bleibt freilich auch nicht ohne Folgen und darum muss sich dieses Sprechen auch daraufhin befragen lassen, was es eigentlich zu sein *beabsichtigt* und welche der Äußerung impliziten Informationen dadurch freigesetzt werden.

Das Interesse am Sprechen und an der Interpretation von Aussagen, welches die Entwicklung der Sprechakttheorie evoziert, führt Stephen C. Levinson auf den logischen Positivismus als philosophischen Hintergrund zurück und der davon geprägten Fragerichtung nach der Verifizierbarkeit einer Aussage. Wie aber — so lautet die weiterführende Frage — sind dann jene Aussagen zu bewerten, die nicht verifizierbar sind: Welchen Status haben ethische, ästhetische, moralische oder literarische Aussagen? Sind sie, weil sie eben *nicht* verifizierbar sind, bedeutungslos?

In einer Zeit, „in der das Interesse an der Verifizierbarkeit und das Mißtrauen gegenüber der Ungenauigkeit und Inhaltslosigkeit der Alltagssprache riesengroß war“, habe Austin seine Sprechakttheorie vorgestellt um — so Levinson — „die Wahrheitsbedingungen als Herzstück des Sprachverstehens [...] aus den Angeln zu heben“¹⁴.

konstativ — performativ

In den ersten sieben seiner insgesamt zwölf Vorlesungen geht Austin zunächst von seiner in den Vortragssaal gestellten Annahme aus, dass Äußerungen grundsätzlich unterteilt werden können in *konstative* versus *performative Aussagen*:

Als *konstativ* gelten Äußerungen, durch die Feststellungen getroffen werden wie etwa „Es regnet.“ oder „Die Erde dreht sich um die Sonne.“. Der Inhalt solcher Äußerungen kann entweder wahr oder falsch sein, also den Tatsachen entsprechen oder nicht.

Performative Äußerungen — seien diese nun explizit oder implizit performativ¹⁵ — stellen hingegen den Vollzug einer Handlung dar, wie etwa: „Ich vermache

¹⁴ Levinson, Pragmatik, S. 228

¹⁵ Mit explizit performativen Äußerungen sind jene Äußerungen gemeint, die einen „eindeutigen Ausdruck“ enthalten, wie etwa „Ich wette“, „Ich verspreche“, „Ich vermache“; womit die illokutionäre Absicht des Sprechaktes mit Namen genannt wird, vgl. John Langshaw Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny. 2. Auflage, Stuttgart: Philipp Reclam jun., 1979, hier: Austin, Theorie der Sprechakte, S. 53

meine Uhr meinem Bruder.“ oder „Ich wette einen Fünfziger, daß es morgen regnet.“¹⁶, wobei deren Inhalt weder wahr noch falsch sein kann. Eine performative Äußerung ist eine Äußerung, „die etwas hervorbringt, das erst in dem Augenblick zu existieren beginnt, in dem die Äußerung fällt [...]; sie bewirkt eine Veränderung innerhalb der Situation, in der sie sich ereignet.“¹⁷

In seiner zweiten Vorlesung geht Austin näher auf die Gelingensbedingungen¹⁸ ein, denen jeder Sprechakt unterworfen ist und die eingehalten werden müssen, damit eine durch Sprache verursachte Handlung gelingen kann.¹⁹ Diese Gelingensbedingungen sind auch die notwendigen Bedingungen dafür, dass performative Äußerungen nicht als „Mißbräuche“, „Fehlberufungen“ oder „Fehl Ausführungen“²⁰ verunglücken. Beim Auflisten dieser möglichen Unglücksfälle schlägt Austin auch — für seine Nachwelt überaus folgenreich — vor, jene performativen Äußerungen „für unsere Untersuchung in voller Absicht“ auszuschließen, „wenn ein Schauspieler sie auf der Bühne tut oder wenn sie in einem Gedicht vorkommen oder wenn jemand sie zu sich selbst sagt“²¹. Schon in der ersten Vorlesung hatte Austin, als er über die Absichten einer Rede nachdenkt, die scherzhafte Äußerung sowie *die niedergeschriebene Verszeile* in Opposition zu „ernsthaft« sagen“²² gebracht.

Schließlich aber gelangt Austin zu der Einsicht, dass sich die Unterscheidung in *konstativ* versus *performativ* nicht durchhalten lasse, weil letztlich alle sprachlichen Äußerungen performativ sind: Auch das Feststellen von Tatsachen kann als Sprechakt gelten. Und so führt Austin den Begriff der *Performanz* ein, um eine „spezifische Klasse von Sprachverwendungen zu bezeichnen, bei denen durch das Äußern bestimmter Worte »conventional procedures« vollzogen werden“²³:

¹⁶ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 29

¹⁷ Wolfgang Iser, Das Modell der Sprechakte, in: Uwe Wirth, Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Herausgegeben von Uwe Wirth, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2002 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1575), hier: Iser, Modell der Sprechakte, S. 131

¹⁸ „Die Äußerung des Sprechers muß sich auf eine *Konvention* berufen, die auch für den Empfänger gilt. Die Verwendung der Konvention muß situationsangemessen sein, und das heißt, sie muß von *akzeptierten Prozeduren* gesteuert werden. Schließlich muß die Bereitschaft der Beteiligten, sich auf eine Sprachhandlung einzulassen, in dem gleichen Maße gegeben sein, in dem die *Situation* definiert ist, in der sich eine solche Handlung vollzieht.“, vgl. Iser, Modell der Sprechakte, S. 131

¹⁹ Wolfgang Iser merkt hierzu an, dass Austin in seiner Darstellung nur „die Fehlerquellen der Sprecherseite benannt“ habe. Diese gälte es jedenfalls um „jene der Empfängerseite“ zu ergänzen“. Er verweist diesbezüglich auf die von Eike von Savigny's „ergänzende[n] Bemerkungen“, in denen sie festhält, dass die Kommunikation fehlschläge, wenn die Äußerungen nicht richtig, d.h. im intendierten Sinne, aufgenommen werden, wenn sie durch fehlende Umstände unbestimmt zu werden drohen oder wenn sie durch verdeckte Umstände undeutlich bleiben, vgl. Iser, Modell der Sprechakte, S. 132

²⁰ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 36 ff.

²¹ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 43

²² Austin, Theorie der Sprechakte, S. 31

²³ Uwe Wirth, Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexika-

»Etwas tun« ist schließlich ein sehr vager Ausdruck. »Tun« wir nicht »etwas«, wenn wir eine ganz beliebige Äußerung tun? Unsere Art und Weise, von »Taten« zu reden, kann uns hier wie anderweitig durcheinanderbringen; das steht fest. Zum Beispiel können wir den Mann, der Worte macht, dem Mann der Tat gegenüberstellen, können sagen, daß er nichts *getan*, sondern nur *geredet* habe; und dann können wir jemanden, der etwas *nur* denkt, mit einem vergleichen, der es *wirklich* sagt (laut ausspricht): hier bedeutet Sprechen Handeln.²⁴

Performative Aussagen beschreiben also keinen Sachverhalt, sondern „schaffen soziale Tatsachen“. So bewirkt etwa der deklarative Sprechakt des Standesbeamten, dass sich Eheleute nach dem „Ja“ vor dem Traualtar *im Zustand* der Ehe befinden.²⁵ Die Bezeichnung *performativ* verliert zwar ihren klassifikatorischen Status, sie bleibt aber dem Begriffsinventar der Sprechakttheorie als zentraler Terminus erhalten und wird als *Performanz* zu einem „*umbrella term* der Kulturwissenschaften“.²⁶

Lokution — Illokution — Perlokution

Mit dem Beginn seiner achten Vorlesung entwickelt Austin dann die eigentliche Theorie der Sprechakte: Er schlägt nun vor, jeden Sprechakt in drei Teilakte zu zerlegen, wobei der evidente Ertrag dieser Dreiteilung im Berücksichtigen der Begleit- und Folgefaktoren einer Äußerung liegt. *Lokution*, *Illokution* und *Perlokution* nennt Austin die Begriffstrios, hinter die auch im Zuge eines zukünftigen Um- oder Weiterentwickelns der Sprechakttheorie niemand mehr zurückgehen wird.

Lokution benennt den eher formalen Teilbereich des Sprechakts im Hinblick auf seine phonetische, morphologische, syntaktische und semantische Ausprägung: Der lokutionäre Akt setzt sich seinerseits aus dem phonetischen Akt (das Hervorbringen von Geräuschen), dem phatischen Akt („die Befolgung von syntaktischen und lexikalischen Regularitäten einer Sprache beim Vollzug der Äu-

lität, in: Uwe Wirth, *Performanz*, hier: Wirth, *Performanzbegriff im Spannungsfeld*, S. 10

²⁴ Austin, *Theorie der Sprechakte*, S. 110

²⁵ vgl. Wirth, *Performanzbegriff im Spannungsfeld*, S. 11

²⁶ Wirth, *Performanzbegriff im Spannungsfeld*, S. 10. Die Vieldeutigkeit des Begriffs und seine „ubiquitäre Anwendbarkeit“ haben, so Uwe Wirth, auch dazu beigetragen, „daß der Performanzbegriff von Anfang an heftig umstritten war“ (Wirth, *Performanzbegriff im Spannungsfeld*, S. 10): „Auf die Frage, was der Begriff *Performanz* eigentlich bedeutet, geben Sprachphilosophen und Linguisten einerseits, Theaterwissenschaftler, Rezeptionsästhetiker, Ethnologen oder Medienwissenschaftler andererseits sehr verschiedene Antworten. *Performanz* kann sich ebenso auf das *ernsthafte Ausführen* von Sprechakten, das *inszenierende Aufführen* von theatralen oder rituellen Handlungen, das *materiale Verkörpern* von Botschaften im »Akt des Schreibens« oder auf die *Konstitution von Imaginationen* im »Akt des Lesens« beziehen.“ (S. 9) Zweifellos prägt der Begriff die Entwicklung der Geistes- und Kulturwissenschaften nachhaltig, Wirth spricht von einem „*performative turn* der Kulturwissenschaften“ (S. 10).

ßerung“²⁷) und dem rhetischen Akt (Bedeutung von Äußerungen²⁸) zusammen. Isoliert betrachtet ist die Lokution die abstrakte Vorstellung einer sprachlichen Äußerung, die von ihren Begleitumständen wie Situation, Intention, Konvention etc. losgelöst analysiert wird. Die Vorstellung einer solchen Loslösung hat wohl nur als theoretische Erkenntnis ihre Gültigkeit und Austin stellt klar, dass „einen lokutionären Akt vollziehen [...] im allgemeinen auch und eo ipso einen *illocutionären* [*illocutionary*] Akt vollziehen“²⁹ bedeutet.

Illokution Mit der *Illokution* wird nun eine Handlung vollzogen, indem etwas gesagt wird — und zwar im Augenblick der Äußerung. Der Sprecher verknüpft mit seiner Äußerung bestimmte Intentionen wie etwa auffordern, fragen etc.; entsprechend dieser (für den Hörer mitunter nicht erkennbaren) Absichten führt er seine Sprechhandlung aus. In diesem Zusammenhang erhält der Begriff von der *illocutionary force* eine zentrale Bedeutung. Laut Uwe Wirth wird der Begriff von der *performativen* Äußerung hier in den Begriff der „illokutionären Kraft“ von Äußerungen gleichsam transformiert.³⁰

Diese ‚illokutionäre Rolle‘ — die Übersetzung von „force“ zu „Rolle“ stammt von Eike von Savigny — gibt einen Hinweis darauf, wie die Äußerung gemeint ist: Der Vollzug einer Illokution bedeutet — so expliziert Wirth — „einer Äußerung eine bestimmte Kraft (»force«) zuzuweisen: Der illokutionäre Akt vollzieht eine Handlung, »*indem* man etwas sagt«“³¹.

Rein sprachlich kann diese illokutionäre Rolle bzw. Kraft von Äußerungen durch explizit performative Formeln ausgedrückt werden. Bereits in der fünften Vorlesung war Austin auf der Suche nach einem grammatischen bzw. lexikographischen Merkmal der performativen Äußerung (damals noch in Abgrenzung zum Konstativ): Neben Indikatoren wie dem Subjekt der ersten Person und der entsprechenden Präsensform eines performativen Verbs³² schlägt Austin — vor allem für Situationen, in denen es „formell oder nach Rechtsvorschriften zugeht“ — auch das Wort „hiermit“ („hereby“³³) vor als „ein brauchbares Kriterium dafür, ob eine Äußerung performativ ist“:

Es ist für sie [die performative Äußerung — Anm. BMF] kennzeichnend, daß jedenfalls ihre schriftliche Form oft das Wort »hiermit« enthält und wohl immer

²⁷ Götz Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie. 4., unveränderte Auflage, Tübingen: Max Niemayer Verlag, 2004 (= Germanistische Arbeitshefte; 27. Herausgegeben von Gerd Fritz und Franz Hundsnurscher), hier: Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 16

²⁸ vgl. Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 17

²⁹ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 116

³⁰ vgl. Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 12

³¹ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 13

³² Austin, Theorie der Sprechakte, S. 76 f.

³³ Austin, How to Do Things with Words, S. 57. „»Hereby« is a useful criterion that the utterance is performative.“

enthalten kann; damit wird angegeben, daß die (schriftliche) Äußerung des Satzes sozusagen ein Werkzeug ist, mit dem die Handlung des Anweisens, Bittens, Dankens und so weiter vollzogen wird.³⁴

Neben den sprachlichen Indikatoren können aber auch außersprachliche Elemente die illokutionäre Rolle anzeigen oder verdeutlichen: Austin führt hier das Beispiel des Lange-Nase-Machens, Tomaten-Schmeißens und Knüppel- oder Stockschwingens an³⁵.

Der *Ort* der illokutionären Rolle ist gleichzeitig auch der Ort, an dem Missverständnisse entstehen können, nämlich vor allem dort, wo der Sprecher seine Intention zwar impliziert, diese aber nicht explizit benennt und nicht offen legt, was er mit der Äußerung verbindet und so den Hörer über seine Intentionen im Unklaren lässt. Missverständnisse entstehen, wenn der Hörer die Äußerung so interpretiert, wie sie vom Sprecher nicht gemeint war oder weil er die Intentionen des Sprechers nicht versteht oder übersieht. „Wie es um die *illocutionary force* im Sprechakt bestellt ist, vermag der Empfänger in der Regel nur dem situativen Kontext der Äußerung zu entnehmen“, so expliziert Iser:

Erst wenn der Empfänger durch seine Reaktionen (*responses*) zu erkennen gibt, daß er die Intention des Sprechers bzw. dessen Auswahl aus dem vorgängig gemeinsamen kommunikativen Modell richtig aufgenommen hat, sind die notwendigen Voraussetzungen für das Gelingen einer Sprechhandlung gegeben.³⁶

Von daher habe Eike von Savigny den Austin'schen Begriff der *illocutionary force* zurecht als *illokutionäre Rolle* übersetzt, denn tatsächlich gelingen die damit gemeinten Sprechakte „in dem Maße, in dem der Empfänger die Rollenintention des Sprechers erkennt und gleichzeitig der damit verbundenen Rollenerwartung entspricht.“³⁷

Perlokution Mit dem Begriff der *Perlokution* führt Austin schließlich den Akt der „dritten Sorte“ ein:

Wenn etwas gesagt wird, dann wird das oft, ja gewöhnlich, gewisse Wirkungen auf die Gefühle, Gedanken oder Handlungen des oder der Hörer, des Sprechers oder anderer Personen haben; und die Äußerung kann mit dem Plan, in der Absicht, zu dem Zweck getan worden sein, die Wirkungen hervorzubringen. Wenn wir das im Auge haben, dann können wir den Sprecher als Täter einer Handlung bezeichnen [...].³⁸

Hier geht es also um die *Folgewirkung*, die von der Äußerung ausgelöst wird, die zeitlich zwar nicht mit dieser zusammenfällt, aber die Änderung der Situation

³⁴ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 78

³⁵ Die außersprachlichen Elemente thematisiert Austin am Ende seiner neunten Vorlesung, vgl. Austin, Theorie der Sprechakte, S. 135 f.

³⁶ Iser, Modell der Sprechakte, S. 133

³⁷ Iser, Modell der Sprechakte, S. 133

³⁸ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 118

veranschaulicht. Fest steht, so expliziert Iser, dass es sich bei einer Äußerung dann um einen perlokutionären Akt handelt, wenn „die von ihr beabsichtigte Wirkung im Empfänger auch sicherzustellen“ ist und daraus die gewollte Konsequenz hervorgeht: „[D]urch das Gesagte entsteht das Gemeinte.“³⁹

Perlokutionäre Akte, also die Effekte sprachlicher Äußerungen, lassen sich jedoch nicht immer dahingehend bestimmen, ob sie beabsichtigt waren oder nicht: Oft ist überhaupt nicht voraussehbar, wie ein Hörer auf eine bestimmte Äußerung reagieren wird, abgesehen davon, dass diese Überlegung in vielen Sprechsituationen im Bewusstsein des Sprechers mitunter gar keine Rolle spielt.

Auf sprachlicher Ebene lassen sich, so Austin, illokutionärer und perlokutionärer Akt „sorgfältig[er] unterscheiden“, da der illokutionäre Akt durch die performative Formel explizit gemacht werden kann, während dies für die Perlokution nicht möglich ist. Austin verdeutlicht dies, indem er daran erinnert, dass wir nicht „»Ich erschrecke Sie damit, daß...«, »Ich beunruhe Sie dazu, damit daß...«“⁴⁰ sagen können und selbst wenn wir es sagen würden, so würden wir wohl schwerlich die damit ausgesagte Wirkung erzielen können. Durch die Dreigliederung des Sprechaktes wird anschaulich, dass ein und derselbe lokutionäre Akt unterschiedliche illokutionäre Kräfte haben und verschiedene perlokutionäre Effekte hervorrufen kann. Bereits mit dem Vorschlag, performative Äußerungen in explizit oder implizit performative Äußerungen zu unterteilen, weist Austin den Weg zu diesem Problemfeld:

Je nach den Umständen kann aber unklar sein — und wenn man nichts als die Äußerung hat, bleibt jedenfalls bei einer so wenig ausdrücklichen Formel wie dem bloßen Imperativ „Gehen Sie!“ unklar —, ob mit der Äußerung ein Befehl zum Gehen gegeben wird (oder gegeben werden soll) oder bloß ein Rat oder ob ein Ersuchen ausgesprochen werden soll oder wer weiß was.⁴¹

Schließlich kommt Austin auf den „»Gebrauch der Sprache«“⁴² zu sprechen. Für unseren Zusammenhang sei hier nur jene Stelle aus der achten Vorlesung aufgerufen, in der es um jene „Fälle“ geht, die nach Austins Ansicht „sich sogar noch mehr unterscheiden als illokutionärer und perlokutionärer Akt und mit unseren Fragen offenbar überhaupt nichts zu tun haben“: Einen Witz machen, etwas im Rahmen einer Rolle sagen oder das Niederschreiben eines Gedichtes habe, so Austin, „mit dem illokutionären Akt nichts zu tun“:

Es gibt die Auszehrung der Sprache, parasitären Gebrauch unterschiedlicher Art usw.; man kann sie in unterschiedlicher Weise »nicht ernsthaft« oder »nicht ganz normal« gebrauchen.⁴³

³⁹ Iser, Modell der Sprechakte, S. 133

⁴⁰ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 120 f.

⁴¹ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 52

⁴² Austin, Theorie der Sprechakte, S. 120

⁴³ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 121

Die gewöhnlichen Regeln, die festlegen, wovon die Rede ist, würden in diesen oben beispielhaft genannten Situationen „außer Kraft“ gesetzt: Goethe wolle ja auch „nicht ernsthaft den Zephir dazu bringen, das luftig Band auf seine Flügel zu nehmen“⁴⁴, so illustriert Austin seine Aussage.

Fazit

Wie im vorhergehenden Abschnitt gezeigt wurde, entwickelt Austin seine Theorie in mehreren Entwicklungsschritten und beschreibt verschiedene Stadien. Evident ist zunächst die Unterteilung der Verben in *konstativ* versus *performativ*. Obwohl Austin sich im Laufe seiner Vorlesungen von dieser Zweiteilung abwendet und die differenziertere Dreiteilung *Lokution*, *Illokution* und *Perlokution* beschreibt, bleibt auch das Begriffspaar *konstativ* versus *performativ* im philosophischen sowie im literaturtheoretischen Diskurs erhalten.

Abgesehen davon, dass die Bezeichnung *performativ* im Rahmen der Austin'schen Einteilung zwar ihren klassifikatorischen Status verliert, dem Begriffsinventar der Sprechakttheorie als Terminus aber erhalten bleibt und sich als *Performanz* zu einem „umbrella term der Kulturwissenschaften“⁴⁵ entwickelt, spielen beide Begriffe auch eine Rolle in der Literaturtheorie: So definiert beispielsweise Jonathan Culler die Spannung zwischen dem *Konstativen* und dem *Performativen* neu. Auf diesen Sachverhalt wollen wir in Abschnitt 6.1 ausführlich zurückkommen.

Mit dem Problem, dass eine Äußerung — wenn überhaupt — als dieser *oder* jener illokutionäre Akt verstanden werden kann, hat sich Austins Schüler John R. Searle ausgiebig befasst und für den jeweiligen Sprechaktgebrauch auf seine konventionale Determiniertheit hingewiesen.

Austins Ausführungen evozieren aber nicht nur deren Weiterentwicklung durch John R. Searle, der die Überlegungen seines Lehrers modifiziert, neu systematisiert und dadurch einen entscheidenden Beitrag zu deren Verbreitung leistet, sondern die Theorie der Sprechakte etabliert sich im Zuge eines umfassenden, interdisziplinären Diskurses.⁴⁶

⁴⁴ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 122

⁴⁵ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 10

⁴⁶ Levinson skizziert die Wirkungsgeschichte der Sprechakttheorie als Teildisziplin der Theorie des Sprachgebrauchs: Den Psychologen gehe es um den Erwerb der Konzepte, die den Sprechakten zugrunde liegen, weil sie dahinter eine allgemeine Vorbedingung für den Spracherwerb sehen, die Anthropologen suchen mithilfe der Theorie eine Erklärung von Beschwörungsformeln und Ritualen, die Philosophen hätten Anwendungsmöglichkeiten auf den Status ethischer Aussagen gesucht, die Linguisten legen die Begriffe der Sprechakttheorie um auf Syntax, Semantik oder beziehen sich darauf wenn es um das Thema des Zweitspracherwerbs geht. In der linguistischen Pragmatik haben sich die Sprechakte mit den Präsuppositionen und Implikaturen zu einem Kernthema entwickelt. Und die Literaturwissenschaft habe sich von der Sprechakttheorie Erkenntnisse über sprachliche Feinheiten oder das Wesen der literarischen Gattungen versprochen, so resümiert Levinson Levinson, Pragmatik, S. 227

2.1.3 J. L. Austins Erben — die Weiterentwicklung der Theorie der Sprechakte

Wie Joseph H. Miller übersichtlich skizziert, evozierte Austins *How to do Things with Words* die Herausbildung von zwei unterschiedlichen Zweigen bzw. Denkrichtungen:

Der eine Teil verblieb im Bereich der Linguistik, Pragmatik und der analytischen Philosophie.⁴⁷ Dieser Zweig der Sprechakttheorie, so Miller, verharmlose das Widersprüchliche in Austins Arbeit über die Sprechakte, zum Beispiel seine schrittweise Etablierung der Terminologie oder die Vielzahl von widersprüchlichen Beispielen von Sprechakten, die er selbst angeführt hat oder auch sein Eingeständnis, dass ihm an verschiedenen Stellen in seiner Darstellung die Klarheit und Übersichtlichkeit, die er angestrebt hat, entglitten ist. Doch habe sich dieser Zweig darum bemüht, eine kohärente Theorie der Sprechakte zu entwickeln, klare und vernünftige Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprechakten festzustellen, die Terminologie zu standardisieren und ein mehr oder weniger unfehlbares Regelwerk für die Kennzeichnung der Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprechakten zu entwerfen. Die Arbeit von John R. Searle oder etwa die Diskussionen über Sprechakte im Buch von Jacob Mey sind, laut Miller, herausragende Arbeiten innerhalb dieser Tradition. Der Titel von John R. Searles Essay „A Classification of Illocutionary Acts“ lege dar, dass Searle davon überzeugt war, dass es möglich ist, die Sprechakte (entweder in philosophischer oder linguistischer Hinsicht) zu klassifizieren und sie dergestalt auch zu analysieren.

Der andere Zweig über Sprechakte nachzudenken werde repräsentiert durch Arbeiten von Paul de Man, Jacques Derrida, Shoshana Felman, Werner Hamacher und Judith Butler — es sind Namen, die in der Denkrichtung des Dekonstruktivismus beheimatet sind.⁴⁸

J. R. Searle

In direkter Nachfolge Austins steht also dessen Schüler John R. Searle, der dessen Überlegungen innerhalb einer pragmatischen Sprachkonzeption uminterpretiert: Searle denkt sprachliche Handlungen vor allem von der Rolle her, die sie in der menschlichen Kommunikation spielen. Für ihn ist das „Sprechen einer Sprache eine regelgeleitete Form des Verhaltens“⁴⁹, also bedeutet Sprechen hier primär: *in Übereinstimmung mit Regeln* einen Akt zu vollziehen. Die Untersuchung von Sprechakten sei („für die Sprachphilosophie“) deshalb „interessant und wich-

⁴⁷ vgl. Miller, *Literature as Conduct*, S. 5

⁴⁸ vgl. Miller, *Literature as Conduct*, S. 5

⁴⁹ John R. Searle, *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Übersetzt von R. u. R. Wiggershaus, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1971 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 458), hier: Searle, *Sprechakte*, S. 29

tig“, so Searle, weil die bestimmte Grundeinheit der sprachlichen Kommunikation nicht das „Wort oder der Satz oder gar das *Token* des Symbols, Wortes oder Satzes“⁵⁰ sei, „sondern die Produktion oder Hervorbringung des Symbols oder Wortes oder Satzes im Vollzug des Sprechaktes“⁵¹. In seinem Aufsatz „Was ist ein Sprechakt?“ bringt Searle dies wie folgt auf den Punkt:

Die **Hervorbringung des Satztokens unter bestimmten Bedingungen ist der illokutionäre Akt**, und dieser Akt ist die kleinste Einheit sprachlicher Kommunikation.⁵²

Mit seiner eigenen Interpretation der Trias von Lokution, Illokution und Perlokution — Searle übernimmt diese Termini, besetzt sie allerdings mit neuen Bedeutungen — wertet er den *Vollzug* des Sprechens und damit die illokutionäre Funktion einer Aussage — die ja erst durch den willentlichen Einsatz des Gesagten zur Geltung kommen kann — auf.

Nach Searles Verständnis besteht die Lokution nur aus dem phonetischen und dem phatischen Akt; es ist also vielmehr nur ein Äußerungsakt, der nach einer bestimmten grammatischen Ordnung sprachlich artikuliert wird. Dem von Austin genannten rhetischen Akt entspricht bei Searle die Proposition, damit ist die Inhaltsformulierung der Äußerung gemeint, die einerseits von der Referenz (Bezugnahme auf Objekte der außersprachlichen Welt) und andererseits von der Prädikation (Zusprechen von Eigenschaften)⁵³ bestimmt wird.

Die Illokution gibt nach Searle an, wie die Proposition aufzufassen ist, sie besteht aus der uns schon bekannten *illocutionary force* und einem *propositionalen Gehalt*, wobei nicht alle illokutionären Akte einen propositionalen Gehalt haben: „Beispielsweise hat eine Äußerung von „Hurra!“ oder „Autsch!“ keinen solchen Gehalt.“⁵⁴

Wenn nun illokutionäre Akte Wirkungen hervorrufen, die mit ihnen nicht *konventionell* verknüpft, sondern vom Sprecher beabsichtigt sind, so hat der Sprecher gleichzeitig mit dem illokutionären Akt — mithilfe perlokutionärer Effekte — auch einen perlokutionären Akt vollzogen. Searle ist der Ansicht, dass man grundsätzlich „alles, was man meinen kann, auch sagen“⁵⁵ könne und formuliert dafür das „*Prinzip der Ausdrückbarkeit*“⁵⁶, aber er gibt auch zu bedenken:

⁵⁰ John R. Searle, Was ist ein Sprechakt?, in: Uwe Wirth, Performanz, hier: Searle, Was ist ein Sprechakt?, S. 83. Unter „Token“ ist die einzelne, konkrete Äußerung zu verstehen (im Unterschied zu „Type“.

⁵¹ Searle, Sprechakte, S. 30

⁵² Searle, Was ist ein Sprechakt?, S. 84. [Fettgedruckte Hervorhebung von BMF.]

⁵³ Zur genauen Erläuterung des Prädikationsaktes gibt Götz Hindelang ein anschauliches Beispiel, vgl. Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 18. Auf S. 103 gibt Hindelang eine übersichtliche Skizze, in der die Terminologie von Austin und Searle anschaulich miteinander verglichen werden.

⁵⁴ Searle, Was ist ein Sprechakt?, S. 89

⁵⁵ Searle, Sprechakte, S. 32

⁵⁶ Searle, Sprechakte, S. 34 f.

[...] oft bin ich entgegen meiner Absicht nicht in der Lage, genau zu sagen, was ich meine, weil ich die Sprache nicht genügend kenne, um sagen zu können, was ich meine [...] oder, was noch schwerwiegender ist, weil der Sprache vielleicht die Wörter oder sonstigen Mittel fehlen, um in ihr das sagen zu können, was ich meine.⁵⁷

Es sei zwar möglich, die eigene Kenntnis der Sprache zu erweitern, allerdings sei man nicht gefeit davor, dass ein — mitunter sogar neu erfundener — Ausdruck beim Zuhörer nicht die Wirkung hervorruft, die der Sprecher hervorzurufen beabsichtigt, da er ja nicht konventionell determiniert ist. Als Beispiele für derartige Missverständnisse, die in solchen Sprechsituationen (deshalb) entstehen können, in denen es keine konventionellen Übereinkünfte für den Sprechakt gibt, führt Searle das Aussprechen von Gefühlen und Ansichten sowie literarische oder poetische Effekte (sic!) an.⁵⁸

Im Searle'schen System wird auch die Frage nach den eingangs angesprochenen Wahrheitsbedingungen uminterpretiert: Eine Lokution (die tatsächliche, wortwörtliche Äußerung) lässt sich zwar daraufhin befragen, ob sie per se grammatisch korrekt (inkorrekt) bzw. semantisch wahr (falsch) ist, in weiterer Folge aber geht es vor allem um das Gelingen (Misslingen) der Illokution, also darum, ob die Intention des Sprechers verständlich gemacht werden konnte, und um den Erfolg (Misserfolg) der Perlokution (die Frage danach, ob die beabsichtigte Wirkung der Äußerung eintritt).

Die Searle'sche Trias mahnt vor allem, den Akt des Sprechens und die Aussage des Sprechens separat zu betrachten, da er nämlich nicht — wie Austin — anhand der semantischen Bedeutung der Lokution die illokutionäre Rolle beschreibt, sondern er trennt den Inhalt des Gesagten vom Wort: Die Lokution per se erscheint als unselbständig, sie erhält erst durch ihre Einbettung in einen bestimmten illokutionären Akt ihre Bedeutung. Für das Problem, dass eine Äußerung aber als dieser *oder* jener illokutionäre Akt verstanden werden kann, hat Searle für den jeweiligen Sprechakt auf seine konventionale Determiniertheit hingewiesen: Entsprechend den Konventionen nämlich, die auf einer Übereinstimmung — sei es durch das Kollektiv geregelt oder von den Diskursteilnehmern explizit oder durch Präsuppositionen festgelegt — beruhen, gilt die betreffende Äußerung, geäußert unter diesen vorgegeben Umständen als dieser bestimmte illokutionäre Akt. Die Konvention bestimmt also letztlich, wie eine Äußerung zu verwenden und zu verstehen ist.

⁵⁷ Searle, Sprechakte, S. 35

⁵⁸ Searle, Sprechakte, S. 36

Die Dekonstruktivisten

Von den „Sprechakttheoretikern“ (wie John R. Searle) sind nun die „Dekonstruktivisten“⁵⁹ zu unterscheiden. Hier sind — laut Joseph H. Miller — vor allem Jacques Derrida und Paul de Man zu nennen, aber auch Shoshana Felman, Werner Hamacher und Judith Butler gehörten hierher, würde man sich in diese Thematik weiter vertiefen wollen (was allerdings nicht das Ziel der vorliegenden Arbeit ist).

Zusammenfassend lässt sich für die Sprechakttheoretiker sagen, dass diese davon ausgehen, dass die Sprechakte in einem Umfeld geäußert werden, in dem ein auf die eine oder die andere Art denkendes, selbst bestimmtes „Ich“ agiert, ein „Ich“, das sich im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte befindet und weiß, was es mit seinen Worten tut. Im Rahmen eines Sprechaktes äußert (oder schreibt) dieses „Ich“ mit bewusster Intention eine Wortkombination (nieder), weil diese ein bestimmtes Resultat hervorbringen soll. Der vorhersagbare Effekt einer solchen Äußerung wird durch einen klar beschriebenen und definierten regulativen Kontext (Vereinbarungen, Konventionen, Gesetzen und Institutionen) begrenzt bzw. vorgezeichnet und limitiert und so sichert er auch idealiter das Gelingen des Sprechaktes.⁶⁰

Für Derrida und etwa auch Paul de Man sind Annahmen solcher Art tiefgehend problematisch. Sie — und auch Miller steht in deren Gefolge — tendieren dazu, den Terminus *performative* als einen alle Aspekte beinhaltenden Begriff zu betrachten, der die generelle Handlungsmacht der Wörter benennt. Das Agens selbst rückt also deutlich in den Hintergrund, viel wichtiger ist das Berücksichtigen des Umstandes, dass jeder performative Akt in einem gewissen Sinne für sich einzigartig und ohnegleichen ist. Die Effizienz eines Performativs hängt nicht von der absichtlichen und bewussten Intention des Sprechers oder Schreibers ab, ja, Miller geht sogar so weit zu sagen, dass der Urheber der Worte (Wortfolgen) bei deren Anwendung nicht einmal (mehr) lebendig sein muss.

In „Signatur Ereignis Kontext“ reagiert Jacques Derrida sowohl auf Austins als auch auf Searles Ausführungen. Er stellt nicht nur die „Kategorie des *Gelingens* und des *Scheiterns* von Sprechakten“, sondern auch den Begriff „des *parasitären Gebrauchs* von Sprache in Frage“⁶¹, fasst Uwe Wirth Derridas zentrale Gedanken präzise zusammen: Derrida setze „dem Begriff des Parasitären den der *Iteration* als *infiniter Rezitierbarkeit* und *indefiniter Rekontextualisierbarkeit* entgegen.“⁶² In seiner Auseinandersetzung mit der Theorie der Sprechakte und der allgemeinen Theorie der Schrift schließe Derrida den Performanzbegriff mit dem Schriftbegriff kurz unter der Maßgabe, „daß die Funktionsweise der Sprache im allgemeinen an

⁵⁹ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 20

⁶⁰ vgl. Miller, *Literature as Conduct*, S. 6

⁶¹ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 19

⁶² Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 19

die Funktionsweise der Schrift“ gekoppelt sei:

Wegen seiner *Iterierbarkeit* kann man, wie es in der vielzitierten Passage in »Signatur Ereignis Kontext« heißt, »ein schriftliches Syntagma immer aus der Verkettung, in der es gefaßt oder gegeben ist, herausnehmen, ohne daß es dabei alle Möglichkeiten des Funktionierens und genaugenommen alle Möglichkeiten der ›Kommunikation‹ verliert. Man kann ihm eventuell andere zuerkennen, indem man es in andere Ketten einschreibt oder es ihnen *aufpfropft*. Kein Kontext kann es abschließen. Noch irgendein (...) Code.« Jedes Zeichen kann »zitiert — in Anführungszeichen — gesetzt werden« und aufgrund seiner Zitierbarkeit »mit jedem gegebenen Kontext brechen und auf absolut nicht sättigbare Weise unendlich viele neue Kontexte zeugen«. ⁶³

Derridas Argument zeige, so resümiert Uwe Wirth, dass das Funktionieren performativer Äußerungen „die Möglichkeit ebenjenes Phänomens voraussetzt, das Austin aus seiner Untersuchung auszuschließen sucht, nämlich das Zitat“⁶⁴.

Die Rolle des Zitats, eines Ausdrucks also, der „zwischen zwei Anführungszeichen“ gesetzt wird, ist ein bedeutender Konfliktpunkt zwischen Dekonstruktivisten und Sprechakttheoretikern, insofern als sich durch das Einsetzen eines solchen Zitates die Frage stellt, ob der zitierte Ausdruck seine illokutionäre Kraft, „welche er als Äußerung »im Gebrauch« hatte“⁶⁵, verliert oder nicht.

Die Searle'schen Thesen infrage stellend, postuliere Derrida, so Miller, dass der Kontext einer performativen Aussage nie hinreichend beschrieben, niemals gänzlich erfasst werden kann. Jedes Performativ, selbst dann, wenn es nur eine von vielen unzähligen Wiederholungen des einen Wortes ist, ist als radikal einzigartig anzusehen und gilt als ein singuläres Ereignis. Durch seine Verwendung verändert es Gesetze und Konventionen, genauso wie es den es umgebenden Kontext verändert und es muss nicht erst auf einen bestimmten Kontext zurückgreifen, um funktionieren zu können.⁶⁶

Für Derrida, de Man und Miller selbst bestehe die Sprache aus einem unbestimmbaren, unübersichtlichen Gewimmel von Sprechakten — „a swarming of

⁶³ Uwe Wirth gibt Jacques Derridas Aussagen wider, und zwar aus: Jacques Derridas »Signatur Ereignis Kontext«, in: Limited Inc., zitiert nach: Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 19

⁶⁴ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 20

⁶⁵ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 20

⁶⁶ vgl. Miller, Literature as Conduct, S. 8. Derridas Ansichten provozieren wiederum eine Stellungnahme John R. Searles: In „Reiteration der Differenzen: Antwort an Derrida“ geht er auf Derridas Gleichstellung von gesprochenem Diskurs mit der Schrift ein sowie auf seinen Einspruch gegen die Ansicht, die den Sinn einer Aussage mit den Intentionen des Sprechers oder Schreibers gleichsetzt, und er verteidigt Austins Bewertung der fiktionalen Sprechakte als ‚Parasiten‘ der nonfiktionalen, ernsthaften Sprechakte: Derrida, so Searle, habe nicht verstanden, dass Austin durch die Verwendung ‚parasitär‘ keine pejorative Bewertung habe abgeben wollen, sondern er hätte damit vielmehr die logische Abhängigkeit zwischen fiktionaler und nonfiktionaler Sprache thematisiert. Ausführlich dazu: Gerald Graff, „Reiteration der Differenzen: Antwort an Derrida“ von John R. Searle, in: Jacques Derrida, Limited Inc, Wien: 2001, S. 47–51

speech acts“⁶⁷. Im Eigentlichen sei diese Haltung auch bei Austin wahrnehmbar, so Miller, er belegt dies mit den Aussagen Austins, in denen er sich über die Schwierigkeit, Sprechakte hinreichend zu beschreiben, äußert oder in denen er die Doppelbödigkeit und Uneindeutigkeit von zeichenhaften Akten oder Gesten thematisiert:

Nehmen Sie an, ich bücke mich vor Ihnen tief; vielleicht ist es nicht klar, ob ich mich vor Ihnen verbeuge oder ich mich beispielsweise bücke, um die Flora zu mustern oder meiner Verdauung Erleichterung zu verschaffen.⁶⁸

In „Psyché: Inventions of the Other“ geht Derrida auf das Verhältnis der Kategorien *konstativ* und *performativ* ein und beschreibt deren ständiges Oszillieren. Und auch dieses Unterlaufen, Kontaminieren der Performativa durch die Konstativa und umgekehrt, bedeute — so gibt Miller Derridas und auch seine eigenen Ansichten wider —, dass wir umgeben sind von einer Sprache, die sich in gewisser Weise ständig neu herstellt.⁶⁹ Und es meint aber auch — und hier spielt Miller auf das berühmte Austin'sche Beispiel vom *Ja vor dem Traualtar* an —, dass es nicht sicher ist, dass eine Hochzeit auf der Bühne nicht doch irgendetwas bewirke.⁷⁰

2.1.4 Fazit

Austin's Bestreben literarische Aussagen von den Überlegungen der Sprechakttheorie auszunehmen, muss also als gescheitert angesehen werden: Es gebe so viele verschiedene Wege, auf denen die Literatur das Nichtfiktionale (*nonliterature*) infiziert habe und infiziere. Es gebe so viele verschiedene Arten wie die Literatur wirke, auf die sie sehr wohl etwas bewirken könne und dies auch tue.

An dieser Stelle sei auch auf die Vorlesung von Arno Dusini verwiesen, in der er diese Wechselwirkung besonders anschaulich illustriert:

[...] das ist höchst problematisch: Es gibt Literatur, die Sprechakte zitiert, und umgekehrt imaginiert der Philosoph Austin Sprechakte. Und ich kann literarisch imaginierte Sprechakte so zitieren, daß ich für diese Äußerung sehr wohl verantwortlich gemacht werde: Wenn Sie jemandem mit dem Götz-Zitat nahetreten, können Sie sich hundertmal auf die literarische Quelle berufen und behaupten, Sie hätten bloß zitiert, es wird Ihnen nichts nützen; Sie haben diese Äußerung schlicht und einfach gebraucht, so wie Austin von imaginierten Beispielen Gebrauch macht.⁷¹

⁶⁷ Miller, *Literature as Conduct*, S. 6

⁶⁸ Austin, *Theorie der Sprechakte*, S. 90. Miller führt diese Textstelle zur Untermauerung seiner Aussage an.

⁶⁹ vgl. Miller, *Literature as Conduct*, S. 7

⁷⁰ vgl. Miller, *Literature as Conduct*, S. 6

⁷¹ Arno Dusini, *Literatur und Sprechakt*. Vorlesung an der Universität Wien, gehalten im Wintersemester 2003/2004. Unveröffentlichtes Manuskript, hier: Dusini, *Literatur und Sprechakt*, S. 56, Vorlesung vom 3. November 2004

Wie ernst sollen also literarische Texte bzw. fiktionale Aussagen genommen werden? Welche Auswirkungen können für sie potentiell überhaupt in Erwägung gezogen werden? Diesen Fragen soll im nun folgenden Kapitel nachgegangen werden.

2.2 Sprechakttheorie und literarische Texte

Obwohl die Sprechakttheorie gemäß ihrer ursprünglichen Intention auf die Funktionsweise der realen Gebrauchssprache, also alltagssprachliches Sagen und Sprechen hin ausgerichtet ist, hat sie — wie bereits angedeutet — auch eine Relevanz für literarische Texte und fiktionale Aussagen: Da jeder Urheber einer Äußerung die Verantwortung für das Geäußerte — nicht nur für Gesagtes — zu übernehmen hat, ist es nur konsequent die Sprechakttheorie auch auf den *geschriebenen* Akt des Sagens auszuweiten. Es lässt sich nicht nur mit *ausgesprochenen* Äußerungen handeln, sondern auch mit *niedergeschriebenen*: Beide — Alltagsrede und fiktionale Rede — besitzen eine illokutionäre Rolle und beide setzen perlokutionäre Kräfte frei. Nicht nur Gesprächspartner aus Fleisch und Blut, sondern auch Texte (denken wir etwa an Werbetexte, politische Texte, Gebrauchsanleitungen etc.) verfolgen eine Strategie und zielen auf eine bestimmte Wirkung ab. Analog zu den vielfältigen Möglichkeiten sprechend zu handeln verfolgen auch Texte eine pragmatische Strategie, vermitteln eine bestimmte Perspektive. Und das trifft wohl auch für literarische Texte zu.

2.2.1 Selbstreferentialität literarischer Texte?

Vielleicht ist es besonders für literarische Texte schwer festzustellen, welche illokutionäre Rolle diese im Eigentlichen spielen (wollen): Vordergründige Zuweisungen, etwa durch Untertitel oder Gattungsbezeichnungen — wie beispielsweise *Eine Komödie* oder *Erzählung* — sind hier selten hilfreich, mehrheitlich vielleicht sogar irreführend oder sie verstecken womöglich gar die eine oder andere Illokution. Literarische Texte (im Gegensatz etwa zu Werbetexten oder Gebrauchsanweisungen) lassen ihre Adressaten in erhöhtem Maße im Unklaren darüber, welche Strategie hinter dem Text steckt. Und es entzieht sich auch jeder Kontrolle, auf welche Weise der Leser den Text durch den *Akt des Lesens* aktualisiert: „Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa“, nennt Wolfgang Iser dieses Phänomen.⁷² Isers Ansichten zufolge gibt es keine Bedeutungen des literarischen Textes per se: Diese werden

⁷² Wolfgang Iser, *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*, Konstanz: Universitätsverlag 1971 (= *Konstanzer Universitätsreden*; 28). Erstmals veröffentlicht an der Universität Konstanz im Jahr 1969, die Abhandlung war Isers Antrittsvorlesung an der Universität Konstanz 1969.

[...] überhaupt erst im Lesevorgang generiert; sie sind das Produkt einer Interaktion von Text und Leser und keine im Text versteckten Größen, die aufzuspüren allein der Interpretation vorbehalten bleibt. Generiert der Leser die Bedeutung eines Textes, so ist es nur zwangsläufig, wenn diese in einer je individuellen Gestalt erscheint.⁷³

Auch an anderer Stelle erinnert Iser daran — und auch hier wird die Parallele zu den Ansichten der oben genannten Dekonstruktivisten spürbar —, dass Texte wie sprachliche Äußerungen nicht isoliert seien, sondern es sind immer *situierte* Texte, die ihren Sinn erst durch den Gebrauch entfalten.

Dieser Sachverhalt ist für eine Betrachtung fiktionaler Texte insofern beachtenswert, als in der literaturkritischen Analyse die Ausschließlichkeit des Textes noch eine vorherrschende Rolle spielt. Die pragmatische Dimension indes kommt erst dann voll zum Vorschein, wenn man das Augenmerk auf die vielen Kontexte richtet, die der fiktionale Text in sich hineinzieht, bündelt und parat hält, um sie durch den geschriebenen Text hindurch vermitteln zu können.⁷⁴

Mit dieser Aussage befinden wir uns inmitten des Diskurses über die Selbstbezüglichkeit literarischer Texte („Selbstreferentialität poetischer Sprachverwendung“): Denn „Selbstbezüglichkeit ist [...] das Stichwort unter dem die Theorie des Performativen Eingang in die Literaturtheorie gefunden hat“⁷⁵, lesen wir in der Darstellung von Uwe Wirth. Ebenso wie expliziten Performativa eine „Selbstreferentialität“ zugesprochen wird,

[...] welche daraus resultiert, daß das geäußerte Wort eine Beschreibung jener Handlung ist, die mit dem Äußern vollzogen wird, *tut* der poetische Text, was er *sagt*. Ebendies scheint auch die Pointe von Jakobsons Bestimmung der poetischen Funktion der Sprache zu sein [...].⁷⁶

Mit Bezug auf Jakobson bestimme auch Umberto Eco die „ästhetische Funktion“ einer Botschaft insofern als sie „sich auf sich selbst beziehend (autoreflexiv) erscheint“, weil sie „die Aufmerksamkeit des Empfängers vor allem auf ihre eigene Form lenken will“⁷⁷. In dieser von der Dominanz der referentiellen Funktion entlasteten „eigentümlichen Selbstbezüglichkeit“ sehe auch Habermas die „welterschließende Funktion“ poetischer Sprache. Habermas rekurriere in „Der philosophische Diskurs der Moderne“ sowohl auf Jakobsons poetische Funktion als auch auf Richard Ohmanns Arbeit zu „Speech-Acts and the Definition of Literature“: Nach Ohmann hat die poetische Sprache welterzeugende Funktion, weil

⁷³ Iser, Appellstruktur der Texte, S. 7

⁷⁴ Iser, Modell der Sprechakte, S. 130

⁷⁵ Uwe Wirth bezieht sich hier auf die Ansichten von Stephan Jaeger und Stefan Willer in „Das Denken der Sprache und die Performanz des Literarischen um 1800“ (Würzburg 2000), vgl. Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 25

⁷⁶ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 25 f.

⁷⁷ Umberto Eco, Einführung in die Semiotik, München 1972, zitiert nach: Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 26

sie dem Leser unvollständige Sprechakte anbietet, die dieser in seiner Imagination ergänzen muss:

Die Tatsache, daß die poetische Sprache auf die imaginative Mitarbeit des Rezipienten bei der Konstruktion des Äußerungskontextes angewiesen ist, bedeutet, daß der Sprechakt im Rahmen eines literarischen Werkes seine illokutionäre Kraft verliert, daß dieser Verlust jedoch durch die schöpferische Kraft der Imitation kompensiert wird.⁷⁸

Würde also einem literarischen Text primär eine *ästhetische (poetische) Funktion* zugesprochen und sich damit — wie in diesem Zitat angedeutet — die Frage nach seiner möglichen illokutionären Rolle erübrigen (weil die Aufmerksamkeit des Lesers allein der Form des Textes gilt), dann müssten wir die vorliegende Untersuchung über Franz Michael Felders Roman an dieser Stelle sofort abbrechen: Wir sind hier nämlich in weiterer Folge genau daran interessiert, welche illokutionären Rollen für diesen Text auszumachen sind. Dies schließt ja nicht aus, dass der Text auch eine poetische bzw. selbstreferentielle Funktion hat. Selbstreferentialität dürfe, so gibt auch Uwe Wirth zu bedenken, nicht mit Performativität gleichgesetzt werden.⁷⁹

Dass Habermas und Ohmann der poetischen Sprache jedenfalls eine *welter-schließende Funktion* bzw. *welterzeugende Funktion* zusprechen, weil dem Leser unvollständige Sprechakte angeboten werden, die er selbst imaginierend ergänzen muss, ermutigt uns, unseren Ansatz weiter zu verfolgen. Wolfgang Iser formuliert in diesem Zusammenhang diplomatisch, dass fiktionale Rede per se keine Illokution besitze, dass sie aber einen illokutionären Sprechakt *repräsentiere*, der allerdings

[...] nicht mit einem gegebenen Situationskontext rechnen kann und folglich alle die Anweisungen mit sich führen muß, die für den Empfänger der Äußerung die Herstellung eines solchen situativen Kontexts erlauben.⁸⁰

⁷⁸ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 26

⁷⁹ „Die problematische Gleichsetzung von Performativität und Selbstreferentialität im Rahmen der poststrukturalistischen Literaturtheorie leitet sich von Barthes in „La mort de l’auteur“ vertretenen These her, Schreiben sei ein selbstreflexiver, performativer Akt. Selbstreflexiv deshalb, weil der performative Akt eine sprachliche Form sei, bei der die Äußerung keinen anderen Inhalt hat, als eben den Akt, durch den sie sich ausdrückt. [...] Performativ deshalb, weil der „moderne Scriptor“ nicht mehr, wie der Autor, durch seine Individualität bestimmt wird, sondern eine überpersönliche „Instanz des Schreibens“ ist. Das Schreiben als performativer Akt ist nicht mehr ein „origineller Akt“ des Zeugens, sondern ein zitierendes und arrangierendes Zusammenschreiben von Fragmenten. Wie Derrida betont Barthes, daß Schreiben Zitatcharakter hat [...]“ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 27 f.

⁸⁰ Wolfgang Iser, Der Akt des Lesens, München 1984, zitiert nach: Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 28

2.2.2 Parasitäre Ausnutzung der Sprache?

Der Vorbehalt, sprechakttheoretische Überlegungen auf fiktionale bzw. literarische Texte zu übertragen, geht — das sei an dieser Stelle noch einmal genauer beleuchtet — bereits auf Austin und seine frühesten Entwürfe zurück. Bereits in seiner zweiten Vorlesung spricht er literarischen Äußerungen den Status ernsthafter Sprechakte ab, weil hier der gewöhnliche Gebrauch von Sprache *parasitär* ausgenutzt werde:

In einer *ganz besonderen Weise* sind performative Äußerungen unernst oder nichtig, wenn ein Schauspieler sie auf der Bühne tut oder wenn sie in einem Gedicht vorkommen oder wenn sie jemand zu sich selbst sagt. Jede Äußerung kann diesen Szenenwechsel in gleicher Weise erleben. Unter solchen Umständen wird die Sprache auf ganz bestimmte, dabei verständliche und durchschaubare Weise unernst gebraucht, und zwar wird der gewöhnliche Gebrauch parasitär ausgenutzt. Das gehört zur Lehre von der *Auszeehrung* [*etiolation*] der Sprache. All das schließen wir aus unserer Betrachtung aus. Ganz gleich, ob unsere performativen Äußerungen glücken oder nicht, sie sollen immer unter normalen Umständen getan sein.⁸¹

Auch an anderer Stelle weist Austin auf die „»Auszeehrungs«erscheinung“ hin, welche „beim Gebrauch der Rede zum Schauspielen, in Poesie und (dichterischer) Prosa, beim Zitieren und Rezitieren“⁸² gegeben sei.

Auch John R. Searle spricht literarischen Äußerungen ihren für die Sprechakttheorie ernstzunehmenden Charakter ab. Im Zuge seiner Klassifikation illokutionärer Akte schließt er „fiktionale Diskurse im Theater und in der Literatur oder der religiöse Diskurs im Gebet“⁸³ aus⁸⁴: Sie gelten nicht als Sprechakte, weil die „*Normale(n) Eingabe- und Ausgabe-Bedingungen*“⁸⁵ nicht erfüllt würden.

Searle zeichne — wenn er die Bedingungen beschreibt, denen zufolge ein Sprechakt gelingen kann — ein geradezu idealisiertes Bild von Sprechern, die als emotionsfreie „Akteure, die sprechend wissen, was sie tun“ erscheinen, in einem Gespräch, das „frei ist von Asymmetrien zwischen Ego und Alter“⁸⁶, stellt Sybille Krämer treffend fest. Die Bedingungen sind nämlich für Searle nur dann erfüllt,

⁸¹ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 43f.

⁸² Austin, Theorie der Sprechakte, S. 110, Fußnote 26

⁸³ Sybille Krämer, John R. Searle. Wie Regeln Sprechakte konstituieren, in: Sybille Krämer, Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2001 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1521), hier: Krämer, Searle. Wie Regeln Sprechakte konstituieren, S. 67

⁸⁴ Genauer führt Krämer dazu aus: „Die angesprochenen fiktionalen oder religiösen Diskurse sind deshalb von der Einteilung ausgeschlossen, weil sie außerhalb der Achse liegen würden, entlang derer Searle seine Einteilung trifft. Bei der Achse geht es um die Relation von Sprache und Welt, die in vier Richtungen denkbar ist: „Entweder weist die Richtung vom Wort zur Welt (Assertiva) oder von der Welt zum Wort (Kommissiva, Direktiva), sodann gibt es noch die doppelte Richtung zugleich vom Wort zur Welt und von der Welt zum Wort (Deklarativa) und schließlich die »leere« Richtung, in welcher kein Verhältnis zwischen Sprache und Welt gegeben ist (Expressiva).““, vgl. Krämer, Searle. Wie Regeln Sprechakte konstituieren, S. 67

⁸⁵ Searle, Sprechakte, S. 88

⁸⁶ Krämer, Searle. Wie Regeln Sprechakte konstituieren, S. 63

wenn Sprecher und Zuhörer wissen, wie die Sprache gesprochen wird, wenn sie sich dessen bewusst sind, was sie tun und wenn einerseits keine „Kommunikationshindernisse physischer Art“ („Taubheit, Aphasie oder Kehlkopfentzündung“) vorliegen und andererseits sich die an der Verständigung Beteiligten nicht „sekundäre[r] Kommunikationsformen“ bedienen: „[D]as Erzählen von Witzen oder die Teilnahme an einem Spiel [sind] ausgeschlossen“⁸⁷. Unter die nicht „ernsthaften« Äußerungen“ fallen Searle zufolge auch jene Äußerungen, die „beim Lehren einer Sprache, bei der Rezitation eines Gedichtes, bei Ausspracheübungen usw.“ getätigt werden; zu den nicht „»aufrichtigen« Äußerungen“ zählen „metaphorische, sarkastische usw.“⁸⁸ Äußerungen.

Im Kapitel über die „Axiome der Referenz“ erinnert Searle an zwei „allgemeingültig anerkannt(e)“ Axiome⁸⁹, das „Axiom der Existenz“ und das „Axiom der Identität“⁹⁰, wobei er die Frage aufwirft, ob es möglich sei, sich zitierend auf „den heiligen Nikolaus oder Sherlock Holmes“ zu beziehen, „obwohl es sie nicht gibt und niemals gegeben hat?“⁹¹ Man könne sich wohl auf sie „*als erdichtete Gestalten* beziehen, weil sie *in der Dichtung existieren*“, aber „ich kann mich [(i)n der gewöhnlichen Alltagssprache] nicht auf Sherlock Holmes beziehen, weil es eine solche Person niemals gegeben hat“⁹². Es gilt also:

[...] [I]n der Alltagssprache kann man nur auf das verweisen, was existiert; in der fiktiven Rede kann man nur auf das verweisen, was in der Dichtung existiert (und auf die Dinge und Ereignisse des Alltags, die die erdichtete Geschichte einschließt).⁹³

Allerdings fügt Searle hinzu, dass sich die Bedeutungen der Wörter im fiktiven Diskurs freilich nicht ändern würden, „»rot«“ bedeute „auch beim »Rotkäppchen« »rot«“⁹⁴. In seinem Aufsatz über den „logische[n] Status fiktionalen Diskurses“, in dem Searle genauer auf das Problem literarischer Aussagen eingeht, lässt er einzig die direktiven Regieanweisungen an den Rändern von Dramentexten als ernsthafte Sprechakte gelten: Diese geben nämlich vor, „wie die Gescheh-

⁸⁷ Searle, Sprechakte, S. 88

⁸⁸ Searle, Sprechakte, S. 88, Fußnote 4

⁸⁹ Searle, Sprechakte, S. 121

⁹⁰ Zur Vervollständigung sei hier auch das dritte Axiom genannt: Um den Vollzug der Referenz zu sichern, müsse, so Searle durch bestimmte Mittel eine „Beschreibung“ des gemeinten Gegenstandes seitens des Sprechers geleistet werden: „Entweder muß der geäußerte Ausdruck Prädikate enthalten, die nur einem Gegenstand zukommen, oder die Äußerung muß zusammen mit dem Kontext eine ostensive oder indikatorische Präsentation eines und nur eines Gegenstandes enthalten, oder sie muß eine Kombination von indikatorischen und beschreibenden Ausdrücken enthalten, die zureichend sind, um einen und nur einen Gegenstand zu identifizieren.“ Vgl. Searle, Sprechakte, S. 126

⁹¹ Searle, Sprechakte, S. 122f.

⁹² Searle, Sprechakte, S. 123

⁹³ Searle, Sprechakte, S. 124

⁹⁴ Searle, Sprechakte, S. 124

nisse auf der Bühne wirklich ablaufen sollen, wenn das Stück aufgeführt wird“⁹⁵. Auf der Ebene der Aufführung herrsche aber das Element des „So-Tuns-als-ob“: „Die Schauspieler geben vor, die Mitglieder der Familie Barthwick zu sein, die das-und-das tun und die-und-die Gefühle haben.“⁹⁶

Noch einmal zurück zu Austins Ausgangsüberlegungen: Joseph Hillis Miller versucht zu erklären, warum Austin die literarischen Äußerungen „so often and anxiously“⁹⁷) von sprechakttheoretischen Überlegungen ausgeschlossen habe. Dahinter liege Austins

[...] presupposition of the self-conscious „I,“ the male ego capable of speaking words like „I promise“ or „I bet“ or „I declare“ in full possession of his senses and with his sincere intentions.⁹⁸

Im Gegensatz dazu lasse sich, so Miller, an Austins Beispiel vom Affen zu denken, dessen Äußerung sich zufällig wie ein „go“ anhören könnte, dies wäre jedoch nicht als Sprechhandlung zu werten. Vielmehr handle es sich dabei bloß um einen phatischen Akt ohne referentiellen Bezug. Ohne an dieser Stelle auf den im obigen Zitat implizierten Aspekt vom *männlichen* („male“) Ego⁹⁹ einzugehen, wird stattdessen dezidiert festgehalten, dass es Austin darum gehe, dass Äußerungen bzw. sprachliche Handlungen „can only be performed by persons, and obviously in our cases the utterer must be the performer. ... The ‚I‘ who is doing the action does thus come essentially into the picture“¹⁰⁰. Es ist wichtig, dass ein „implicit feature [...] is made *explicit*“¹⁰¹.

Dieses Explizit-Machen von etwas, das im Sprecher implizit vorliegt, sei also nach Austins Verständnis die Voraussetzung für einen ernsthaften Sprechakt: Zweifellos ist ein Schauspieler ein anderer ‚Performer‘ als einer, der — fassen wir zusammen, was die oben angeführte Definition impliziert — 1. meint, was er sagt, 2. weiß, was er meint und der sich mit 3. (auch das kommt hinzu) seines reinen Gewissens verpflichtet fühlen muss und keine Vorbehalte oder Skrupel haben darf, „no unconscious motives or reservations“ eben.¹⁰²

⁹⁵ John R. Searle, Der logische Status fiktionalen Diskurses, in: John R. Searle, Ausdruck und Bedeutung, Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Übersetzt von Andreas Kemmerling, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1982 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 349), hier: Searle, Der logische Status fiktionalen Diskurses, S. 92

⁹⁶ Searle, Der logische Status fiktionalen Diskurses, S. 92

⁹⁷ Joseph Hillis Miller, Speech Acts in Literature, California: Stanford University Press 2001 (= Meridian — crossing aesthetics), hier: Miller, Speech Acts in Literature, S. 28

⁹⁸ Miller, Speech Acts in Literature, S. 28

⁹⁹ „Why the standard performative „I“ is male I shall explain later“, vgl. Miller, Speech Acts in Literature, S. 29

¹⁰⁰ Austin nach: Miller, Speech Acts in Literature, S. 29

¹⁰¹ Austin nach: Miller, Speech Acts in Literature, S. 29

¹⁰² An dieser Stelle fügt Miller noch hinzu: „A Freudian notion of the unconscious would pretty well blow Austin’s theories out of the water, as Derrida observes at one point in *Limited Inc.*“ Vgl. Miller, Speech Acts in Literature, S. 29

Auch Wolfgang Iser expliziert, dass die poetische Äußerung für Austin „leer“ bleibe, weil sie keine Sprachhandlung zu erzeugen vermöge:

Sie als parasitär zu bezeichnen heißt indes, daß sie über den notwenigen Bestand einer performativen Äußerung verfügen muß, diesen aber unangemessen zu verwenden scheint. Also imitiert fiktionale Rede den Sprachhabitus illokutionärer Sprechakte, ohne mit dem Gesagten das Gemeinte hervorzubringen.¹⁰³

Das, so betont Iser, heiße nun aber nicht, dass sie gar nichts hervorbringen: Beschimpfe nämlich etwa Hamlet Ophelia, so habe wohl kein Zuschauer den Eindruck, dass sich hier ein leer bleibender Sprechakt ereigne und man könne durchaus annehmen, dass hier doch etwas bewirkt werde (wenngleich auch in einem anderen Sinne von Performanz, die Austin im Blick hatte).¹⁰⁴ Wenn also Austin und Searle die fiktionale Rede hinsichtlich ihrer *handlungspragmatischen Absicht* als ‚leer‘ ausklammern, so bedeute dies aber nicht, „daß sie nichts bewirkt“¹⁰⁵. Ihr *Gelingen*, also das „von ihr Bewirkte“, lasse sich allerdings schlechter qualifizieren.

Zusammenfassend lässt sich also mit Wolfgang Iser sagen, dass fiktionale Rede über die zentralen Bestände des illokutionären Sprechaktes verfügt, dass sie sich „auf Konventionen, die von ihr mitgeführt werden“ bezieht, dass sie Prozeduren besitzt, die als „Strategien die Konstitutionsbedingungen des Textes für den Rezipienten vorzeichnen, und sie hat die Qualität der Performanz, da es die Referenz unterschiedlicher Konventionsbestände als den Sinn des Textes hervorzubringen gilt“:

Aus der horizontalen Organisation unterschiedlicher Konventionsbestände und aus der von den Strategien bewirkten Erwartungsdurchbrechung gewinnt der fiktionale Text seine *illocutionary force*, die als Wirkungspotential die Aufmerksamkeit weckt, die Art des Zugangs lenkt und den Rezipienten zum Reagieren veranlaßt.¹⁰⁶

2.2.3 Eine fruchtbare Begegnung

Dass es ertragreich und anregend ist, sich von der Sprechakttheorie inspiriert auf die Suche nach literaturwissenschaftlichen Antworten zu begeben, steht für die Verfasserin der vorliegenden Arbeit außer Zweifel und es gibt einige bemerkenswerte Arbeiten und Ansätze, die dies auch überzeugend belegen und verschiedene Zugänge vorführen.

¹⁰³ Iser, Modell der Sprechakte, S. 134

¹⁰⁴ vgl. Iser, Modell der Sprechakte, S. 135

¹⁰⁵ Iser, Modell der Sprechakte, S. 137

¹⁰⁶ Iser, Modell der Sprechakte, S. 139

„Speech Acts in Literature“ Joseph H. Miller ist beispielsweise ein Autor, der hier keinerlei Berührungsängste hat: In seinem Buch „Speech Acts in Literature“ stellt Miller einen dreifachen Bezug zwischen *speech acts* und *literature* her:

Erstens lassen sich die Sprechakte wie etwa *lies*, *excuses*, *declaration* etc., die in einem literarischen Werk vorkommen, auf der narratologischen Ebene untersuchen: „said or written by the characters or by the narrator in a novel“¹⁰⁷. Zweitens kann *speech acts in literature* auch die mögliche performative Dimension des literarischen Werks als Ganzes bezeichnen: „Writing a novel may be a way of doing things with words“¹⁰⁸. Und drittens könne die Bezeichnung *in literature* analog verstanden werden — analog nämlich zu „in costume“ oder „incognito“, womit er die Grenzen zwischen ‚literarischem‘ und ‚normalem‘ Sprechakt produktiv verwischt:

[...] a ‚normal‘ or ‚standard‘ speech act may disguise itself as literature, and vice versa. How would you know when you had a ‚normal‘ speech act in hand?¹⁰⁹

„(In)Felicitous Speech Acts in Kafka’s The Trial“ In einem Aufsatz dieses Titels führt Joseph H. Miller uns in faszinierender Weise vor, wie das Ergebnis eines Zusammenbringens von Sprechakttheorie und literaturwissenschaftlichen, interpretatorischen Anliegen aussehen kann: In dem zwar nicht als gedruckte Publikation erschienenen, aber im Internet verfügbar gemachten, Jacques Derrida gewidmeten¹¹⁰, brillanten Text „(In)Felicitous Speech Acts in Kafka’s The Trial“ geht er auf den Gebrauch der Sprechakte („its use“) in Franz Kafkas „Der Prozess“ ein.

Gleich zu Beginn gesteht Miller: „I do not think I understand Kafka’s *Der Proceß*“¹¹¹ — trotzdem hat er versucht, ihn „in the light of speech act theory“¹¹² zu lesen und zu analysieren. Da der Text sich thematisch im Bereich der Gesetzespre-

¹⁰⁷ Miller, *Speech Acts in Literature*, S. 1

¹⁰⁸ Miller, *Speech Acts in Literature*, S. 1

¹⁰⁹ Miller, *Speech Acts in Literature*, S. 2

¹¹⁰ Der Aufsatz beginnt mit: „Happy Birthday, Jacques! This essay is testimony not only to a friendship between us that goes back to the 1960s, and not only to the enormous importance your work in general has had for me, but more specifically to what I have learned from you about Kafka (especially in the magisterial »Devant la loi«), about speech acts, and, as the reader of this essay will discover, about narrative theory [...]“, Joseph H. Miller, (In)Felicitous Speech Acts in Kafka’s *The Trial*, zugänglich via URL: <http://www.usc.edu/dept/comp-lit/tympanum/4/miller.html> (25. 02. 2005). Sämtliche Zitate, die sich auf diesen Aufsatz beziehen, sind hier entnommen. Die Seitenangaben beziehen sich auf den der Verfasserin vorliegenden Ausdruck des Textes.

¹¹¹ „I am not even sure it is understandable. [...] Reading *The Trial* again and again in order to write this essay, after many years since last reading it, I am struck once more primarily by that strangeness. *The Trial* is a truly strange work.“, Miller, (In)Felicitous Speech Acts, S. 1 f.

¹¹² Miller, (In)Felicitous Speech Acts, S. 3

chung („realm of lawyers, of law“¹¹³) bewegt, kommen vornehmlich Sprechakte aus dem juristischen Bereich vor, also: Gesetzestexte, Protokolle, Verurteilung, Fragen, Verhör, Geständnis, Protokolle von die Wahrheit beschwörenden Zeugen, Beweisführungen, Urteilssprüche usw. Texte, die sich mit dem Bereich der Gesetzgebung und Justiz beschäftigen, eignen sich besonders gut zu einer solchen Untersuchung, so Miller. Überaus sonderbar sei die Beschaffenheit der — ohnehin spärlich im Text vorkommenden Sprechakte, resümiert Miller:

[...] such performatives as there are in *The Trial* are highly irregular, incomplete or incorrectly performed, so that they are all in one way or another what Austin calls „infelicities“ [sic!] or „misfires.“ *The Trial* is a largescale example of how not to do things with words or of how not to do anything with words or of how to do nothing with words, how to use words to stop forward movement in a perpetual wavering.¹¹⁴

Ein besonders spektakuläres Beispiel von *geglückter* performativer Rede in einem Kafka-Text hingegen finde sich in „Das Urteil“:

The reader will remember that Georg's father, in »The Judgment« [sic!] declares, „I sentence you now to death by drowning,“ and Georg promptly goes out and drowns himself.¹¹⁵

Zum Abschluss seines Aufsatzes betrachtet Miller, wie er es selbst vorgeschlagen hatte („Writing a novel may be a way of doing things with words“¹¹⁶) die Erzählung als einen einzigen — absolut geglückten — Sprechakt: „The narration as a whole is one supremely felicitous performative.“¹¹⁷ Die Erzählung fungiert als ein Zeugnis, das ein diskreter, schüchterner Erzähler ablegt, es ist einer, „someone or something that never says »I,«“, der aber gewissenhaft die Geschichte von K. zu Ende erzählt hat und zwar so, dass die Scham ihn — wie K. befürchtete — überlebt hat: „The last words of *The Trial* are „*Wie ein Hund!*“ *sagte er, es war, als sollte die Scham ihn überleben.*“¹¹⁸ Doch der Beklemmung noch nicht genug, Miller endet seinen Aufsatz mit dem Hinweis auf Franz Kafkas (quasi-testamentarisch festgehaltenen) misslungenen Sprechakt: Misslungen deshalb, weil sein Freund Max Brod Kafkas Wunsch nicht erfüllte und die Manuskripte nicht — wie Kafka gebeten hatte — zerstörte¹¹⁹:

¹¹³ Miller, (In)Felicitous Speech Acts, S. 2

¹¹⁴ Miller, (In)Felicitous Speech Acts, S. 3

¹¹⁵ Miller, (In)Felicitous Speech Acts, S. 2

¹¹⁶ Miller, Speech Acts in Literature, S. 1

¹¹⁷ Miller, (In)Felicitous Speech Acts, S. 9

¹¹⁸ Miller, (In)Felicitous Speech Acts, S. 8

¹¹⁹ In Franz Kafkas an Max Brod adressiertem Brief vom „29 November [1922]“ ist zu lesen: „[...] mein letzter Wille hinsichtlich alles von mir Geschriebenen: Von allem, was ich geschrieben habe, gelten nur die Bücher: Urteil, Heizer, Verwandlung, Strafkolonie, Landarzt und die Erzählung: Hungerkünstler. [...] Wenn ich sage, daß jene fünf Bücher und die Erzählung gelten, so meine ich damit nicht, daß ich den Wunsch habe, sie mögen neu gedruckt und künftigen Zeiten überliefert werden, im Gegenteil, sollten sie ganz verloren gehen, entspricht

The narration as a whole fulfills Austin's definition of a speech act as a way to do things with words. Behind the narrator of course is Kafka himself, who wrote it all down, failed to finish it, then in another speech act ordered his friend Max Brod to destroy it along with his other manuscripts after his death (rather than destroying it himself), and then had to suffer the posthumous shame of Brod's refusal to carry out the command in an implicit negative performative: „I refuse to do what I have been enjoined to do.“¹²⁰

„Literature as Conduct“ In einer ähnlichen Verfahrensweise geht Joseph H. Miller in seinem Buch „Literature as Conduct“ vor — wir haben daraus bereits mehrfach zitiert: Hier widmet sich Miller dem Werk von Henry James, indem er es — wie zuvor Kafkas Erzählung — „in the light of speech act theorie“¹²¹ lesen bzw. beleuchten will. Miller untersucht hier verschiedene Novellen von James, wobei er diese seiner frühen, mittleren und späten Schaffensphase zuordnet. Die Ergebnisse seiner Analyse zusammenfassend und seine Methode erklärend hält er fest, dass sich das Wirken der Sprechakte in den unterschiedlichen Erzählungen auch unterschiedlich zeige und so unterscheiden sich auch die Untersuchungsansätze in seinem Buch von Kapitel zu Kapitel insofern als in ihnen jeweils ein anderer Focus zum Tragen kommt.¹²²

Welche sprechakttheoretischen bzw. von der Sprechakttheorie genährten Aspekte interessieren Miller nun im Zusammenhang mit James' Werk? Henry James selbst betone, so Miller, dass das „putting things in words“ — also das Einkleiden der Sachverhalte in Wörter — seinem Akteur eine Art von Macht und Überlegenheit („superiority“¹²³) gewähre, die effektvoller und nachhaltiger sei als viele andere Formen des sozialen Verhaltens, wenn auch letztere möglicherweise offensichtlichere Spuren hinterlassen. Miller folgert daraus:

I claim that each such putting/doing is what recent philosophers call a speech act.

dieses meinem eigentlichen Wunsch. Nur hindere ich, da sie schon einmal da sind, niemanden daran, sie zu erhalten, wenn er dazu Lust hat. Dagegen ist alles, was sonst an Geschriebenem von mir vorliegt (in Zeitschriften Gedrucktes, im Manuskript oder in Briefen) *ausnahmslos* soweit es erreichbar oder durch Bitten von den Adressaten zu erhalten ist [...] — alles dieses ist *ausnahmslos am liebsten ungelesen* (doch wehre ich Dir nicht hineinzuschauen, am liebsten wäre es mir allerdings, wenn Du es nicht tust, jedenfalls aber darf niemand anderer hineinschauen) — alles dieses ist ausnahmslos zu verbrennen und dies möglichst bald zu tun bitte ich Dich Franz“, Franz Kafka an Max Brod, Brief vom 29. 11. 1922, in: Max Brod und Franz Kafka. Max Brod — Franz Kafka. Eine Freundschaft. Briefwechsel. Herausgegeben von Malcolm Pasley, Frankfurt am Main: S. Fischer, 1989 (= Max Brod — Franz Kafka. Eine Freundschaft. II.), hier: Brod u.a., Max Brod – Franz Kafka. Briefwechsel, S. 421 f.

¹²⁰ Miller, (In)Felicitous Speech Acts, S. 9

¹²¹ Miller, Literature as Conduct, S. 2

¹²² Die Kapitelüberschriften lauten: 1. History, Narrative, Responsibility: „The Aspern Papers“; 2. The Story of a Kiss: Isabel's Decisions in *The Portrait of a Lady*; 3. Unworked and Unavowable: Community in *The Awkward Age*; 4. Lying against Death: *The Wings of the Dove*; 5. „Conscious Perjury“: Declaration of Ignorance in *The Golden Bowl*; 6. The „Quasi-Turn-of-Screw Effect“, or How to Raise a Ghost with Words: *The Sense of the Past*.

¹²³ Miller, Literature as Conduct, S. 1

Putting things in words is speech that acts. It does something that may do other things in its turn. It is a way of doing things with words.¹²⁴

In seiner Darstellung „Literature as Conduct“¹²⁵ verfolgt Miller vor allem um drei Aspekte (diese Aspekte decken sich nur teilweise mit der Aufzählung in „Speech acts in Literature“¹²⁶):

Zum Ersten ist es eine Darstellung dessen, was wir vielleicht mit „Akt des Schreibens“ benennen könnten, es ist also das, was der Autor tut, wenn er bestimmte Sachverhalte gleichsam in Wörter oder Sätze kleidet oder sie auf diese oder jene bestimmte Weise darstellt: „The author’s act of writing is a doing that takes the form of putting things in this way or that.“¹²⁷ Es nähert sich dem an, was auch mit *performativem Schreiben* gemeint ist, dies wird beispielsweise deutlich durch den auf der hinteren Umschlagseite des Buches sich befindlichen Text, in dem es treffend heißt: „He [Henry James] puts on paper words that have the power to raise in the reader the phantoms of imaginary persons.“

Zum Zweiten geht es Miller in der Untersuchung von James’ Werk — so wie das auch Gegenstand seiner Arbeit über Kafkas „Prozess“ war — um die Sprechakte des Erzählers und freilich auch der Figuren: Denn auch die *tun* etwas in bestimmter Weise: Als Beispiel nennt Miller die Sprechakte „promises, declarations, excuses, denials, acts of bearing witness, lies, decisions publicly attested, and the like.“ Diese und ähnliche Sprechakte sind oft ausschlaggebend für die Entwicklung der Handlung und „in the narrator’s or the characters’ conduct of life.“¹²⁸

Und drittens will Miller auch die Wirkung auf die, durch die und in den Rezipienten berücksichtigen und das ist ein — gegenüber dem im Jahr 2000 erschienenen Werk „Speech acts in Literature“ — neuer Punkt und auch ein für die hier vorliegende Untersuchung des Romans von Franz Michael Felder wichtiger Aspekt:

The reader, in his or her turn, in acts of teaching, criticism, or informal comment, may do things by putting a reading into words. Doing that may have an effect on

¹²⁴ Miller, *Literature as Conduct*, S. 2

¹²⁵ Es mag uns nicht zufrieden stellend gelingen, für „Conduct“ ein stimmiges deutsches Wort von adäquater Entsprechung zu finden, welches alles mittransportiert, was in dem Wort „Conduct“ — an anderer Stelle weist Miller darauf hin, dass es auch als Verb verwendet werden kann — mitschwingt; „Handlungsweise“ wäre ein Übersetzungsversuch, wobei auch dies etwas zu kurz gegriffen wirkt: Eigentlich geht es um eine Haltung, aus der heraus Handlungen getätigt werden oder resultieren, es ist so etwas wie Habitus — vielleicht wäre „Weise des Handelns“ vorerst für uns hier ein Hilfsbegriff.

¹²⁶ Ursprünglich war dieses Buch „Speech acts in Literature“ als Anfangskapitel des Buches über Henry James konzipiert gewesen. Aber die einführende Abhandlung über die Berührungspunkte zwischen Literatur und Sprechakttheorie wurde derart umfangreich, dass Miller daraus ein eigenes Buch gemacht hat, welches 2000 erschien, vgl. Miller, *Literature as Conduct*, S. 3

¹²⁷ Miller, *Literature as Conduct*, S. 2

¹²⁸ Miller, *Literature as Conduct*, S. 2

students, readers, or acquaintances. Teaching, or writing criticism, or just talking about a book is a doing that may do other things in its turn.¹²⁹

Es geht also um die Wirkung des Textes, die er in dem Moment auslöst, in dem er selbst zum Redegegenstand wird: Der Text wird — wenn wir die Aussage zuspitzen — also in dieser oder jener Form von einem Sprecher oder einer Sprecherin, die *über* diesen Text in dieser oder jener Form spricht, ‚verwendet‘ für seine oder ihre Zwecke. Auch auf dieser Ebene *tut* der Text also etwas. In der Einteilung der vorliegenden Arbeit (vgl. Inhaltsübersicht) gehört dieser Bereich zum in Kapitel 5.2 abgehandelten Thema von der perlokutionären Wirkung des Textes, des einen Sprechaktes des Autors, denn genau in diesem Zusammenhang hat es uns zu beschäftigen, was durch ein Referieren, Kritisieren, Kommentieren des Textes mit demselben passiert und welche Folgen dies wiederum hervorruft.

Zurück zu Millers Gedanken: Wie eine Art Zusammenfassung der oben genannten drei Aspekte ist zu werten, was er über den Titel seines Buches ausführt:

My title „Literature as Conduct,“ can refer to the way writing literature is a form of conduct, or to the representation of conduct within literary fictions, or, using *conduct* as a verb, to the way literature may conduct¹³⁰ its readers to believe or to behave in new ways.¹³¹

Dieser letzte von den drei beschriebenen Aspekten, der durchaus auf den oben dritten genannten Punkt referiert, berührt auch das Anliegen, welches Jonathan Culler als das Anliegen des *Weges der Poetik*¹³² beschreibt: Dass es nämlich darum gehe, zu beschreiben, welche Phänomene im Text im Leser etwas bewegen, etwas hervorzurufen und auch versuchen zu ergründen oder zu analysieren, *warum* sie dies tun.

Denn hinter dem Besprechen, Kritisieren oder Kommentieren eines Textes steckt ja eine perlokutionäre Kraft (die freilich von der vom Autor intendierten, illokutionären Kraft völlig verschieden sein kann!), die vom Text als Äußerung seines Autors selbst motiviert ist oder durch denselben hervorgerufen wird.

Dazu kommt ein weiterer Gedanke, nämlich der, dass das Lesen eines Textes auch den Leser in eine Verantwortung nimmt. Unter gewissen Umständen — (etwa, wenn er darauf angesprochen wird, wenn es sein Beruf ihm abverlangt über das Werk zu sprechen etc.) — hat er gleichsam auch Rechenschaft abzulegen über seinen Leseakt. Miller führt dazu aus, „that reading a literary work confers a responsibility on the reader to make an accounting of his or her act of reading“¹³³.

¹²⁹ Miller, *Literature as Conduct*, S. 2

¹³⁰ conduct als Verb meint auch: anleiten, hinführen, dirigieren

¹³¹ Miller, *Literature as Conduct*, S. 2

¹³² vgl. Jonathan Culler, *Literaturtheorie. Eine kurze Einführung*. Aus dem Englischen übersetzt von Andreas Mahler, Stuttgart: Philipp Reclam jun., 2002 (= Reclams Universal Bibliothek Nr. 18166), hier: Culler, *Literaturtheorie*, S. 90

¹³³ Miller, *Literature as Conduct*, S. 3

Naturgemäß hat ein solcher *Rechenschaftsbericht* sowohl eine *konstative* als auch eine *performative* Dimension: „A reading [...] is, to some degree, a doing that may do other things in turn“¹³⁴.

Gérard Genette

Die von Miller postulierten Berührungspunkte zwischen Sprechakt und Literatur — vor allem das Postulat, Sprechakte wie etwa *lies*, *excuses*, *declaration* etc., die in einem literarischen Werk vorkommen, auf der narratologischen Ebene zu untersuchen und weiters auch die Feststellung, sich der performativen Dimension des literarischen Werks als Ganzes („Writing a novel may be a way of doing things with words“¹³⁵) zu beschäftigen — bringen ihn thematisch in die Nachbarschaft des französischen Literaturwissenschaftlers Gérard Genette: Wiewohl übrigens die beiden einander nicht offensichtlich zitierend zur Kenntnis nehmen, so weist deren Art sprechakttheoretische Fragen für die Literatur geltend zu machen, in eine ganz ähnliche Richtung:

Auch Genette macht in „Fiktion und Diktion“ die von Austin ausgeschlossenen narrativ-fiktionalen Äußerungen zu seinem Gegenstand und versteht (wie auch Miller) *den gesamten Text* als einen ernsthaften Sprechakt — genauer: als einen Sprechakt „ersten Grades“, für den sein Autor verantwortlich zeichnet. Dieser Sprechakt ersten Grades enthält seinerseits weitere Sprechakte, die Genette als Sprechakte zweiten, dritten oder möglicherweise höheren Grades bezeichnet, wobei er dezidiert festhält, dass

[...] die von den Personen eines Romans ausgetauschten Worte [...] innerhalb des fiktionalen Romanuniversums eindeutig ernsthafte Sprechakte [sind] [...] mitsamt ihrem lokutionären Charakter, ihrem „Ort“, ihrer illokutionären Kraft und ihrer möglichen, gewollten oder ungewollten perlokutionären Wirkung.¹³⁶

Neben dieser These Genettes hinsichtlich der Frage der Ernsthaftigkeit fiktionaler Rede gebe es, so Wirth, noch die „poetische Ernsthaftigkeit“ des realen Autors, denn immer dann, wenn jemand eine „*pretended assertion* mit literarischen Absichten“ produziere, tätigt er realiter den Akt „eine Fiktion zu produzieren“¹³⁷. Dadurch werde *poiesis* als Akt des Hervorbringens zu einem ernsthaften performativen Akt, jedoch gelte die „Ernsthaftigkeitsthese“ nicht nur für das Produzieren, sondern auch für das Rezipieren von Fiktionen: Insofern nämlich, als jede fiktive Äußerung ein „Appell an die imaginative Mitarbeit des Lesers“ ist. Deshalb müsse sie durchaus als ernsthafter illokutionärer Akt gewertet wer-

¹³⁴ Miller, *Literature as Conduct*, S. 3

¹³⁵ Miller, *Speech Acts in Literature*, S. 1

¹³⁶ Genette, *Fiktion und Diktion*, S. 43f.

¹³⁷ Genette nach: Wirth, *Performanzbegriff im Spannungsfeld*, S. 29

den, „nämlich entweder als *direktiver* oder als *deklarativer* Sprechakt.“¹³⁸ Dieser Appell an die Leser werde bei Genette, so Wirth, zu einer „ernsthaften“ Regieanweisung an die Imagination“, welche jeder *pretended assertion* mitgegebenen würde. Wirth folgert daraus:

Jede fiktionale Äußerung wäre insofern immer auch eine „ernstgemeinte“ Aufforderung, das fiktiv Behauptete imaginär zu inszenieren und damit rezeptiv das Werk hervorzubringen. Allerdings sind die Effekte dieser imaginären Inszenierung letztlich nur rhetorisch planbar, entziehen sich also der illokutionären Kontrolle und müßten als perlokutionäre Wirkung betrachtet werden.¹³⁹

2.2.4 Fazit und Ausblick

Inwieweit also lassen sich sprechakttheoretische Untersuchungsansätze auf fiktionale, literarische Texte übertragen und anwenden? Welche für uns relevanten Themen ergeben sich aufgrund der in diesem Abschnitt vorangegangenen Überlegungen? Folgende Aspekte, die den weiteren Aufbau der hier vorliegenden Arbeit wesentlich mitbestimmen, lassen sich hierzu anführen:

1: Beobachtungen zur (fiktionalen) Sprache

Wichtig ist die Feststellung, dass die fiktionale, poetische, literarische Sprache ihren Inhalt mittels nonfiktionaler Sprache transportiert: Die Bedeutung der Wörter ändert sich in literarischen Texten nicht. Um noch einmal das anschauliche Beispiele von Searle anzuführen: „»rot«“ bedeute „auch beim »Rotkäppchen« »rot«“¹⁴⁰. Literarisches Sprechen funktioniert also weitgehend nach den Gesetzmäßigkeiten des ‚realen‘, nonfiktionalen Sprechens. Mit der Erzählsprache des Autors werden wir uns in Kapitel 4 näher befassen.

2: Der Text als Sprechakt

Des Weiteren ist zu berücksichtigen, was — wie oben angeführt — Miller und Genette vorschlagen, nämlich den Text als *Ganzes* als *einen Sprechakt seines Autors* zu betrachten. Dies evoziert beispielsweise die Frage nach den möglichen Schreibintentionen des Autors, um die illokutionären Rollen des Textes aufspüren zu können. Auch ist idealiter dem Aspekt der perlokutionären Wirkung dieses einen Sprechaktes nachzugehen, wobei es hier unmöglich sein wird, dazu Hinreichendes zu sagen:

[...] die Wirkung der Lektüre [ist] letztlich weder vorhersehbar noch kontrollierbar [...]. Die Rezeptionstheorie verweist in diesem Zusammenhang auf das Leer-

¹³⁸ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 29

¹³⁹ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 29 f.

¹⁴⁰ Searle, Sprechakte, S. 124

stellenkonzept, das, vermittelt impliziter Lenkungspotentiale, die Freiheit des Lesers zugleich öffnet und kontrolliert. Die Leerstelle hat „den Charakter einer sich selbst regulierenden Struktur“, welche die unkontrollierbare perlokutionäre domestiziert.¹⁴¹

Obwohl es kein leichtes Unterfangen ist, etwas über die illokutionäre Rolle des Textes und über seine perlokutionäre Wirkung zu sagen, werden wir in Kapitel 5 einige Gedanken dazu formulieren und Antwortversuche anbieten.

3: Fiktion und Realität?

Drittens ist darauf hinzuweisen, dass es realiter gar nicht möglich ist, eine Grenze zwischen *Fiktion* und *Realität* bzw. *Alltag* zu ziehen. Jonathan Culler zeige — so Jürgen Habermas —, indem er (Culler) die „etwas undurchsichtige Diskussion zwischen Jacques Derrida und John R. Searle“ rekonstruiert, „daß jeder Versuch, den alltäglichen Bereich der normalen Sprache gegen einen »ungewöhnlichen«, von Standardfällen »abweichenden« Sprachgebrauch abzugrenzen, scheitert“¹⁴². Wie Sybille Krämer treffend formuliert, weist „ein gut Teil unserer Rede“, der Alltagssprache also, „immer auch eine Dimension von Rollenspiel, von Selbstdarstellung und Selbstinszenierung, kurz: Elemente des Aufführens von etwas“ auf und es gibt gute Gründe dafür „anzunehmen, daß die metaphorische Sprache keineswegs einen abweichenden, einen poetischen Sprachgebrauch“¹⁴³ signalisiere. Auch in „Sonderlinge“ gibt es Szenen, die den nonfiktionalen Alltag reflektieren und in der wirklichen Lebenswelt genau deshalb funktionieren, *weil* es dabei um eine Art inszeniertes Rollenspiel geht, in das die Beteiligten eingebunden sind: So ist etwa beim *Fensterln* der männliche Sprecher legitimiert, mit verstellter Stimme zu seiner Angebeteten zu sprechen und es wird niemand bestreiten, dass es sich hierbei um einen — mit Miller zu sprechen — „efficacious way of doing things with words“¹⁴⁴ handelt.

4: Sprechakte des Erzählers

Viertens stellt sich die Frage — Genette hat darauf hingewiesen — nach der Verschachtelung der Sprechakte innerhalb eines Textes und welche Konsequenzen sich daraus ergeben: Der Text selbst wird als *ein einziger Sprechakt* betrachtet, für den sein Autor verantwortlich zeichnet. Konsequenter Weise kommt dem Erzähler des Romans der Sprechakt zweiten Grades zu, wurde er doch gleichsam

¹⁴¹ Wirth, Performanzbegriff im Spannungsfeld, S. 30. Wirth bezieht sich hier auf Wolfgang Isters Aussagen aus „Der Akt des Lesens“.

¹⁴² Jürgen Habermas, Exkurs zur Einebnung des Gattungsunterschiedes zwischen Philosophie und Literatur, in: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, hier: Habermas, Exkurs, S. 227

¹⁴³ Krämer, Searle. Wie Regeln Sprechakte konstituieren, S. 63

¹⁴⁴ Miller, Speech Acts in Literature, S. 2

vom Autor auserwählt, die Geschichte zu gestalten. Und von daher sind ihm auch sämtliche weitere Sprechakte zuzuschreiben: Der *Erzähler* entscheidet darüber, wie er die Figuren zeichnet, wie sie in der Geschichte vorkommen, welche Redezeit und Wortwahl er ihnen zugesteht, welche Aussagen er zensuriert oder in indirekter Form wiedergibt und mit welchen Redeeinleitungen er deren Aussagen umrahmt oder interpretiert. Diesem interessanten Aspekt wollen wir uns in Kapitel 6.2 widmen.

5: Das Sprechen der Figuren

Und schließlich erhalten wir, wenn wir Franz Michael Felders Text — um es mit Millers Worten zu sagen — „in the light of speech act theory“ lesen, nicht nur ein genaues Bild der Sprechakte seiner Figuren, sondern darüber hinaus entsteht auch ein interessanter wertvoller linguistisch-soziologischer Ertrag, insofern nämlich als dies dem Leser darüber Aufschluss gibt, welche verschiedenen Formen des Sprechens es zum Zeitpunkt des Niederschreibens gegeben hat, oder vielmehr: welche Arten von Sprechhandlungen dem Dichter bekannt sind, welche er möglicherweise in seinem realen Umfeld vorgefunden haben mag und welche Formen des Sprechens er auf die Erzählbühne holt, um sie als Kompetenz oder Inkompetenz der sprechenden Figuren zu thematisieren. Wir erhalten einen realistischen Eindruck davon, in welchem Kontext oder in welcher konkreten Lebenssituation es innerhalb des so gezeichneten bäuerlichen Dorflebens möglich und überhaupt erlaubt ist, sich offen mitzuteilen. Wir erfahren, wer die Sprecher sind und wie sie miteinander reden, was sie einander anvertrauen oder welche Taktik sie sprechend verfolgen: sei es das Karessieren, die Lüge, die Verleumdung oder das manipulierende Durchsetzen des eigenen politischen oder vermeintlich frommen Ziels. Analog etwa zu einer Beschreibung der Arbeit des Kühers oder des Heuers, dem Erzählen des Ablaufs eines Dorffestes oder der heimischen Bräuche sind Handlungsabläufe des Sprechens, verschiedenste Sprechakte und Sprechaktszenarien in den Text hineingeschrieben. Ob sie nun mehr eine Art Abbild des ihn umgebenden Umfeldes sind oder ein Reflex auf das Leben und Handeln der Menschen im Dorf — oder ob er im Zuge des poetischen Idealisierens des gesellschaftlichen Lebens seine Figuren mit gleichsam neu erfundenen Sprech- und Handlungsfähigkeiten ausstattet: Der Erzähler zeigt die Sprecher seiner Texte — unabhängig von der ursprünglichen Intention seines Schreibenwollens — als miteinander Kommunizierende und sprechend Handelnde. Damit werden wir uns in Kapitel 7 ausführlich beschäftigen.

3 Künstlerisches Selbstverständnis: „Franz Michael Felder, Litterätle“

„*Franz Michael Felder, Litterätle*“¹, so beschließt Felder den mit der Grußformel „*Geliebter Freund!*“ eingeleiteten, in Schoppernau verfassten Brief vom 24. April 1863 an seinen Schwager Kaspar Moosbrugger. Dabei handelt es sich um eine der vielen Selbstbezeichnungen des Dichters: Dass Felder sich selbst als ‚kleinen Literaten‘ bezeichnet², führt konsequenter Weise zu der Frage, was Felder mit der Verwendung der Diminutivform aussagen wollte; denn dabei handelt es sich wohl kaum um eine Referenz auf die eigene, „ziemlich schwächig[e] und zart gebaute[] Gestalt“³ des Dichters. Immerhin schreibt Felder am 4. August 1864 an seinen Schwager über die „Sonderlinge“:

Als ich [...] anfang, war der Plan für mich zu groß, aber nun ist er kleiner und ich — dem Freunde wird diese Rede nicht eitel scheinen — ich bin ein wenig größer, wenn auch noch lange nicht der Große geworden.⁴

In diesem Kapitel soll anhand von Felders, vor allem dem umfangreichen Briefwechsel entnommenen Selbstaussagen ein Bild von ihm gezeichnet werden, das die eigene Auseinandersetzung mit seiner Rolle als Dichter (hauptsächlich als Dichter der „Sonderlinge“) in den verschiedenen Aspekten und unter verschiedenen Umständen beleuchtet: Felders Briefe sind ein unglaublich berührendes Textzeugnis und belegen eindrucksvoll seine Schaffenskraft, seine Gedankenwelt, seine Werte, seine Ideen, seinen Intellekt, sein soziales Gespür, aber auch seinen Humor, seine Emotionen — ob Freude oder tiefste Verzweiflung, Hoffnung und Zukunftsangst — und sie zeigen ihn als einen talentvollen Literaten des 19. Jahrhunderts, der eine Sprache beherrschte, die zugleich künstlerisch und stilistisch anspruchsvoll, rhetorisch gewandt und treffsicher war. Indem wir uns seiner Rolle als Dichter widmen, die er zwar selten explizit zum Thema in seinen Briefen gemacht hat, welche sich aber anhand der Selbstbenennungen und -zuschreibungen sowie in

¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 24. 4. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 60

² Im siebenten, von Walter Methlagl besorgten Band der Gesamtausgabe lesen wir die Begriffserklärung „L i t t e r ä t l e: Deminutiv zu Literat“, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 60

³ Heinrich Hirzel: Franz Michael Felder, der Dichter aus dem Bregenzerwald, Neue Zürcher Zeitung, Jg. 48 (1868), Nr. 248 bis 254 (6. bis 12. September), Feuilleton, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 513

⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 8. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 150

der Reflexion über sein literarisches Schaffen und sein zweites berufliches Standbein als „Dichter“ rekonstruieren lässt, leisten wir gleichsam die vorbereitende Denkarbeit für Kapitel 5.2, in dem es um die Frage der illokutionäre(n) Rolle(n) und der perlokutionären Aspekte der „Sonderlinge“ gehen wird.

3.1 Erkenntnisse durch den Briefwechsel

In den Briefen an Kaspar Moosbrugger (vgl. 3.2) einerseits sowie im Briefwechsel mit Rudolf Hildebrand (vgl. 3.4) andererseits werden vor allem zwei Tendenzen der Selbstpositionierung spürbar, indem Felder — sich dem jeweiligen Adressanten zuwendend — in den Dienst verschiedener Anliegen einschreibt. Es gilt zu beachten, dass die beiden Briefwechsel zwei unterschiedliche ‚Lese-Vorzeichen‘ haben: Die Briefe an und von Kaspar Moosbrugger decken den Zeitraum ab 1861 ab, während der Briefwechsel mit Hildebrand erst fünf Jahre später, mit einem von Felder in Schoppernau verfassten Brief am 3. März 1866 einsetzt. Felder hat zu dieser Zeit — es ist die Zeit der Entstehung und Fertigstellung der „Sonderlinge“ — bereits so etwas wie ein etabliertes Selbstbewusstsein als Schriftsteller.

Im Vergleich zwischen dem Briefwechsel mit Moosbrugger und dem mit Hildebrand — soviel sei einleitend vorweggenommen — fällt auf, dass Felder in den früheren Jahren seinem Schwager gegenüber vor allem — in Abgrenzung zum Juristen Moosbrugger — einerseits als phantasievoller *Versmacher*, andererseits als scharfer Kritiker seines dörflichen Umfelds in Erscheinung tritt. In den Briefen an Rudolf Hildebrand betont Felder hingegen vor allem seine Rolle als dichtendes *Bäuerlein* und positioniert sich so mehr und mehr als außergewöhnliches Phänomen innerhalb der Klasse der ‚Unstudierten‘.

Mit zunehmendem Bekanntheitsgrad als Verfasser von „Nümmamüllers“ und den im steigenden Maße virulent werdenden politischen und gesellschaftlichen Themen sowie den Anfeindungen durch den Pfarrer und die Leute im Dorf, lässt Felder sich und auch ausdrücklich sein literarisches Schaffen — diese Beobachtung möchte nicht als Kritik, sondern als Beobachtung verstanden sein — tendenziell immer mehr in den Dienst einer (gesellschafts)politischen Sache nehmen.⁵ Dieser Weg sei in den folgenden Abschnitten nachgezeichnet.

Besonders im Briefwechsel mit Kaspar Moosbrugger erhalten wir parallel zur Entstehung des Erstlingswerks „Nümmamüllers und das Schwarzokaspale“ einen Einblick in verschiedene Aspekte des künstlerischen Selbstverständnisses Felders, indem er mehrfach thematisiert, was er mit seinem Schreiben tun und bewirken möchte oder sich in Selbstnennungen positioniert: In diesen ‚frühen‘ Jahren, 1861

⁵ Allerdings dürfe man daraus nicht „den Schluß ziehen, daß seine Werke grundsätzlich als Tendenzliteratur, nur als Mittel zum Zweck, zu werten seien“, in: Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 6

und 1862, es ist die Zeit der Entstehung und Drucklegung von „Nümmamüllers“, tritt Felder hauptsächlich impulsiv und für das eigene künstlerische Anliegen begeistert — sich selbst bezeichnend als *Poetlein* — in Erscheinung. Der Schwager Kaspar Moosbrugger ermuntert Felder zur schriftstellerischen Arbeit, allerdings ist deutlich zu erkennen, dass sich im Zeitraum der Korrespondenz die Themen der Briefpartner deutlich verschieben: Ging es zur Zeit des „Nümmamüller“ noch verstärkt um die Arbeit am Erstlingswerk sowie um die Aufnahme des „*Werkchens*“ und die Etablierung des Bauers als ernstzunehmender Schriftsteller neben Auerbach und Gotthelf, so nehmen die politischen Themen zunehmend Raum ein — vor allem seit der Lektüre von Lassalle, Schulze-Delitsch und den Kriegswirren 1866: „[N]icht die Namen Goethes oder Schillers, Gotthelfs oder Auerbachs [kommen] in den Briefen am häufigsten vor [...], sondern der Name Lassalles“⁶, so Eugen Thurnher in seiner Einführung zum achten Band der Werkausgabe.

Schließlich — auch das sei vorausschickend vorweg genommen — stellt Felder sogar das Erscheinen der „Sonderlinge“ in den Dienst „*unsere[r] Sache*“⁷: „*Das Erscheinen der Sonderlinge wäre mir sehr erwünscht, die würden uns neue Türen auf tun und auch von außen Gewicht verschaffen*“⁸, so schreibt Felder am 23. November 1866 an seinen Schwager.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeiten sollen politische und sozialkritische Themen als solche aber keine explizite Rolle spielen — dieser Themenkreis gehört zu einem der am fleißigsten erforschten innerhalb der wissenschaftlichen Literatur über Franz Michael Felder. Dass politische, gesellschaftliche und sozialkritische Themen jedoch immer dort mittransportiert werden, wo es um die schriftstellerischen Anliegen Felders geht, liegt — wie wir sehen werden — in der Natur dieser Sache, Eugen Thurner spricht in diesem Zusammenhang von der „enge[n] Verflochtenheit von sozialpolitischem Einsatz und künstlerischem Schaffen“, die sich in den Briefen noch deutlicher zeige als in seinem dichterischen Werk: Sie „[bilden] in allem, was Felder war, ein Ganzes“⁹.

Die Bedeutung des literarischen Schaffens, und damit die Beschreibung seiner Befindlichkeit als Dichter, tritt im Briefwechsel mit Kaspar Moosbrugger immer mehr hinter die sozialpolitischen Abhandlungen zurück, besonders ab dem Zeitpunkt, da Rudolf Hildebrand als neuer Brief-Adressa(n)t hinzutritt: Die Bemerkungen bezüglich der *künstlerischen* Selbstpositionierung Felders werden von nun an vor allem in jenen Briefen thematisiert, die mit den Postkutschen zwischen Schoppernau und Leipzig hin- und hertransportiert werden. Auch Thurner stellt die Tendenz fest, dass Felders künstlerisches Selbstverständnis im Brief-

⁶ Thurnher, Einführung, Werke Bd. 8, S. 13

⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 23. 11. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 297

⁸ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 23. 11. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 296

⁹ Thurnher, Einführung, Werke Bd. 8, S. 13

wechsel mit Moosbrugger immer weniger wichtig wird — er vermerkt aber die Verschiebung zu Hildebrand nicht.¹⁰ So formuliert Thurner sogar die Frage,

[...] welchen Rang und welche Funktion Felder überhaupt der Kunst zumaß. Das Überwiegen des sozialpolitischen Aspekts verlangt eine neue Beurteilung seiner Dichtung. Sie ist kein menschlich autonomer Bezirk, sondern stellt sich dar als Teil dieser Bemühungen.¹¹

3.1.1 Exkurs: Beschwerliches im Alltag der Briefeschreiber

Bevor wir noch auf die Briefe Felders eingehen, sei an dieser Stelle eine kurze Nebenbemerkung erlaubt, die aber keineswegs bedeutungslos ist, wenn sie auch nicht direkt zur Darstellung des „künstlerischen Selbstverständnisses“ beiträgt. In Felders Briefwechsel finden sich zahlreiche Hinweise darauf, mit welchen Beschwerlichkeiten die Briefeschreiber zu tun hatten und wie schwierig es für Franz Michael Felder mitunter gewesen sein mag, seine Schreibarbeiten zu verrichten. Die Briefe transportieren oft — neben dem eigentlichen Briefinhalt — Informationen über äußere Umstände rund um den Briefverkehr mit: So spielen etwa die Anzahl der zur Verfügung stehenden Schreibbögen oder der Zustand des Schreibgeräts (*„Meine Tinte ist so schlecht, daß ich Dir mit dem Stifte schreiben muß“*¹² oder *„Achtmal hab ich gestern mit schlechter Tinte an Dich zu schreiben angefangen und endlich im Unmute doch nichts Ordentliches zustande gebracht“*¹³) eine wichtige Rolle, auch bestimmen sie mitunter sogar den Inhalt des Geschriebenen mit, insofern als dem Schreiber beispielsweise das Papier ausgeht (*„Doch mein Platz ist bald aus und die Zeit auch“*¹⁴ oder *„Nun ist der Bogen fertig, und ich werde das Übrige für den nächsten Brief sparen“*¹⁵) oder der Postbote ungeduldig der Abgabe der Briefe harrt: *„Doch da kommt der Bote. Lebe wohl“*¹⁶, *„Ich habe nicht mehr Zeit, es ist Abend, mein Extrabote wartet“*¹⁷ oder *„Näheres mündlich [...] und es wird Zeit zum Schluß, damit der Brief heut noch nach Au komme“*¹⁸.

Auch taktische Überlegungen spielen mitunter eine Rolle: *„Den heutigen Brief werde ich vom Wible adressieren lassen, damit der Bote nicht zwei mit gleicher*

¹⁰ Das mag daran liegen, dass der Briefwechsel mit Rudolf Hildebrand erst 1984 in Buchform (als Band 9 der Gesamtwerkausgabe) erschienen ist, der 5. Band (es ist Teil 1 des Briefwechsels mit Kaspar Moosbrugger), für den Thurner verantwortlich zeichnet, wurde bereits 1970 publiziert.

¹¹ Thurner, Einführung, Werke Bd. 8, S. 13

¹² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 30. 6. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 49

¹³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 2. 7. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 53

¹⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 4. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 32

¹⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 24. 10. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 169

¹⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 7. 3. 1865, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 183

¹⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 21. 1. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 13

¹⁸ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 7. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 74

*Handschrift bekommt*¹⁹, schreibt Felder — es ist die Zeit, in der Moosbruggers „Ruf aus Vorarlberg um Gleichberechtigung“ seine Wirkung zeigt.

Manchmal werden Briefsendungen auch — zumindest geht dies aus dem Briefwechsel hervor — von Bekannten oder Durchreisenden mitgenommen oder nach Schoppernaut hereingebracht oder zugestellt: *„Nächstens mehr. Muxel wird bald fahren und ich muß machen, daß meine Briefe durch ihn nach Bregenz kommen“*²⁰, schreibt Felder an seinen Schwager am 6. Februar 1867.

Auch wirken sich freilich politische Zu- und Umstände auf die Zustellmöglichkeiten der Briefe aus:

Seit langem hab ich keinen Brief aus *Deutschland herein* erhalten. Die Post nimmt auch keine nach Leipzig mehr an, und ich habe mich daher bereits an Stettner in Lindau gewendet. Der Demokrat ist mir seit dem 22. d. M. nicht mehr zugegangen [...]²¹,

berichtet Felder am 30. Juli 1866 — während des Krieges in Deutschland also — seinem Schwager.

Aber auch sonst lässt das Zustellservice der Post oft zu wünschen übrig: Aussagen von der Qualität wie *„Von Stettner hab ich natürlich noch keine Antwort. Das ist eine Post! Den Samstagang machte sie des Festtags wegen am Freitag“*²² oder *„Mein letzter Brief war bereits auf der Schneckenpost“*²³ finden sich sehr häufig. Im Brief an Moosbrugger vom 18. Dezember 1866 (freilich mag vor allem im Winter auch die schlechte Witterung ihr Übriges dazu tun) resümiert Felder, er habe Moosbruggers Brief

[...] mit Vergnügen gelesen. Ich glaube, ihn auch dem Feurstein geben zu sollen, zu dem ich morgen gehen will, um selbst mit ihm zu reden, da unsere Post einem wirklichen Brief- und Ideenwechsel nicht dient, indem man selten noch genau weiß, was man sagte, bis eine Antwort zurückkommt. Eine mündliche Unterredung wird nötig, wenn es so schnell vorwärts soll, und es soll!²⁴

Aber auch in der Stadt Bludenz hadert Kaspar Moosbrugger mit dem Service der Post, so ärgert sich dieser etwa in seinem Brief vom 28. November 1866:

Deine zwei werten Briefe erhielt ich vorgestern miteinander. Das Wichtigste ist jetzt eine bessere Postverbindung, auch scheint es, daß man dem Boten den Kopf ein wenig zurecht richten sollte.²⁵

¹⁹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 23. 11. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 297

²⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 6. 2. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 20

²¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 30. 7. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 270

²² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 2. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 19

²³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 23. 11. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 295

²⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 18. 12. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 309

²⁵ Kaspar Moosbrugger an Felder, Brief vom 28. 11. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 297

3.2 Briefe an Moosbrugger: „das beste Material zum 2ten Theil seiner Lebensgeschichte“

Franz Michael Felder lernt den 1830 bei Au geborenen Kaspar Moosbrugger²⁶ — wenn wir den Ausführungen in „Aus meinem Leben“ historischen Glauben schenken dürfen — noch *vor* der Hochzeit mit Nanni — nicht „bei seiner Hochzeit“²⁷, wie Thurner vermerkt — kennen, nämlich bei der „*Sonnenwirtin*“, welche

²⁶ Einige biographischen Daten zur Person Kaspar Moosbrugger: „Kaspar Moosbrugger [...] wurde als dritter Sohn am 6. Jänner 1830 [bei Au im Bregenzerwald] geboren. Da die rechte Hand des Kindes seit der Geburt verkrüppelt war, so daß es zur schweren Bauernarbeit nicht taugte, wurde der Bub zum Studium bestimmt. Nach der bescheidenen Volksschule in Au besuchte er das Gymnasium in Feldkirch, wo er 1851 seine Matura ablegte. Von 1851 bis 1854 studierte er an der Universität Innsbruck Rechts- und Staatswissenschaften [...], 1855 trat er in den Gerichtsdienst ein. Zuerst [...] am Bezirksgericht in Bezaun beschäftigt, [wurde] [...] er nach Ungarn versetzt, [...] legte er die Richteramtprüfung in Eperies ab und war dann bis Ende 1860 als Gerichtsaktuar in Ungvar, Tokay und Baraghazh. [...] Mit Jahresbeginn 1861 wurde Moosbrugger wieder in den Gerichtsdienst nach Vorarlberg zurückversetzt. [...] Da Moosbrugger in den kommenden Jahren an den Gerichten in Bludenz, Innsbruck, Dornbirn, Schruns und wieder in Bludenz wirkte, kam es zu einem regen brieflichen Austausch der Gedanken [mit Felder], der im mündlichen Gespräch fortgesetzt wurde, wenn Moosbrugger fast jährlich zur Sommerfrische in den Bregenzerwald kam oder Felder gelegentlich zu Besuch in Dornbirn oder Bludenz weilte. Zweifellos kam Moosbrugger die Führung in dieser geistigen Auseinandersetzung zu. [...] Dennoch kehrte er in seinen Briefen nie seine Überlegenheit heraus. Es ist durchaus ein Gespräch zwischen Gleichgeordneten, dessen Themen aber Moosbrugger, zumindest in der ersten Zeit, weitgehend bestimmt. Er ist es, der Felders Interesse auf sozialpolitische Studien hinlenkt. Riehl, Schulze-Delitzsch und Lassalle werden durch ihn vermittelt. Aus diesen Gesprächen, in die bald auch Josef Feurstein aus Bezaun einbezogen wird, erwächst der Plan zur Gründung einer „Partei der Gleichberechtigung auf sozialdemokratischer Grundlage in Vorarlberg“. Zwei Programmschriften erläutern die Ziele dieser Bestrebungen. Im Jahre 1866 erschien der „Ruf aus Vorarlberg um Gleichberechtigung“, das Folgejahr 1867 brachte die „Klarstellung der vorarlbergischen Partei der Gleichberechtigung“. Beide Schriften wurden außerhalb der Landesgrenzen gedruckt. Als die Öffentlichkeit Felder als den Urheber verdächtigte, bekannte sich Moosbrugger mutig zur Verfälschung der beiden Broschüren, was dem kaiserlichen Beamten eine heftige Mißbilligung durch seine Vorgesetzten eintrug. Für Moosbrugger aber ist sein sozialpolitisches Studium kein bloß theoretisches Bemühen, sondern er sucht in allen Erkenntnissen nach der praktischen Konsequenz. Er steht hinter Felders vielfältigen Bestrebungen, die soziale Lage der Kleinbauern zu verbessern [...] mehrmals springt er auch mit namhaften Geldbeträgen bei. Bei der Erbteilung seines väterlichen Besitzes im Jahre 1865 gründete er mit seinen sechs Geschwistern die erste bäuerliche Produktionsgenossenschaft, die er zwölf Jahre für alle Mitglieder erfolgreich führte. [...] Felders Tod traf Moosbrugger schwer. Er beraubte ihn seines jahrelangen Gesprächspartners, der ihn mit seiner bohrenden Unruhe immer wieder gezwungen hatte, seine Grundsätze an der konkreten Wirklichkeit stets neu zu prüfen. Er, der 1865 wieder an das Bezirksgericht in Bludenz gekommen war, kaufte 1870 ein bäuerliches Anwesen in Nüziders, das heute noch im Besitz seiner Nachkommen ist. Neben seiner dienstlichen Tätigkeit, vor allem aber nach seiner Pensionierung im Jahre 1889 war er mit vielfältigen Studien beschäftigt. Er verfaßte mehrere Broschüren, von denen die „Kulturge spräche aus Vorarlberg“, 1878, einiges Aufsehen erregten. Er muß als einer der Väter der Sozialdemokratie im Lande gelten [...]. Das Schicksal des Habsburgerreiches erfüllte ihn mit steigender Sorge. Immer stärker drängte sich ihm der Gedanke auf, daß mit dem Tode des Kaisers Franz Josef, der sein Jahrgänger war, auch das Ende dieses Staates eintreten werde. Er hat dieses Schicksal nicht mehr erlebt. Am 11. März 1917 ist er in seinem Heim in Nüziders verstorben.“, in: Thurnher, Einführung, Werke Bd. 8, S. 9 ff.

²⁷ Thurnher, Einführung, Werke Bd. 8, S. 7

„Nachbarn und gute Bekannte zur Stubat eingeladen“ [AML 280] hatte:

Kaspar blieb auf, bis ich das Haus verließ, aber er war mir durchaus nicht im Wege. Er hatte schon mein Herz gewonnen und ich schied mit der Ahnung, daß wir viel zusammen erleben würden [...] [AML 282],

so lesen wir in Felders Autobiographie. Durch die Hochzeitszeremonie am 4. Februar 1861 [vgl. AML 285] wird nicht nur die geliebte Nanni zu Felders Ehefrau, zum *Wible*, sondern auch Nannis Bruder zu Felders *Schwager*, wie Felder — sprechakttheoretisch interessant — vermerkt:

Besonders glücklich machte es mich, daß ich nun den Beamten Schwager nennen durfte. Dieses Wort fesselte ihn an mich, wenn ich es sonst nicht vermochte. [AML 287]

Wir wissen freilich, dass Kaspar Moosbrugger vice versa von seinem Schwager überaus angetan war — gerade der umfangreiche Briefwechsel darf hierfür als berührendes Dokument gelten.

Im Vorwort zum fünften Band der Werkausgabe bezeichnet der Herausgeber Eugen Thurnher den — mit dem in Innsbruck verfassten und 4. November 1861 datierten Brief Moosbruggers an Felder beginnenden und bis zu Felders Tod andauernden — Briefwechsel „mit Fug als den von Felder nicht geschriebenen zweiten Teil seiner Autobiographie“²⁸: Schließlich setze der Briefwechsel genau zu dem Zeitpunkt ein, „an dem Felders Autobiographie abbricht“²⁹. Während Felder nämlich in „Aus meinem Leben“ „seinen Weg zur Ausbildung als Dichter“ beschreibe und gemäß dieser Entelechie „[...] alles von sich ab[rückt], was ihn in der Zeit bedrängt“, erleben wir Felder durch seine Briefe viel eher als authentischen Sprecher: „An die Stelle der Frage nach dem eigenen Ich tritt die Ausgestaltung seiner Beziehungen zur Umwelt“³⁰.

Auch Ulrike Längle schreibt dem Briefwechsel mit Moosbrugger einen bedeutenden Stellenwert zu: Moosbrugger selbst war der Ansicht gewesen, dass die Briefe „die beste Grundlage für die Fortsetzung der Biographie seien“, Längle zitiert aus Kaspar Moosbruggers Brief an Rudolf Hildebrand vom 8. Juni 1869:

Wir korrespondierten seit dem Jahre 861 so lebendig und intim miteinander, daß ich dafür hielt, das sei trotz Allem, was man über Felder schrieb u. was er außerdem schrieb das beste Material zum 2ten Theil seiner Lebensgeschichte.³¹

3.2.1 „ein Dichter, der nützen und nicht bloß schmeicheln will“

Beginnen wir zur Zeit der Entstehung der „Nümmamüllers“: Seit dem Sommer des Jahres 1861 ist Felder nach eigenen Angaben auf der Suche nach einem „Ge-

²⁸ Thurnher, Einführung, Werke Bd. 8, S. 7 f.

²⁹ Thurnher, Einführung, Werke Bd. 8, S. 7

³⁰ Thurnher, Einführung, Werke Bd. 8, S. 12 f.

³¹ Kaspar Moosbrugger an Rudolf Hildebrand, Brief vom 8. 6. 1869, zitiert nach: Längle, Nachwort („Ich will der Wahrheitsgeiger sein“), S. 375

genstände“, an den „*ich eine Schilderung der hiesigen Verhältnisse knüpfen könnte*“³². Schließlich liest Felder Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten, die ihm — 1862 — „*sehr gefallen*“ und es weckt in ihm den Wunsch „*Bregenzerwälder Dorfgeschichten*“ zu schreiben: „*ich hab nun einmal Lust und Lieb zum Ding*“³³, berichtet Felder seinem Schwager. *Lust und Lieb zum Ding*, die *hiesigen Verhältnisse* zu schildern, das steht also am Beginn von Felders literarischem Schaffen. Obwohl Felder seine Ansicht über Auerbachs Schriften gut ein Jahr später, im Brief vom 10. März 1863 revidieren³⁴ wird, verdankt er dieser Lektüre die Idee „*Bregenzerwälder Dorfgeschichten*“ zu schreiben.³⁵

Der tatsächliche Einfluss, den frühere literarische Vorbilder und ältere Dorfgeschichtenschreiber auf Franz Michael Felders Schriften gehabt haben, ist noch nicht eingehend und erschöpfend untersucht worden. Es ist nicht nur der bereits erwähnte Einfluss Auerbachs zu nennen, sondern auch die „*vor zwei Jahren*“ gelesenen „*Lederstrumpf-Erzählungen*“ Coopers³⁶, „*diese schöne Dichtung, aus der ein kräftiger Waldduft entgegenwehte*“, — insbesondere der „*Wildtöter*“³⁷ — inspirieren Felder.

Des Weiteren ist an dieser Stelle die „Aufzeichnung“ Franz Michael Felders zu erwähnen, die im zwölften Band der Werkausgabe zugänglich gemacht wurde: Dabei handelt es sich um einen „Entwurf der Antwort zu dem — nicht erhaltenen — Schreiben, das Felder Ende 1863 an Joseph Bergmann gerichtet hat“³⁸. Darin schreibt Felder noch von einem weiteren Einfluss, der in der Sekundärliteratur ansonsten kaum Erwähnung findet, nämlich von „A Oppermanns Werkchen »Aus dem Bregenzerwald«“³⁹. Zu Coopers „Lederstrumpf“ hat Felder hier vermerkt:

Aus dem Wildtöter ist dann mein Schwarzkaspale geworden. Man wird kaum eine Ähnlichkeit finden als die, daß beide Charaktere von ihren Verhältnissen und Umgebungen gebildet und zu dem gemacht worden, was sie sind. Ich darf also sagen, daß ich die Dorfgeschichte von neuem erfunden, denn ich hatte, als ich den Plan zum Nümmamüller machte, noch keine einzige gelesen.⁴⁰

Obwohl Felder sich also von dem Einfluss durch andere Dorfgeschichtenschreiber tendenziell zu distanzieren versucht, ist der Einfluss, der zu Felders Lebzeiten verbreiteten Schriften auf sein Schreiben nicht wegzuleugnen: Auffallend — und das ist besonders für die „Sonderlinge“ relevant — ist vor allem der Einfluss von Heinrich Zschokkes „Goldmacherdorf“: Während Felder sowohl im Briefwechsel als auch in der Autobiographie an vielen Stellen von seiner Lektüre

³² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 19. 1. 1862, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 32

³³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 19. 1. 1862, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 33

³⁴ „*Später [...] las ich den Auerbach, und ich glaube, es wäre für mich fast besser gewesen, wenn ich ihn nicht gelesen hätte [...], seine Bauern sind so herausgebürstet und gewichst, sie haben Uhlandische und Auerbachische Gedanken und sind ganz gemacht für die noble Welt.*“, Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 10. 3. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 53

³⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 10. 3. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 32

³⁶ Im von Walter Methlagl besorgten Kommentarband zum Briefwechsel zwischen Felder und Moosbrugger, merkt Methlagl zu den „Lederstrumpf-Erzählungen“ an: „Verm. nach der Ausgabe: *Lederstrumpf-Erzählungen. Für die Jugend bearbeitet von Franz Hoffmann*. 2 Bände mit 20 Stahlstichen. Stuttgart: Schmidt, 1845“, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 57

³⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 10. 3. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 53

³⁸ Thaler, Nachwort (Briefwechsel Moosbrugger – Hildebrand), S. 268, Anmerkung 50

³⁹ Felder, Aufzeichnung, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 77

⁴⁰ Felder, Aufzeichnung, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 78

und jenen Schriften, die ihn geprägt haben oder imponieren, berichtet, ist über das „Goldmachersdorf“ nichts zu erfahren. Auf die Erzählung des „bürgerlichen Aufklärers“⁴¹ Zschokke, die vorführt, wie es dem nach dem Krieg in sein Heimatdorf zurückgekehrte Lehrerssohn Oswald gelingt, das verwahrloste und heruntergekommene Goldenthal ins „Goldmachersdorf“ zu verwandeln, in dem Wohlstand und Harmonie herrschen, wird allerdings ganz explizit in „Sonderlinge“ Bezug genommen: Es befindet sich seit vielen Jahren im Besitz der Hausbibliothek der Familie des Sepp und des Franz, auch Mariann tritt als Leserin des Buches auf.⁴² Das Beispiel des Volksanführers Oswald, der durch seine lehrhaften Reden aus den verdorbenen und unsittlichen Dorfbewohnern von Goldenthal fleißige und ordentliche Menschen zu machen imstande ist, hat lange Zeit eine nachhaltige Wirkung auf den heranwachsenden Franz ausgeübt: Nach seinem Alpsonntag-Erlebnis, das ihm die Unbelehrbarkeit seiner Landsleute vor Augen führt, will er das Buch in den Ofen werfen, der Sepp kann ihn gerade noch davon abhalten:

„[...] — was hast? Was willst?“ fragte Sepp sich unterbrechend und eilte zum Herd, als er Franzens das Buch gegen das Feuer halten sah. „Das Goldmachersdorf hab’ ich und will’s verbrennen“, antwortete Franz.
 „Und sonst ist’s doch immer dein Lieblingsbuch gewesen.“
 „Ja, leider! Es hat in meinem Kopf genug Unheil angerichtet.“
 „Mach’ keine Dummheiten!“ sagte Sepp, indem er Franzens das Buch entriß. „Im letzten Frühling hast du deine ersten Schuhe gefunden und im Kasten aufbewahrt; nun wenn dir das Buch da just nicht paßt, so lege dasselbe nur einstweilen zu den Schuhen!“
 Franz ging in die Wohnstube, wohin ihm der Vater bald mit dem Kaffee nachfolgte. [...] „Es kommt Euch also doch auch vor, jenes Buch sei nur ein Kinderschuh gewesen, der jetzt für mich nicht mehr passe?“ fragte Franz, nachdem er seine „Schüssel“ zweimal rasch nacheinander geleert hatte. „Ich fange wahrhaft an der Möglichkeit eines Menschen wie jenes Oswald zu zweifeln an; die Geschichte kann unmöglich wahr sein.“ „Ja, unmöglich!“ fiel Franz ein, „wie sollte ein einzelner eine so schlechte Gemeinde so emporbringen können?“

Diese deutliche — möglicherweise in der Figur des Franz dargestellte autobiographisch gefärbte — Bezugnahme und die in der Szene eingewobene Kritik an Zschokkes 1815 erschienener praktisch-pädagogischer Schrift, die in der Sekundärliteratur einstimmig als erster großer Erfolg der neueren Bauernepik gewertet wird, ist allerdings der einzige auffindbare Hinweis auf das Franz Michael Felders Beziehung zu Zschokkes Buch. Ein genaues Betrachten und Herausarbeiten der motivischen Parallelen und Bezüge (z. B. Oswald ist wie Sepp ein Heimkehrer, auch Sepp propagiert — wie Oswald — fortschrittliche Ideen in der Landwirtschaft und der Kindererziehung, auch ist der Genossenschaftsgedanke „Goldmachersdorf“ bereits vorhanden und durch den Aufbau der gemeinsamen Molkerei sowie der öffentlichen Gärküche auf literarischer Ebene auch idealiter umgesetzt, in beiden Erzählungen findet sich ein skrupelloser Wirt und in beiden Schlussbildern wird ein kirchliches Fest (bei „Sonderlinge“ ist es die Hochzeit, im „Goldmachersdorf“ die „Kindstaufe“) gefeiert, das eigentlich die Qualität eines gemeinschaftlichen Dorffestes hat) wäre — etwa im Rahmen einer Diplomarbeit — eine spannende und ertragreiche Sache.

In dem am 10. März 1863 verfassten Brief — „Nümmamüllers“ ist vollendet, Felder hat die Arbeit an „Sonderlinge“ bereits aufgenommen — wird für ihn während des Schreibens klar:

Die herrschenden Übelstände eines Ortes können nicht besungen werden, wenn man sich nicht mit allem verfeinden und so das Zutrauen der Leute leichtsinnig verscherzen will.⁴³

⁴¹ Zimmermann, Der Bauernroman, S. 33

⁴² vgl. Felder, FMF Werke, Bd. 2: Sonderlinge, S. 75 ff.

⁴³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 10. 3. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 51

Mit dieser Vorahnung sollte Felder recht behalten und die Tatsache, dass ein ‚realistisches‘ Schildern der Zustände die Verstimmung der Zeitgenossen mit sich bringen könnte, wird sich mit dem Erscheinen von „Nümmamüllers“ bewahrheiten. Es ist unter anderem das, was Elmar Haller als „Angst vor dem Porträtiertwerden“ bezeichnet, die daher komme, „daß jedes genaue Abbild auch das Lächerliche und das Peinliche enthält“⁴⁴.

Damit ist auch schon ein erster Hinweis bezüglich der Vielschichtigkeit der illokutionären Kräfte bzw. Rollen, die Felders Texte spielen, gegeben: Was der Autor selbst als eine Art deskriptives *Abmalen* der Situation vor Ort anlegt, wird von seinen dörflichen Mitbewohnern als Herabsetzung und Kritik empfunden. Dennoch hält Felder an der realistischen Darstellung fest, so als sei eben das *Besingen* der herrschenden Übelstände der tendenzielle Zweck seiner Dichtung:

[...] der Romanschreiber aber sollte die Menschen malen, wie sie sind; er darf zwar einzelne Charaktere als Gegensatz und Muster etwas besser machen, als man sie im gewöhnlichen Leben antrifft, aber das Volk im allgemeinen, welches den Hintergrund bildet, sollte ein Dichter, der nützen und nicht bloß schmeicheln will, gerade so zeichnen, wie man es alle Werktage sieht und hört. So dachte ich, als ich meine jetzige Dorfgeschichte zu schreiben anfang, die mit der frühern wenig oder gar keine Ähnlichkeit hat. Ich habe hier auch die Schattenseiten des Bauernlebens darzustellen.“⁴⁵

Felder sagt zwar hier von sich selbst, dass er schreibe wie *ein Dichter, der nützen und nicht bloß schmeicheln will* und wie *der Romanschreiber, der Menschen malt, wie sie sind*, er beschreibt aber ‚nur‘ das Handwerkszeug des Dichtens, bezieht aber keinen der Künstlertitel oder keine dieser Berufsbezeichnungen direkt auf sich selbst.

Dies ändert sich allerdings nur fünf Wochen später.

3.2.2 „Ich will Volksschriftsteller werden“

In dem mit der Grußformel „*Geliebter Freund!*“ eingeleiteten, an Kaspar Moosbrugger adressierten Brief vom 24. April 1863 findet sich die erste Selbsttitulierung als „*Volksschriftsteller*“⁴⁶ und hier formuliert Felder auch einen neuen dichterischen Anspruch. Bezeichnender Weise steht dieser Gesinnungswandel mit dem ersten gedruckten Bogen von „Nümmamüllers“ in Zusammenhang: Der brieflichen Schilderung vom Besuch des „*Handlungsreisende[n] der M. Riegerschen Buchhandlung von Lindau*“⁴⁷, der Felder „*den ersten gedruckten Bogen*“ mitbringt, stellt Felder einen Vierzeiler Goethes als eine Art Motto voran:

⁴⁴ Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 21

⁴⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 10. 3. 1863, in: Thurnher, Einführung, Werke Bd. 8, S. 53

⁴⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 24. 4. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 57

⁴⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 24. 4. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 57

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt, wie sollt es anders sein?
Endlich an die Sonnen. Goethe

Verlange nicht von mir, daß ich Dir schildere, mit welchen Gedanken und Gefühlen ich diesen Bogen durchlas. O Freund! Es ist ein großer Gedanke, der: **Ich will Volksschriftsteller werden**. Und dieser Gedanke beschäftigte mich, so daß ich die ganze Nacht wachte. Die griechischen Dichter stellten sich unter den Schutz der Muse, wir Christen glauben an den Heiligen Geist, und wirklich, es gibt etwas hohes Göttliches oder Dämonisches, dessen Werkzeug der Dichter ist, diesen Glauben habe ich ganz fest. Du kannst lachen, wenn Du willst, aber es ist wahr! In jener Nacht habe ich diese Macht gefühlt und ich habe wieder beten können, so andächtig und demütig, wie vorher lange nie. — Ja, ich will schreiben und mich ausleeren! Eine ungeheure Kraft, der ich, wie gesagt, keinen Namen zu geben weiß, drängt mich dazu und läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe.

„Der gute Schwager ist heute ungewöhnlich aufgeregt!“ Nicht wahr, so beiläufig denkst Du? „Ja, ich bin aufgeregt und auch *aufgelegt*, für **das zu leben, was ich nun als meinen Beruf erkannt habe**.“

Nicht um Lob und Ehre, nicht um Geld will ich schreiben, nie will ich meine Feder entweihen; **aber ich will nützen**, wenn es mir möglich ist, das ist das heilige Gelöbnis, das ich in jener Nacht meiner Muse abgelegt habe, und seitdem ist sie, die göttliche, immer bei mir.⁴⁸

Mit „[...] und vergiß nicht Deinen treuen Freund, Franz Michael Felder, *Literätle*“⁴⁹ beschließt der Schreiber übrigens diesen Brief, auch eine solche ausdrückliche Selbstbezeichnung in einer Schlussformel ist uns im Briefwechsel bisher noch nicht begegnet. Hier lesen wir also das klare Bekenntnis: *Ich will Volksschriftsteller werden*; es geht also nicht mehr nur darum, zeitgenössische Um- und Missstände abzubilden — vielmehr möchte Felder im Sinne seiner Muse, die göttliche Attribute besitzt, *nützen*.

Mit dem so deklarierten Anliegen „*Volksschriftsteller*“ zu werden, schreibt sich Felder, der zu diesem Zeitpunkt — wie erwähnt — Auerbachs Dorfgeschichten und bestimmt schon Heinrich Zschokkes „Goldmacherdorf“ gelesen hat, in die Tradition der damals durchaus „modischen“ Dorfgeschichtenschreiber ein: Wie zuvor Zschokke, so haben auch Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf, die direkten Vorbilder Felders, ihre Texte verfasst, um „dem Volk“ zu nützen und um (volks)pädagogische Anliegen zu verfolgen: So habe Auerbach es geradezu als seine Pflicht angesehen, „dem Volke durch die Schrift, durch Poesie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu lassen“⁵⁰:

Im Namen und als Vertreter des Volkes zu sprechen und zu handeln, das war der Anspruch, mit dem die Vertreter des Bürgertums dem monarchischen Staat

⁴⁸ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 24. 4. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 57 f. [Fettgedruckte Hervorhebung von BMF.]

⁴⁹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 24. 4. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 60

⁵⁰ vgl. Zimmermann, *Der Bauernroman*, S. 23

in den dreißiger und vierziger Jahren entgegentraten [...]. Und »Volk« bedeutete zu jener Zeit, in der 60 bis 70 Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft arbeiteten, immer noch in erster Linie bäuerliche Bevölkerung, deren Bedeutung für den antifeudalistischen Kampf sozialrevolutionäre bürgerliche Politiker und Schriftsteller seit den dreißiger Jahren zu erkennen und zu nutzen begannen.⁵¹

Auch wenn Felder sich in dem Entwurf des nicht erhaltenen Schreibens, welches er Ende 1863 an Joseph Bergmann adressiert hatte⁵² sich von den Einflüssen der damals gängigen, bäuerlichen Epik freizumachen versucht⁵³, so ist und bleibt er doch ein Kind seiner Zeit: Seit Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ (1807/08) das deutsche Volk zum „Urvolk“ erklärt hat⁵⁴, verbreitet sich in Deutschland — und Süddeutschland — das Nationalgefühl und sowohl die deutsche Philologie als auch die Geschichtsschreibung stellen sich in den Dienst „der Ergründung deutschen Wesens“:

Man sammelte Volksbücher, Volksmärchen und Volkslieder. Der Begriff des „Volkes“ wurde von bürgerlichen Wissenschaftlern, Philosophen und Schriftstellern zu einem fast sakralen Vorstellungskomplex überhöht [...]⁵⁵,

so beurteilt Peter Zimmermann die Situation. Mit Joseph Ritter von Bergmann aus Hittisau und später Rudolf Hildebrand lernt Franz Michael Felder Vertreter dieser Geistesströmung kennen. Und in seinem Brief an Kaspar Moosbrugger, worin er ihm von seiner Arbeit am „*Vorarlberger Lexikon*“ erzählt, für das er „*bereits mehr als 500 Nummern geschrieben*“ habe, konstatiert er — vielleicht ohne es zu wissen — ganz im Sinne des Anliegens der „Ergründung deutschen Wesens“: „*Das Studium der Sprache eines Volkes ist das Studium des Volkes selbst.*“⁵⁶.

Maria Katharina Strolz macht in diesem Zusammenhang auf die Rolle des Tierarztes im Walsertal aufmerksam:

Da der Weg zum Studium [...] versagt blieb, dachte FMF daran, dann doch wenigstens als eine Art Tierarzt zu wirken und diese Kunst bei einem tüchtigen Bauern im alltäglichen Leben zu erlernen. Darum schickte ihn seine Mutter zur Beratung zu einem alten, weisen Tierarzt ins Walsertal. Dieser entdeckte jedoch im jungen Bregenzerwälder sehr rasch die Begabung zum Volksschriftsteller und legte ihm klar, welche Bedeutung ein solcher, wenn er seiner Kunst mit reinem Gewissen diene, für das Volk habe. [...] Diese Begegnung mit dem Tierarzt im Walsertal blieb für das ganze Leben FMFs von entscheidender Bedeutung. Wenn er später auf seine Sendung als Schriftsteller zu sprechen kommt, dann schwingen wie

⁵¹ Zimmermann, Der Bauernroman, S. 18

⁵² Thaler, Nachwort (Briefwechsel Moosbrugger – Hildebrand), S. 268, Anmerkung 50

⁵³ „*Ich darf also sagen, daß ich die Dorfgeschichte von neuem erfunden, denn ich hatte, als ich den Plan zum Nümmamüller machte, noch keine einzige gelesen.*“, Felder, Aufzeichnung, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 78

⁵⁴ vgl. Zimmermann, Der Bauernroman, S. 18

⁵⁵ Zimmermann, Der Bauernroman, S. 18

⁵⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 8. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 95

ein Grundton diese Gedanken immer mit, die ihm der „wunderbare Alte“ gesagt und der in ihm „alle bisher in mir schlummernden Kräfte geweckt und entfesselt hatte.“⁵⁷

Freilich darf hier nicht die Autobiographie, der Maria Katharina Strolz die hier eingestreuten Zitate und die Beschreibung des Ereignisses selbst entnommen hat, als ein „historisches“ Dokument verstanden werden und sie erscheint chronologisch freilich erst Jahre *nach* den hier erwähnten Dokumenten: In seinen *Briefen*, in denen Felder — wie es bei Strolz heißt — „auf seine Sendung als Schriftsteller zu sprechen kommt“, erwähnt er den Besuch beim Tierarzt jedenfalls nicht.

Wie dem auch sei: Durch das (oben angeführte) im Brief vom 24. April 1863 thematisierte Entdecken des Sinns und der Aufgabe seines Schreibens gelingt es Felder jedenfalls, sich beruflich zu positionieren: „*Ja, ich bin aufgeregt und auch **aufgelegt**, für das zu leben, was ich nun als meinen Beruf erkannt habe.*“ Die Kursivsetzung von *aufgelegt* im Text der Werkausgabe⁵⁸ verführt zur Annahme, dass hierbei der schöne Doppelsinn des Wortes angezeigt sei: Einerseits ist damit zweifellos der Bezug zur eigenen emotionalen Stimmung in der Form eines Binnenreims „aufgeregt und auch *aufgelegt*“ hergestellt, andererseits kann dies aber auch eine Anspielung auf die (erste) ‚Druckauflage‘ sein. Die Erfahrung, dass das eigene Werk *gedruckt* ist, gibt dem Dichter das Selbstvertrauen und den Mut zur beruflichen Definition, auch wenn Felder sich bemüßt fühlt, noch in demselben Brief zu erwähnen, „*daß diese Stimmung [nicht] davon kommt, weil ich mich gedruckt gesehen habe, ich habe ja das schon lange vorher gewußt.*“⁵⁹ Dies mag ein — wenig überzeugender — Versuch dessen sein, die besagte ‚Geburtsstunde‘ zum Dichter nicht als plötzlichen Einfall der persönlichen Eitelkeit, sondern vielmehr als Folge der visionär-göttlichen Erfahrung zelebrierend darzustellen.⁶⁰

⁵⁷ Strolz, *Umwelt und Persönlichkeit*, S. 412 f.. Der genaue Textauszug lautet: „*Besonders ist mir noch das im Gedächtnisse geblieben, was der Tierarzt über das Lesen und die Bücher sagte. Wie wenige Schriften fürs Volk seien und seinen Bedürfnissen entsprächen, behauptete er schon denen anzusehen, welche sich aufs Lesen verlegten. „Sie alle“, sagte er, „kommen mit überspannten Anforderungen in die Gesellschaft zurück und haben, statt kräftig einzugreifen, nur klagen und tadeln gelernt. Denkt man über die Sache nach, so läßt sie sich leicht erklären. Bücher werden für die geschrieben, die sie kaufen und das sind meistens Leute, die schon anstandshalber nur so von oben herab aufs Volk sehen, um es zu tadeln oder zu verspotten. Lesen ist Bildung, solange ein Schriftsteller mit gutem Willen, ich möchte sagen mit seinem Herzblute schreibt. Wenn er sich aber nur vom Leser bilden läßt, dem nur sein eigenes Bild — von einem Heiligenschein umgeben — gezeigt wird, dann ist Lesen nicht Bildung, sondern das gerade Gegenteil. Wer aus dem Volke heraus, mit gutem reinen Willen für’s Volk, nicht für’s Geld schreibe, könnte mehr ausrichten als ein Pfarrer.*“ [AML 127]

⁵⁸ Es gibt an Ort und Stelle keine nähere Erklärung für den Grund der Kursivsetzung durch den Herausgeber des Briefwechsels.

⁵⁹ Felder an Moosbrugger, Brief vom 24. 4. 1863, in: Felder, *FMF Werke*, Bd. 5, S. 58

⁶⁰ Vom Verdacht, dass das Gedruckt-Werden des eigenen Textes doch seine — im Übrigen keineswegs moralisch verwerfliche, sondern völlig verständliche — beachtliche Rolle einnimmt, kann der Nachsatz jedoch nicht nachhaltig ablenken. In einem auf Jänner 1864 datierten Brief Felders an Moosbrugger erscheint dieser Aspekt neuerlich unter der Bezeichnung „pa-

3.2.3 „Ärger als dieser Schriftsteller kann man's nicht mehr machen“

Noch während der Schreibearbeit an „Sonderlinge“ (das Werk erfährt im Mai 1866 seinen Abschluss und erscheint ein Jahr später bei Hirzel in Leipzig), engagiert Felder sich in zunehmendem Maße politisch: Durch die umfassenden Sozialreformen (1862 Neuverteilung der Gemeindelasten nach Einkommen, nicht mehr nach Köpfen, Brechen des Käshandel-Monopols, des Holzexport und des Stickerei-Monopols) macht sich Felder — der, wie Walter Methlagl festhält, sich selbst „zeitlebens als Katholik sah“⁶¹ — verdächtig im kapitalistischen Geist zu handeln, womit er gleichzeitig in die Nähe des „protestantischen Ethos“⁶² gerückt wurde.

1864 wird Felder, obwohl er Angriffen von der klerikal-konservativen Seite ausgesetzt ist, in den Gemeinderat gewählt. Dass der allseits beliebte Pfarrer Stockmayr zu dieser Zeit Schoppernautau verlässt und der neue Pfarrer Johann Georg Rüscher am 3. Oktober 1864 sein Amt antritt, tut nicht nur der allgemeinen Stimmung im Dorf kein Gutes, sondern zeigt auch nachhaltige Wirkung auf Felders Leben und Schaffen. Im Brief vom 4. August ist zu lesen:

Der Pfarrer ist fort, das ist nicht gut. [...] Es ist schade! Schade um Schoppernautau. Stockmayr hatte wenigstens den Ablaßunfug etwas abgeschafft, hatte dem Aberglauben gewehrt und die Leute nicht mit verschimmelten Klosterbrocken und dünnem Weihwasser, sondern mit gesunder Kost genährt. Jetzt pfeift's anders! [...] Drum noch einmal: Schade um Schoppernautau!⁶³

Tatsächlich „pfeift's“ jetzt anders: Als Kaspar Moosbrugger 1866 die Broschüre „Ruf aus Vorarlberg um Gleichberechtigung“ anonym herausgibt, wird Felder verdächtigt, deren Verfasser zu sein und er wird zur Zielscheibe der Anfeindungen durch die Öffentlichkeit und vor allem durch Pfarrer Rüscher. Als Reflex auf diese Entwicklung nehmen die im Zusammenhang mit der Dichtkunst stehenden Selbstnennungen deutlich ab und sie treten hinter jene Namen und Attribute zurück, die Felder von den Leuten im Dorf und Pfarrer Rüscher zugeschrieben werden und die er — meistens in den Schlussformeln seiner Briefe — zitiert.

So beschließt Felder am 23. Februar 1866 seinen Brief etwa mit: „*es grüßt Dich herzlich Dein kommunistischer, verketzelter, abgechristenlehrter, niedergepredig-*

pierene Unsterblichkeit“. Felder schreibt, dass er sich „*Recht herzlich*“ gefreut habe, „*als ich gestern in der Landeszeitung las, es sei Dir gelungen, einen Übeltäter aufzufinden und den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben. Wir wollen, jeder auf seine Art, den Weg des Rechts und der Wahrheit gehen und die Spitzbuben entlarven und in ihrer Blöße darstellen. Auch mein Büchlein war in der Landeszeitung besprochen, und wir sind also beinahe die ersten Wälder, die da eine papierene Unsterblichkeit von acht Tagen erstrebt haben. Nun, das wäre nicht viel, aber wenn der Mann zu sich selbst sagen kann: Ich habe das Meine getan, so ist das ein schönes Gefühl.*“, Felder an Moosbrugger, Brief vom Jänner 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 110 f.

⁶¹ Methlagl, Der „Kryptoprotestant“, S. 23

⁶² Methlagl, Der „Kryptoprotestant“, S. 22

⁶³ Felder an Moosbrugger, Brief vom 4. 8. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 153

ter, käshandelssüchtiger, armer Freund Fr. M. Felder“⁶⁴. Ähnlich lesen wir am 3. April 1866: „Schreibe also recht bald Deinem immer mehr nach Norden gezogenen, nicht mehr verketzerten, Käshandel predigenden, glücklichen und etwas närrischen Freund F. M. Felder“⁶⁵. Auch in der Briefschlussformel vom 30. Juli 1866 ist von der Dichtkunst nichts mehr zu lesen:

Mit zehntausend Grüßen Dein schreibmüder zeitungskranker weltschmerzlicher
aus dem deutschen Bund ausgeschlossener de- und wehmütiger über alles zorniger
Freund Franz Michel mit der [...] ⁶⁶

Erst im Brief vom 28. August 1866 findet sich wieder einmal ein Hinweis auf seine schriftstellerische Tätigkeit, hier nennt Felder sich

[...] treuer, übermüdeten, neuermütigter, froh in die Zukunft blickender, stolzer
Bregenzerwälder und Freund Felder, der vor kurzem einen wunderlichen Artikel
für die Gartenlaube schrieb und hier vorlas. F. ⁶⁷

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der Umstand, dass von nun an — und dies ist freilich ein Reflex auf die Stimmung im Außen und die Wahrnehmung durch das Umfeld — das Wort ‚Schriftsteller‘ in Felders Briefen nicht mehr als etwas primär Positives vorkommt, sondern durch die Wiedergabe der Rede von anderen zunehmend pejorativ gebraucht wird. Hatte Felder schon am 11. März 1864 seinem Schwager berichtet, dass man ihm in der Nachbargemeinde Schnepfau „Lauser“ und „Versmacher“⁶⁸ nachgerufen habe — und aus dem Kontext ist ersichtlich, dass hier die Nennung des künstlerischen Berufs nicht als Anerkennungszuruf zu lesen ist — so zeigt der Brief vom Juli 1867, der einen Auszug aus dem Protokoll über die Anfeindungen durch Pfarrer Rüscher beinhaltet, ein von demselben gezeichnetes, überaus negatives Bild vom Schriftsteller. Die Textstelle wird hier in voller Länge wiedergegeben, weil daraus ersichtlich wird, dass und

⁶⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 23. 2. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 238

⁶⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 3. 4. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 249

⁶⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 30. 7. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 273.
Weil unklar war, was mit dem Auslassungszeichen gemeint sei (ob es sich dabei um Felders eigene ausgelassene Anspielung oder um einen Eingriff des Editors handelt), hielt ich im April 2009 Rücksprache mit Frau Dr. Ulrike Längle vom Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek in Bregenz. Ich bedanke mich an dieser Stelle ausdrücklich für die bereitwillige und freundliche Auskunft: Das „[...]“ markiere eine Stelle, die im Original schwer zu entziffern ist, auch der Dechiffrierungsexperte im Landesarchiv wusste keinen Rat. Frau Längle schlug verschiedene Lese-Möglichkeiten vor, die aber alle keinen wirklichen Sinn ergeben: „Franz Michel mit der M..g.e dra“. Die Punkte zeigen die nicht eindeutig lesbaren Buchstaben an, „dra“ ist eindeutig zu lesen, „Michel“ und „dra“ sind im Original unterstrichen. Was aber das erste Wort betrifft, gebe es, so Längle, verschiedene Möglichkeiten: Muage, Muaze, Miage, Miaze. Der letzte Buchstabe könnte auch ein o sein.

⁶⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 28. 8. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 282.
Um welchen Aufsatz es sich hierbei gehandelt haben mag, ist unklar, Walter Methlagl gibt in seinem umfangreichen Kommentarband zum Briefwechsel Felder — Moosbrugger keine nähere Auskunft, vermerkt aber unter dem Eintrag „I, 282“: „wunderlichen Artikel für die Gartenlaube: In der GL nicht erschienen“, vgl. Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 164

⁶⁸ Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 118

auf welche Weise Felders Dasein als Schriftsteller von Rüscher dazu verwendet wird, ihn aufs Schändlichste zu denunzieren:

In Wirtshäusern und „so privatim“ hat Rüscher länger gegen mich gearbeitet; offen aber trat er im Winter 1866 gegen mich in einer Kinderlehre auf. Ich hatte in der s. g. Sennhütte angefangen, Vorträge über Genossenschaftswesen zu halten, nun redete er von den Sozialisten und Kommunisten der französischen Revolution. Er sagte, das und die Schriftsteller seien die nämlichen gewesen, die dann die Kirchen ausgeraubt und ein schlechtes Weibsbild auf den Altar gestellt hätten als Gottheit, und wenn jetzt in Sennhäusern herum solche Irrlehrer wieder aufträten, so wisse man schon, was man von ihnen zu erwarten habe. Das zündete und es wurde durch Anspielungen auf Schriftsteller u.d.gl. dafür gesorgt, daß der Funke zur Flamme werde. Ernsthaft aber wurde die Hetzerei nach den diesjährigen Landtagswahlen, die durch einige meiner Freunde entschieden wurden. Die Orte Au und Schoppernau kamen in den Ruf, daß es *mir* hier gelungen sei, die Leute vom wahren Glauben abzubringen. Auch wurde gesagt, daß ich für mein Wirken als zweiter Luther, Freimaurer u.d.gl. von den Freimaurern und andern Agenten bezahlt werde. (Pfarrer Rüscher hat, wie ich in den letzten Tagen erfuhr, es mehrfach ausgesprochen, daß ich mein Geld nicht als Schriftsteller, sondern eher auf diese Weise verdiene.)

Die Klarstellung⁶⁹ erschien im Februar. Pfarrer Rüscher schrieb auf ein Exemplar meinen Namen und schickte es dem hiesigen Vorsteher und dem Ausschuß, während er und seine Werkzeuge den nicht lesenden und nicht denkenden Leuten auseinandersetzen, daß die Schrift von mir verfaßt und gegen den Glauben gerichtet sei. Gleichzeitig wurde in Au gegen eine wirklich von mir verfaßte Schrift gepredigt, nachdem es den Kapuzinern in Bezau gelang, den ersten Bogen zu entwenden. Pater *Beda* sagte über folgende in der Schrift vorkommende Stelle: „Wie einer ist, so ist sein Gott“ unter anderm: Einer ist ein Hurer, also ist Gott auch ein Hurer, ein anderer stiehlt, also ist Gott ein Dieb. Da seht ihr's! Ärger als dieser Schriftsteller kann man's nicht mehr machen.“⁷⁰

Felder wird also gerade wegen des Umstandes, dass er eben ein inzwischen etablierter ‚Schriftsteller‘ ist, angefeindet, die künstlerische Titulierung hat hier die Qualität eines Schimpfwortes und rückt in die semantische Nähe etwa zum Begriff vom *Freimaurer* bzw. *Hurer* oder *Dieb*.

3.3 Bauer oder Dichter?

Wie ein ständiges Ringen um die eigene — berufliche — Identität nehmen sich Franz Michael Felders Selbstnennungen aus im Bemühen, sich zu positionieren — als Dichter, als Bauer. Beide Positionen müssen hart erkämpft werden und machen Felders Leben noch beschwerlicher als das Leben eines Bergbauern zur

⁶⁹ Mit ‚Klarstellung‘ meint Felder die im Februar 1867 wiederum von Kaspar Moosbrugger verfasste politische Schrift „Klarstellung der vorarlberg'schen Partei der Gleichberechtigung“. Da der Text erneut anonym erscheint, wird Felder wieder der Autorschaft verdächtigt.

⁷⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom Juli 1867, „Auszug aus dem Protokoll“, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 57 f.

damaligen Zeit am dortigen Ort ohnehin ist. Wie Andreas Eder treffend bemerkt, entfernte Felder sich von „den im Bregenzerwald als selbstverständlich geltenden Verhaltensnormen“ ohne dabei allerdings „ein alternatives Rollenbild, in das er sich hätte flüchten können, vor sich zu haben.“⁷¹

3.3.1 „daß ich niemals ein echter Bauer werde“

Bereits die ersten Zeilen der Autobiographie thematisieren die Frage des Berufs, kaum, dass der Neugeborene den ersten, „so gotterbärmlich[en]“ [AML 19] Schrei getan hat. Bei der Geburtsszene im „Gado“, im Elternschlafzimmer, mit der „Aus meinem Leben“⁷² beginnt, steht nicht der soeben Geborene im Zentrum, sondern das, was durch sein Erscheinen ausgelöst wird: Zum einen nämlich die Sorge, er „möchte gleich dem zwei Jahre früher geborenen Bruder Josef in den Himmel nachfolgen und ein Engel werden“ [AML 19] und zum anderen die Tatsache, dass durch die Geburt der Tagesablauf des Vaters völlig durcheinander geworfen wird: „[...] unsere Tagwerker waren gedungen, um endlich mit der ersten Feldarbeit, dem Ausfahren des Düngers auf unsere Wiesen, zu beginnen“ [AML 19], doch der Vater war

[...] [z]um Ausführen des Düngers [...] schon gar nicht mehr aufgelegt und auch die Tagwerker schickte er nach dem Morgenessen mit dem vollen Taglohn heim und ließ die fleißigen, kargen Nachbarn darüber sagen, was sie wollten. [AML 19]

Der Hinweis auf die Auszahlung des vollen Taglohnes verdeutlicht die Sorge des Vaters um Mutter und Kind und auch die Erwähnung der Nachbarn klingt zunächst etwas eigenartig: Vielleicht wäre so mancher Leser versucht zu fragen, was denn eine solche ‚triviale‘ Bemerkung inmitten der Schilderung dieses besonderen Tages zu suchen habe? Tatsächlich sind es genau diese beiden Komponenten — die Sorge um die finanzielle Situation und das Gerede der Leute —, die den eben erst Geborenen sein Leben lang begleiten werden. Ihre Anwesenheit im Geburtszimmer macht Sinn, hier wird dem Leser nichts versprochen, nichts vorgegaukelt: Es ist eine karge Situation, in die hinein der kleine Franzmichel geboren wird.

⁷¹ Andreas Eder, Franz Michael Felders Autobiographie „Aus meinem Leben“. Eine Sprachuntersuchung, Diplomarbeit aus Germanistik zur Erlangung des akademischen Grades Magister phil. Eingereicht bei Univ. Prof. W. Welzig, Universität Wien 1990, hier: Eder, Franz Michael Felders Autobiographie, S. 9

⁷² Jürgen Lehmann weist auf Felders Orientierung an Goethes „Dichtung und Wahrheit“ hin: „Sie zeigt sich in mehrfacher Weise: Im Titel *Aus meinem Leben*, im Textanfang, in bestimmten, für die Entwicklung des dargestellten Ich bedeutsamen Einzelheiten“, vgl. Jürgen Lehmann, Selbstdarstellung als Dorfgeschichte? Zur Autobiographie *Aus meinem Leben* von Franz Michael Felder, in: Klaus Amann und Karl Wagner (Hrsg.), *Autobiographien in der österreichischen Literatur. Von Franz Grillparzer bis Thomas Bernhard*, Innsbruck–Wien: StudienVerlag, 1998 (= Schriftenreihe Literatur des Instituts für Österreichkunde. Herausgegeben von Klaus Amann und Friedbert Aspetsberger; Bd. 3), hier: Lehmann, Selbstdarstellung als Dorfgeschichte?, S. 56

Vom Vater, der in dieser Szene am häufigsten Erwähnung findet und damit zur eigentlichen Hauptfigur dieses Abschnittes wird, wird weiters erzählt, dass er — und hier macht der Erzähler einen chronologischen Sprung nach vor — „*als ich ordentlich wuchs und gedieh und mich überhaupt wie jedes andere Menschenkind benahm*“ — „*mehrmals geäußert*“ habe,

[...] er halte es für eine schlimme Vorbedeutung, daß ich ihn gleich beim Kommen durch die erregten Besorgnisse von seiner Berufsarbeit ferngehalten, den regelmäßigen Geschäftsgang unterbrochen habe, und fast fürchte er, daß ich niemals ein echter Bauer werde. [AML 19]

Die gleich zu Beginn des beinahe 300 Seiten umfassenden Textes angestimmte Ouvertüre macht den Leser der Autobiographie bereits bekannt mit fast allen Motiven, die zum Lebenswegsinventar des Franz Michael Felder gehören: Geboren wird „*das schwächliche Kind*“ in „*dem hintersten Dorfe des inneren Bregenzerwaldes*“, also geographisch stark isoliert. Die erste Äußerung des Neugeborenen ist ein gotterbärmliches Schreien und die Tatsache, dass sich der Kleine „*überhaupt so unzufrieden in dieser Welt*“ zeigt. Der Vater und die Taufpatin, das Gottle, sind vor allem besorgt — von einer Freude ist nicht zu vernehmen. Im Nebenhaus sitzen fleißige, karge Nachbarn, die „*darüber sagen, was sie wollen*“. Und vor allem steht da die Befürchtung des Vaters, dass aus dem Kind kein „*echter Bauer*“ werden würde.

Franz Michael Felder, der sein Leben lang die Unvereinbarkeit zweier Welten, der Welt der Dichter und der des Bauern, zu vereinen suchte und durch diese widersprüchliche Bestimmung a priori zur Unbestimmtheit prädisponiert ist, betritt als ein *Sonderling* das von Pierre Bourdieu beschriebene *literarische Feld*.⁷³ Vielleicht ist dies mit ein Grund dafür, warum der ständig überarbeitete und in so viele soziale, ökonomische und wirtschaftliche Aufgaben eingeklemmte Bauer zusätzlich zu all dem zur Schreibfeder greift: Weil

[...] [di]e unmittelbare Vereinbarkeit aller gesellschaftlicher Positionen, die im Alltagsleben nicht gleichzeitig, nicht einmal nacheinander eingenommen werden können, zwischen denen wohl oder übel gewählt werden muß, durch die man, ob man will oder nicht, gewählt wird: allein in der und durch die literarische Schöpfung [...] lebbar [ist].⁷⁴

⁷³ Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2002 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1539), vgl. dazu: Bourdieu, *Die Regeln der Kunst*, S. 57. Da es für Franz Michael Felder kein literarisches Feld gibt, in dem er sich hätte bewegen können, ist seine Position, wie Jürgen Thaler feststellt, sowohl im literarischen als auch im sozialen Feld eine randständige: „Es gab vor ihm [Felder] keinen Schriftsteller, dessen Lebensunterhalt auf der Landwirtschaft beruhte“ bzw. „keinen schreibenden Bauern, der sich so distinguert auf dem literarischen Feld positionierte“, in: Thaler, *Gattung und Habitus*, S. 4

⁷⁴ Bourdieu, *Die Regeln der Kunst*, S. 57

Die beiden Rollen unter einen sprichwörtlichen Hut zu bringen, ist für Felder ein harter Kampf: Fast prophetisch hatte Felder bereits 1863 (in demselben Brief vom 24. April, in dem er Moosbrugger von seinem ‚Erweckungserlebnis‘ berichtet hatte) beigefügt:

Und ich weiß oder ahne auch, daß mein Weg nicht nur mit Rosen, sondern auch mit Dornen bestreut ist, und zwar sehr dick. Ich hoffe die Kraft zu haben, daß mich weder Freude noch Leid schwach machen wird. – ? –!⁷⁵

Am 17. November 1863 resümiert Felder in dem an Moosbrugger adressierten Brief, in dem er ihm vor allem von den Reaktionen auf den erschienenen „Nümmermüller“ berichtet:

Zurückschauend erblicke ich eine Vergangenheit, wo ich zwischen zwei Berufen stand, wie zwischen Tür und Angel, zwischen zwei Gegensätzen, wo jeder den andern verdrängen und mich mitreißen will, und wenn das noch lange so fort geht, dann, bei Gott, werden sie mich zerreißen! — [...] Ich habe als Dichter mein Glück versucht, was ich geleistet, mögen andere beurteilen, aber nicht nur die, die mich zu kennen glauben und von Vorurteilen sich leiten lassen; von meinen Landsleuten, für die ich wirken und meine beste Kraft brauchen wollte, werde ich, das merke ich, schon nur Stank ernten für Dank [...].⁷⁶

Freilich fehlt es vor allem an der Anerkennung seiner schriftstellerischen Leistungen innerhalb der eigenen Reihen, in seinem Heimatdorf, aber auch im Brengenzwald: „*Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande*“⁷⁷. Die Arbeit mit der Feder werde — so Felder — hier als eine Art Resultat des Umgangs „*mit den Musen*“ angesehen, der allerdings „*den Bauern auf Abwege lockt und seine Leidenschaften weckt*“⁷⁸.

Den Beruf als Bauer aufzugeben ist völlig undenkbar: Die Bewirtschaftung des vom verstorbenen Vater ihm übertragenen Hofes ist sein Schicksal und gleichzeitig die Sicherung seiner Existenz, obwohl sie freilich keineswegs ausreichend ist: Felders Anwesen ist zeitlebens verschuldet. Um umgekehrt nur Schriftsteller zu sein, fehlt Felder die Akzeptanz, das passende soziale und ökonomische sowie intellektuelle Umfeld und sein Status als Dichter macht ihn vor allem eines: angreifbar. In den Augen der Dorfbevölkerung bleibt Felder freilich — beruflich gesehen — der Bauer und so „*macht man mich als Dichter lächerlich, weil ich eben keiner sei*“⁷⁹. Als Dichter und als ein in die Welt der Literatur Gehörender kann Felder sich nur fühlen, wenn er Schützenhilfe von seinesgleichen bekommt, vor allem von den prominenten Freunden in Leipzig, aber freilich auch von Kasper Moosbrugger.

⁷⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 24. 4. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 58

⁷⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 17. 11. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 102

⁷⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 17. 11. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 101

⁷⁸ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 16. 4. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 38

⁷⁹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 10. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 85

Um beiden Rollen gerecht werden zu können, schuftet Franz Michael Felder — und die Derbheit des Ausdrucks sei an dieser Stelle entschuldigt — wie das sprichwörtliche Tier. An seinem 24. Geburtstag schreibt Felder an Schwager Moosbrugger:

Sonst bin ich gesund und wohl und die Unsrigen alle. Deine Schwester Mariekathrin ist mit mir aus mehreren Ursachen nicht zufrieden: Erstens sagt sie, ich schaffe mich z'Tod und dann haben die 15 Kinder, die ich bekommen werde, keinen Vater mehr, zweitens hat sie sagen gehört, die Dichter würden doch nicht *reich*, und drittens — nun es ist genug.⁸⁰

Mit einem „*Leb wohl! und erfreue bald mit einer Antwort Deinen mit Schnee umgebenen, von Heukummer geplagten, abgemagerten, nur in der Treue starken Freund Franz M. Felder*“⁸¹ beschließt Felder etwa den Brief vom 29. März 1865. Wie bereits erwähnt, war Felders Lebenssituation gänzlich ungeeignet und alles andere als der passende Hintergrund Schriftsteller und Schöngeist zu sein: Seine Briefe zeichnen ein mitunter überaus bedrückendes Stimmungsbild von Felders Lebensumständen („*Ich bitte, Ton und Schreibart zu entschuldigen, denn ich habe erschreckliches Zahnweh*“⁸²), von seinen Verpflichtungen als Bauer („*Ich bin wie immer, so auch am Schluß dieses Briefes, Dein treuer Freund Franz Michel Felder In den Stallhosen Nr. 6*“⁸³ resp. „*Ich lege jetzt die alten Zwilchenen No 4 an und geh in den Stall*“⁸⁴; „*Aber jetzt muß ich machen, daß ich wieder zum Heuen komme, denn die paar Minuten, die ich für mich hatte, sind nun auch vergangen*“⁸⁵ oder „*da ich aber nun ans Holzsägen muß, so darf ich auch mit Dir nicht mehr länger plaudern*“⁸⁶), seinem Ausgeliefertsein gegenüber den ständigen existentiellen Sorgen und zeigen ihn unter ständigem Zeitdruck („*Nächstens mehr, denn die Zeit drängt*“⁸⁷) und von der vielen Arbeit ermüdet:

Mit ein wenig Katzenjammer behaftet, setze ich mich heute gähnend an den Schreibtisch und rufe alle guten Geister an, daß sie mir zu dem Kraft und Geduld geben, was ich zu berichten habe [...]⁸⁸.

Die Belege, die hier anzuführen wären, sind zahlreich und können in diesem Rahmen gar nicht berücksichtigt werden. Aber es ist wichtig, im Hinterkopf zu behalten, unter welchen Voraussetzungen Felders literarische Arbeiten entstanden sind und wir sollten zumindest versuchen, nachzuvollziehen wie „*einem Schriftsteller zu Mute ist, nachdem er sein letztes Wiesheu abgemäht und eigenhändig*

⁸⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 13. 5. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 74

⁸¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 29. 3. 1865, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 188

⁸² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 6. 1. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 42

⁸³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 5. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 81

⁸⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 11. 1. 1862, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 31

⁸⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 9. 7. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 86

⁸⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 3. 4. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 249

⁸⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 11. 9. 1865, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 215

⁸⁸ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 10. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 160

unter Dach und Fach gebracht hat“⁸⁹, der zudem das ihm zur Verfügung stehende Papier sorgfältigst zu verwalten hat („Auf dem Heimwege von Au kaufte ich mir noch Papier, um wieder schreiben zu können“⁹⁰ oder etwa: „Nun ist der Bogen fertig, und ich werde das Übrige für den nächsten Brief sparen“⁹¹), um seine „kohl- und tintenschwarze[n] Worte“⁹² überhaupt niederschreiben zu können. Kein Wunder also, dass Felder manchmal unter diesem Druck zu zerbrechen droht und ihn die Freude über sein Talent zeitweilig verlässt:

[...] [I]ch gestehe offen, die Lust am Schriftstellern war mir merkwürdig vergangen. Warum, fragte ich mich, willst du etwas schreiben, nachdem schon so viele und Tüchtigere etwas geschrieben haben? Was willst du Neues bringen, was kannst du?⁹³

Als Felder seinem Schwager zur Geburt seines Sohnes⁹⁴ gratuliert, merkt er an, dass er „*eigentlich ein Gratulations-Schreiben in Versen verfassen*“ hätte wollen: „[D]och warum diese mühsame Silbenstecherei?“⁹⁵, fragt er am 4. August 1864. Im gleichen Brief lesen wir, dass Felder „*im letzten Jahr [...] zuweilen nicht ungern all mein Dichten und Trachten, alle meine Ideale um ein Malter Mehl und ein Paar gute Hosen hergegeben*“⁹⁶ hätte. Diese Mutlosigkeit entsteht wohl primär durch die ihn und seine Familie bedrängende, überaus triste ökonomische Situation: Felder hatte ja im täglichen Kampf des Überlebens nicht nur für sich selbst, sondern neben der eigenen Mutter vor allem seine Frau und seine Kinder (letztlich sind es fünf an der Zahl) zu versorgen.

Nächstens werde ich Dir ausführlicher schreiben, heute erlaubt es mir die Zeit nicht mehr, da ich mit der Post zurück möchte. Aus lauter Armut, denn meine Stiefel sind so schlecht, daß sie eine Fußreise nicht mehr aushalten würden [...]“⁹⁷,

schreibt Felder am 7. November 1866 seinem Schwager aus Bregenz. Es ist nur zu gut nachvollziehbar, dass es Zeiten gibt, in denen ob der vielen „*Mehl- und Brotsorgen*“⁹⁸ keine Freude an der Verrichtung der Dichtkunst aufkommen kann: „[W]ie wohl wäre es mir, wenn ich mich, wie die andern, auf Vaters Misthaufen stellte und mich um Gott und die Welt nichts mehr kümmerte.“⁹⁹ Zuweilen

⁸⁹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 26. 6. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 143

⁹⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 10. 3. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 52

⁹¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 24. 10. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 169

⁹² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 16. 5. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 76

⁹³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom April 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 130

⁹⁴ Julius Moosbrugger wird am 18. Juli 1864 geboren.

⁹⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 8. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 148. Der Begriff von der „*Silbenstecherei*“ findet sich auch im Brief an Rudolf Hildebrand vom 19. 8. 1866 (vgl. FMF Werke, Bd. 9, S. 61).

⁹⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 8. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 150

⁹⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 7. 11. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 289

⁹⁸ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom Jänner 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 109

⁹⁹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 11. 3. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 118

wünscht sich Felder *ein Klotz von Bauer* zu sein, der sich widerstandslos einfügen kann in die ihm vorgegebene, hineingeborene Lebenswelt:

Da muß ich leben und so manche Arbeit verrichten, die meinem nicht gerade zum Holzknecht eingerichteten Körper fast zu streng ist und des Geistes Kräfte lähmt; lähmt, aber nicht tötet. O, daß ich sie töten könnte und ein rechter Klotz von Bauer werden könnte!¹⁰⁰

Sein Anderssein wird Felder auch in diesen Situationen mehr als schmerzlich bewusst: Als er beispielsweise einen gewissen „Rüscher“ in Hinterhopfreben kennen lernt, welcher „um sechs Jahre älter, um 50 Pfund schwerer“ ist und arbeiten könne „wie ein Pferd“, gesteht er dem Schwager mutlos: „[...] überall hat man ihn gern, denn er ist stark und dumm [...] Dieser Rüscher, den alles für einen Esel hält, bringt es weiter als ich, den man gescheit nennt.“¹⁰¹ Verzweifelt berichtet er, dass er „keine Lust mehr am Schreiben, keine am Lesen“ habe, ja, er macht sich „Vorwürfe, daß ich mir so viele Bücher angeschafft“¹⁰².

Auch sein Gerechtigkeitssinn, den Felder erfolgreich nur literarisch und im stillen Schreibkammerlein ausleben kann, macht ihm besonders im Alltag immer wieder zu schaffen. Ähnlich wie bei der Rezeption der „Sonderlinge“ wird Felder sein hehres Ansinnen immer wieder falsch ausgelegt. Am 13. März 1864 schreibt er Moosbrugger etwa, er habe zum Erlös aus der Wintermilch

[...] eine Brummelsuppe als Zugabe erhalten, weil ich das Unerhörte wagte, dem Donnerer von Schnepfau die Wahrheit zu sagen. [...] Ich weiß nicht, welcher Widerspruchsteufel mich regiert. [...] Im letzten Herbst dachte ich zuweilen: „Bin ich nicht eine Einfalt, ich will immer zum Wohle anderer reden und niemand will's hören, ich werde bei denen, die ich verteidige, nicht beliebt, bei den anderen verhaßt [...]“¹⁰³.

Auch im Brief vom 28. April 1864 erhalten wir einen Eindruck davon, wie schwierig es mitunter gewesen sein mag, dem Unverständnis der Leute im Dorf standzuhalten:

Kurz, am wohlsten ist einem, wenn man unbeachtet und unbeneidet daheim lebt und für die lieben Seinen Erdäpfel pflanzt und Kälber aufzieht zu Kühen. [...] Das Wirken fürs gemeine Wohl ist nicht jedermanns Ding.¹⁰⁴

Immerhin ist Felders Doppelbelastung aber auch ein Anlass für einige in Wien lebende Vorarlberger und jene, „die den Bauerndichter liebten“, demselben ein Geschenk in Form einer finanzieller Unterstützung anzutragen, „um von der

¹⁰⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 17. 11. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 103

¹⁰¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom Jänner 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 108

¹⁰² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom Jänner 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 109

¹⁰³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 11. 3. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 118

¹⁰⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 28. 4. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 138

Zwangsarbeit frei zu werden und die Augen schonend den Tag zum Lesen und Schreiben benützen zu können“¹⁰⁵.

Diesen Abschnitt abschließend sei noch erwähnt, dass Felder dort, wo er sich als Bürger bzw. Landeszugehöriger positionieren soll, also auf gesellschaftlich-politischer Ebene, keine Berührungsängste zeigt, sich offen einen ‚Bauer‘ zu nennen. Im Brief an Kaspar Moosbrugger vom 5. September 1864 ist etwa zu lesen: *„Ich schäme mich zuweilen fast, ein Vorarlberger zu sein, ein Bauer zu sein, habe ich mich noch nie geschämt!“*¹⁰⁶ Auch in der Opposition zum Juristen Moosbrugger legt er immer wieder Wert darauf, deren beider unterschiedliche Wesensart zu betonen:

Nachdem ich meinen Rechtsbegriff zu *Deinem Ergötzen* seine Sprünge habe machen lassen, frage ich: Was sagst *Du*? Dann fragt der Bauer den Juristen: Was sagen Sie zu der Sache?¹⁰⁷

3.4 Die Briefe an Rudolf Hildebrand vom „Bregenzerwälder-Bäuerlein“

Dieses Schweben im dubiosen Zwischenraum zwischen Bauer und Dichter bedeutet für Franz Michael Felder aber nicht nur Belastung und Unsicherheit: Genau das macht ihn nämlich auch zu etwas Besonderem. Vor allem gegenüber Rudolf Hildebrand streicht Felder, besonders in den ersten Briefen, seinen Status als Bauer heraus und spricht selbst von seiner literarischen Arbeit als der *„Arbeit des Bäuerleins“*¹⁰⁸.

Den in Schoppernau am 3. März 1866 verfassten Brief — es ist der erste Brief an Hildebrand, in dem er ihn bittet, ihn beim Verlegen der „Sonderlinge“ behilflich

¹⁰⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 7. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 61. Diese Wiener Unterstützungsaktion für Felder kommt als solche leider nicht zustande. In seinem Brief vom 13. Juli 1868 berichtet Felder seinem Schwager, dass es *„mit der Vorarlberger Sammlung seit Pfeiffers Tode [...] nichts mehr sein wird“*. Stattdessen beabsichtigt Felder sich mit einem Gesuch an die Deutsche Schillerstiftung zu wenden, was dann auch tatsächlich passiert: Am 19. Dezember 1868 schickt Felder ein Schreiben an den Vorstand der deutschen Schiller-Stiftung. (vgl. dazu auch Abschnitt 1, Fußnote 1.)

¹⁰⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 5. 9. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 158

¹⁰⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 10. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 164

¹⁰⁸ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 11. Die Selbstbezeichnung *„Bäuerlein“* findet sich in den Briefen an Rudolf Hildebrand sehr häufig, vgl. FMF Werke, Bd. 9, die Seiten: 11, 21, 27, 45, 51, 68, 75, 91, 94, 118, 119, 140, 141, 155, 197, 274, 306, sowie in der Variation *„Kleimbäuerlein“* auf S. 50 bzw. *„Wälderbäuerlein“* auf S. 120. Im Vergleich dazu kommt im Briefwechsel mit Moosbrugger eine echte Nennung als *„Bäuerlein“* nur einmal vor, vgl. S. 81. Das *„Wälderbäuerlein“* verwendet Felder auch hier einmal, allerdings steht diese Nennung im Kontext des Briefes, den Felder an Hildebrand schrieb und von dem er Kaspar Moosbrugger an dieser Stelle berichtet (vgl. FMF Werke Bd. 5, S. 247). Moosbrugger nimmt den Begriff vom *„Wälderbäuerlein“* in seinem Antwortschreiben vom 10. April 1866 auf, um seiner Empörung über Felders Vereinnahmung durch Hildebrand Luft zu machen: *„Wie herrlich diese Wiedergeburt eines deutschen Professors durch ein Wälderbäuerlein!“* (FMF Werke, Bd. 5, S. 251)

zu sein — beginnt er:

Verehrtester Herr Hildebrand!

Schon oft gedachte das Bregenzerwälder-Bäuerlein der schönen Stunde, in der es das Glück hatte Sie in Au anzutreffen [...] Ich benützte jeden Augenblick, den mir die Feldarbeit frei ließ, für meine Lieblingsbeschäftigung. Ich wünschte mit meinem Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbild aus neuester Zeit recht bald fertig zu werden [...]. Vielleicht hab ich mich zu sehr angestrengt, habe dem von der Bauernarbeit ermüdeten Körper zu wenig Ruhe gegönnt. — Ich wurde krank und meine Feder blieb länger als ein Vierteljahr unberührt liegen. [...] Jetzt kann ich zuweilen ganze Tage am Schreibtische sitzen, und da erwacht dann wieder der alte Wunsch, der Welt ein Wenig von meiner lieben Heimath zu erzählen.¹⁰⁹

In diesem Brief an Hildebrand schreibt Felder davon, „*recht glücklich als Bauer*“ zu leben, aber es ärgere ihn,

[...] daß wenigstens hier herum der Bauer gar keinen Theil haben soll an den Errungenschaften der Civilisation, daß er überall schon zum Voraus abgewiesen wird. Oft hat mich das so geärgert, daß ich selbst kaum begreife, warum die schrundenvolle arbeitsmüde Hand nicht schon längst Buch und Feder wegwarf.¹¹⁰

Die Briefe an Hildebrand beinhalten reiche Schilderungen des Bauernlebens (beispielsweise „[...] *ich sitze wieder jede Stunde am Schreibtisch in der ich nicht die Rolle des Haus-, Stall- oder Fuhrknechtes oder sonst eine von den Hunderten zu spielen habe*“¹¹¹; oder als weitere Beispiele: „*Jetzt aber lärmen meine 4 Kühe und wollen ihr Abendfutter haben*“¹¹² bzw. „*Freie Zeit hab ich jetzt schon, denn die „Arbeit“ und die Wege sind verschneit (in unserm Dorf hats 4 Fuß Schnee) und den letzten Vorsäßlern donnern auf dem Heimweg toddrohende Lawinen entgegen wie meinem Sepp*“¹¹³) und dies hat durchaus Methode: Felder weiß genau, was er seinen Unterstützern in Leipzig schuldig ist, so schreibt er etwa am 18. Februar 1867 aus Bludenz:

Grüßen Sie mir herzlich die lieben Ihrigen Dr Flügel und alle die sich um das Bäuerlein kümmern. Leben Sie wohl, lieber lieber Freund, an den ich mich mit allem wende.¹¹⁴

Hildebrand zeigt Interesse an Felder und seine Freundschaft zu Felder lässt sich mit Jürgen Thaler wie folgt charakterisieren:

Einerseits erwies sich sein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse als »aufnahmefähig für nationale Bedürfnisbefriedigung«¹¹⁵, zugleich gab die Sentimentalität, die

¹⁰⁹ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 9

¹¹⁰ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 11

¹¹¹ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 6. 2. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 110

¹¹² Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 21. 12. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 95

¹¹³ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 28. 11. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 88

¹¹⁴ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 18. 2. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 119

¹¹⁵ Hier bezieht sich Thaler auf ein Zitat von Weimar, vgl. Thaler, Nachwort (Briefwechsel Moosbrugger – Hildebrand), S. 292, Fußnote 7

Felders Briefe bei ihm hervorriefen,¹¹⁶ dieser Freundschaft ihre Konturen. Begleitet waren seine Bemühungen um Felder von dem Wunsch, daß »der große Riß zwischen Studirt und Unstudirt, zwischen Gebildet und Ungebildet [...] bis auf einen gewissen Grad aufgehoben werden [möge] [...]; wir die Studirten brauchen Sie, die Leute aus dem Volke, zur Ernennung unseres Seelenblutes, und zur nationalen Wiedergeburt, das ist ein Grundgedanke meines ganzen Denkens und Strebens, und mit einem „Bauer“ wie *Sie* sind befreundet zu werden, macht mir die Berührung mit Ihnen dreifach lieb, zumal wo es sich wie hier darum handelt, das lange entfremdete Süddeutschland, das wir alle so lieb haben, für das Deutschland der Zukunft voll und ganz wiederzugewinnen.«

Kaspar Moosbrugger stand der Schwärmerei Felders für seine Leipziger Bekannten immer mit größter Skepsis gegenüber.¹¹⁷ Er sah in der Freundschaft Felders mit Hildebrand seine politischen Pläne, die er mit Felder schmiedete und die sie in heftige Auseinandersetzungen mit der Vorarlberger Politik brachten, gefährdet.¹¹⁸

Auch in den Zeitungen und Zeitschriften erzielt das Betonen dieser Doppelrolle noch zu Felders Lebzeiten eine nachhaltige Wirkung: Der bereits zitierte Artikel von Rudolf Hildebrand in der auflagenstarken „Gartenlaube“ mit dem Titel „Ein Bauer als Dichter“ macht den Dichter mit dem unüblichen Zweitberuf „*schlagartig berühmt*“¹¹⁹. Und es verwundert keinesfalls, dass Felder seinem Schwager Kaspar Moosbrugger in einem Brief vom 12. August 1867 aus Leipzig, aus einem „*Päcklein Urtheile über die Sonderlinge*“ zitierend, schreibt:

Die Sächsische Zeitung hat schon mit gesperrter Schrift die Ankunft des bekannten Bauerndichters Felder gemeldet, und heut ergänzen die Leipziger Nachrichten diesen Bericht durch das Beifügen, daß Felder mehrere Wochen hier verweilen werde.¹²⁰

3.4.1 Episode über einen „auszugsweisen Abdruck der Briefe“

Eine kleine, aber interessante Episode weist der Briefwechsel mit Hildebrand auf. Am 10. Juni 1866 — Hildebrand hat die „Sonderlinge“ bereits fertig gelesen und ist voll des Lobes darüber — berichtet Hildebrand Felder, dass er von einem „Redacteur der Europa“ gefragt worden sei, ob er die Briefe Felders „zu einer Mittheilung in seinem Blatte [...] benutzen“ dürfe und er fragt seinen Bregenzerwälder Freund nach dessen Meinung über einen „auszugsweisen Abdruck der Briefe“¹²¹. Felder, der zu dieser Zeit im „*schönen Vorsäß Hinterhopfreben*“ weilt, wo er „*gute Butter und schlechte Verse mache*“, antwortet schon wenige Tage später (und wohl unverzüglich nach Erhalt des Briefes, nur 8 Tage liegen zwischen

¹¹⁶ An dieser Stelle macht Thaler folgende Anmerkung: „So kam es vor, daß man im Hause Hildebrands über Briefe aus dem Bregenzerwald weinte“, Thaler, Nachwort (Briefwechsel Moosbrugger – Hildebrand), S. 292, Fußnote 8

¹¹⁷ vgl. auch die Anmerkung 108

¹¹⁸ Thaler, Nachwort (Briefwechsel Moosbrugger – Hildebrand), S. 292

¹¹⁹ Lingenhöle u.a., Zeittafel, S. 382

¹²⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 12. 8. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 78

¹²¹ Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 10. 6. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 42

den Datierungen), er wirkt dabei sehr aufgewühlt und reagiert mit großen Vorbehalten auf diese Anfrage: „*Ich schrieb immer offen wie ich fühlte*“, gibt Felder zu bedenken und wenn er schreibe, dann fahre ihm die „*Seele in die Finger*“:

[...] drum sind meine Briefe wohl für Sie und Ihre Freunde, aber für die Öffentlichkeit sind sie wol nicht. Mir würde angst werden, wenn ein Blatt sie aufnähme.¹²²

Nun erlebt Felder also am eigenen Leibe, was es bedeuten könnte, so unmittelbar in einem Text, der für die Öffentlichkeit zugänglich ist, vorzukommen: Er, der Autor, soll also selbst zu einer „Figur“ eines Textes werden. Wie Felder Hildebrand im selben Brief mitteilt, hat er in dieser Hinsicht bereits vor kurzem Erfahrung gesammelt und ist bereits ein sprichwörtlich ‚gebranntes Kind‘:

Ich erhielt 2 Nummern der Norddeutschen Zeitung, in denen ein Artikel „aus Vorarlberg“ auch von mir erzählt. Der Schreiber (Ich bitte Sie, ihn recht freundlich zu grüßen und mir seinen Namen zu nennen) stellt mich besser und größer dar als ich bin. Leider hab ich noch nicht so viel zu Stande gebracht als er meldet. Nebenbei bemerkt ist auch irrtümlich oder wol nur ein Druckfehler, daß ich einmal in der Fremde gewesen sein soll. Mir ist ordentlich Angst worden, als ich den Artikel las und er hat mir ein wenig Kopfweh gemacht.¹²³

Die Vorstellung, dass Hildebrand die intimen Briefe öffentlich abdrucken lassen könnte, lässt Felder keine Ruhe. In einem kaum drei Wochen später verfassten Briefentwurf an Rudolf Hildebrand, der mit „*Schopfernau den 8/7 1866*“ datiert ist, gibt Felder nochmalig seinen Bedenken Ausdruck:

Ich zweifle ob Sie meinen Brief vom 18 v. M. erhielten und will daher vorerst den Inhalt jenes Schreibens kurz wiedergeben. Ich zweifelte, ob meine Briefe sich zum Druck eignen, doch dieselben gehören Ihnen und ich weiß, daß Sie thun werden was gut ist.¹²⁴

In diesem Entwurf berichtet Felder an anderer Stelle — möglicherweise um den Anschein einer Nebenbemerkung zu erwecken — wieder von den „2 Nummern der Norddeutschen Zeitung“: „*Ich bitte den Verfasser jenes Artikels freundlich zu grüßen. Sie können ihm auch mittheilen, daß ich nie in der Fremde gewesen sei.*“ In dem Satz: „*Doch Sie werden wichtigeres zu lesen haben als meine Briefe*“¹²⁵, mit dem Felder den Brief beschließt, wird sowohl Enttäuschung als auch Beunruhigung spürbar, weil Felder bis dato noch kein Antwortschreiben von Hildebrand erhalten hatte. Diesen Brief schickt Felder — wie bereits erwähnt — jedoch nicht ab. Gut zwei Wochen später verfasst Felder einen neuerlichen Brief an Hildebrand — offenbar hatte er noch immer keine Antwort von Hildebrand

¹²² Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 18. 6. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 45

¹²³ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 18. 6. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 45

¹²⁴ Felder an Rudolf Hildebrand, Briefentwurf vom 8. 7. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 48

¹²⁵ Felder an Rudolf Hildebrand, Briefentwurf vom 8. 7. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 51

erhalten, was ihn stark zu beunruhigen scheint. Noch einmal (also zum dritten Mal) erwähnt Felder sein Erlebnis mit den „2 Nummern der Norddeutschen Zeitung“, allerdings wird hier der Ton gegenüber dem ihm unbekannten Verfasser des Artikels über ihn schon milder: *„Ich bitte, mir den Verfasser jenes Artikels freundlich zu grüßen auch können Sie ihm mittheilen daß ich nie in der Fremde war.“*¹²⁶ Bezüglich der Veröffentlichung der Briefe schreibt Felder — auch hier hören wir die Aufregung verklungen, die Bedenken erscheinen abgeschwächt —:

Mit meinen Briefen machen Sie wie es Ihnen gut dünkt, doch glaube ich daß *jetzt* ein Aufsatz in der Europa ziemlich unbeachtet bliebe. Wenigstens hier hört man nur noch vom Krieg. An Sonntagen ist mein Arbeitszimmer voll Bauern die die Zeitungen lesen u die Landkarte studiren.¹²⁷

Mit *„es würde mich ungemein freuen, bald wider etwas von Ihnen zu hören“* und einem Gruß an *„Sie und all die deutschen Brüder im Norden“*¹²⁸ beschließt Felder diesen Brief, dem er auch eine „Photografie“ von sich beilegt, um die Hildebrand schon vor längerem gebeten hatte.

Endlich meldet sich Hildebrand mit seinem Brief vom 13. August 1866 zurück, sein Schreiben steht ganz im Eindruck der Kriegswirren und er entschuldigt das Ausbleiben einer Antwort mit der mit dem Krieg einhergehenden Stimmung, *„in der ja alles zu brechen und zu reißen schien“*¹²⁹. Er geht aber mit keinem Wort weder auf die Sache mit der Veröffentlichung von Felders Briefe ein noch gibt er Felder den Namen des Verfassers des Artikels über Felder in der Norddeutschen Zeitung an. Erst im nächsten Brief, in dem er Felder erstmals mit *„Lieber Freund“* anspricht, bringt er das Thema der Briefe aufs Tapet: Er sei von *„Prof. Gosche aus Halle“* gebeten worden, ihm das *„Schwarzokaspale zum Behuf einer Besprechung in dem Jahrbuch für Literaturgeschichte, das er seit vorigem Jahre herausgibt“* zu schicken. Der Erzählung (*„Ich schickte ihm sofort mein Exemplar“*) legt er *„einige Ihrer Briefe bei, die ersten, mit denen ich für Sie Propaganda gemacht habe; er wünschte nämlich Personalien von Ihnen und wußte schon von den Briefen.“*¹³⁰ Felder geht in seinem ausführlichen Antwortbrief nur kurz auf dieses Thema ein und schreibt:

Meine Briefe gehören wie gesagt Ihnen, nur wünschte ich nicht, daß in einem Auszug die Farben *noch dicker* aufgetragen würden. Das Werk von Gosche möchte ich lesen, wenn es einmal irgendwo zu bekommen ist, ich bitte daher, mir auch den Verlag anzugeben.¹³¹

Es scheint also, als sei das Thema der Veröffentlichung der Briefe weitgehend

¹²⁶ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 24. 7. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 52 f.

¹²⁷ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 24. 7. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 53

¹²⁸ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 24. 7. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 54

¹²⁹ Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 13. 8. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 55

¹³⁰ Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 2. 9. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 65

¹³¹ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 8. 9. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 71

abgearbeitet, Felder überlässt seinem Leipziger Freund die Entscheidung über das weitere Vorgehen. Offenbar aber beschäftigt sich Felder immer noch mit dieser Sache, denn im Brief vom 28. November 1866 fühlt er sich bemüßigt, Hildebrand darauf hinzuweisen:

Doch genug hievon und schon zu viel, so daß ich Sie bitte diesen Brief nie in fremde Hände zu geben nie zu veröffentlichen.¹³²

3.5 Zusammenfassung

Werfen wir an dieser Stelle noch einmal zusammenfassend einen Blick auf das in diesem Unterkapitel über Felders Selbstbezeichnungen Dargelegte, auch um zu sehen wie diese mit dem Benennen der literarischen Tätigkeit korrelieren:

Die Drucklegung und das Erscheinen von „Nümmamüllers“ im Jahre 1862 bestärkt Felder mehr und mehr in seinem Selbstverständnis als Dichter: Von der ersten Nennung beruflicher Qualität, dem „prä-nümmamüllerischen“ „*Litterätle*“, entwickelt Felder sich über den „*Büchermacher*“ und den „*Romanschreiber*“ hin zum „*Dichter*“ mit einem „*wenn auch unbedeutende[n], Ruf als Dichter*“ bzw. „*Dichter-Ruf oder eigentlich Lärm*“.

Gleichnishaft gibt er beispielsweise „*das Poetlein*“, „*mit einer Stimme, die man einem solchen Männlein nicht zugemutet hätte*“¹³³, schließlich nennt er sich im Zusammenhang mit den „*Sonderlinge[n]*“ den „*Verfasser einer „nützlichen Novelle*““ – und endlich sogar „*nicht [...] Sonderling, sondern nur als einen echten Literaten*“.

In manchen Selbstbezeichnungen schwingt der Bezug zur momentanen psychischen Verfasstheit Felders oder zu seiner Beschäftigung in Hof und Stall mit. Dann ist er entweder der „*fast mutlose Dichter oder Schwärmer*“, das „*arme Poetlein*“ oder aber der „*Schriftsteller*“, der „*sein letztes Wiesheu abgemäht und eigenhändig unter Dach und Fach gebracht hat*“. Dem Aspekt des Bekleidens beider Rollen — der des Dichters und der des Bauers — wurde gesondert nachgegangen werden (vgl. 3.3).

Nicht nur die substantivischen Benennungen, sondern auch die Beschreibung der schriftstellerischen Tätigkeit vermittelt einen Eindruck von Felders momentaner Selbsteinschätzung: Nannte Felder zur Zeit von „Nümmamüllers“ sein Schreiben noch als „*federfuchsende[s] Tagwerk*“ „*[z]wischen mächtiger Berge Verschan-*

¹³² Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 28. 11. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 88

¹³³ Diese sich im Brief an Kaspar Moosbrugger vom April 1864 (in: FMF Werke, Bd. 5, S. 133) befindliche Formulierung findet sich übrigens auch in „Sonderlinge“ als Teil der Charakterisierung der Figur des Weberles: Im zweiten Kapitel des ersten Teils ist zu lesen: „*„Ich wisse das nicht — he was?“ rief das beleidigte Weberle mit einer Stimme, die man bei einem so kleinen Männlein gar nicht vermutet hätte.*“ [39]

zung, wo Schellengeläute Weidender Kühe mich weckt“¹³⁴, so deklariert er die Arbeit an den „Sonderlinge[n]“ bereits als „*Mein Schriftstellertum*“. Das Sammeln und Niederschreiben der „Idiotica“, die er alphabetisch ordnet und denen er „*eigentümliche Reden und Sitten*“ hinzufügt, nennt er — der Bauer! — „*Arbeit*“, und als er das „*Kathrinenlied umzuschreiben und zu verbessern*“ sucht, ist dies sein „*Handwerk*“; an anderer Stelle spricht er von „*meiner Dichtkunst*“.

Abschließend sei hier noch Walter Methlagls Einschätzung angeführt, welche er im achten Band der Werkausgabe in der Einleitung zu „Vermischte Schriften“ formuliert:

Mindestens gleichwertig stehen diese Schriften für die vielschichtige Persönlichkeit des Autors, des einzigen Autors, der im deutschen Sprachraum vor 1870 ausschließlich von der Landwirtschaft lebte und — im Grunde um zu überleben — gleichzeitig Bauernromane schrieb. Da er als engagierter Tagesschriftsteller gleichfalls zur Existenzfristung immer mehr dem Mechanismus des Tauscherts auf dem publizistischen Markt ausgeliefert war, führte er eine bis dorthin nicht gekannte Doppelexistenz. [...] Er legte Wert darauf, als „Dichter“ im repräsentativsten Sinn des Wortes angesehen zu werden, im Totenbuch der Gemeinde Au ist sein Beruf vom Pfarrer als „poeta“ angegeben. Gleichzeitig betrieb er eine Art von Schriftstellerei, die zu seiner Zeit viele seiner Berufsgenossen in geistige und finanzielle Abhängigkeit von den Brotgebern innerhalb der Zeitungsbranche führte. Einmal — und zwar ziemlich bald — hätte er sich auf eine eindeutige Existenzform festlegen müssen. Die Entscheidung darüber hat ihm der Tod abgenommen.¹³⁵

¹³⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 7. 1. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 44. Diese Formulierung findet sich auch in einem späteren Brief an Kaspar Moosbrugger, dem Brief vom 20. Juni 1867, wieder, wo es heißt: „*Hier beim gelblichen Gsig und dem Kegel kühlenden Ziegers / Zwischen mächtiger Berge Verschanzung, wo Schellengeläute / Weidender Kühe mich weckt zu federfuchsendem Tagwerk*“, Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 20. 6. 1867, in: FMF Werke, Bd. 6, S. 44

¹³⁵ Methlagl, Vorwort, Werke Bd. 8, S. 24

4 Zur Sprache Franz Michael Felders

4.1 Felders eigene sprachliche Entwicklung

Alles, was er zu sagen hat, hat er wahrscheinlich im Dialecte gedacht, was seine Personen sagen, ganz gewiß im Dialecte gehört. Seine Aufgabe ist nun, den Dialect in der Schriftsprache aufzuheben, aber die letztere so zu halten, daß sie die innere, geistige Volkstümlichkeit des Dialects durchscheinen läßt. Mit anderen Worten, der ländliche Schriftsteller hat gar keine Sprache, sondern er muß sich eine solche erst machen.¹

In einer Zeit, in der es „[...] genügend Leute [gab], die kaum ihren Namen schreiben konnten“², entwickelt Franz Michael Felder als Autodidakt kontinuierlich seine eigene spezifische und unverwechselbare, vom Dialekt inspirierte hochdeutsche Erzählsprache.

Walter Methlagl nennt drei ‚Arten‘ von Sprache, die für die damalige Zeit auszumachen waren: Dies ist vor allem und hauptsächlich die überwiegend gebrauchte Dialektsprache, weiters eine „Sonntag für Sonntag vermittelte Kirchensprache“ und schließlich auch eine Amtssprache, die den Bauern „durch Erlässe der Behörden und durch offizielle Artikel in den Zeitungen bekannt wurde“³, wobei letztere nur selten wirklich gelesen wurden.

Felders dörfliche Zeitgenossen verständigten sich mittels des damals gängigen Dialektes des hinteren Bregenzerwaldes, der eine hohe Wertschätzung genoss. Die Verwendung der hochdeutschen Sprache galt als eine Art Statussymbol der Elite: Es ist die Sprache der Gebildeten, der Studierenden, der „*halblateinischen Menschen mit langen Titeln*“, der ‚besseren‘ Leute eben, für die „*wohl alle echten Bregenzerwälder, im Grunde des Herzens kein besonders günstiges Vorurteil*“ [AML 278] haben. Dem autobiographischen Erzähler von „Aus meinem Leben“ aber erscheint die hochdeutsche Sprache wie ein „*Festkleid*“ [AML 195].

¹ Ferdinand Kürenberger nach: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 312. Felder hatte am 19. Dezember 1868 ein Schreiben an den Vorstand der deutschen Schiller-Stiftung geschickt. Kürenberger, „der Secretär der Schiller-Stiftung, dessen Amt es ist, die literarische Würdigkeit der Petenten zu begutachten und auf Grund des Gutachtens einen Antrag zu stellen“, würdigt in einem Gutachten für den „*Verwaltungsrath[e]*“ Felders dichterische Leistung.

² Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 450 f.

³ Walter Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation Franz Michael Felders, in: das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift, Heft 15, Winter 1974/75, hier: Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1503, mittlere Spalte f.

Die bäuerliche Bevölkerung zieht denen, die des Hochdeutschen geschliffen mächtig sind, aber keineswegs bewundernde Anerkennung, vielmehr wird dessen Gebrauch tendenziell als unnütz empfunden und als ein bewusstes Sich-Abgrenzen von der eigenen Herkunft interpretiert:

Einmal ist einer heimgekommen, der war beim Mauern im Elsaß so fürnehm geworden, daß er sogar die Wäldersprache verlernt und vergessen hatte [...] ⁴,

lesen wir in „Nümmamüllers“, der tadelnde Unterton des Erzählers ist unschwer zu überhören. Die aus der Fremde Heimgekehrten („Fremdler“) finden nur dann soziale Aufnahme im Dorf, wenn sie noch imstande sind, sich im Dialekt zu verständigen und sie dadurch zeigen, dass sie sich immer noch den ‚Eigenen‘ zugehörig fühlen. Das Bäbele, es ist die Jüngste aus der Familie der „Nümmamüllers“, wandert aus beruflichen Gründen nach Konstanz aus. Und obgleich es sich aus der Sicht der Daheimgebliebenen zwar *„sehr verändert [hatte]“*, lesen wir in der Erzählung:

Es tat jedoch gleich wieder wie die andern im Dorf, und obschon es in Konstanz auch so schön reden gelernt hatte wie die Konstanzerin, so war es doch nicht stolz darauf und redete mit jedem in der Wäldersprache, als ob es nie fortgewesen sei. ⁵

In seinem Brief an Rudolf Hildebrand vom 9. Jänner 1867 gibt Felder eine kurze Charakterisierung seines Cousins Johann Josef Felder, genannt Seppel, der längere Zeit als „Fremdler“ im Ausland tätig war:

Auf meine Landsleute macht der ziemlich belesene etwas Leichtfertige Mann einen schwer zu beschreibenden Eindruck der nur für den Kundigen des Landes und Volkes in den 3 Worten: Er fränzöset überlaut (daß es jeder hören muß) zu finden ist. ⁶

Auch in der ersten Begegnung mit Kaspar Moosbrugger misst Felder seinen zukünftigen Schwager, den es beruflich nach Ungarn verschlagen hat, nicht nur daran, ob er noch das Tanzen *„mit meiner Nanni“* *„wie ein echter Wälder“* beherrsche, sondern auch, ob er noch *„unsere Mundart“* zu sprechen imstande sei: *„Mancher verlernt diese unglaublich schnell, wenn er über die Berge kommt, und läßt sich dann in einem steifen Hochdeutsch hören“* [AML 280].

Nicht einmal hundert Kilometer von Felders Heimatdorf entfernt liegt — und lag damals — die Grenze zu Deutschland: Hier reden *„sogar die kleinen Kinder [...] ein Deutsch [...], wie ich’s nur einem Gelehrten zugetraut hätte“* [AML 195], lesen wir im 17. Kapitel von Felders Autobiographie, in dem der Ausflug — es ist vielmehr eine Flucht aus dem zu engen Achtale ⁷ — nach *„Alberschwende und*

⁴ Felder, Nümmamüllers, S. 166

⁵ Felder, Nümmamüllers, S. 199

⁶ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 9. 1. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 105

⁷ *„Ich mußte weg von hier und unter Menschen, die mich nicht kannten und nicht immer als Sonderling behandelten. [...] Wie ein Flüchtling wanderte ich eines Morgens in aller Frühe durchs Achtal hinaus.“* [AML 190]

Lindau“ [AML 184] beschrieben ist. Je weiter sich der Wandernde von den Bergen seiner Heimat entfernt, desto wohler ist ihm zumute: „*Mich drängte es fort aus diesem Tale, und es war mir, ob der Boden unter meinen Füßen brenne*“ [AML 190].

Im Gasthof Taube in Alberschwende erfreut er sich des „*mit Zeitungen belegten Tisches*“: „*Mir kam es da schon ganz großstädtisch vor, denn Zeitungen fand ich in unseren Wirtshäusern damals nie*“ [AML 191]. Seine Reise führt den autobiographischen Erzähler und seinen Begleiter⁸ weiter über Bregenz nach Lindau, wo er nicht nur zum ersten Mal in seinem Leben die Schienen der Eisenbahn erblickt, sondern hier wird er sich der sprachlichen Barrieren zwischen Dorf und Stadt einerseits, seiner eigenen Schwierigkeit sich in hochdeutscher Sprache verständlich auszudrücken andererseits, erst so richtig bewusst: Als er in Lindau in der „*Riegersche[n] Buchhandlung*“ deren Inhaber Thomas Stettner einen Besuch abstattet, vermeidet er voller Selbstzweifel „*[d]ie Mundart meiner Heimat [...], so gut als es einer kann, der nur im Dialekt zu denken und zu reden gewohnt ist*“ [AML 195]. Unfähig sich in hochdeutscher Sprache auszudrücken, bricht der Beschämte, obwohl er aufgefordert worden war „*von meiner Heimat, ihren Schönheiten und den Sitten ihrer Bewohner*“ [AML 195] zu erzählen, die Unterhaltung ab und verlässt rasch das Geschäft.

Auch im Gasthofe, wo ich übernachtete, erschrak ich, sooft jemand ein Wort an mich richtete. [...] Jetzt sah ich, daß wir Bregenzerwälder nicht nur durch unsere Berge, sondern vielmehr noch durch Erziehung und Gewohnheit von der Welt abgeschlossen waren. Nicht einmal so viel hatten wir in der Schule gelernt, daß wir zwölf Stunden von der Heimat noch ordentlich mit den Leuten reden konnten [...] [AML 195],

lautet das Urteil über die eigene schulische Ausbildung. Felder war im November 1846 als Siebenjähriger in die Volksschule eingetreten. Das Schuljahr dauerte jeweils „von Martini (11. Nov.) bis Georgi (23. April)“⁹, am 24. April 1853 schließt der Vierzehnjährige die Schule mit dem Besuch der siebten Klasse ab. Das Schulzeugnis von 1853 bestätigt Felder eine vorzügliche Leistung in der „Kais: Königl: Trivial=Schule“¹⁰, doch war von der Dorfschule — was die Ausbildung der Fähigkeit sich in hochdeutscher Sprache eloquent auszudrücken betrifft — wohl nicht wirklich etwas zu erwarten:

⁸ Um seiner Mutter, welche ihn „*durchaus nicht gehen lassen [wollte]*“, einen Grund für seine Flucht angeben zu können, bietet er „*trotz der drängenden Frühlingsarbeit einer armen Nachbarin*“ an, „*ihrem Söhnchen im Allgäu einen Hirtendienst für den Sommer zu suchen*“ [AML 190].

⁹ Stolz, Umwelt und Persönlichkeit, S. 367

¹⁰ Stolz druckt Felders Schulzeugnis ab, es ist mit „Schoppernau, den 19. April 1853“ datiert und wurde von Lehrer Anselm Albrecht und Pfarrer Stockmayr ausgestellt, vgl. Stolz, Umwelt und Persönlichkeit, S. 154, (Dokument Nr. 44)

Jeder Bregenzerwälder lernt zwar als Schüler jedes Wort ins Hochdeutsche übersetzen, so gut es die vielbedeutenden Bezeichnungen erlauben, da er aber später entweder die gewohnte Wortfolge beibehält oder ein etwas unnatürliches Bücherdeutsch mit endlosen Sätzen redet, so nimmt sich's etwas wunderlich aus, wenn er einem Fremden zu Ehre seinen Gedanken ein Festkleid anziehen will. [AML 195]

Der Lehrstoff in der damaligen Schule war viel zu sehr auf die „Nützlichkeit im täglichen Leben als Bauer und Handwerker“ abgestimmt, ohne „das Gemüt und die geistige Entwicklung“¹¹ des Kindes zu berücksichtigen, so beurteilt Maria Katharina Strolz die damalige Bildungssituation.¹² Im ersten literarischen Textzeugnis Felders von 1853 lesen wir die vom damals Vierzehnjährigen verfassten Verse „*Aus der Schule*“ und wir kommen nicht umhin, Strolz' Einschätzung recht zu geben:

Die Schule hat begonnen
Doch damit ist nichts gewonnen
Man kann zwar zuweilen schwazen
Dafür aber kriegt man Tazen
Felder Muxel merket auf
Ihr elende Teufels Frazen
Sonst kriegt ihr die Hand voll Tazen
Und an Hosaspanner drauf¹³

In seinem Aufsatz „Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation Franz Michael Felders“ zitiert Walter Methlagl aus Josef Natters — er ist ein Freund Felders — Selbstbiographie über die Schule in Schopponau zur damaligen Zeit:

Der Unterrichtsstoff war auch hier recht bescheiden zugemessen. Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus und mündliche Unterweisung in der Religion erschöpften denselben ganz beziehungsweise kamen noch schriftliche Aufsätze, die sich auf Briefschreiben, Quittungen und Schuldscheine beschränkten.¹⁴

Wie aber gelingt es Franz Michael Felder in diesem Umfeld regionaler Abgeschiedenheit und trotz seiner geringen Schulbildung sich eine derart komplexe und niveauvolle, grammatikalisch völlig richtige hochdeutsche Schriftsprache anzueignen? Warum ist Felder „*doch ein wenig anders [...] als sonst die meisten Wälder sind*“¹⁵?

4.1.1 „anders [...] als sonst die meisten Wälder sind“

In ihrer umfangreichen Darstellung von Felders „Bildungsweg und Persönlichkeit“ geht Ruthilde Frischenschlager dieser Frage detailliert nach: „Schritt für

¹¹ Strolz, Umwelt und Persönlichkeit, S. 363

¹² Auf den Seiten 356 bis 383 zeigt Strolz eine umfangreiche Darstellung der damaligen Schule.

¹³ Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 19

¹⁴ Josef Natter, Selbstbiographie, zitiert nach: Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1503, mittlere Spalte f.

¹⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 16. 5. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 76

Schritt“ habe Felder, der zwar von hoher Begabung war, wohl aber nicht „»als Genie vom Himmel gefallen«“ sei, „ausgestattet mit Intelligenz, Fleiß und Konsequenz, in autodidaktischer Weise eine literarische Bildung im damals sehr entlegenen Talschluß des Bregenzerwaldes“ sich angeeignet, die „dem städtischen, an den Bildungsquellen sitzenden Bürgertum der Zeit entsprach“¹⁶. Frischenschlager wertet weiters Felders Ehe „mit der gebildeten Anna Katharina Moosbrugger“ sowie die Begegnung mit Rudolf Hildebrand und Franz Kapff als „Glücksfälle“, was Felders Leistung als Schriftsteller betrifft. Zweifellos ist — abgesehen von der liebevollen Erziehung durch Vater, Mutter und das Gottle sowie der einflussreichen Beziehung zu Pfarrer Stockmayr — auch die innige Freundschaft mit Kaspar Moosbrugger zu erwähnen. Auch muss der umfangreichen Korrespondenz gedacht werden — wohl auch in der schriftlichen Auseinandersetzung mit seinen Briefpartnern¹⁷ hat Felder seine schriftstellerischen Fähigkeiten verbessert und jene wichtigen Anregungen erhalten, die ihm schrittweise zu einem Bildungsgrad verhelfen, der ihn befähigt seine Werke zu verfassen.

Das wichtigste Motiv, das Felder zum Schreiben veranlasste, war sein „unstillbarer Lesehunger“: „Schon als Kind entwickelte er sich zur Leseratte“, bringt es Elmar Haller auf den Punkt. Schon der kleine und später jugendliche Felder las alles, was es in dem Bergdorf zu lesen gab: alte Zeitungen, Kalender, die Bibel, Heiligenlegenden sowie Bücher, die ihm Pfarrer Stockmayr und der Lehrer liehen.¹⁸ Doch war Felders Lesewut zur damaligen Zeit nicht wirklich gern gesehen, Methlagl spricht gar von einer damals vorherrschenden „Lesefeindlichkeit“: Noch Felders Mutter habe davon gesprochen, dass man „den Jungen die Bücher auf den Händen verbrennen“ müsse, „damit sie ein für allemal ihrer verführerischen Wirkung entzogen und der Gnade teilhaftig würden“¹⁹. Dieser Ausspruch findet übrigens in den „Sonderlinge[n]“ seinen wörtlichen Niederschlag, so hören wir den Barthle im vierten Kapitel des ersten Teils jammern:

„Das erste Buch, das ihr mir ins Haus brachtet, hätt’ ich euch auf den bloßen Händen verbrennen sollen zu Staub und Asche, das hätt’ ich, dann säh’ es jetzt bei uns ganz anders aus, dann stünd’ es besser, das weiß ich.“ [71]

Die Lektüre der glücklicherweise unverbrannt gebliebenen klassischen²⁰ und ro-

¹⁶ Frischenschlager, Bildungsweg und Persönlichkeit, S. 5 f.

¹⁷ „Von den insgesamt 94 Briefpartnern waren fast ein Drittel, nämlich 30, literarisch tätig — als Autoren (23), als Herausgeber und Redakteure periodischer Schriften (11), als Verleger (4) und Buchhändler (5), als Kolporteure in Verlagsbuchhandlungen und Leihbibliotheken.“, in: Methlagl, Vorwort, Werke Bd. 10, S. 13

¹⁸ vgl. Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 8 f.

¹⁹ Methlagl, Der „Kryptoprotestant“, S. 22

²⁰ Als Felder 16 Jahre alt war, führte seine Bekanntschaft mit Dr. Beck, dem Gemeindearzt in Au, zu seiner ersten Begegnung mit den Klassikern, „die damals bei Cotta außerordentlich preiswert herauskamen und in regelmäßigen Lieferungen, wie eine Zeitschrift, bezogen werden konnten. Es dauerte nicht lange, da war auch Felder Abonnent dieser Reihe, welche Opfer er auch dafür bringen mußte.“, in: Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 9

mantischen Werke prägten Felder, allerdings strebte dieser mehr und mehr die „wirklichkeitsnähere[n] Darstellung“ an, „die in der damaligen Zeit noch spärlich auf dem Büchermarkt zu finden war“, so gibt Schwarz Walter Methlagl wieder:

Als Abonnent des „Illustrierten Dorfbarbiers“ und der „Gartenlaube“ wird er schrittweise seine Stiltechnik erweitert haben, auch die Sozialwerke, die er im Austausch erhielt, trugen dazu bei. „Die Käserei in der Vehfreude“ von Jeremias Gotthelf und dessen andere Geschichten gaben ihm die Erkenntnis, daß er sich um einen adäquaten Ausdruck bemühen müsse, wenn er in die Lage kommen wollte, seine Anliegen in Erzählungen vorzubringen. Er tat sich nicht leicht, da die schöngeistigen Formulierungen, an denen er sich schulen mußte, nicht immer den Gedanken entsprechend wiedergeben konnten. Deshalb flüchtete er, wenn es galt, sich wahr und genau auszudrücken, auch noch im Werk in den mundartlichen Wortschatz.²¹

An dieser Stelle kommen wir nicht umhin, die obige von Schwarz zitierte Aussage Methlagls, dass die wirklichkeitsnähere Darstellung zur damaligen Zeit nur spärlich auf dem Büchermarkt zu finden gewesen sei, zu präzisieren: Insbesondere die bäuerliche Epik tendiert schon im 18. Jahrhundert zur realitätsnahen Darstellung, besonders seit dem Einfluss der Physiokraten und der Tendenz, literarische mit sozialpädagogischen Anliegen (für das Volk) zu verknüpfen.²² Seit den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts beginnt die bäuerliche Epik sich zu entfalten²³, sie beinhaltet bereits die Darstellung der ländlich-bäuerlichen Verhältnisse und verfolgt den Anspruch einer realistischen Schilderung der Lebensverhältnisse. Auf dem Büchermarkt waren Schriften von wirklichkeitsnaher Darstellung durchaus zu finden — dass sie im Bregenzerwald eine breite Aufnahme fanden, darf freilich bezweifelt werden, vielleicht auch deshalb, weil die distributorischen Voraussetzungen (Buchhandlungen in unmittelbarer Nähe) fehlten.

Kehren wir zur Szene in der Lindauer Buchhandlung zurück: Der sprachlos Gewordene nimmt, außerhalb der eigenen Sprachgemeinschaft, seinen eigenen Dialekt als unzulänglich wahr. Hier reduziert sich die Bedeutung von Sprache und Sprechen auf das Formale, Gesprächsinhalte oder das kommunikative Element treten dahinter zurück: „[...] *ich brach die Unterhaltung schnell ab und ging*“ [AML 195]. Das Erlebnis aber setzt — nachdem Schrecken und Schmerz über die eigene Unfähigkeit überwunden sind — eine neue Entwicklung in Gang: Es wird zur Triebfeder des Transzendierens der eigenen Schwäche.

Auch die Episode, in der die beiden Bregenzerwälder Wanderer in Bregenz wegen ihrer Anzüge, „*die uns freilich nicht besonders empfohlen*“ [AML 192] naserümpfend gemustert werden, gereicht nur anfänglich zur Beschämung. Gleich

²¹ Walter Methlagl, Rede gehalten bei der Dialektologentagung in Bezaun am 2. Mai 1975 nach: Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 472

²² vgl. Zimmermann, Der Bauernroman, S. 13–14

²³ vgl. Zimmermann, Der Bauernroman, S. 16

am nächsten Morgen lässt sich der Bergbauernsohn in Bregenz um „den größten Teil meiner Barschaft“ [AML 193] neu einkleiden. Als er, nach Rückkehr von der Wanderung, in seinem Dorf mit dem neuen langen „Städterröcklein“ am folgenden Sonntag in der Kirche auftritt, provoziert er damit „ein Reden und Lachen“ [AML 196]. Er macht dabei aber auch eine andere Erfahrung: Das Sich-Abgrenzen von den anderen im Dorf, das bewusste Sich-Positionieren, ein anderer als die Übrigen zu sein, bietet eine „Sicherheit, die nicht frei von Selbstüberhebung war“ [AML 197]. Schließlich wird ihm die „fremde Kleidung“ gleichsam zu einer „Mauer“, „die mich gänzlich von den Leuten abschloß“ [AML 198].

Um seine These von Franz Michael Felders sprachlicher und sozialer Emanzipation zu illustrieren, zitiert Walter Methlagl eine Passage aus jenem Brief, den der Dichter am 16. Mai 1863 an seinen Schwager Moosbrugger schrieb:

Ich glaube aber doch, behaupten zu dürfen, daß beim Menschen nicht alles von Geburt, Erziehung und Umgebung abhängt. Ich habe alles das gehabt wie andere Wälder, und bin, das darf ich sagen, doch ein wenig anders geworden, als sonst die meisten Wälder sind.²⁴

4.1.2 Felders sprachliche Emanzipation

Die für den vorigen Abschnitt als Überschrift gewählte Aussage „*doch ein wenig anders [...] als sonst die meisten Wälder sind*“²⁵ habe, so Methlagl, „repräsentative Bedeutung“, da sie besage, dass sich jeder — auch ein Bregenzerwälder — über das, was konventionell vorgegeben ist, hinwegsetzen, ja sich davon freimachen könne:

Jeder hat grundsätzlich die Anlage und das Vermögen in sich „anders zu werden“, die Grenzen des Bestehenden zu durchbrechen, zu erweitern. Er kann sich emanzipieren.²⁶

Walter Methlagl²⁷ zeigt eindrücklich, dass Felders Emanzipation im sozialen Sinne vor allem durch seine Sprache gelingen konnte, seine Emanzipation war auch

²⁴ Felder nach: Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1503, linke Spalte

²⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 16. 5. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 76

²⁶ Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1503, linke Spalte

²⁷ Das einem Brief Felders entnommene Zitat („Du wirst selbst gesehen haben [...]“) (Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1506, rechte Spalte) bezieht sich nicht — wie dies in der Schilderung Methlags den Anschein erweckt — auf „Nümmamüllers“, sondern es handelt sich dabei um eine Briefpassage, in der Felder bereits auf seine im Entstehen begriffenen „Sonderlinge“ anspielt. Im selben Brief nämlich, es ist der Brief von Felder an Moosbrugger, datiert auf „Schopperrau, den 10. März 1863“, heißt es an vorderer Stelle: „[...] ich bin immer noch mit meiner Dorfgeschichte beschäftigt und erlaube mir [...] mit Dir über meine gegenwärtige Arbeit, mit der ich jetzt bis zum 7. Kapitel gekommen bin, mich zu unterhalten“ (S. 52). Des Weiteren spricht er auch von „meine[r] jetzige[n] Dorfgeschichte [...] die mit der frühern wenig oder gar keine Ähnlichkeit hat“, und es ist klar, dass Felder sich mit der „frühern“ auf „Nümmamüllers“ bezieht. Dass hier die beiden Werke auseinander gehalten werden, ist deshalb wichtig, weil sie sich hinsichtlich ihrer Erzählsprache sehr voneinander unterscheiden: Der Dialektanteil, um dem es Methlagl in seiner Darstellung ja geht, ist bei „Nümmamüllers“ sehr hoch, bei den „Sonderlinge[n]“ um ein Deutliches

und vor allem eine sprachliche. So war Felders Verhältnis „zur Sprache der Väter, zum Dialekt des inneren Bregenzerwaldes [...] nicht mehr unmittelbar, nicht mehr unreflektiert“, vielmehr habe er ein „exzentrisches Verhältnis“²⁸ zur Sprache gehabt, so Methlagl. In vielen Situationen ist er „nachweislich vom konventionellen Sprachgebrauch seines Dorfes abgewichen“:

Die Emanzipation liegt also in der Beherrschung einer ganzen Klaviatur sprachlicher Möglichkeiten, die über den in der Dorfgemeinschaft üblichen Sprachgebrauch weit hinausgehen. Diese Tendenz war bei Felder allseitig. Immer fielen ihm zu einer vorhandenen sprachlichen Möglichkeit noch eine oder mehrere Alternativen ein.²⁹

Diese Fähigkeit des sprachlichen Formulierens wird in Felders Schriften, vor allem — und hier besonders unmittelbar — in seinen Briefen spür- und erlebbar. Doch auch in seinen Romanen und Erzählungen hat Felder von dieser Fähigkeit „intensiv und ganz bewußt Gebrauch gemacht“³⁰.

4.2 Entwicklung der Sprache: Von „Nümmamüllers“ zu „Sonderlinge“

Den „Sonderlinge[n]“ geht neben den Tagebucheinträgen, Notizen, unzähligen Briefen und lyrischen Arbeiten vor allem „Nümmamüllers“ voraus. Im Vergleich zwischen „Sonderlinge“ und „Nümmamüllers“ fällt gleich auf den ersten Blick auf, dass die Erzählsprache des Erstlingswerks (noch) viel stärker dialektal gefärbt ist, als dies bei „Sonderlinge“ der Fall ist. Die Lektüre der von Felder verfassten privaten Schriften vor und um die Entstehungszeit von „Nümmamüllers“ bewahrt uns vor dem Fehlschluss, Felder hätte beim Abfassen des Erstlingswerkes das Hochdeutsche nicht besser beherrscht: Die frühen Tagebucheinträge des Achtzehnjährigen, wie sie in „Nachträge“, dem zwölften Band der Werkausgabe, veröffentlicht sind (etwa „*Nach der Arbeit*“ oder „*Aus der Welt des Herzens*“), belegen Felders gestalterisches Sprachvermögen und seine ‚hochdeutschen‘ Fähigkeiten. Auch Elmar Haller weist darauf hin, dass es sich bei der Erzählsprache von „Nümmamüllers“ nicht „um das Spiegelbild von Felders Sprachkompetenz“, sondern vielmehr „um eine ausgeprägte Kunstform handelt“³¹, die Felders Anliegen, nämlich die Schilderung der „hiesigen Verhältnisse“, unterstreichen und

abgeschwächt, was ein Kritikpunkt Rudolf Hildebrands ist. Das Zitat aus dem Brief von Moosbrugger an Felder, das Methlagl ebenfalls zitiert (Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1506, linke Spalte) ist die Passage über die „Mischungssprache“ und die zwischen gebildeter und ungebildeter Schicht vermittelnde Rolle der Dorfgeschichte — dieser Text ist auch in vorliegender Arbeit besprochen — bezieht sich — da zeitlich deutlich vor dem Erscheinen der „Sonderlinge“ geschrieben — ganz konkret auf „Nümmamüllers“.

²⁸ Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1504, linke Spalte

²⁹ Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1505, mittlere Spalte

³⁰ Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1505, rechte Spalte

³¹ Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 18

illustrieren sollte.

Während Felder „Sonderlinge“ in hochdeutscher Sprache verfassen wird, spricht (und singt) in „Nümmamüllers“ ein Großteil der Figuren in Dialektausdrücken. Wie wir zahlreichen Stellungnahmen in den Briefen an Moosbrugger entnehmen können (vgl. 3.2.1), geht es Felder darum, in seiner Dorfgeschichte die „*hiesigen Verhältnisse*“ möglichst real abzubilden, was natürlich die Suche nach der richtigen Sprache seiner Erzählung beinhaltet:

Diese Sprache sollte von allen verstanden werden, vor allem auch von denen, die „gemeint“ waren, den Bregenzerwälder Bauern. [...] Die Art, wie diese Menschen denken, und die Sprachform, in der diese Gedanken Gestalt annehmen, sieht Felder als notwendigen Teil seines Realismus an, denn seine Leser sollten sich auch in der Sprache und im Argumentieren wiedererkennen [...] ³²,

lesen wir in Hallers Einleitungstext zum ersten Band der Werkausgabe. Felder liegt mit diesem Anliegen ganz auf der Linie der bäuerlichen Epik und Dorfgeschichtenliteratur seiner Zeit:

Pestalozzi ging es in seinem Roman *Lienhard und Gertrud* [...] vor allem darum, „dem Volk einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in Kopf und ans Herz gehen sollte“. Ähnlich stellte Gotthelf sein gesamtes schriftstellerisches Werk in den Dienst volkspädagogischer Bemühungen. Und auch Auerbach sah es als seine Pflicht an, „dem Volke durch die Schrift, durch Poesie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu lassen“. ³³

Felder macht seine Sache jedenfalls gut — und er meint es auch gut: Er sei „bei der Suche nach der richtigen Form der Dorfgeschichte gut beraten“ gewesen, das habe auch das „für ihn überraschende Echo, das sie auslöste“, gezeigt: „Die Gebildeten jedenfalls verstanden ihn, die Kritiken [...] waren zumeist freundlich und ermutigend. Felder war mit einem Schlage ein berühmter Mann“ ³⁴.

Ganz anders als in der gebildeten Oberschicht war hingegen die Aufnahme des Erstlingswerks in den eigenen Reihen:

Felder spürte bald am eigenen Leibe, welchen Preis jemand für diese Art von Emanzipation bezahlen muß, daß jemand, der sich, wenn auch nur als Dichter, von seiner Gruppe distanziert, im besten Falle als Außenseiter mißtrauisch beobachtet, im schlimmsten Falle als Nestbeschmutzer beschimpft und verfolgt wird. So ging es auch Auerbach und Gotthelf, die es ebenfalls nur „gut gemeint“ hatten. Je unbestimmter und allgemeiner die Gefahr ist, der man sich ausgesetzt fühlt, umso universaler wird auch die Verurteilung ihres Trägers. ³⁵

³² Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 17

³³ Zimmermann, Der Bauernroman, S. 23

³⁴ Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 20

³⁵ Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 21

4.2.1 „Mischungssprache“

In seinem Brief vom 8. November 1862 geht Kaspar Moosbrugger auf die Erzählsprache von „Nümmamüllers“ ein — Felder hatte den Schwager zuvor um eine Stellungnahme gebeten.

Die *Form*, die Felder für „Nümmamüllers“ gewählt habe, sei dem Inhalt angemessen, so Moosbrugger, schildere doch die Dorfgeschichte, „wie schon der Name sagt, das Volk auf dem Lande“, dessen „Wesen und Eigenart der s. g. gebildeten Welt“ vorgeführt werden solle. Da es nach Ansicht Moosbruggers der Zweck der Dorfgeschichte sei, zwischen den „zwei Hauptfaktoren unserer Gesellschaft: Stadt und Land zu vermitteln“, solle die sprachliche Form der Dorfgeschichte, um nicht „partiisch“ zu wirken, „weder die reine Dorfsprache [...], noch die der Gebildeten, d. h. die hochdeutsche“ sein, sie müsse aber „den Gebildeten, den Hochdeutschsprechenden, leicht verständlich sein und das Wesen des Landvolks widerspiegeln“. Moosbrugger spricht in diesem Zusammenhang von der „Mischungssprache“, derer sich auch die „Kernigsten der Dorfgeschichtschreiber“, nämlich Gotthelf und Auerbach bedient hätten.³⁶

Josef A. Ilias beschreibt Felders „Mischsprache“ als eine Sprache, „die dem Gebildeten wohl verständlich ist, ohne des Aromas der bregenzerwälder Volkssprache zu entbehren.“³⁷

Dieser Aspekt von der Vermittlung zwischen dem Stand der Gebildeten und dem der Ungebildeten spielt eine wichtige Rolle in der Bekanntschaft Felders mit dem Leipziger Germanisten Rudolf Hildebrand: Felder sei auch aus diesem Grunde für Hildebrand „von enormer Wichtigkeit“ gewesen, da „[d]ie Schreibtischgelehrten [...] immer auf der Suche nach Erzählern und Sammlern von Sagen und Mythen aus dem Bauernstand“ waren, da sie hier „jenes Germanische zu finden [glaubten], das über Generationen von Mund zu Mund überliefert worden ist“³⁸, so lesen wir im Einleitungstext des von Walter Lingenhöle und Jürgen Thaler herausgegebenen zwölften Bandes der Werkausgabe. Besonders im Briefwechsel mit Hildebrand, dem Felder „in den letzten Julitagen 1863 im Gasthaus Rößle in Au“ zufällig begegnet war, „erreichte die Vermittlungsfunktion [...] zwischen Stadt und Land ihr höchstes Ausmaß und zugleich ihre größte Genauigkeit“³⁹, so Walter Methlagl: Felder habe sich hier ganz bewusst als Vermittlungsfigur

³⁶ vgl. Kaspar Moosbrugger an Felder, Brief vom 8. 11. 1862, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 37 f.

³⁷ Josef A. Ilias, Franz Michael Felder: Seine sozialen und ethischen Werte in seinem Leben und in seinen Werken. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde, eingereicht an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. Vorgelegt an der Universität Wien, Sommersemester 1934, hier: Ilias, Franz Michael Felder: Seine sozialen und ethischen Werte, S. 33

³⁸ Lingenhöle u.a., Vorwort Bd. 12, S. 9

³⁹ Methlagl, Vorwort, Werke Bd. 10, S. 12 f.

stilisiert

[...] im Vorausvollzug des mit aufklärerischem Optimismus unbeirrt angestrebten Ideals einer künftigen, ja einer zum Greifen nahegrückten [sic!] Aussöhnung unter den Klassen. Darin entsprach er sensationell dem binnenexotischen Interesse des national-bewußten Intellektuellen in Norddeutschland.⁴⁰

Das Abdrucken der vielen mundartlichen Ausdrücke sorgt übrigens auch für einige Verwirrung beim Verleger von „Nümmamüllers“, Johann Thomas Stettner. In einem in Lindau verfassten und mit 29. Oktober 1862 datierten Brief an Felder weist er ihn darauf hin, dass „[d]ie Erzählung [...] nothwendig in hochdeutscher Sprache durchgeführt werden [müßte], die Gespräche und Stellen, wo Sie andere reden lassen, wären dagegen in Wälderdialect consequent auszuarbeiten“:

Bringen Sie in der fortlaufenden Erzählung Redensarten und Worte vor, welche den Bregenzerwald charakterisieren und zu seinen Eigenthümlichkeiten zählen, so müssen dieselben natürlich im Wälderdialect angeführt, wohl aber apostrophirt werden. [...] Ferner wäre noch zu wünschen, daß die Orthographie des Wälderdialects präziser angegeben würde. Am besten wäre es freilich, wenn die Worte ebenso geschrieben würden, als man sie spricht. [...] Haben Sie die Güte und gehen Sie Ihr Werk nochmals recht genau durch und berücksichtigen Sie dabei die wenigen Bemerkungen, welche ich Ihnen machte.⁴¹

Stettner erklärt sich in diesem Brief bereit, „Ihr Werk zu verlegen“ mit der „Versicherung [...], daß das Buch elegant gedruckt und ausgestattet wird“. Er vergisst allerdings auch nicht darauf hinzuweisen, dass der Druck „bei Ihrem Werke viel höher, als bei andern“ zu verrechnen sei, „weil das Setzen eines Sprachdialects vielmehr Zeit in Anspruch nimmt als bei einer reinen Sprache.“⁴²

Felders Interesse für die Sprache seiner Umgebung ist übrigens nicht nur im Zusammenhang mit seiner Arbeit als Schriftsteller zu sehen, sondern es ist auch „mit seiner Tätigkeit als Reformator verbunden“⁴³, so lautet der Hinweis im 2005 erschienenen, von Jürgen Thaler besorgten Ausstellungskatalog des Felder-Museums in Schopponau:

1863 erscheint in der Vorarlberger Presse ein Aufruf von Josef Ritter von Bergmann aus Hittisau, an einem Wörterbuch der Vorarlberger Sprache mitzuwirken. Felder folgt diesem Aufruf, am 22. August 1863 schreibt er an Kaspar Moosbrugger, dass er eifrig „*an dem Werkchen Bergmanns*“ arbeite:

[...] zu seinem Vorarlberger Lexikon [habe ich] bereits mehr als 500 Nummern geschrieben. Ich finde an dieser Arbeit [mehr], als ich anfangs glaubte. Das Studium

⁴⁰ Methlagl, Vorwort, Werke Bd. 10, S. 13

⁴¹ Johann Thomas Stettner an Felder, Brief vom 29. 10. 1862, in: Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 103 f.

⁴² Johann Thomas Stettner an Felder, Brief vom 29. 10. 1862, in: Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 104 f.

⁴³ Franz Michael Felder (1839–1869). Katalog zur Ausstellung im Felder-Museum Schopponau. Bearbeitet von Jürgen Thaler. Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins 2004. Lengwil: Libelle, 2005, hier: Thaler, Katalog Felder-Museum, S. 53

der Sprache eines Volkes ist das Studium des Volkes selbst. Ich gewinne durch diese Arbeit jedenfalls sehr viel.⁴⁴

Für Methlagl gehört diese Sammlertätigkeit ebenfalls in den oben erwähnten Bereich der Emanzipation: Es sei keine nur „museale Beschäftigung“ Felders gewesen, die umgangssprachlichen und die Dialektausdrücke des Bregenzerwaldes zu sammeln, vielmehr galt Felder und auch Moosbrugger das Alte als eine Art Basis und Erklärungsgrund für neue Perspektiven, in denen „z.B. vergangene Fehler ausgeschaltet werden sollten“:

Der Dialekt wurde auch auf diese Weise in Gänsefüßchen gesetzt, um ihn zwar besser zu besitzen, nicht zu verlieren, um sich aber gleichzeitig auch von ihm zu lösen.⁴⁵

4.2.2 „Sonderlinge“

Zeigt sich also, wie im vorigen Abschnitt angedeutet, bei „Nümmamüllers“ die von Kaspar Moosbrugger mit dem Begriff „Mischungssprache“ genannte sprachliche Form als Grundsatz des Sprachrealismus „am auffallendsten“⁴⁶, zählen wir mit Walter Methlagl die „Sonderlinge“ zweifellos zu den „hochsprachlichen Erzählungen“, in denen die Mundart „als Stilelement [...] integriert“⁴⁷ erscheint.

Die Sprache des Erzählers ist spürbar beeinflusst durch den Bregenzerwälder Dialekt, allerdings in adäquater Entsprechung: Felder bemühte sich ganz bewusst um eine sensible Übertragung der syntaktischen und semantischen dialektalen Eigenschaften ins Hochdeutsche auf eine Weise, die den genuinen Zauber der *Wäldersprache* bewahrt. Am „28 May 1866“ schreibt Felder in einem Brief an Rudolf Hildebrand:

Sind die Redenden Bregenzerwälder? Ja, durch und durch, voll und ganz so weit sie es sein sollen. Würde ich das Werk dem Nächstbesten geben der es nur zu lesen im Stande wäre, so könnte es der nicht nur Satz für Satz, sondern Wort für Wort ins Wälderische übersetzen, mit Ausnahme der uns fremden mittelartigen Zeitwörter werdend, gebend. Sie glauben gar nicht, wie reich unsere Sprache ist.⁴⁸

Dass der Dialekt als solcher beim Sprechen der Figuren kaum mehr zum Einsatz kommt, kritisiert Rudolf Hildebrand vorsichtig in dem am 22. Mai 1866 in Leipzig verfassten Brief an Felder, „Sie wunderbares „Bäuerlein““⁴⁹: „[D]ie Sprache Ihrer Bauern entfernt sich doch wol zu oft von der Wirklichkeit und tritt zu weit in die

⁴⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 8. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 95

⁴⁵ Methlagl, Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation, S. 1507, rechte Spalte

⁴⁶ Haller, Vorwort, Werke Bd. 1, S. 18

⁴⁷ Methlagl, Vorwort, Werke Bd. 8, S. 13

⁴⁸ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 28. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 36 f.

⁴⁹ Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 22. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 30

abstracte Büchersprache hinüber“. Hildebrand möchte auch Felders „Sonderlinge“ als einen Beitrag „zur Ausfüllung der unseligen Kluft zwischen Studiert und Unstudiert“ verstanden wissen:

Es ist ein alter Lieblingssatz von mir, daß sich auch das Abstracteste in der Volkssprache sagen läßt und daß wir unsre gebildete Sprache, ohne ihren eignen Werth irgend aufzugeben, aus der Volkssprache neu anfrischen und ihr nähern sollten, zur Ausfüllung der unseligen Kluft zwischen Studiert und Unstudiert. Ich habe seit Jahren gesucht nach Mitteln und Männern, die dazu hülfe; *Sie* könntens vortrefflich, und nun fallen Sie mir doch zu oft wieder in die abstracte Redeweise, oder lassen vielmehr Ihre Bauern drein fallen.⁵⁰

In Felders Brief vom „14 May 1866“ an Rudolf Hildebrand ist die Abschrift eines kurzen Auszuges aus einem Soldatenbrief enthalten: Felder, dem „*als der Vertraute Vieler*“, mehrere solcher Briefe bekannt sind, übermittelt damit „*Ihnen und allen Freunden des „Wälderthums“ eine Stelle aus dem Brief eines ehemaligen Älplers*“⁵¹, um Hildebrand ein authentisches Textzeugnis vorführen zu können. In seinem Antwortbrief teilt Hildebrand Felder mit, dass „mir und Anderen die Stelle aus dem Soldatenbriefe“ „[h]öchst interessant“⁵² war. Im neuerlichen Antwortbrief vom 28. Mai 1866 an Hildebrand bestätigt Felder nochmals:

Der Auszug aus dem Soldatenbrief beweist auch daß meine Sprache in den Sonderlingen im Ganzen der Ausdrucksweise des Volkes ähnlich.⁵³

Diesen Abschnitt abschließend sei noch mit Walter Methlagl darauf hingewiesen, dass das Bemühen Felders, „der nur im Dialekt zu sprechen gewohnt war“ und der „erst im Umgang mit [Rudolf Hildebrand] hochdeutsch [...] s p r e c h e n“⁵⁴ gelernt hatte, ein „Übereinkommen einer geschriebenen Hochsprache“ mit der Mundart zu finden, „das »Problem« seines literarischen Stils war, das er „sicher vor »Aus meinem Leben« nicht endgültig gelöst hat.“⁵⁵

⁵⁰ Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 32 f.

⁵¹ „» — Wenn man den Tod seine Sense aufrichten sieht, dann schaut man noch einmal zurück auf das ganze Leben. Viel schöne Tag' sieht man dann und denkt, das Leben ist doch eine Wohlthat gewesen. Jetzt werd ich wol sterben müssen ohne Schuld aber ich hab nie verdient, daß mir Gott Leben gab und Gesundheit. Liebs gutes Mütterlein, beth für mich und dich und wenn du nichts mehr siehst und hörst von mir so denk: Ich hätt meine Pflicht gehörig erfüllt und sei gut gestorben, ich sei werth gewesen zu heißen dein Sohn Josef.“, Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 14. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 28

⁵² Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 22. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 33 f.

⁵³ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 28. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 40. Soldatenbriefe finden auch in „Sonderlinge“ Erwähnung: „*Erst nachdem der italienische Krieg zu Ende war, fanden die Bregenzerwälder, welche als Kaiserjäger dienend denselben mitgemacht hatten, Zeit und Gelegenheit, den Angehörigen in der Heimat zu berichten, was sie in den letzten Monaten sahen, hörten und erlebten. So ein Soldatenbrief ist immer ein Ereignis für die ganze Gemeinde. Die, welche ihn erhielten, geben ihn ihren Verwandten, die Verwandten ihren Freunden, diese ihren Nachbarn und so kommt er im ganzen Dorfe herum von einem zum andern.*“ [205]

⁵⁴ Hildebrand nach: Methlagl, Anhang Bd. 9, S. 378

⁵⁵ Methlagl, „Mein Leben ist ein Spiegel unserer Zustände“, S. 306

Freilich war Felders Potential zur Zeit der „Sonderlinge“ noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Nicht nur Rudolf Hildebrand und Kaspar Moosbrugger, sondern auch die zeitgenössischen KennerInnen von Felders Werk (wie Walter Methlagl, Ulrike Längle, Jürgen Thaler) sind sich darin einig, dass Felders Autobiographie sprachlich wie literarisch den Höhepunkt darstellt. Es ist wahrhaft traurig, dass „Aus meinem Leben“ auch den Endpunkt seines Schaffens markiert.

5 Der Text als Sprechakt des Autors — „Sonderlinge“ als Sprechakt(e) Franz Michael Felders

[...] meine Werke sollen erzählen,
wer und was ich bin und nicht bin [...] ¹

Die Aufgabenstellung dieses Kapitels verdankt sich der Betrachtungsweise von Joseph H. Miller², der — wie auch Gérard Genette — vorschlägt, den *gesamten* Text als *einen Sprechakt seines Autors* zu betrachten. Auch Jonathan Culler möchte Literatur als einen Sprechakt verstehen „oder [als] ein Textereignis, das spezifische Formen von Aufmerksamkeit provoziert“ im Gegensatz zu anderen Sprechakten wie dem Mitteilen, Fragen oder Versprechen.³ Betrachtet man nun einen Text als Sprechakt, evoziert dies konsequenter Weise die Frage nach der *illokutionären Rolle* (vgl. Abschnitt 5.1) sowie der *perlokutionären Wirkung* (vgl. Abschnitt 5.2) dieses spezifischen, vom Autor getätigten Sprechaktes: Dieser Frage wollen wir im folgenden Kapitel nachgehen.

5.1 Illokutionäre Rolle(n)?

[...] [E]rnsthafte (das heißt nicht-fiktionale) Sprechakte [können] durch fiktionale Texte zum Ausdruck gebracht werden [...], selbst wenn der zum Ausdruck gebrachte Sprechakt im Text nicht selbst wiedergegeben ist.

Fast jedes fiktionale Werk übermittelt eine »Botschaft« (bzw. mehrere »Botschaften«), die *durch* den Text, aber nicht *in* ihm übermittelt wird (bzw. werden). Nur in den Geschichten für Kinder, die mit »Und die Moral von der Geschicht': ...« schließen, oder bei ermüdend lehrhaften Autoren wie Tolstoi finden sich explizite Formulierungen derjenigen ernsthaften Sprechakte, die zu übermitteln der Witz (oder der Hauptwitz) des fiktionalen Textes ist.⁴

Diese Aussage John R. Searles ist nicht deshalb hier angeführt, um neuerlich den Status der Ernsthaftigkeit literarischer Aussagen zu diskutieren⁵, sondern

¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 16. 4. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 35

² vgl. Miller, *Speech Acts in Literature*, S. 1

³ Culler, *Literaturtheorie*, S. 42 f.

⁴ Searle, *Der logische Status fiktionalen Diskurses*, S. 97

⁵ Dieser Frage wurde bereits in Abschnitt 2.2.2 der vorliegenden Arbeit nachgegangen.

sie möchte vielmehr aus dem Blickwinkel der Suche nach den möglichen illokutionären Rollen eines literarischen Textes gelesen und verstanden werden: Wie lassen sich diese *Botschaften* eines literarischen Werks finden, wie gelingt es, jenen von Searle angesprochenen *Witz* oder *Hauptwitz* des Textes zu erfassen?

Searle bringt es auf den Punkt, wenn er sagt, dass „Literaturwissenschaftler und Literaturkritiker“ auf einer „stückwerkhaften Ad-hoc-Basis“ erklärt hätten, wie der Autor durch den Vollzug vorgegeblicher Sprechakte, die das fiktionale Werk ausmachen, einen ernsthaften Sprechakt zum Ausdruck bringt,

[...] aber es gibt bislang keine allgemeine Theorie der Mechanismen, durch die solche ernsthaften illokutionären Absichten durch vorgebliche Illokutionen übermittelt werden.⁶

Es ist freilich unbestritten, dass wir es bei der Beschäftigung mit einem fiktionalen, literarischen Werk mit veränderten Konventionen zu tun haben, die das normale Wirken jener Regeln, die illokutionäre Akte und die Welt zueinander in Beziehung setzen, aufheben: Und nur mittels dieses Wissens ist es uns möglich, die illokutionären Rollen eines solchen fiktionalen Werkes auszumachen. Ferner ist das Verstehen eines fiktionalen Textes überhaupt nur möglich aufgrund der Kenntnis dieser ‚anderen‘ Konventionen (die festlegen, dass die Verbindung zwischen Wörtern und Welt eine andere ist, deshalb ändert sich aber nichts Grundlegendes am semantischen Inhalt der Wörter⁷, von den Verschiebungen oder Umdeutungen der Wörter abgesehen, zu denen es durch die individuelle Sprachverwendung jedes Sprechers automatisch kommen muss) und der Fähigkeit, diese Regeln anzuwenden: Autor und Leser setzen diese Kenntnis bzw. Fähigkeit gegenseitig voraus — ähnlich wie die gegenseitig unterstellten Erwartungen zwischen Gesprächspartnern. Umgekehrt lässt sich folgern, dass eben dort, wo diese Kenntnis nicht vorhanden ist, der Sprechakt als solcher zu misslingen Gefahr läuft.

⁶ Searle, Der logische Status fiktionalen Diskurses, S. 97

⁷ Im dritten Kapitel von „Ausdruck und Bedeutung“ beschäftigt sich Searle eingehend mit dem Phänomen der beiden Ebenen — dem „Unterschied zwischen fiktionalen und ernsthaften Äußerungen“, deren wesentliche Differenz er an ihrer jeweiligen Beziehung zur Wirklichkeit festmacht. Im Gegensatz zur ernsthaften Äußerung ist der Autor bei einer fiktionalen Äußerung nicht auf den Wahrheitsgehalt festgelegt, die Feststellung eines fiktionalen Sachverhaltes muss nicht der Wirklichkeit entsprechen (vgl. S. 84). Zunächst formuliert Searle „vertikale Regeln“, „durch deren Befolgung ihre Äußerung zu einer (aufrichtigen und einwandfreien Feststellung) wird“, Regeln also, die die Wörter und Sätze zur Welt — vertikal — in Beziehung setzen und nicht-fiktionalen Äußerungen umfassen. Diese vertikalen Regeln werden in fiktionalen Werken allerdings durch „horizontale“ außer Kraft gesetzt, indem die Verbindung zwischen Wörtern und Welt unterbrochen werde: „Sie heben die normalen Bedingungen auf, die durch diese Regeln geschaffen sind“ — was aber nicht bedeute, dass sich dadurch „die Bedeutung irgendeines Wortes oder anderer Elemente der Sprache“ ändern. Vielmehr versetzen sie den Sprecher in die Lage, „Wörter in ihren wörtlichen Beziehungen zu verwenden, ohne sich darauf festzulegen, worauf man normalerweise durch jene Bedeutungen festgelegt wird“, vgl. Searle, Der logische Status fiktionalen Diskurses, S. 88

Das „Kriterium zur Identifikation eines Textes als fiktionales Werk“ müsse, so Searle, notwendigerweise in den illokutionären Absichten des Autors liegen — es gebe ansonsten keine Eigenschaften, weder syntaktischer noch semantischer Natur, die einen Text als fiktionales Werk ausweise:

Was ihn [den Text] zu einem fiktionalen Werk macht, ist sozusagen die illokutionäre Haltung, die der Autor dem Text gegenüber einnimmt, und diese Haltung hängt von den komplexen illokutionären Absichten ab, die der Autor hat, wenn er den Text schreibt oder auf andere Weise verfaßt.⁸

Wie aber — wir wiederholen Searles Frage in anderen Worten — lassen sich die illokutionären Rollen bzw. illokutionären Absichten des Autors herausfinden, woran können wir sie festmachen? In den folgenden Kapitelabschnitten wollen wir versuchen, möglichen illokutionären Rollen der „Sonderlinge“, die, wie wir konstatieren, sowohl außerhalb des Textes als auch im Text selbst auffindbar sind, nachzuspüren.

5.1.1 Den illokutionären Rollen *außerhalb des Textes* auf der Spur

Da von Felder eine Fülle von Briefen vorliegt, in denen er über sein literarisches Schaffen reflektiert und die Aufschluss darüber geben, wie er sich mit seinen „Gesprächspartnern“ sowohl über die Form der literarischen Texte als auch über deren Sinn und Intention austauscht, ist es nahe liegend, einmal mehr auf diese Briefe zurück zu greifen: Hier erfahren wir nämlich etwas über die (illokutionäre) Haltung(en), die der Autor seinem Text gegenüber einnimmt, die sein Text, an dem er schreibt, auch als solche reflektiert.

Wir sind bereits in Kapitel 3 der Frage nachgegangen, wie Felder selbst seine Tätigkeit als Schriftsteller an sich bewertet haben mag, nun geht es uns ganz konkret um die Arbeit an den „Sonderlinge[n]“: Wie reflektiert der Autor über sein Werk, während er daran schreibt, was möchte er (intentional) damit erreichen, was erhofft er sich davon?

Im Brief an Kaspar Moosbrugger vom 7. Jänner 1863 findet sich die erste Erwähnung des neuen literarischen Projekts: *„Von meiner zweiten literarischen Arbeit weiß ich Dir jetzt noch nichts mitzuteilen, als daß ich damit sehr langsam vorwärts komme“*⁹. Noch im gleichen Brief nennt Felder bereits deren vorläufigen Titel:

Soeben kommt das Wible wieder von Mellau. Es hat dort mit noch vierzehn Personen die Nacht gewacht, wie das bei den Toten der Brauch ist. Es erzählte, was es da hörte, und das war ein Unsinn, wie ich ihn wahrhaft noch nie hörte. Für

⁸ Searle, Der logische Status fiktionalen Diskurses, S. 87

⁹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 7. 1. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 45

jetzt will ich Dich damit verschonen, doch wirst Du etwas davon in meinem ‚Dorf-Freimaurer‘ zu lesen bekommen.¹⁰

Zwei Monate später berichtet Felder, dass er *„immer noch mit meiner Dorfgeschichte beschäftigt“* sei, *„mit der ich jetzt bis zum 7. Kapitel gekommen bin“*¹¹. In diesem Brief erwähnt Felder übrigens — wir handelten bereits in 3.2.1 davon —, dass er schreibe als *ein Dichter, der nützen und nicht bloß schmeicheln will und wie der Romanschreiber, der Menschen malt, wie sie sind*. Die *„jetzige Dorfgeschichte“* habe mit der *„frühern wenig oder gar keine Ähnlichkeit“*, so Felder im selben Schreiben. Hier versuche er nämlich auch *„die Schattenseiten des Bauernlebens darzustellen“*, weiters skizziert er in groben Zügen das Grundgerüst des Romanaufbaus:

Du wirst selbst gesehen haben, daß es im „Wald“ Bauern gibt, die hübsch beim Alten bleiben wollen, ich möchte das die Schoppernauterhaftigkeit nennen, es gibt aber auch Fortschrittler, die alles Alte über den Haufen werfen wollen, man könnte das den Auerismus nennen. [...] Nun, diese beiden Richtungen [...] habe ich zu schildern versucht und habe im Sinn, eine dritte als die versöhnende dazu zu tun. Wie ich das in der Geschichte, die ich schreibe, machen werde, weiß ich noch nicht, aber ich schreibe keinen Roman, bei dem der Schluß, sondern ein Werk, das an sich selbst die Hauptsache ist — wenn ich es kann, wie ich möchte.¹²

Wieder nehmen wir also ein dem Realismus in der Erzählung sich verpflichtend fühlendes Ansinnen des Dichters wahr, die Begriffe vom *„Auerismus“* und *„Schoppernauterhaftigkeit“* sind eindeutige Indizien darauf, dass er sich in seiner Darstellung wiederum an den *hiesigen Umständen* orientiert. Felder spricht bereits hier von einer dritten, *versöhnenden Kraft* — wir dürfen hier an die Figur des Senn, eventuell an die Frauenfiguren denken — und da das Werk selbst, nicht bloß der *Schluß* die Hauptsache sei, nehmen wir auch hier so etwas wie ein lehrstückhaftes Element wahr.

Während Felder in seinem Schreiben vom 25. April 1863 noch immer vom *„Dorf-Freimaurer“*¹³ spricht, deutet er am 13. Mai bereits eine Veränderung des Titels an: *„Die letzte Zeit her habe ich Arbeit im Felde gehabt, und daher ist mein Dorf-Freimaurer, oder wie er heißen wird, nicht mehr vorwärts gekommen.“*¹⁴ Gut einen Monat später berichtet Felder, dass er *„heut vormittag“ „lange, vor der Kapelle sitzend, an meinem Dorf-Freimaurer [schrieb]“*: Der Stoff häufe sich *„mehr und mehr, aber den Geistlichen wird der Roman schwerlich gefallen, doch für die ist er auch nicht geschrieben“*, fügt Felder hinzu, auch wenn *„gerade die am meisten daraus lernen [könnten], wenn sie — zum Lernen nicht zu alt wären.“*¹⁵

¹⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 7. 1. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 46

¹¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 10. 3. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 47

¹² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 7. 1. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 53 f.

¹³ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 25. 4. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 59

¹⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 13. 5. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 71

¹⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 5. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 81

Dass der „Freimaurer“ nicht für die „Geistlichen“ geschrieben sein will, ist auch kein unwichtiger Hinweis auf die Rolle, die das Gesamtwerk einmal spielen soll.

Darüber hinaus macht das Schreiben Felder schlicht und ergreifend Freude: In seinem zweiten Brief an Rudolf Hildebrand ist zu lesen: „Mit den „Sonderlingen“ hoffe ich bis in 6–8 Wochen fertig zu werden. Das Ganze ist jetzt ausgearbeitet und hat mir schon manche frohe Stunde gemacht.“¹⁶ Am „9. Juli [1863] morgen“ erklärt Felder seinem Schwager Moosbrugger: „Alles vergeht, nur meine Freude am Dorf-Freimaurer und meine Liebe zu Dir nicht“¹⁷ und auch am 5. August 1863 notiert er:

[...] ich habe mich mit neuer Freude wieder an den Freimaurer gemacht, der nun bereits 29 Bogen füllt, er dürfte also beinahe halb fertig sein und das beste ist, ich fühle es, daß ich ihn vollenden kann, woran ich sonst oft fast zweifelte, mit meinen Aufgaben wachsen auch meine Kräfte.¹⁸

Im Brief vom 22. August schreibt Felder noch immer vom „Freimaurer“, der „ganz gemächlich nebenher[geht]“¹⁹, im Brief vom Jänner 1864 werden wir erstmals des neuen und schließlich auch endgültigen Roman-Titels ansichtig:

[...] im Jahre 64 werde ich die Sonderlinge (Freimaurer) fortsetzen und, so Gott will, vollenden, oder das — Schindelnmachen wieder anfangen, denn ich muß verdienen, vom Lernen kann ich nicht leben.²⁰

In diesem Schreiben ist sehr deutlich der bittere Ton der existentiellen Sorge zu vernehmen, Felder bittet seinen Schwager — „Es ist wirklich recht peinlich, eine solche Lage schildern zu müssen“²¹ — um ein Darlehen. Dass die Arbeit am Roman als Alternative zum Schindelnmachen aufscheint, lässt vermuten, dass Felder sich durch die Fertigstellung der „Sonderlinge“ einen ökonomischen Ertrag zu erhoffen scheint. Seine künstlerische Arbeit bezeichnet Felder jedenfalls erst seit der Beschäftigung mit den „Sonderlinge[n]“ als *Schriftstellern*²² — vielleicht eben auch aufgrund dieses ökonomischen Aspekts. Die hier geäußerte Annahme kann verifiziert werden durch die Notiz im Brief an Rudolf Hildebrand vom 19. August

¹⁶ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 22. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 20

¹⁷ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 9. 7. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 86

¹⁸ Felder an Moosbrugger, Brief vom 5. 8. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 88

¹⁹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 8. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 96

²⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 8. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 109

²¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 8. 1863, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 109

²² Eine Ausnahme zu den weitgehend klar positiv besetzten Begriffen, die das Tun seines literarischen Schaffens zu fassen versuchen, bildet hier der Brief vom 28. April 1864, in dem Felder „von meinen Schreibereien“ sowie von der Umarbeitung des „am Freimaurer Zusammengesudelte[n]“ berichtet: „Das Ganze war wirklich zu formlos“ (vgl. Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 28. 4. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 137). Auch im Brief vom 22. Dezember 1865 nehmen wir wahr, dass die schriftstellerische Arbeit mitunter mühsam ist: „[...] ich werde noch lange zu kratzen haben, bis genug schönes blaues Postpapier verdeckt ist.“ (Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 22. 12. 1865, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 225)

1866: „Es [wäre mir] sogar aus finanziellen Gründen lieb, wenn die *Sonderlinge* bald veröffentlicht würden“, schreibt Felder hier an seinen Leipziger Freund.²³

Im Brief vom 19. März 1864 positioniert Felder sich als „Verfasser einer „nützlichen Novelle“, von dem man sich erwarten dürfe, dass er, „seine eigenen Erfahrungen zu benützen und ihnen, wenigstens wo möglich, gute Lehren für die Zukunft abzugewinnen“ wisse. Auch schreibt er seinem Schwager in diesem Kontext von seinem Vorsatz „Nie mehr etwas zu tadeln, ohne zu sagen, warum“²⁴. Vielleicht ist die penible Genauigkeit des Erzählers der „Sonderlinge“, der oft kommentiert, was in seinen Figuren vorgeht und aus welchen Erfahrungen oder Überlegungen heraus sie ihre Handlungen setzen, eine literarische Umsetzung dieses Anspruchs.

Besonders die ab dem Frühling 1864 an Kaspar Moosbrugger adressierten Briefe geben zunehmend inhaltlichen Einblick in die entstehenden „Sonderlinge“: „Nach meiner Ansicht wird der Nümmamüller von dem Roman ‚Sonderlinge‘ bei weitem übertroffen werden“, so beurteilt Felder seine schriftstellerische Arbeit am 4. August: „Mein jetziger Roman ist nicht das Werk eines Jahres, mein Leben mit allem gehörte dazu, ihn zu schreiben“, und weiter lesen wir im selben Brief:

Der Gedanke des Ganzen nach meiner jetzigen Auffassung ist: Es sind nicht die Großen, die die Fäden des Geschicks halten. Auch sie können zum Glück nicht alles, was sie wollen. Kampf und Streit, nicht Siegen und Unterliegen hilft vorwärts. [...] Das wär so kurz als möglich der Inhalt, das Ganze wird aber meine Ansichten aussprechen, nicht in Abhandlungen und Reflexionen, sondern durch den Verlauf einer Dorfgeschichte in des Worts verwegenster Bedeutung. Nicht blasse Mückenfänger und Grillenmännchen, sondern Männer fest und starr wie unsere Berge, zwischen denen die Mädchen wie Blumenhügel stehen, wirst Du finden, Kämpfe sollst Du sehen, die ich selbst und meine Freunde und Freundinnen, die Sonderlinge, gekämpft haben, und doch wird das Ganze nicht Porträtmalerei sein.²⁵

Wenn wir Felder zur Zeit von „Nümmamüllers“ zu Moosbrugger davon sagen hörten, dass es darum gehe, die hiesigen Verhältnisse abzubilden, so sehen wir, dass er von diesem frühen Ideal der *Porträtmalerei* nun doch abgerückt zu sein scheint. Auch scheut er nicht davor zurück, seine eigenen Lebenserfahrungen in die *Dorfgeschichte* hineinzuschreiben. So spricht er auch in einem anderen Zusammenhang von „der Zeit, da ich meinem Franz in den *Sonderlingen* glich“²⁶. Mit Recht dürfen wir von daher in den „Sonderlinge[n]“ durchaus nach autobiographischen Spuren suchen.

Endlich übermittelt Felder in einer Postsendung vom Juli 1865 Kaspar Moosbrugger den ersten Band der „Sonderlinge“ mit dem Untertitel „Eine Bregen-

²³ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 19. 8. 1886, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 63

²⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 19. 3. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 122

²⁵ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 8. 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 151

²⁶ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 18. 6. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 266

zerwülder Dorfgeschichte aus neuester Zeit von F. M. Felder“²⁷. Das Inhaltsverzeichnis führt die ersten zehn Kapitel (den ersten Teil der letztlich zweiteiligen „Sonderlinge“) und zwar bereits unter den Kapitelüberschriften, wie wir sie von der Letztfassung her kennen²⁸. Moosbrugger antwortet seinem Schwager am 25. Juli 1865 mit einem in Dornbirn verfassten, ausführlichen Brief mit umfangreichen „Bemerkungen“, woraufhin Felder zurück schreibt:

Merke also: „Der Dichter gibt in seinem Werke nicht sich selbst, sondern nur das Beste von ihm.“²⁹

Zusammenfassend seien nochmals die aus diesen Briefauszügen heraus destillierbaren Aussagen angeführt, die Aufschluss geben über die mögliche illokutionäre Haltung des Autors zu seinem Text:

Die Arbeit am „Freimaurer“ hilft Felder sowohl aktuellen und ihn umgebenden „Unsinn“ zu verarbeiten als auch über bereits selbst erlebte „Kämpfe“ zu reflektieren. Als er zwei Monate vor seinem Tod seinem Schwager Kaspar Moosbrugger von seinen „federfuchsenden Taten“³⁰ berichtet, wird er sagen:

[...] schon meine Sonderlinge beweisen, daß nicht alles herb wird, was ich mit meinem Herzblut schreibe. Ich vermag mich gestaltend von allem Quälenden zu befreien, und eben darum kann ich dann dabei wieder hell aufjubeln.³¹

Des Weiteren arbeitet er an seinem Roman aus Freude am Schreiben und er erhofft sich außerdem auch einen ökonomischen Ertrag davon. Als ein *Dichter, der nützen will*, geht es ihm nicht (mehr) um Porträtmalerei, sondern er will etwas bewirken, verändern: So entwirft er auf dem Papier eine dritte versöhnende Richtung als Alternative zu den beiden erstarrten Fronten des Auerismus und des Schoppernauterismus. Und er benützt dabei seine eigenen Erfahrungen und bringt diese ein, um für alle gute Lehren für die Zukunft abzugewinnen.

Eine wichtige Rolle, der in der Sekundärliteratur aber bis dato ohnehin breite Beachtung geschenkt wurde und auf die hier aus diesem Grunde bewusst nicht vertiefend eingegangen werden soll, ist freilich der Aspekt der Darlegung von

²⁷ Felder stellt seinem Text hier einen kurzen Prolog voran: „Motto: Laß die Sonderlinge mit Frieden, Menschentrost, denn es wäre wahrlich sonderbar, wenn das Dorngebüsch mit den Eichenstämmen rechten wollte, daß sie einen festen selbständigen Wuchs himmelan treiben.“, vgl. Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief im Juli 1865, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 190

²⁸ „Auf dem Kirchplatz. Kapitel 1 / Beim Adlerwirt. Kapitel 2 / Der Freimaurer. Kapitel 3 / Ein unglücklicher Vater. Kapitel 4 / Im Feld und Haus. Kapitel 5 / Wie es beim Barthle zugeht. Kapitel 6 / Wie Sepp den Franz besucht und was er dabei erfährt. Kapitel 7 / Ein Sonderling als Küher. Kapitel 8 / Der Alpsonntag. Kapitel 9 / Folgen des Alpsonntags. Kapitel 10“. Wie Otmar Gassner festhält, gibt es insgesamt drei erhalten gebliebene Inhaltsübersichten zum ersten Band, vgl. dazu: Gassner, Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript, S. S. 250 f.

²⁹ Felder an Moosbrugger, Brief vom 30. 7. 1865, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 199

³⁰ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 17. 2. 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 212

³¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 17. 2. 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 212 f.

Felders politischen Ideen zu gesellschaftlichen und sozialen Reformen (beispielsweise eine Verteilung der Gemeindelaisten nach dem Vermögen der Bauern nicht — wie bis dato — nach Köpfen und Häusern³²): In „Sonderlinge“ versucht Felder anzuschreiben gegen die

[...] auf künstliche Weise groß gezogene Selbstsucht, auf welche die Mächtigen ihre Paläste bauen das ist eben, was ich in den Sonderlingen darzustellen suche. [...] Wir Wäldler leben ganz abgeschlossen von der Welt und Staat und Kirche suchen aus unseren gemeinsten Leidenschaften Vortheil zu ziehen. Ein Einzelner kann [...] nichts ausrichten, vor allem muß im Bauer der Geist der Gemeinsamkeit, des deutschen Genossenschaftswesens geweckt werden.³³

Am 4. Februar 1867 schreibt Felder seinem Schwager Moosbrugger über die „Sonderlinge“: *„Ich werde als Dichter vielleicht mehr für unsere Sache tun können, als mir publizistisch in der Tagespresse wirkend möglich wäre“*³⁴ und in einem Brief an den Redakteur des Vorarlberger Volksblattes formuliert er dezidiert:

Mein Programm liegt in den Sonderlingen vor [...] Ich will dem Volke dienen mit meiner Kraft, so gut ich's kann. Freudig schließe ich da mich an, wo das auch bezweckt wird und suche gern statt dem Trennenden das Gemeinsame auf, wo es ein Großes zu erreichen gilt.³⁵

Das oben angeführte Zitat *„Der Dichter gibt in seinem Werke nicht sich selbst, sondern nur das Beste von ihm“* belegt zudem, dass es Felder auch um eine Form von Selbstdarstellung geht. Und darüber hinaus hofft er, sich mit seinem neuen Werk auch jenseits der Dorf- und Landesgrenzen Gehör zu verschaffen. Zu diesem Zweck bittet er um Hildebrands Unterstützung: Gleich im ersten Brief nach Leipzig spricht Felder davon, dass in ihm *„wieder der alte Wunsch“* erwacht sei, *„der Welt ein Wenig von meiner lieben Heimath zu erzählen“*³⁶:

[...] ich fürchte daß z. B. Herr E. Brockhaus in Leipzig u A die Arbeit des Bäuerleins ungeprüft zurückschicken würden. Ich lebe recht glücklich als Bauer, und nur das ärgert mich, daß wenigstens hier herum der Bauer gar keinen Theil haben soll an den Errungenschaften der Civilisation, daß er überall schon zum Voraus abgewiesen wird. Oft hat mich das so geärgert, daß ich selbst kaum begreife, warum die schrundenvolle arbeitsmüde Hand nicht schon längst Buch und Feder wegwarf.

³² Ein Reflex darauf findet sich in der Rede des Sepp in [193], in der es heißt: *„Ich wurde was Rechtes, denn ich wollte. Ich kam reich zurück und nun galt es, mich an den Reichen zu rächen und den Armen zu helfen. Der kleine Bauer ist vom großen abhängig im Handel und Wandel. Nun gedachte ich's anzurichten, daß wir alle in den Sack bekämen. Sie sollten dabei nicht zu klagen haben. Ich erfuhr ihr trauriges Los zu sehr, um nicht von Herzen ihr Bestes zu wollen. Manchem half ich, daß er sein Gütlein behalten konnte, manchem, wie dem Klaus, ein Handwerk zu lernen. Dadurch schon hab' ich die Reichen erzürnt, denn sie fürchteten, daß dadurch die Löhne in die Höhe getrieben werden könnten von den Tagwerkern. Du kannst dir nun denken, wie das Geheul erst anging, als ich auch von einer billigern Verteilung der Gemeindelaisten öffentlich redete.“*

³³ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 22. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 16 f.

³⁴ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 2. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 18

³⁵ Felder an Johann Georg Vonbank, Brief vom 2. 3. 1868, in: Felder, FMF Werke, Bd. 11, S. 35

³⁶ Felder an Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 9

Doch das geht mir nicht so leicht als vielen meiner Landsleute! Wem sollte ich hier meine Gedanken mittheilen als meiner lieben Frau und dem Papir.³⁷

5.1.2 Zu den illokutionären Rollen *im* Text

Rolle der Gattungsbezeichnungen

Ohne an dieser Stelle den umfangreichen Diskurs über das Verhältnis zwischen der Überschrift oder der Gattungsangabe eines Werkes zum Werk selbst aufrufen zu wollen — bekanntlich ist Gérard Genette auf dieses Phänomen in „Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches“ (Frankfurt am Main 1992) unter der Bezeichnung „Peritext“ präzise und akribisch eingegangen — sei jedoch eine Bemerkung zu den Gattungsbezeichnung(en) der „Sonderlinge“ erlaubt, da auch diese, insbesondere die *vorläufigen* oder *interimistisch angebrachten Gattungsbezeichnung(en)*, die für „Sonderlinge“ eruiert werden können, einen Aufschluss über die jeweilige (sich verändernde) illokutionäre Haltung des Autors zu seinem Text geben.³⁸ Freilich darf nicht übersehen werden, dass vordergründige Zuweisungen, wie sie durch Untertitel oder Gattungsbezeichnungen gegeben sind, nicht immer hilfreich sein müssen, vielleicht maskieren sie sogar die eine oder andere (gefährliche) Illokution. Andererseits aber scheint es ebenso unbestritten, dass eine Gattungsbezeichnung ein durchaus wichtiges Lektürevorzeichen darstellt: Es ist wahrlich ein Unterschied, ob der Untertitel eines Textes „Kriminalgeschichte“, „Anleitung zum Gebet“, „Liebesroman“ oder „Ein Zeitzeugenbericht“ lautet.

Für den Fall der „Sonderlinge“ ist die letztgenannte Textbezeichnung jedenfalls keine Maskierung, sondern sie kann sogar als illokutionärer Indikator für den Text selbst verstanden werden: Es ist die allererste Kurzbeschreibung und Information über den Text, der der Leser, der das Buch erstmals in Händen hält, ansichtig wird.

Als Franz Michael Felder in der Postsendung vom Juli 1865 Kaspar Moosbrugger den ersten Band der „Sonderlinge“ mit der Bezeichnung „*Eine Bregenzerwälder Dorfgeschichte aus neuester Zeit von F. M. Felder*“ zukommen lässt, schreibt er sich zweifellos in die am literarischen Markt verbreitete Tradition ein. Die aus letzter Hand geschaffene Fassung versieht Felder schließlich — wie Artur Schwarz meint, „*in aller Bescheidenheit*“³⁹, — mit dem Untertitel „*Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder*“. Wie Otmar Gassner in seiner akribischen Untersuchung zu „Textgestaltung und Manuskript“ der „Sonderlinge“ festhält, lautete der Untertitel „in der Fassung H4 noch farblos »Eine Erzählung«“; „gen-

³⁷ Felder an Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 11

³⁸ Jürgen Thaler geht in seinem Aufsatz „Gattung und Habitus“, zwar nicht erschöpfend, aber grundlegend und mit wichtigen Hinweisen, die einer Vertiefung und Weiterführung wert wären, auf die Bedeutung der Gattungswahl ein, vgl.: Thaler, Gattung und Habitus, S. 3–5

³⁹ Schwarz, Einführung Bd. 2, S. 10

rebewußt“ gehe Felder dann jedoch zu „Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder“ über. Das hat jedoch — und hier schließen wir uns der Ansicht Gassners an — weniger mit der von Schwarz konstatierten *Bescheidenheit* zu tun, als vielmehr mit der Tatsache, dass dies Felders „praktische Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Literatur und die Vorbildwirkung Gotthelfs und Auerbachs“ belegt: Es zeige Felders theoretische Auseinandersetzung mit der Dorfgeschichte als einem „damals gängigen literarischen Genre“⁴⁰.

Ebenso wertet Jürgen Thaler den Wechsel von „Bregenzerwälder Dorfgeschichte“ zu „Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder“ nicht als einen Akt der Bescheidenheit, sondern als einen mehr oder weniger bewussten Akt, die Gattung zu wechseln:

Ab dem Jahr 1866, als Felder begann, für seinen ersten großen Roman, „Sonderlinge“[,] einen Verleger zu suchen, entspannte sich zwischen Hildebrand und ihm ein umfangreicher Briefwechsel, der von zwei Besuchen Felders in Leipzig begleitet wurde. Der Autor wechselte mit den „Sonderlingen“ nicht nur die Verlagsklasse, sondern, bislang in den Auswirkungen wenig beachtet, auch die Gattung. Von der um 1860 mehr unter der Domäne der Volkskunde rangierenden Dorfgeschichte wechselt er zu der hochaktuellen Form des Romans.⁴¹

Auch Walter Methlagl wertet die „Sonderlinge“ „nicht mehr“ nur als „Dorferzählung im Sinne Gotthelfs oder Auerbachs“, sondern es handle sich dabei um einen „im Bäuerlichen spielende[n] moderne[n] Zeitroman“⁴². Klaus Zeyringer, der in seinem Aufsatz „Bauer und Dichter“ die der Frage nachgegangen ist, wie Felders Werk einzuordnen sei, schlägt „Dorfroman“ als Bezeichnung für die „Sonderlinge“ vor.⁴³

In seinem ersten Brief an Rudolf Hildebrand versucht Felder sich tatsächlich von den gängigen Dorferzählungen abzusetzen — gleichzeitig signalisiert er auch, dass er sich auf dem literarischen Markt auskennt:

Die Hauptpersonen meiner Erzählung sind keine Dorfgeschichtshelden, keine Tolpatsche und keine Luziane (Auerbach) sondern es sind ganze Gemüthsmenschen oder kluge Köpfe die mit Gott und der Welt handeln und schachern. Und warum nicht? Der Pfarrer kennt seine Leute und richtet seinen Unterricht für sie zurecht,

⁴⁰ Gassner, *Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript*, S. 250

⁴¹ Thaler, *Gattung und Habitus*, S. 12. An anderer Stelle konstatiert Thaler, dass sich durch den Gattungswechsel auch „Felders Position im literarischen Feld [...] stark veränderte“: „Er hat durch die Gattungswahl seine habituelle Selbstklassifikation geändert und dadurch der Gattung Roman einen neuen Raum eröffnet.“ (S. 14)

⁴² Methlagl, „Mein Leben ist ein Spiegel unserer Zustände“, S. 310

⁴³ Klaus Zeyringer, *Bauer und Dichter*. Franz Michael Felder und die Dorfgeschichte, in: *Wirken des Wort*, 40. Jahrgang, 3. Heft, 1990, hier: Zeyringer, *Bauer und Dichter*, S. 372. Zeyringer kommt im Zuge seiner Überlegungen zu dem Schluss, dass Felder an die vormärzliche Dorfgeschichte — so wie sie Uwe Baur definiert — anknüpfte. Bei „Nümmamüllers“ handle es sich um eine echte Dorfgeschichte; für „Sonderlinge“ und „Reich und Arm“ sei die Bezeichnung „Dorfroman“ passend.

wobei es ihm dann freilich zuweilen passiert, daß er durch Belzebub den Teufel austreiben will.⁴⁴

In demselben Brief stellt Felder Hildebrand seine literarische Arbeit als „*Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbild aus neuester Zeit*“⁴⁵ vor.

Otmar Gassner sieht in dem Wechsel der Gattungsbezeichnung das Bestreben Felders den Untertitel seines Textes in Einklang mit dem Text selbst zu bringen: Felder lenke damit

[...] die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein wichtiges Element, das auch oft kritisiert wurde: der Mangel an Handlung wird jetzt zum Programm, wenn er seinen Roman „Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit“⁴⁶ nennt.⁴⁷

Artur Schwarz führe in seiner Ausgabe von 1976 (es ist der hier als Textgrundlage verwendete 2. Band der FMF Werke), diesen Untertitel, der „von Felder selbst in der H5 geschrieben“ worden war, „kommentarlos“⁴⁸ nicht an, fügt Gassner hinzu, der wiederholt (und zurecht) Kritik an der genannten Ausgabe äußert.

Was den konstatierten „Mangel an Handlung“ betrifft, so geht es dabei um eine Aussage, die sowohl von Felders Zeitgenossen getätigt wurde als auch in der gängigen Forschungs- und Sekundärliteratur immer wieder anzutreffen ist. Im Vorwort zu seiner Ausgabe von „Sonderlinge“ zitiert Schwarz Walter Methlagls im Rahmen der Dialektologentagung in Bezau im Mai 1975 gehaltenen Rede, in der dieser festgehalten habe, dass „Felders Werke annähernd 70 Prozent Gedanken und nur 30 Prozent Handlung enthalten“. Diese Beobachtung, „die wohl nicht rechnerisch genau gemeint war“, gelte sicher auch für die „Sonderlinge“, so Schwarz, woraufhin er den Schluss zieht, dass „Felders Werk nicht in erster Linie von literarischen Gesichtspunkten aus beurteilt werden dürfte, sondern mehr vom sozialkritischen Inhalt her“⁴⁹. Osman Durrani hat in seinem Aufsatz „Der Bauer und das Buch. Zwei Kulturen in Franz Michael Felders »Sonderlingen«“ diese Einschätzung Methlagls und Schwarzs insofern bestätigt, als er „meinen eigenen Kalkulationen zufolge“ „36,8 Prozent“ Handlung errechnet hat,

[...] denn die Handlung beginnt eigentlich erst im 4. Kapitel des zweiten Teils, genaugenommen auf Seite 278, mit der Einführung der Zigeunerin, die dem Ganzen erst den nötigen Schwung verleiht.⁵⁰

Die Verfasserin dieser Arbeit kann dererlei Prozentrechnungen weder nachvollziehen noch mit der Bewertung bzw. Aufteilung von Felders Texte in Gedanken

⁴⁴ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 10

⁴⁵ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 9

⁴⁶ Eine Fußnote, die Gassner an dieser Stelle einfügt, führt den Verweis: „Vgl. Hirzel“, in: Gassner, Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript, S. 257, Fußnotenverweis Nr. 47

⁴⁷ Gassner, Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript, S. 250

⁴⁸ Gassner, Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript, S. 250

⁴⁹ Schwarz, Einführung Bd. 2, S. 9

⁵⁰ Durrani, Der Bauer und das Buch, S. 29

und Handlung etwas anfangen. Dass sich der „tatsächliche Schwerpunkt“ des Romaninhaltes nicht leicht (bzw. sich möglicherweise gar nicht) ermitteln lässt, wie Durrani ebenfalls festhält⁵¹, mag sein. Folgt der Fokus allerdings — wie in der hier vorliegenden Untersuchung — der Entwicklung und dem Geschick der jeweiligen Figuren und behält man deren verschiedene Einzelschicksale im Blick, dann entsteht ein völlig anderes Bild.

Diesen hier kurz angerissenen Themenkomplex von der Gattungsbezeichnung und welchen Rückschluss sie auf die illokutionäre Rolle des Textes (bzw. auf die illokutionäre Haltung des Autors) zulässt, abschließend, wollen wir uns herzlich gern und einmal mehr der Bewertung Otmar Gassners anschließen, der, nachdem er sich mit dem schreibtechnischen Aspekt bzw. „Felders Art zu schreiben“ beschäftigt hat⁵², zu folgendem Urteil kommt: „Die Charaktere stehen im Mittelpunkt, und um die Handlung kümmert sich Felder in zweiter Linie“. In Ergänzung zu Gassners Einschätzung sei folgender Auszug aus dem Brief an Rudolf Hildebrand vom 17. April 1867 hier angeführt:

Während ich die Sonderlinge schrieb, gab es Wochen, wo ich alles wegwerfen wollte, der erste Theil hat mich fast krank gemacht, denn ich lebe mich noch mehr in alles hinein als man in meinem Alter es sollte. Ich war mit dem Roman erst nach seiner Vollendung im Entwurf so zufrieden, daß ich mich an Sie zu wenden wagte. Erst da stand ich wieder ob meinen Helden während ihrem Wachsen hatte ich mit ihnen gelitten, gestritten und gerungen. Auch mit der jetzigen Arbeit gehts mir so. Ich ringe mit den Helden nach dem mir selbst noch ziemlich unbekannten Schluß, der daher wieder kein zufälliger, sondern ein aus ihrer Eigenart herausgewachsener sein wird.⁵³

Dass Felder die Charaktere seiner Erzählung in den Mittelpunkt gerückt hat und dass ihm deren authentische Zeichnung ein Anliegen war, mag der Grund sein, warum unsere spezifische Art der Figurencharakteristik auf so fruchtbaren Boden fällt: Weil in der genauen Schilderung der Charaktere ihre Art zu sprechen einen so wichtigen Stellenwert einnimmt. Und in deren Gespräche sind fürderhin — wie wir in den nun folgenden Abschnitten sehen werden — die illokutionären Rollen von „Sonderlinge“ hineinverpackt.

⁵¹ vgl. Durrani, *Der Bauer und das Buch*, S. 28

⁵² Als Belegstelle, die diesen Aspekt gut bedient, führt er den Brief Felders an Rudolf Hildebrand vom 9. Jänner 1867 an, in dem es heißt: „Bei meiner wunderlichen Art zu dichten, oder eigentlich, in mir entstehen zu lassen, bin ich noch kaum im Stande, vom Neuesten mehr zu sagen, als daß es wol wieder etwas groß werden wird. Ich lasse meine Einbildung wochenlang arbeiten, bis eine Person, die eigentlich keinen Lebenden genau gleicht, ganz fertig ist. Erst wenn sie zum Hören und zum Greifen vor mir steht, greife ich zur Feder und schreibe das — erste Kapitel einer Erzählung. Hier stelle ich die Person fest auf einen Platz, in Konflikte und erst dann frage ich mich was nun aus ihr zu machen sei.“ Dieses „ästhetische Credo Felders“ komme in „Sonderlinge“ „hundertprozentig“ zum Tragen, so Gassner, vgl. Gassner, *Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript*, S. 254

⁵³ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 17. 4. 1867, in: Felder, *FMF Werke*, Bd. 9, S. 136

„Dialoge in einem literarischen Text“ als „Teilzielrealisierung der Gesamt-Illokution“

Einen Antwortversuch auf die zu Beginn dieses Kapitels mit John R. Searle aufgeworfene Frage, wie sich die illokutionäre Rolle oder die illokutionären Absichten des Autors herausfinden ließen, hat Katrin Unrath-Scharpenack zu formulieren versucht: Im Jahr 2000 hat sie eine Arbeit über „Illokutive Strukturen und Dialoganalyse“ vorgelegt, basierend auf ihren Untersuchungen eines Textkorpus, das „repräsentativ für die neuere tschechische narrative Prosa [ist]“, und Romane und Erzählungen enthält, „die zwischen 1958 und 1993 erschienen sind“⁵⁴. Anhand von 255 Textbeispielen hat Unrath-Scharpenack eine detaillierte Sprechaktklassifikation erstellt, um die jeweilige Dialogstruktur im Verfahren der „2-Ebenen-Dialoganalyse“ beschreiben zu können.⁵⁵ Diese Analysen der literarischen Gesprächssequenzen geben einen Einblick in den Modus der Autorin, illokutionäre Strukturen aufzuspüren:

Sie führte zunächst die Analyse durch, um die unterschiedlichen Gesprächshaltungen der literarischen Figuren herauszufinden und konnte so — nach eigenen Worten — nachweisen, „daß sich diese unterschiedlichen Gesprächshaltungen in der illokutiven Struktur von Gesprächen widerspiegeln“ und „daß sich die Persönlichkeitsebene immer in irgendeiner Weise auf die Gesprächsebene auswirkt“⁵⁶. Auf der Ebene der Textstruktur bedeutet das, dass sich die Texte auf einer „propositionalen und einer illokutiven Ebene“⁵⁷ beschreiben lassen, wobei sich feststellen lasse, dass „die illokutive Ebene über die propositionale Ebene dominiert, denn sie spiegelt die Intentionen der Sprecher wider“, wobei die kleinste und grundlegende Einheit der illokutiven Struktur der illokutive Akt als „kleinstmöglicher Sprecherbeitrag mit einer bestimmten illokutiven Funktion“ fungiert.⁵⁸

Besonders interessant ist für unseren Zusammenhang — auf der Suche nach der Antwort, die wir mit Searle aufgeworfen haben, — die Bemerkung von Katrin Unrath-Scharpenack, dass die „Dialoge in einem literarischen Text [...] der Teilzielrealisierung der Gesamt-Illokution“⁵⁹ dienen würden oder anders gesagt: Bestimmte Textabschnitte können als Teilillokution des Gesamttextes angesehen

⁵⁴ Katrin Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen und Dialoganalyse: Eine dialogisch begründete und erweiterte Sprachakttheorie basierend auf Untersuchungen zur neueren tschechischen narrativen Prosa*, München: Verlag Otto Sagner, 2000 (= *Specimina philologiae Slavicae*), hier: Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, S. 4

⁵⁵ Dialogik und Sprechakttheorie würden einander gut ergänzen, so die Autorin: Während nämlich die Sprechakttheorie die Feinarbeit auf der Ebene der „Mikro-, Makro- und Superstruktur“ mache, stelle die Dialogik den „Überbau“ auf der Ebene der Hyperstruktur her, vgl. Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, S. 67

⁵⁶ Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, S. 490 bzw. 493

⁵⁷ Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, S. 490

⁵⁸ Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, S. 491

⁵⁹ Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, S. 228

werden. Diese Aussage unterstützt die These der Analogie zwischen dem durch die Sprechakttheorie ursprünglich definierten Sprechakt und dem geschriebenen Akt bzw. „Schreibakt“ als Sprechakt eines Autors.

Der Autor verfolge eine bestimmte Absicht mit seinem Text, er wolle mit ihm oder durch ihn auf das Bewusstsein der Leser wirken: Der Text stellt, so Unrath-Scharpenack, „mit seinen Strukturen und Bestandteilen gewissermaßen selbst eine komplexe Illokution dar“. Den Gesprächen im Text komme dabei eine besondere Funktion zu, insofern als sie als „Teilziele“ die „Gesamtillokution des Autors“ darstellen. Im Anschluss an Edda Weigand (1989) spricht Unrath-Scharpenack davon, dass der Autor seinen Text benutze, „um seine Intentionen auszudrücken, um seine kommunikativen Absichten zu realisieren, indem er auf die Bewußtseinsinhalte der Leser wirkt“⁶⁰.

Die These (bzw. Behauptung), dass der Leser durch eine Interpretation der illokutiven Struktur des Gesprächs „in einem zweiten Schritt die illokutive Absicht des Autors ausfindig [...] machen“ könne, „die hinter der Illokution der sprechenden Figur verborgen ist“⁶¹, ist eine überaus interessante, aber sie wirkt etwas zu plakativ. Auch hat uns die Autorin nicht wirklich vorexerziert — es ist auch nicht ihr primäres Anliegen —, *wie* die Übertragung vom literarischen Dialog als eine „verborgene Botschaft“, die die „verborgene Illokution des Autors, vermittelt durch die (illokutiven) Äußerungen der im Text sprechenden Personen“⁶² auf die illokutive Absicht des Autors konkret funktioniert — und genau diese Frage beschäftigt uns an dieser Stelle.⁶³ Unbeeinträchtigt bleibt hingegen die Feststellung Unrath-Scharpenacks, dass sich der Leser — „obwohl letzten Endes natürlich der Autor die Dialoge der Figuren in seinem Text gestaltet“ —

[...] in das Geschehen des Textes [„begibt [...]“], d. h. [er] bewegt sich gedanklich zunächst auf der Ebene der handelnden Figuren und schreibt die Verantwortung für deren Äußerungen vorderhand auch diesen zu. Der Leser verfolgt also die kommunikativen Strukturen eines literarischen Textes auf der Ebene des Gesprächs zwischen den handelnden Personen. Er verfolgt und interpretiert die illokutive Struktur des Gesprächs, um sodann eventuell in einem zweiten Schritt die illokutive Absicht des Autors ausfindig zu machen, die hinter der Illokution der sprechenden Figur verborgen ist.⁶⁴

⁶⁰ Unrath-Scharpenack, Illokutive Strukturen, S. 228

⁶¹ Unrath-Scharpenack, Illokutive Strukturen, S. 228

⁶² Unrath-Scharpenack, Illokutive Strukturen, S. 229

⁶³ Unrath-Scharpenack geht auf die Autoren, die in ihrem Textkorpus vorkommen, nur in groben Zügen ein, von ihren (möglichen) illokutionären Absichten ist dabei nicht die Rede. Implizit finden wir Hinweise wie „[Milan] Kundera ist ein ausgesprochen intellektueller Autor [...]. Das spiegelt sich auch in seiner Sprache, seinem Stil nieder.“; oder „Er [Josef Škvorecký] wollte seine Dialoge nach dem Motto „píš jak slyšíš!“ (also „schreibe (so) wie du (es) hörst!“) gestalten“. Die Kurzdarstellung der Autoren und ihres in der Arbeit besprochenen Werks findet sich auf den S. 230–236, genannte Zitate sind einzusehen unter: Unrath-Scharpenack, Illokutive Strukturen, S. 233 bzw. 231

⁶⁴ Unrath-Scharpenack, Illokutive Strukturen, S. 228

Dass der (gewöhnliche) *Leser* im Zuge seiner Lektüre so verfährt, mag richtig sein. Die Frage ist nur, ob auch die *Literaturwissenschaftlerin* es sich so einfach machen darf: Freilich kommt diese Aussage unserem Anliegen (Suche nach der Illokution des vom Autor durch seinen Roman „Sonderlinge“ getätigten Sprechakt) durchaus entgegen, sie muss aber unbedingt präzisiert werden:

Unserer Ansicht nach ist die Anzahl der illokutiven Ebenen keine — wie im obigen Zitat angedeutete — zweifache, sondern zwischen der Ebene der Figuren und der des Autors steht — und darauf muss im Rahmen einer literaturwissenschaftlichen Beschäftigung bestanden werden — die Ebene des *Erzählers*. Von daher sei noch einmal an die präzise Einteilung der Sprechaktebenen — ebenfalls von hierarchischer Natur — von Gérard Genette erinnert, der *den gesamten Text* als einen Sprechakt ersten Grades ansieht, für den sein Autor verantwortlich zeichnet. Dieser Sprechakt ersten Grades enthalte seinerseits weitere Sprechakte, den des zweiten, dritten oder möglicherweise eines höheren Grades. Und wie wir in Kapitel 6 zeigen werden, ist dem Erzähler des Romans konsequenter Weise der Sprechakt zweiten Grades zuzuteilen, wurde er doch gleichsam vom Autor auserwählt, die Geschichte zu gestalten. Es lässt sich denken, dass besonders Erzählungen mit „*homodiegetischem* Erzähler“⁶⁵, einem Erzähler also, der in der ersten Person erzählt und dabei noch selbst in die Geschichte verwickelt ist, Gefahr laufen, im Zuge einer solchen direkten Zuschreibung des Lesers vom von der Figur Ausgesagten auf den Autor missverstanden oder verkürzt zu werden.

Fest steht, dass der Autor aufgrund seiner Machtposition einen „Einfluß auf die Wirklichkeit“⁶⁶ auszuüben imstande ist, indem er nämlich ein fiktionales *Werk* schafft, Genette spricht auch vom „*fiat* des Fiktionsurhebers“⁶⁷: Durch seinen Sprechakt (ob Assertion oder Deklaration oder welcher Art auch immer er sein mag) produziert der Autor Fiktion, er bringt den Geist des Leser dazu, sich dieses oder jenes vorzustellen, ja sogar, wenn er sagen würde „Es ist nicht wahr, daß einmal am Waldesrand ein kleines Mädchen lebte, etc.“, bewirkt er, „daß Sie daran als einen imaginären Sachverhalt denken.“⁶⁸

Diesen Abschnitt abschließend halten wir mit Katrin Unrath-Scharpenack zusammenfassend das Unverfängliche ihrer Aussagen fest: Die illokutionären Absichten des Autors als dem eigentlichen Urheber des ersten Sprechaktes, sind im Text selbst auffindbar und zwar — so Unrath-Scharpenack — vorzüglicher Weise in den Dialogpassagen eines literarischen Textes. Anhand derer lasse sich die illokutive Absicht des Autors ausfindig machen, die hinter der Illokution der sprechenden Figur verborgen ist. Im folgenden Abschnitt werden wir kurz auf

⁶⁵ Genette, *Fiktion und Diktion*, S. 44

⁶⁶ Genette, *Fiktion und Diktion*, S. 50

⁶⁷ Genette, *Fiktion und Diktion*, S. 51

⁶⁸ Genette, *Fiktion und Diktion*, S. 53 f.

die Frage eingehen, in den Aussagen *welcher* Figuren sich die Hinweise auf die proklamierte illokutive Absicht des Autors finden lassen.

Was sagen die Gesprächsszenen in „Sonderlinge“ über die illokutionäre Haltung des Autors aus?

Wie bereits mehrfach erwähnt, sind in „Sonderlinge“ die Gesprächsszenen — quantitativ — besonders dominant. Es versteht sich von selbst, dass wir — da wir den Rahmen dieser Arbeit nicht noch mehr strapazieren wollen — an dieser Stelle nur kurz auf die Frage eingehen, in den Aussagen *welcher* Figuren sich Hinweise auf die proklamierte illokutive Absicht des Autors finden lassen. Die Annahme ist freilich, dass es sich dabei vorwiegend um die Aussagen jener Figuren handelt, die autobiographische Spuren aufweisen bzw. denen man sie (von interpretierender Seite her) schlüssig unterstellen kann.

In seinem Brief an Rudolf Hildebrand schreibt Felder selbst von den autobiographischen Spuren in seinem Roman „Sonderlinge“ — und wir werten dies als eine treffende Antwort auf die oben erwähnte Ausgangsfrage:

Ich gestehe gerne zu, daß in dem Werke selbsterlebte Kämpfe geschildert sind, ja noch mehr: Fast jede Person hat ein Stück von mir, der Lieferant, der Doktor, Franz und auch Sepp. Ich glaube daß man hier herum nur im Sepp den „Jauko Franzmichol“ (mich) von früher erkennen wird. Dieser war verbittert und muthlos sein Leben war ein thatenarmes sich Hinschleppen von einem Tag in den Andern, und hinter Büchern, die, wie alle altern Klassiker (Zimmermann, Wielands Jugendarbeiten, Klopstok, Gleim u v a) vom Leben abziehen, verkroch er sich immer mehr in sich selbst.⁶⁹

Bereits in einem früheren Brief an Hildebrand hatte Felder festgehalten, dass er sich auch „*das Große aus dem Kleinen*“ erkläre „*wie mein Franz den Staat aus der Gemeinde*“⁷⁰. In einem anderen Zusammenhang und an Kaspar Moosbrugger adressiert, spricht Felder von „*der Zeit, da ich meinem Franz in den Sonderlingen glich*“⁷¹.

Eine hier schriftlich ausgebreitete Analyse sämtlicher Dialogszenen, so wie dies Katrin Unrath-Scharpenack vorgeführt hat, ist weder unser Bestreben noch für unsere Belange sinnvoll: Aufgrund ihrer fundierten Textkenntnis von „Sonderlinge“ erlaubt sich die Verfasserin die Behauptung aufzustellen, dass eine solche Analyse keine neuen Erkenntnisse bringen würde oder könnte. Ob sich auf diesem Wege die illokutive Absicht des Autors ausfindig machen ließe, bleibt also dahingestellt und da wir glücklicher Weise im Besitz von Felders umfangreichem Briefwechsel sind, den wir auch im Hinblick auf diese Frage bereits auszuwerten

⁶⁹ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 28. 5. 1866 Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 35

⁷⁰ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 14. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 27

⁷¹ Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 18. 6. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 266

versucht haben (vgl. Abschnitt 5.1.1), müssen wir den Umweg über die Dialoganalyse erst gar nicht beschreiten: Die diesen Briefauszügen entnommenen Aussagen über das, was Felder durch das Verfassen und Publizieren seiner „Sonderlinge“ erreichen will, geben bereits hinreichend informativen Aufschluss.

Abgesehen von Felders Absicht bzw. Bestreben, hinreichend berühmt zu werden, um einen ökonomischen Ertrag von seiner Schriftstellerei erlangen zu können, finden die in Abschnitt 5.1.1 aufgelisteten Aussagen in den Gesprächs- und anderen Szenen im Text natürlich ihren Niederschlag:

Dass die Schreibarbeit und die damit verbundene gedankliche Verarbeitung Felder hilft, selbst erlebte „Kämpfe“ zu reflektieren und sich von quälenden Erlebnissen zu befreien, zeigt sich beispielsweise besonders deutlich in der Darstellung der Figur des Franz: Felder stellt diese Figur so entwaffnend selbstkritisch dar und zeigt derart schonungslos ihr Fehlverhalten auf, dass man fast meinen möchte, er habe dadurch seine eigene Zeit als „Sonderling“ zu erklären oder rechtfertigen versucht. Dies artet zuweilen sogar in (eine Art von) Selbstbeschimpfung aus:

„Du hochmütiger Tropf du!“ sagte er [Franz] zu sich selbst, „andere willst du lehren und bist selbst so blitzdumm; über anderer Leute Fehler willst du spotten und dich kennst du noch gar nicht! Das ist doch zu arg, das muß anders werden, Franz. Wenn du noch einmal über Sachen redest, die du nicht verstehst, oder anderen nicht erklären kannst, dann ist’s [...] wie die Leute schon lang’ sagten, wahrhaft schad’ um das teure Mehl, welches du im Jahr siebenundvierzig gegessen hast. Du hohle Rübe du.“ [140]

Auch wurde bereits durch die Analyse der Briefauszüge vorweggenommen, dass es Felder auch um eine Form von Selbstdarstellung gegangen sein mag und zwar u.a. in dem Sinne, dass er sich auch Gehör verschaffen kann, um von seinen Empfindungen zu erzählen: vom Gefühl des Isoliertwerdens (Franz), von Selbstmordgedanken (Sepp), vom Ringen um die Zufriedenheit mit dem eigenen Leben, die sich eigentlich in allen Figuren spiegelt. Da es keinen geeigneten Redeanlass gibt, jemandem davon zu erzählen, eröffnet das schriftliche Einkleiden der Gedanken und das Auslagern dieser Empfindungen in die Figuren die Möglichkeit, das Innerste an den Mann, oder besser: an das Volk zu bringen. Dass Felder dies von den realen Dorfbewohnern nicht höher angerechnet worden ist, ist jammerschade. Hätten diese nämlich die Zusammenhänge besser begreifen können, so hätten sie Felders Wesen und Agieren möglicherweise nicht in diesem hohen Maße missverstanden, wie dies realiter der Fall war: Felder wollte seinen Zeitgenossen keinen Schaden zufügen, sondern ihnen nützen und — neben all der mitunter wohl beinharten Kritik, die er zweifellos austeilte — ihnen auch seine Wertschätzung zeigen:

Franz liebte. Nicht nur sein Anneli liebte er, sondern alle seine Landsleute, deren

Bestes und Schönstes ihn immer an sein Mädchen erinnerte. Je mehr er sich den übrigen Dorfbewohnern näherte, desto näher fühlte er sich auch Mariannen und desto höher erschien sie ihm, in der sich alle Gaben und Talente seiner Landsleute vereinigt zu haben schienen. [324]

Dieses Empfinden für seine „Landsleute“ wird Felder später auch in seiner Autobiographie und in verschiedenen Briefen immer wieder zum Ausdruck bringen.

Als ein *Dichter, der nützen will* entwirft er in seinem Roman die Utopie einer gelingenden Dorfgemeinschaft, in der es keine starrsinnigen Haltungen oder bösen Gesinnungen mehr gibt, sondern in der ein echter Zusammenhalt untereinander herrscht. Dieses Programm ist ebenso in das Agieren der Figuren ausgelagert: Sepp und Barthle, die beiden Sturköpfe, werden bekehrt, ein politisch denkender und am gesellschaftlichen Geschehen interessierter Franz und der — wenn auch nicht allzu intellektuelle, aber beherzte, lebensweise und sich den Traditionen verpflichtet fühlende — Senn bilden gemeinsam mit dem Lieferanten, der den Genossenschaftsgedanken transportiert, die neue gemeinsame Mitte der Dorfgemeinschaft, welche dadurch ihrer Zukunftssorgen entledigt ist.

Die Gesprächsszenen und das Sprechen der Figuren transportieren darüber hinaus noch weitere Informationen:

Sie vermitteln beispielsweise, dass es sich bei dem Erzähler dieser Szenen um einen des Volkes und der Volksgebräuche Kundigen handelt, der die Fähigkeit besitzt, die Szenen realistisch und authentisch zu vermitteln. So finden wir etwa detailreiche Schilderungen von Bräuchen (wie etwa das Fastnachtreiben, die Abendgesellschaften im Vorsaß, die „Nahtstubat“, das Fensterln u.a.) und wir erfahren auch, was da alles gesprochen und gesungen wird, dies trifft auch auf Gebetstraditionen und häusliche Gepflogenheiten zu. Ein illokutionärer Ertrag davon ist zweifelsohne das Bedienen der Anforderungen an die Gattungselemente der dörflichen Epik und das Zugeständnis an die literarische Mode dieser Zeit, die es dem Autor ermöglicht, sich in ein aktuelles literarisches Feld einzuschreiben. Darüber hinaus wird durch diese Fülle an Detailwissen klar, dass es sich bei diesem Erzähler nicht um einen Städter oder Pfarrer handelt, der über die Bauern schreibt, sondern dass es ein in einem Dorf ansässiger Bauer ist, der hier von seinen Erfahrungen erzählt. (Nicht nur) Rudolf Gottschall nennt in seiner anerkennenden Rezension Felder den „erste[n] deutsche[n] Bauer[n]“, der sich „durch seinen Roman in unsere Literatur eingeführt hat, und der als solcher „dies Feld beackert.“⁷²

Die Gesprächsszenen zeigen, dass der Erzähler zu den Gebildeten und Belese-

⁷² Rudolf Gottschall, *Drei Volksromane*. Karl von Holtei: *Erlebnisse eines Livreedieners*; Roderich Benedix: *Die Landstreicher*; Sonderlinge. *Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit*. Von Franz Michael Felder, in: *Blätter für literarische Unterhaltung* (1868) Nr. 21 vom 21. 5., S. 321–327, zitiert nach: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 497

nen gehört: So versteht der Sepp zwar „*nichts vom Versmaß*“, aber fand „*Klopstocks Oden doch schön und gehörte sogar zu „den wenigen“, die den Messias bis zu Ende gelesen haben*“ [48]. Des Weiteren sind Sepps „Lieblingsbuch“ „Über die Einsamkeit“ von Zimmermann erwähnt sowie Zschokkes „Das Goldmacherdorf“. Während die Kenntnis von letzterem nicht unbedingt auf einen überdurchschnittlich gebildeten Kopf hinweist, gibt es in den Reihen von Felders dörflichen Zeitgenossen wohl eher wenige, denen der Name Klopstock ein Begriff ist. Das Gespräch zwischen Sepp und Franz, in dem sie sich über das „Goldmacherdorf“ unterhalten, zeigt, dass beide der Reflexion und zu einem Metadiskurs fähig sind. Darüber hinaus wird aber klar, dass es sich um eine „lächerliche Utopie“ handelt, der — wie Osman Durrani ausführt —,

[...] wie allen Utopien, ein Keimchen Wahrheit anhaftet. Aber man wird ihr nicht durch weiteres Lesen gerecht, sondern durch Handeln, zunächst in der Gemeindepolitik, was sich sowohl Felder als auch Franz im Roman zum Ziele machen.⁷³

Des Weiteren zeigt sich in den Aussagen der Figuren (aber auch des Erzählers), dass sie über einen enormen Fundus an authentischen Sprichwörtern und Redensarten verfügen. Die Kenntnis des gängigen Volksliedgutes findet ihren Niederschlag in der Darstellung der Wirtshausszene am Alpsonntag, wobei Felder in seiner Darstellung „weit über eine Bestandsaufnahme ländlicher Vorurteile hinaus“⁷⁴ gehe.

Die Gespräche der Figuren belegen aber auch das große Einfühlungsvermögen des Erzählers und dessen Menschenkenntnis. Fürderhin kommt darin zum Ausdruck, dass er Bescheid weiß, wie kompliziert es werden kann, wenn es um eine innige und verliebte Zweisamkeit geht (Franz, Mariann, Rösle, Senn) und wie mühevoll das Einander-Näherkommen, besonders auch durch den Einfluss von außen, sein kann.

Insgesamt handelt es sich bei Felders Figuren — zumindest was die oben erwähnten betrifft, von denen Felder selbst sagt, dass sie „*ein Stück von mir*“ haben, „*der Lieferant, der Doktor, Franz und auch Sepp*“ — um überaus redegewaltige Personen. Abgesehen davon, dass es zu diesen Figuren, so wie sie angelegt und beschrieben sind, gut passt, dass sie so viel sprechen und dies auch sehr eloquent zu tun imstande sind, ist — so könnte man zumindest unterstellen — dies — illokutionär — auch ein Beleg des Reichtums nicht nur der Sprache des Erzählers bzw. Autors, sondern auch der in dem dazu gehörigen Umfeld gesprochenen Sprache. Felder schreibt in seinem Brief vom 14. Mai 1866 an Rudolf Hildebrand:

Vor Jahren las ich, daß die Bewohner eines norddeutschen Dorfes mit etwa 400 Wörtern sich alles sagen könnten. Nun behauptete ich in einer Gesellschaft, unsere

⁷³ Durrani, *Der Bauer und das Buch*, S. 35

⁷⁴ Durrani, *Der Bauer und das Buch*, S. 32

Wäldersprache sei wenigstens zehnmal reicher. Niemand wollte das glauben [...].⁷⁵

Felder selbst — und das belegt der Roman „Sonderlinge“ — verfügt jedenfalls, nach unserer Zählung, über 716 verschiedenartige Ausdrücke kommunikativer Semantik. Mit seiner Behauptung hätte Felder also eine dahingehende Wette mühelos gewonnen.

5.2 Perlokutionäre Aspekte

Über die perlokutionären Aspekte von „Sonderlinge“ zu sprechen, ist ebenso riskant wie die Rede über die illokutionären Rollen: Wir bewegen uns zwangsläufig auf der Ebene von — zwar beherzter, aber doch — Spekulationen, wurde doch bereits mehrfach gesagt, dass ein und derselbe lokutionäre Akt unterschiedliche illokutionäre Kräfte haben und verschiedene perlokutionäre Effekte hervorrufen kann. Dennoch versuchen wir, provoziert durch die konstatierte Analogie von Sprech- und Schreibakt, konsequenter Weise weiter darüber nachzudenken.

Wie bereits im zweiten Kapitel hinreichend dargelegt wurde, geht es bei den perlokutionären Aspekten um — um dies vorneweg so umfassend wie möglich zu formulieren — die *Folgewirkung*, die von der Äußerung ausgelöst wird, zeitlich zwar nicht mit dieser zusammenfällt, aber die Änderung der Situation veranschaulicht. Nach Wolfgang Iser handelt es sich bei einer Äußerung — in unserem Fall geht es um eine schriftliche — dann um einen perlokutionären Akt, wenn „die von ihr beabsichtigte Wirkung im Empfänger auch sicherzustellen“ ist und daraus die gewollte Konsequenz hervorgeht.⁷⁶

Nun ist aber dagegen einzuwenden, dass sich die Effekte sprachlicher (oder schriftlicher) Äußerungen gar nicht immer dahingehend bestimmen lassen, ob sie beabsichtigt waren oder nicht: Es ist oft gar nicht voraussehbar, wie ein Hörer / Leser auf die Äußerung reagieren wird.

Legen wir zunächst, damit wir nicht in ein zu großes Spekulationswirrwarr hineingeraten, eine Art Hierarchie möglicher perlokutionärer Aspekte bzw. Effekte fest: [1.] Das Hervorbringen des schriftlichen Aktes; [2.] Die Reaktion auf die Erscheinung des Textes und [3.] Unberechenbare, nicht vorhersehbare Reaktionen, weit über den Tod hinaus.

Das Hervorbringen des schriftlichen Aktes

Die Frage nach der perlokutionären Wirkung von „Sonderlinge“ kann innerhalb eines bestimmten Erklärungsmusters sehr plausibel und durchaus zufrieden stellend beantwortet werden: Jeder Text — und dies trifft auch auf Felders Text zu

⁷⁵ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 14. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 26

⁷⁶ Iser, Modell der Sprechakte, S. 133

— hat primär und per se eine *ästhetische (poetische) Funktion*. Man kann also schlicht und ergreifend konstatieren, dass die Botschaft der literarischen Rede eine selbstbezügliche sei und dass ihr in erster Linie daran liegt, die Aufmerksamkeit des Lesers auf ihre eigene Form zu lenken.

Was die angestrebte perlokutionäre Wirkung betrifft, so ist sie offensichtlich ästhetischer, oder spezifischer noch artistischer Art im Sinne des aristotelischen *poiein*: des Hervorbringens eines fiktionalen *Werks* [...] ⁷⁷,

so beschreibt Genette dieses Phänomen, das Uwe Wirth in seiner Darstellung als das Hervorbringen eines ernsthaften *performativen* Aktes deutet.

Da der Text auf die imaginative Mitarbeit des Rezipienten angewiesen ist, zeigt er eigentlich ab dem Moment seine (perlokutionäre) Wirkung, ab dem ein Leser den Text zur Hand nimmt und sich demselben lesend widmet: Durch diesen seinen Lesevorgang aktualisiert er — wie Wolfgang Iser gezeigt hat — den Text und generiert durch das Besetzen der Leerstellen im Text (völlig individuell) seine Bedeutung.⁷⁸ Dass die „Sonderlinge“ von vielen Lesern lesend rezipiert wurden, gilt freilich als unbestreitbare Tatsache, die durch die vielen Reaktionen, Rezensionen, durch die (Neu)Auflagen des Textes sowie die Übersetzungen in andere Sprachen dokumentiert ist.

Der Text selbst fungiere dabei, so Uwe Wirth, wie eine „Regieanweisung an die Imagination“ und er sei „insofern immer auch eine „ernstgemeinte“ Aufforderung, das fiktiv Behauptete imaginär zu inszenieren und damit rezeptiv das Werk hervorzubringen.“ Da diese Effekte einer solchen imaginären Inszenierung letztlich aber nicht planbar seien und sich der illokutionären Kontrolle entziehen, müssten sie „als perlokutionäre Wirkung betrachtet werden“⁷⁹.

Reaktionen auf die Erscheinung des Textes

Die verschiedenen Reaktionen auf die Erscheinung des Textes, die bereits angesprochenen Rezensionen, (Neu)Auflagen sowie seine Übersetzung in andere Sprachen, aber auch die Aufregung und die Hetzjagden auf Felder (die freilich nicht nur als Reaktion auf die Erscheinung der „Sonderlinge“ zu werten sind!) zeigen jedenfalls — und dabei handelt es sich um eine objektive Aussage — dass es dem Urheber des Sprech- bzw. Schreibaktes gelungen ist, eine Änderung der bisherigen Situation herbeizuführen. Felder wird — wie illokutionär durchaus beabsichtigt — als Schriftsteller wahrgenommen. Dass diese Veränderung für den Urheber der Äußerung sowohl positive, aber auch negative Folgen hat, ist für eine quasi philosophische Betrachtung nicht von Relevanz: Wichtig ist, dass sie feststellbar und „messbar“ ist.

⁷⁷ Genette, *Fiktion und Diktion*, S. 59

⁷⁸ vgl. Iser, *Appellstruktur der Texte*, S. 6–7

⁷⁹ Wirth, *Performanzbegriff im Spannungsfeld*, S. 29 f.

Dass die Reaktionen derart heftig und unberechenbar waren, hat möglicherweise auch mit einem Bruch bzw. dem Überschreiten von (stabilen und akzeptierten) Konventionen zu tun: Felder hat, indem er Bauer und Dichter war, sein und bleiben wollte, Konventionen auf beiden Seiten deterritorialisiert — wir haben bereits davon gehandelt. Es war weder in den eigenen Reihen üblich oder von den eigenen, dörflichen Weggenossen erwünscht, dass ein Bauer zur Schreibfeder greift, noch erwartete das zeitgenössische (städtische) Lesepublikum, dass der Schreiber einer Dorfgeschichte ein wirklicher Bauer ist. In Anlehnung an John R. Searle⁸⁰ ließe sich an dieser Stelle darauf hinweisen, dass eine bis dato unbekannte Äußerung(sform) beim Zuhörer bzw. Rezipienten gar nicht die vom Urheber beabsichtigte Wirkung hervorrufen kann, weil sie eben nicht konventionell determiniert ist.

Nach der Ansicht von Wolfgang Iser hingegen ist fiktionale Rede aber nicht „konventionslos“, nur organisiere sie die Konventionen anders: Sie durchbreche nämlich die „vertikal stabilisierte Geltung“ und beginne diese „horizontal zu organisieren“:

Das heißt, fiktionale Rede selektiert aus den verschiedensten Konventionsbeständen, die sich in der historischen Lebenswelt vorfinden. Sie stellt diese so zueinander, als ob sie zusammengehörten. Deshalb erkennen wir in fiktionaler Rede auch so viele Konventionen wieder, die in unserer bzw. anderen sozialen und kulturellen Umwelten eine regulierende Funktion ausüben; ihre horizontale Organisation bewirkt es allerdings, daß sie nun in unvermuteten Kombinationen auftauchen und dadurch die Stabilität ihrer Geltung verlieren. [...] Sie [die Konventionsbestände] hören auf Regulative zu sein [...]. Damit aber beginnt fiktionale Rede etwas zu bewirken.⁸¹

Aufgrund der *horizontalen Organisation* von unterschiedlichen Konventionsbeständen, die tradierte, konventionelle Erwartungen strategisch durchbricht, gewinne aber der fiktionale Text seine illokutionäre Kraft, die wiederum „als Wirkungspotential die Aufmerksamkeit weckt, die Art des Zugangs lenkt und den Rezipienten zum Reagieren veranlaßt.“⁸²

Im Fall von Franz Michael Felders literarischer Äußerung dauerte es eben eine gewisse Zeit, bis der adäquate Umgang mit diesem Aufbrechen tradierter, konventioneller Erwartungen gefunden werden und entsprechend ästимиert werden konnte.

⁸⁰ John R. Searle handelt an dieser Stelle vom Aussprechen von Gefühlen und Ansichten sowie literarischen oder poetischen Effekten, vgl. Searle, Sprechakte, S. 36

⁸¹ Iser, Modell der Sprechakte, S. 138

⁸² Iser, Modell der Sprechakte, S. 139

Unberechenbare Reaktionen weit über Felders Tod hinaus

Zum Dritten lässt sich noch etwas zu jenen Reaktionen über Felders Tod hinaus sagen: Sie waren überhaupt nicht vorhersehbar oder planbar oder in irgendeiner Weise abschätzbar. Als drastisches aber anschauliches Beispiel ist die Vereinnahmung von Felders Schriften durch die Nationalsozialisten zu nennen, auch die Streitigkeiten in Schopponau und in den umliegenden Gemeinden, die auch noch lange nach dem Tod Felders ausgefochten wurden, gehören hierher: Besonders dieses Entzweien der eigenen Landsleute zeigt, dass ein solcher (fiktionaler) Sprechakt, entgegen dem, was er zu vermitteln bestrebt ist, völlig misslingen kann: Wir haben bereits darauf hingedeutet, dass Felders Roman „Sonderlinge“ mit einem Fest endet, einem Fest „*nicht nur für ihre Angehörigen*“, sondern mit einem „*Fest der Liebe, der Versöhnung [...] für alle Dorfbewohner*“ [428]. Es ist leider nicht einmal übertrieben zu sagen, dass dieses Fest der Versöhnung der Schopponauer *bis heute* noch nicht stattgefunden hat.

Doch wie jedes Schlechte auch seine gute Seiten zu haben scheint, verdankt sich nicht zuletzt die (Neu)Gründung des Franz-Michael-Felder-Vereins im Jahre 1969 diesen Querelen, war diese doch ein Versuch, „Felder aus dem Streit der Parteien herauszunehmen“ — denn auch nach dem Zweiten Weltkrieg ging Felders ideologische und politische Vereinnahmung weiter, wie Ulrike Längle zeigt⁸³ — und es sollte sicher gestellt werden, dass Felder weder von der Österreichischen Volkspartei noch von der Sozialdemokratie (welche Ansätze zeigte, Felder als „Ahnherren der Vorarlberger Sozialdemokratie“ zu stilisieren) vereinnahmt wurde.

Mit Joseph H. Miller ist darauf hinzuweisen (vgl. dazu auch den Abschnitt 2.2.3) — und dies trifft auch für die erwähnten Vereinnahmungen zu — dass regelrecht eine ganze Reihe von Wirkungen losgetreten wird ab dem Moment, ab dem der Text selbst zum Redegegenstand wird: Der Text wird in dieser oder jener Form von einem Sprecher, der *über* diesen Text in dieser oder jener Form spricht oder schreibt, für seine oder ihre Zwecke ‚verwendet‘. Auch auf dieser Ebene *tut* der Text also etwas:

The reader, in his or her turn, in acts of teaching, criticism, or informal comment, may do things by putting a reading into words. Doing that may have an effect on students, readers, or acquaintances. Teaching, or writing criticism, or just talking about a book is a doing that may do other things in its turn.⁸⁴

Miller hat völlig recht, wenn er den Gedanken formuliert — und dies kann für die Lehre nicht oft genug betont werden — dass das Lesen eines Textes auch

⁸³ Eine Broschüre von Hans Nägele rückt Felder in die Nähe der Arbeiterbewegung und der damalige Präsident des Österreichischen Gewerkschaftsbundes legte am Grab Felders einen Kranz nieder, was im Übrigen auf heftige Ablehnung stieß, mehr dazu: Längle, Felder Franz Michael, François Michel, S. 35

⁸⁴ Miller, Literature as Conduct, S. 2

den Leser in eine Verantwortung nimmt. Wenn er etwa darauf angesprochen wird oder wenn es sein Beruf ihm abverlangt über das Werk zu sprechen, hat er gleichsam auch Rechenschaft abzulegen über seinen Leseakt: „reading a literary work confers a responsibility on the reader to make an accounting of his or her act of reading“⁸⁵. Naturgemäß hat ein solcher *Rechenschaftsbericht* eine perlokutionäre Kraft: „A reading [...] is, to some degree, a doing that may do other things in turn“⁸⁶.

An dieser Stelle kann sich die Verfasserin der hier vorliegenden Arbeit, welche im Übrigen auch eine der nicht vorhersehbaren Reaktionen auf Felders literarischem Schaffen darstellt, eine persönliche Bemerkung nicht verkneifen: Eine der verschiedenen illokutionären Rollen der Beschäftigung mit Franz Michael Felders „Sonderlinge“ hat, neben dem Ansinnen, (eigenen wie fremden) Erwartungen gerecht zu werden, freilich auch die pragmatische Funktion des Erfüllens der von den österreichischen Universitäten vorgegebenen Konventionen. Möge diese ihre Intention die erwünschte, konventionell vorgegebene, *positive* perlokutionäre Wirkung zeigen ...

⁸⁵ Miller, *Literature as Conduct*, S. 3

⁸⁶ Miller, *Literature as Conduct*, S. 3

6 Sprechakte des Erzählers der „Sonderlinge“

Wir waren bereits in den vorigen Kapiteln dem Verhältnis von Sprechakt und literarischem Text auf der Spur und haben uns im Anschluss an Miller und Genette (vgl. 2.2.3) darauf geeinigt, den Text als *Ganzes* als *einen Sprechakt seines Autors* zu betrachten. Konsequenter Weise würde dann dem Erzähler des Romans der Sprechakt zweiten Grades zugeteilt werden müssen, er ist sozusagen der Hauptverantwortliche der Geschichte, wurde er doch vom Autor auserwählt, die Geschichte zu gestalten — und von daher sind ihm auch sämtliche weitere Sprechakte zuzuschreiben: Der Erzähler entscheidet darüber, wie er die Figuren zeichnet, wie er sie in der Geschichte vorkommen lässt, welchen Platz er ihnen einräumt und — für unseren Fall relevant — welche Redezeit und Wortwahl er ihnen zugesteht, welche Aussagen er ‚zensuriert‘ (in indirekter Form wiedergibt) und mit welchen Redeeinleitungen er deren Aussagen umrahmt und interpretiert.

Für die Geschichte der „Sonderlinge“ hat der Autor einen — in Anlehnung an Gérard Genettes Terminologie — *heterodiegetischen* Erzähler in einer *unfokalisierten* Erzählung installiert: Wir haben es also mit einem Erzähler zu tun, der in seiner Geschichte nicht selbst als Figur ins Geschehen verwickelt ist, der aber als Außenstehender über ein enormes Wissen verfügt, das tief hinein reicht in die Seelenvorgänge sämtlicher Figuren. Ganz allgemein lässt sich feststellen, dass der Erzähler sich dadurch auszeichnet, dass er versucht, die Figuren von einem möglichst objektiven Standpunkt aus darzustellen. Immer wieder versucht er Verhaltensweisen mittels eines umfangreichen Kommentars erklärbar zu machen, mitunter greift er dafür auch auf die Vorgeschichte der Figur zurück, um die Entwicklung der jeweiligen Denkhaltung und des entsprechenden Gesprächshabitus deuten zu können. Eine gewisse Tendenz könnte man dem Erzähler unterstellen, wenn es um die Darstellung Mariannens geht, für die er eine eindeutige Sympathie hegen dürfte, auch Marie erscheint als durchgehend positiv gezeichnete Figur. Tendenziell negativ kommt hingegen der Pfarrer des Romandorfes weg: Wir erfahren kaum etwas über seine Vorgeschichte, auch versucht der Erzähler ihm nicht verteidigend beizuspringen, wie wir das in anderen Fällen, etwa beim Sepp, aber auch Barthle oder beim Klausmelker beobachten können.

6.1 Grundsätzliche Bemerkungen zur Strategie des Erzählers

Wie bereits in den Ausführungen zu John L. Austin (vgl. 2.1.2) angedeutet, greift Jonathan Culler Austins ursprüngliche Zweiteilung der Verben in einen *konstativen* und einen *performativen* Status in einem anderen, umfassenderen Zusammenhang für die Literaturtheorie, insbesondere für die Klassifizierung der Sprache der Literatur wieder produktiv auf, indem er genau diesen Gegensatz neu definiert:

Als konstativ gilt Sprache, die behauptet, die Dinge so wiederzugeben, wie sie sind, und Dinge zu benennen, die es schon gibt. Als performativ gelten die rhetorischen Verfahren und Handlungen von Sprache, die diesen Anspruch unterminieren, indem sie sprachliche Kategorien überstülpen, Dinge ins Leben rufen und die Welt eher mitgestalten, als bloß wiederzugeben, was ist.¹

Dieses Zitat per se ist freilich nicht unproblematisch: Auch eine Feststellung wie diese könnte daraufhin befragt werden, ob sie nun selbst *konstativ* oder *performativ* aufzufassen sei bzw. wirke. Culler selbst führt wenig später an, dass die „einzige Möglichkeit zu behaupten, dass Sprache performativ an der Gestaltung der Welt beteiligt ist“ in der „Äußerung eines konstativen Satzes“ liege.

Aber da wir ja weiterkommen wollen in unserer Sache, lassen wir solche Befragungen vorerst bei Seite und halten an dem Essentiellen der Aussage Cullers fest: In unserem Zusammenhang ist nämlich die Beobachtung Cullers äußerst evident, *weil* sie die Sprache der Literatur (und darum geht es Culler in dem Abschnitt, dem das obige Zitat entnommen wurde) auf ihre Absicht bzw. Funktion hin befragt und klarstellt, dass Sprache *feststellend* oder *herstellend* fungieren kann oder will oder es schlicht und ergreifend tut.

Anders und mit eigenen Worten formuliert — und damit wird ein neues *Kategorisierungsraster* eingeführt bzw. vorgeschlagen und somit der Wirklichkeit *übergestülpt*: Es ließe sich unterscheiden, ob die literarische Sprache in einem konkreten Fall tendenziell *beschreibend* oder tendenziell *idealisierend* ist. Wo eine *Beschreibung* vorliegt, geht es vorderhand — so lautet unsere Annahme — um eine *Beschreibung* der Dinge, so wie sie im Großen und Ganzen sind oder sie sich dem Betrachter, dem Erzähler zeigen oder er selbige versteht. Liegt umgekehrt eine *Idealisierung* vor, so geht es dem Anwender einer die Sachverhalte *idealisierenden* Sprache darum, die Dinge schöner, idealer, besser zu machen als sie sich in Wirklichkeit zeigen. Dahinter liegt, so darf man vermuten (oder dies ist zumindest eine von möglicherweise mehreren zulässigen Interpretationen von Wirklichkeit), die Absicht, ein Bild zu imaginieren, herzustellen, das für „besser“

¹ Culler, Literaturtheorie, S. 147

erachtet wird, das dadurch auch den Anstrich des Erstrebenswerten erhält. *Ideale* transzendieren die Wirklichkeit, den Ist-Zustand und animieren dazu, sich dem *idealen* Zustand anzunähern. Und irgendwie machen sie — und das ist das eigentlich Unangenehme an den Idealen — die Wirklichkeit schlecht oder zumindest ein bisschen schlechter, die Akteure innerhalb dieser Wirklichkeit wenigstens ein bisschen unzufrieden oder wühlen sie mehr oder weniger auf. *Idealisierend* und *performativ* sind *in diesem Zusammenhang* miteinander gleichzusetzen, weil sie beide (zumindest in der Imagination) das *herstellen*, was sie *vorstellen*.

Warum aber verlieren wir so viel Zeit mit diesen Feststellungen oder Behauptungen?

Weil — und das ist eine These der hier vorliegenden Arbeit — Franz Michael Felders Erzählkonzept sich genau diese beiden *forces* der Erzählsprache zunutze macht, um der Sache — seiner Sache (und damit anderen) — dienen zu können. Seine Erzählungen beginnen, bzw. sein Erzähler (es scheint wahrscheinlich, dass es sich um einen männlichen Erzähler handelt) beginnt in einer Erzählsprache, die als eine über weite Strecken und gemessen an der ihn umgebenden Realität *beschreibenden* Sprache charakterisiert werden kann (wobei sie auch freilich die ihn umgebende Wirklichkeit schönfärbt, auch darauf soll noch eingegangen werden). Im Laufe der fortschreitenden Handlung aber verändert sie sich immer mehr zu einer *idealisierenden* Erzählsprache, der Erzähler erzählt seiner Leserschaft also, wie die handelnden Figuren seiner Geschichte geradezu unvorstellbare Wandlungen vollziehen und derartige Reifungsprozesse durchmachen, so dass wir es am Schluss der Geschichte mit lauter idealiter verwandelten Figuren zu tun haben, vorausgesetzt, dass sie ihren Idealisierungsprozess überlebt haben: Jene Figuren, die nämlich nicht zu bekehren oder ausreichend wandlungsfähig sind, sterben schlicht und ergreifend weg oder werden — wie der unverbesserliche Pfarrer — des Dorfes verwiesen.

6.2 Zur Rolle des Erzählers

Die Geschichte der „Sonderlinge“ wird von einem *heterodiegetischen* Erzähler erzählt, also einem Erzähler, der in der Geschichte nicht selbst als Figur vorkommt und die Ereignisse weitgehend *unfokalisiert* wiedergibt. Der Inhalt des Romans wurde bereits im Einleitungskapitel (vgl. 1.2.1) erörtert.

Da jede Erzählung „per definitionem“, wie es bei Martinez und Scheffel heißt, „von jemandem erzählt wird, ist sie, sprechpragmatisch gesehen, immer in der ersten Person abgefaßt (selbst wenn der Erzähler die grammatische erste Person an keiner Stelle des Textes verwendet).“² Tatsächlich hören wir unseren Erzähler

² Martinez u.a., Erzähltheorie, S. 81

kein einziges Mal „ich“ sagen, zweimal aber verwendet er die *grammatische erste* Person — und zwar im Plural: Hier spricht er nämlich direkt die Leserschaft an, indem er sich in die Rede mithineinnimmt und zwar im ersten Fall:

- 1 „an diesem schönen Tage [...] nehmen **wir** Abschied von unsern Freunden und Bekannten“ [429] — es ist der Hochzeitstag von Franz und Mariann —,

sowie im zweiten Fall, wo der Erzähler den Lesern vorschlägt:

- 2 „Wir hätten wohl auch den neuen Tanzsaal besuchen können; doch wie lustig, wie ordentlich oder ausgelassen es da zugehen mochte, es war alles nichts Seltenes [...]“ [429].

In anderen Konstruktionen umschreibt der Erzähler eine Stellungnahme durch die erste Person entweder mit „man“³ oder mit einer Passivkonstruktion⁴, einmal sogar mit „niemand“⁵.

Insgesamt lässt sich sagen, dass von der Haltung des Erzählers her keine Absicht nach wirklicher Interaktion zwischen ihm und den Lesern besteht. Genau genommen spricht der Erzähler die Leserschaft nur in — die beiden soeben zitierten Stellen miteingerechnet — fünf Textstellen direkt an, zwei davon gehen übrigens zugunsten der Schilderung und Darstellung des Sepp.

- 3 „[...] etwas unbäurisch und sonderbar sind wohl dem geneigten Leser schon die Reden Sepps vorgekommen, und es wird ihm daher nicht unerwünscht sein, etwas mehr von dem Leben dieses Sonderlings zu erfahren, um sich daraus seine jetzige Denkungsart erklären zu können.“ [40]

Wie dieses Zitat entstammt auch das folgende dem „*Lebenslauf des reichen und doch unbeliebten Freimaurers*“ Sepp: Hier versucht der Erzähler ganz klar — und er deklariert dies ja auch als solches — ein umfassenderes Bild des Sepp für die Leserschaft herzustellen:

- 4 „Es darf daher den Leser nicht wundern, daß er [der Leser] vorhin diesen sonst sozusagen menschenscheuen Sonderling [Sepp] im Wirtshaus antraf, wo er doch wenigstens wieder Stoff zu finden hoffte, über die Leute zu lachen.“ [60]

Wie sich hier deutlich zeigt, ist es aber nicht die Absicht des Erzählers, den Sepp für seine Verschrobenheiten in Schutz zu nehmen.

Die fünfte Textstelle, in der der Erzähler mit der Leserschaft direkt interagiert, befindet sich im Schlusskapitel und sie ist gleichzeitig ein wichtiger Hinweis auf den Ort des Geschehens:

- 5 „Wenn du, lieber Leser, jetzt ins Dorf kommst und im Gärtchen unter den Flügeln des wieder zu Ehr’ und Ansehen gekommenen Adlers einen Schoppen

³ „mit Recht nennt man“ [182], „wie man zu sagen pflegt“ [158], „man sagt“ [415]

⁴ z. B. „nebenbei gesagt“ [38] oder „[kann] nicht wiedergegeben werden“ [179]

⁵ „Niemand mag das leugnen“ [327]

Ungarischen trinkst, so werden dir die muntern jungen Wirte und Wirtinnen von mancher Veränderung seit der Ankunft des neuen Pfarrers zu erzählen wissen.“ [422]

Durch diese Aussage setzt der Erzähler das Erzählte in einen direkten Bezug zur realen Außenwelt: Die im literarischen Text vorkommende Gastwirtschaft, den „Adler“, gab es wirklich. Von daher erscheinen auch die vom Erzähler gemachten Angaben der Jahreszahlen real, diese Textstelle steht ganz konkret im Zusammenhang mit dem „*Frühling des Jahres 1863*“ [417].

Dass die realen *jungen Wirte und Wirtinnen* von positiven Veränderungen, die seit der Ankunft des neuen Pfarrers in Gang gekommen sind, zu berichten wissen, darf heftig bezweifelt werden: Aus den geschichtlichen Quellen geht hervor, dass mit 3. Oktober 1864 (vgl. 3.2.3) zwar ein neuer Pfarrer ins wirkliche Dorf kommt, dass sich aber durch seinen Antritt die Stimmung im Dorf erheblich verschlechtert. Das mit „1863“ in Wirklichkeit und bei Abschluss der „Sonderlinge“ zeitlich in der Vergangenheit liegende Ende des Romans — Felder beschließt seine Schreibarbeiten 1866 — beschreibt also utopisch eine Idealszenerie von beinahe eschatologischer Qualität: Wie das Geschehen in „Nümmamüllers“ mit einer Hochzeit endet, so befinden wir uns am Ende der „Sonderlinge“ und auch bei „Reich und Arm“ an der Tafel einer harmonischen Hochzeitsgesellschaft versammelt. Sogar in „Aus meinem Leben“ lässt der autobiographische Erzähler die Schilderung seines Lebens mit der Trauung abbrechen.

Der utopische Charakter wird auch in der bereits zitierten Stelle (vgl. [2]), in der sich der Erzähler ins Geschehen einbringt, manifest, hier heißt es nämlich weiter:

Wir hätten wohl auch den neuen Tanzsaal besuchen können, doch wie lustig, wie ordentlich oder ausgelassen es da zugehen mochte, es war alles nichts Seltenes, während in der Stube so glückliche, so friedliche Leute beisammensaßen und sich offen und frei ihre Gedanken und Gefühle mitteilten. Getanzt hatte man früher oft unter diesem Dache, so eine Gesellschaft aber war noch selten oder nie beisammen gewesen. [429]

Den Erzähler vorschiebend, schreibt Felder hier gegen die triste reale Situation an, in der er und die Seinen sich befinden.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang — und damit wenden wir uns wieder dem *Ort* des Erzählens zu (vom „*Dorf*“ war hier ja bereits die Rede), dass, vergleichen wir Anfang und Ende des Romans, die Handlung sowohl an einem öffentlichen Ort beginnt, welcher gleichzeitig als *Redeort* (auf dem „*Platze vor der Kirche*“ [18] wird viel gesprochen, wie uns das Eingangskapitel eindrücklich vorführt) fungiert, als auch an einem solchen endet: Im Wirtshaus „*zum Adler*“ nämlich, in dem Franz und Mariannens Hochzeit gefeiert wird.

Was sich allerdings ganz augenscheinlich und *durch den Verlauf der erzählten Handlung* eindrücklich verändert, ist die Qualität der Gespräche bzw. die Art, wie und was hier miteinander (und nicht mehr übereinander) gesprochen wird: Die starrsinnigen Haltungen von Sepp und Barthle, die gleich zu Beginn des Romans thematisiert werden und die Aufschluss darüber geben, dass es keinen Zusammenhalt untereinander gibt, sondern dass jeder für sich und nur so agiert, wie er allein davon überzeugt ist, dass es richtig ist, stehen hier in einer deutlichen Opposition zu dem Vorschlag des Lieferanten, man solle sich zusammentun und so könne langfristig auch „*ein Verein geschaffen*“ werden, und auch zum bereits erwähnten quasi eschatologischen Schlussbild:

Das heutige Fest war nicht nur für ihre Angehörigen ein Fest der Liebe, der Versöhnung, sondern für alle Dorfbewohner. [428]

Der Erzähler erzählt nicht nur eine Geschichte einer gelungenen Episode im Leben eines Einzelnen (in dem Fall des Franz), sondern das Reifen und die Entwicklung des Franz geschieht im Einklang und parallel zur Versöhnung mit und innerhalb der Gemeinde — und das ist wohl eine der Hauptaussagen, die Felder durch seine Erzählung getroffen hat und die auch erfolgreich gelungen ist.

Bezüglich des *Zeitpunktes* des Erzählens⁶ können wir folgende Angaben machen: Die Erzählung setzt in einem „*der unfreundlichsten Monate seit Mannesgedenken*“ ein, nämlich im „*Heumonats des Jahres 1859*“ [17], es ist dies der Monat Juli, wie in den Anmerkungen verzeichnet ist⁷. Im *Herbst* („*die Blumen waren abgefallen*“ [425]) nach dem Antritt des neuen Pfarrers, von dessen Einzug im „*Frühling des Jahres 1863*“ [417] erzählt worden war, und zwar an einem „*schönen Tage, an welchem des Glückes Sonne nicht nur die Vergangenheit verklärt, sondern auch einen Strahl ihres Lichtes in die dunkle Zukunft sendet*“, heißt der Erzähler die Leserinnen und Leser — wie bereits erwähnt — „*Abschied von unsern Freunden und Bekannten*“ [429] zu nehmen: Zwischen dem ersten und dem letzten der insgesamt 20 Kapitel liegen also vier Jahre und kaum zwei Monate, in denen uns der Erzähler in der Erzählzeit des Präteritums über weite Strecken im Typ des *gleichzeitigen* Erzählens die Geschichte nahebringt, zu einem großen Teil also besteht eine zeitliche Koinzidenz von Erzähltem und Erzählen.⁸

In einigen Fällen gibt es freilich Rückgriffe auf Vergangenes, außerhalb der erzählten Zeit der Haupthandlung Liegendes, beispielsweise dort, wo die Leserschaft etwas über die Geschichte von Sepps Kindheit und Werdegang erfährt, um verstehen zu können, warum er solch ein Sonderling geworden sei; in diesem Fall leistet der Erzähler selbst den Rückgriff. Eine Rückblende in die Vergangenheit

⁶ vgl. Martinez u.a., Erzähltheorie, S. 69

⁷ Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 432

⁸ vgl. Martinez u.a., Erzähltheorie, S. 70 f

wird aber auch von den Figuren geleistet, dann nämlich, wenn sie einander von früheren Geschehnissen erzählen, hier trumpft etwa das Weberle mit der Episode über Klausmelkers Vertreibung auf: Des Weberles Erzählung besitzt somit verschiedene illokutionäre Kräfte, denn einerseits *erzählt* es um sich vor den anderen mit seinem Wissen wichtig machen zu können, andererseits — denken wir etwa an die Szene des Gesprächs der Heuer unter dem Apfelbaum (vgl. 102–112) — nimmt das *kleine Stücklein Mann* dem Erzähler damit gleichsam Arbeit ab, da es die Leserschaft über den Hergang der Vertreibung Klausmelkers durch dessen Vater Barthle informiert.

Eine andere Lösung, für die Leser Informationen über Vergangenes zu transportieren, ist das Einflechten eines Brieftextes: In dem Brief, den Franz von Klausmelker erhält, erfahren wir — in dessen eigenen Worten — Ausführliches über seinen Verbleib seit der Flucht aus dem Dorf.

Umgekehrt gibt aber der Erzähler in wenigen Fällen auch einen Hinweis auf Zukünftiges, so lesen wir etwa im vierten Kapitel der zweiten Romanhälfte:

[...] und bald sollte durch den für unsere Freunde und Bekannten später noch verhängnisvollen Streich einer Zigeunerin der Beweis geliefert werden, daß Mariann den Vater doch noch besser kannte als Franz. [289]

Wie bereits angedeutet wurde, tritt der Erzähler nur selten in den Vordergrund: Die Analyse der im Roman vorkommenden Sprechakte zeigt, dass sich nur 26 von den insgesamt 4164 Sprechsituationen direkt auf sein eigenes Sprechverhalten beziehen, dass er also metasprachlich die Leserschaft darüber informiert, was er *tut*, wenn er spricht.

Die häufigsten der dem Erzähler zuordenbaren Verba dicendi sind *erwähnen*⁹, *sagen*¹⁰ sowie *nachsagen*, wobei gerade dieses Verb anschaulicher als die anderen hier angeführten zeigt, dass auch der scheinbar objektive — wir wissen, dass es einen solchen nur idealiter geben kann — Erzähler Zuschreibungen vornimmt, etwa in den Fällen:

- „Nachgesagt aber muß ihm [dem Nagler, Vater des Sepp] werden“ [44];
- „und nachgesagt muß dem Sepp werden“ [233]; oder
- „doch muß ihm [Franz] nachgesagt werden“ [226]

Einmal tritt der Erzähler auffallend deutlich als Zensor der Geschehnisse in Erscheinung: Von dem „*Liedchen*“, welches die Alpknecchte beim Adlerwirt in feuchtföhlicher Feierlaune singen, berichtet der Erzähler nur, dass es sich dabei um ein Lied handelt, „*das aber hier nicht wiedergegeben werden kann*“. Vermutlich

⁹ z. B. „Sepp war das einzige Kind, was wohl weniger darum erwähnenswert ist, weil“ [44]; „Barthle, der, wie bereits erwähnt“ [101] oder „Auf Reden wie die oben erwähnten“ [323]

¹⁰ z. B. „nebenbei gesagt“ [38]; „es wird daher hoffentlich genügen zu sagen“ [114] oder „eine Weichheit, ja man darf sagen Schwäche“ [237]

will der Erzähler die Leserschaft schützen, damit es ihr nicht so ergeht wie dem Franz: Dieser „war“ nämlich beim Anhören des Liedchens „*feuerrot geworden*“ [179], gibt der Erzähler zu bedenken.

Eine besonders interessante Konstruktion findet sich im Schlusskapitel:

Die Geschichte der Sonderlinge als solcher ist nun zu Ende; doch ihre vielen Freunde in nah und fern, das heißt in etwa drei Dörfern, würden gewaltig einreden gegen die Behauptung, daß ihre Geschichte überhaupt schon zu Ende sei [...] [413].

Der Sprechakt, der sich auf den Erzähler bezieht, ist in diesem Fall die „*Behauptung*“, die der Erzähler allerdings noch vor dem Aussprechen zurück nimmt, und zwar deshalb, weil die „*vielen Freunde*“ der Sonderlinge dagegen „*gewaltig einreden*“ würden. So vermittelt nicht nur diese Sequenz, sondern vermitteln auch andere Passagen (etwa in dem Fall des *Nicht-Wiedergebens* oder des *Nachsagens*) — und zudem der gesamte Leseindruck ein Gros — ein Bild von einem Erzähler, dem es sehr ernst ist mit seiner Arbeit und der seine Sprechakte dann, wenn sie Gefahr laufen, spekulativ oder manipulativ zu wirken, auch als solche deklariert. Dass man beinahe geneigt ist, ihm zuviel Optimismus in der Schilderung der Schlussbilder zuzuschreiben, hat wohl eher mit dem Wissen um die reale Situation im wirklichen Schoppernau zu tun und kann nicht dem Erzähler zur Last gelegt werden.

Dass der Erzähler eine große und wichtige Rolle etwa beim Beschreiben der Figuren einnimmt und vor allem durch das Wiedergeben und Zitieren ihrer Rede — etwa durch die Rede einleitende Verba dicendi oder andere Benennungen ihrer Sprechakte — wird uns im folgenden Abschnitt zu beschäftigen haben.

6.3 Stellenwert des Sprechens in der Erzählung

6.3.1 Beschreibung der Figuren anhand ihres Sprechens bzw. Redeverhaltens

Der Erzähler tritt nicht nur durch metasprachliche Bemerkungen, also Bemerkungen, die sein eigenes Sprechen kommentieren, in Erscheinung, sondern er hat in sämtlichen Situationen, in denen es etwa darum geht, Räume oder Figuren zu beschreiben, Redeszenen wiederzugeben und Sachverhalte darzustellen, die sprichwörtlichen Finger im Spiel. Da es in der vorliegenden Arbeit um die Sprechsituationen und deren Darstellung bzw. Wiedergabe gehen soll, blenden wir Szenen wie etwa Naturschilderungen oder Beschreibungen von Räumen oder Gegenständen in der Hauptsache weitgehend aus. Wir werden ihnen aber in einem kurzen Exkurs (vgl. 6.3.2) Beachtung schenken, denn interessanter Weise werden auch Naturerscheinungen, Tiere oder andere nichtmenschliche Wesen durch Sprechakte beschrieben.

Wir erwähnten bereits, dass jemandes Art sich zu äußern — sei dies in der Alltagssprache oder im Rahmen eines literarischen Textes — immer auch ein charakterisierendes Licht auf seinen Sprecher wirft. Genau dieses Phänomen macht sich unser Erzähler als ein oft von ihm angewendetes Gestaltungsmittel zunutze. Besonders auffällig ist daran, dass er dem Sprechen seiner Figuren einen erstaunlich hohen Stellenwert zugesteht, ja ihnen sogar häufig ein eigenes Rederecht einräumt und sie selbst zu Wort kommen lässt. Allerdings gibt er ihre Zitate zumeist durch Verba dicendi oder andere Ausdrücke kommunikativer Semantik ein- oder ausgeleitet wieder, womit er den Sprechakten der Figuren mitunter bestimmte, von ihm festgelegte, illokutionäre Rollen zuteilt — welcher Art diese sind, werden wir in den Abschnitten 6.4 f. genau erörtern.

Gehen wir in einem ersten Schritt den Fällen nach, in denen der Erzähler die Figuren ausdrücklich anhand ihres Sprechverhaltens charakterisiert: Sehr häufig finden wir nämlich eine Figurenbeschreibung mittels deren jeweils typischen Art zu sprechen oder deren kommunikativem Verhalten, am häufigsten dann, wenn eine Figur neu in die Geschichte eingeführt und den Lesern vorgestellt wird. Eine (ausführliche) visuelle Zeichnung des jeweiligen Erscheinungsbildes einer Figur ist überaus selten und hat meist nur eine das Sprechverhalten begleitende Funktion.

So wird beispielsweise der Bauer prototypisch beschrieben als jemand, der an Schlechtwettersonntagen *„die langen Stunden unmöglich herumzubringen weiß“*, weil es *„mit dem Weibe [...] just nicht viel zu reden“* gibt. Um zuhause nicht *„beieinander sitzen“* zu müssen *„wie Klötze“*, findet er sich lieber mit anderen *„auf dem Platze Zurückgebliebenen“* zusammen, um dort zu plaudern, *„daß es eine Art hatt[e]“* [20]:

Der Bauer möchte immer auch gern ein Wörtlein dreinreden und ihm ist daher jede Gelegenheit erwünscht, wo er das kann und darf [...] Von Herzen gern läßt er einen etwa schon sechsmal Gehörtes der Länge und Breite nach erzählen, wenn er sich nur damit trösten kann, daß dann das Reden auch noch an ihn kommt und er treulich berichten kann, wie, wann, wo und von wem er das schon gehört und was er dann darüber zu seinem Weibe gesagt habe. [21]

Rösle, die Tochter des Adlerwirts, wird beispielsweise vorgestellt als eine, die die *„Groschengläschen [...] mit Branntwein füllte[,] ohne um“* das *„Begehren“* der am Stammtisch sitzenden Männer *„zu fragen“* [28]. Der Hans beschreibt den Adlerwirt als *„heuchelnd[.]“* und *„schmeichelnd[.]“*, er habe sich zudem Rang und Namen, *„das schöne Pöstlein erschwätzt und ertänzelt“* — und zwar *„mitsamt der Wirtin“*. Des Weiteren hat er das Rösle *„an sich und in seine Schulden, seinen Wirrwarr hinein verwickel[t], daß es sich dann gar nicht mehr herauszappeln kann“* [82].

Der Barthle *„polterte“* seine erste Äußerung *„mit lauter, hölzerner Stimme“*, er wird als ein *„betiger Mann“* beschrieben, dessen Lederhosen — wie der Zimmerer

Klaus anmerkt — „*von dem ewigen Beten um die Knie herum [...] verrutscht*“ sind [19]. Aus der Sicht Mariannens — aber in der Rede des Erzählers — wird der Barthle als einer beschrieben, der „*[d]as Tadeln [...] nun einmal nicht lassen [konnte]*“, wobei er sich gerade dadurch auszuzeichnen scheint, dass er „*gerade die [...] am schonungslosesten durchzunehmen [pflegte], welche ihm eigentlich die liebsten waren*“. Dieses seltsame Paradoxon erklärt der Erzähler — bzw. ist es wohl das, was sich Mariann über den ihr lieben Vater ihn entschuldigend zusammenreimt — damit, dass Barthle genau diese „*eben deshalb ganz fehlerfrei gewünscht hätte*“ [75]. Der Klaus, über den gesagt wird, dass er ein Maul habe, das „*sticht und haut*“ [108], zeichnet seinerseits den Barthle als jemanden, in dessen „*Sprachlehr’ das Wort ‚warum‘*“ nicht vorkomme [36].

Der Sepp wird dargestellt als „*ein rechter Streitkopf*“, der „*[g]ar nichts [...] unbegeifert lassen*“ könne [24] und dessen Reden „*so heidengottlos*“ [31] sind. So empört sich der Barthle darüber, dass der Sepp sich nicht schäme, „*die Sachen*“, die dieser „*im Kopf*“ habe, „*in einem öffentlichen Wirtshaus auszukramen*“ [34]. Andererseits gilt der Sepp im Dorf hingegen als einer, dem ein „*Darlehen [...] noch eher abzuschwatzen*“ ist „*als dem Barthle*“ [37] sowie als der „*einzigste, der dem Vorsteher öffentlich zu widersprechen wagte*“ [24]. Selbst der Erzähler gibt, die Szene beim Adlerwirt kommentierend, zu, dass „*dem geneigten Leser die Reden Sepps*“ möglicherweise „*sonderbar*“, da „*unbäurisch*“ [40] vorgekommen sein mögen. An anderer Stelle versucht der Erzähler zu erklären, warum Sepp vielen seiner Dorfbewohner der sprichwörtliche Dorn im Auge zu sein schien:

Daher die Abneigung des Vorstehers und seines ganzen Anhangs gegen ihn [Sepp], der nie schmeichelte, sich nie blind stellte, sondern alles sah, und was er gesehen hatte, nie verschwieg, obwohl er wußte, daß er sich bei denen, die, wie er zu sagen pflegte, das Kraut fettmachen, dadurch immer mehr in Ungnade brachte. [24]

Vom Weberle, dessen erster Redebeitrag beim Adlerwirt durch das Verbum dicendi *wiehern* beschrieben wird, erfahren wir, dass es „*vor den Bauern oft damit groß tat, alle in deutscher Sprache gedruckten guten Bücher gelesen zu haben*“ [38]. Als es ihm aber nicht gelingen mag, die Stammtischler mit seinem Wissen zu „*belehren*“, ja diese es gar bezichtigen ein „*Schwätzer*“ zu sein, spricht „*das beleidigte Weberle mit einer Stimme, die man bei einem so kleinen Männlein gar nicht vermutet hätte*“ [39]. An anderer Stelle erfahren wir, dass „*[i]m Schatten sitzen und erzählen*“ des Weberles „*Gaudium*“ [103] ist. Der Schatten bezeichnet hier zwar ganz konkret den Schatten des Apfelbaums, unter dem das Weberle und dessen Zuhörer — „*auch wenn es nur einen Hansmichel zum Zuhörer hatte*“ [103] — sitzen. Auf metaphorischer Ebene passt allerdings das diffuse Licht auch zum Inhalt des Gesprächs: „*Man sollt’ eigentlich nichts davon sagen*“ [111], wie das Weberle selbst zugibt.

Als der Sepp sich über seine gute Frau Marie ärgern muss, weil sie versucht bei der Erziehung des Sohnes Franz mitzureden, schimpft er, dass sie rede *„wie ein Weib, das immer zittert, immer zagt“*. Marie, eingekeilt zwischen dem *„Kampf der Mutterliebe und dem Pflichtgefühl der Gattin“*, weiß ohnehin, dass da *„[a]lles Reden [...] umsonst“* ist. So *„unterdrückte“* sie viel mehr *„als sie sagte“*, aber zuweilen geht eben *„der Mund über“*, wenn *„das Herz zu voll ist“* [61]: Aber *„je seltener“* ihre *„Gefühle zum Ausbruch kamen, desto mehr gärten sie in ihrem Inneren“*, fügt der Erzähler hinzu. Allerdings fügt Marie sich so gut als möglich in ihre Rolle: Von ihrem Mann schließlich zum Stillschweigen aufgefordert aber *„kann sie so wenig als eine Glocke auf einmal schweigen, aber ihre Rede ist nicht mehr Sturmgeläute, sondern nur noch das Verklingen des letzten Tons“*, welcher *„allerdings zuweilen etwas lange währt“* [90].

Eine beliebte und häufig verwendete Konstruktion, die zur Charakterisierung der Figuren verwendet wird, ist die Kombination eines Verbum dicendi mit dem Verb *pflügen*, wie etwa:

- *„Sepps Vater war ein armer Nagelschmied [...] er [...] pflegte daher sein ganzes Leben ein vernageltes zu nennen“* [40];
- *„Auf Reden, wie die oben erwähnten, pflegte er [Franz] in des Sennen eigentümlicher Redeweise, die er, ohne es zu merken, sich immer mehr angewöhnte, herzlich zu erwidern“* [323];
- *„Auf des Sennen Hochzeit ging es stiller her, als dieser früher zu prophezeien pflegte“* [326] etc.

Das Verbum *pflügen* indiziert dabei die Regelmäßigkeit, mit der Figuren etwas sagen oder tun, es ist also viel eher eine Beschreibung ihres Gesprächshabitus als die Wiedergabe einer konkreten Gesprächssituation.

Insgesamt machen wir im Laufe der Handlung Bekanntschaft mit einer ganzen Menge kantiger und überaus eigenwilliger Figuren, es sind jedenfalls *„Leute“* — um es mit den Worten des neuen Pfarrers zu sagen, der am Ende der Geschichte ins Dorf einzieht — *„mit welchen man nicht nur von Kuh- und Milchpreisen reden kann“* [425].

6.3.2 Beschreibung von Tieren, Naturphänomenen und Gegenständen anhand von Ausdrücken kommunikativer Semantik

[...] den freundlichen Gästen [wird] der Aufenthalt im Bregenzerwald vom rauen Nordwestler, dem unfreundlichen Gesandten des Winters, untersagt. Nur ungern und erst nach wiederholten Ermahnungen verlassen sie diese Gegend [...]. Oft scheint es, als ob sie sich noch einmal zurückwagen würden, aber gleich kommt der unfreundliche „Nördler“, ruft ihnen sein mächtiges Halt! entgegen und wirft den erschrocken Fliehenden murrend und polternd nach, was von dem auf den Bergen und in den Wäldern Zurückgebliebenen etwa noch ihnen gehören mag. [258]

In dieser kurzen Beschreibung des Verhaltens des Nordwestwindes finden sich eine ganze Menge Ausdrücke kommunikativer Semantik: *untersagen*, *Ermahnungen*, „*Halt*“ *entgegenrufen*, *murren*, *poltern*. Über einen solchen Einsatz der Verba dicendi bzw. Ausdrücke kommunikativer Semantik soll der Vollständigkeit halber nicht einfach hinweg gegangen werden: Viel zu spannend ist die Entdeckung, dass der Erzähler der „Sonderlinge“ nicht nur die Menschen, sondern auch nicht-menschliche Entitäten anhand solcher Ausdrücke beschreibt.

Tiere

Sehr häufig — und das ist nicht weiter verwunderlich, da „Sonderlinge“ im bäuerlichen Milieu spielt — finden wir die Äußerungen von Tieren: Da „*verkündete*“ etwa „*des Sennen Schellkuh*“ „*mit lautem Brüllen ihren Sieg*“ [130], da springen die Kühe an anderer Stelle „*[f]röhlich muhend und brüllend [...] dem Beiknecht nach zum Stalle heraus*“ [154] oder wir begegnen den „*weidenden Kühe[n] auf der Wiese*“, die „*ihre seitherige Pflegerin erkennend*“ „*ihr fröhlich brüllend entgegen*“ springen [252] und vernehmen das „*Muhen und Schellen der glücklich und gesund heimkehrenden Kühe*“ [156] bzw. ihr „*Gebrüll*“ [386]. Mitunter fangen „*die Kühe [...] wild zu brüllen an*“ [253] oder aber wir hören die arme kranke Kuh „*schmerzlich [...] ächzen*“ [377]. Insgesamt sind die Kühe tendenziell anthropomorph gezeichnet, es heißt etwa von den Kühen, dass sie „*Franzen ernst und fragend*“ ansehen, ein anderes Mal hingegen „*schüttelten sie verwundert die Köpfe, schlichen langsam weg und begannen wieder zu grasen und zu schellen*“ [254].

Aber nicht nur die Kühe geben Laute von sich, sondern wir lesen auch vom „*aufbegehrenden Schwein*“, das „*mit der Stallschaufel zum Schweigen*“ [372] gebracht werden muss — das Verb „*aufbegehren*“ ist hier deshalb anzuführen, weil es im Text an 21 anderen Stellen als Redeeinleitung vorkommt, wobei es in Verbindung mit einem menschlichen Sprecher steht — genauer gesagt ist es den männlichen Sprechern vorbehalten, es finden sich in diesem Text keine *aufbegehrenden Frauen*.¹¹

Neben dem sich ungeduldig und brüsk artikulierenden Schwein lesen wir auch von der „*Katze vor dem Fenster*“, die „*vergebens um Einlaß*“ „*miaute*“ [347], in der Natur hören wir den „*Gesang der Vögel*“ [114] das „*Schreien der erschreckt fliehenden Vögel*“ [317], wir hören Vögel, die „*ihr Morgenlied sangen*“ [97] oder

¹¹ In dem Roman „Reich und Arm“, welcher 1868 erscheint, ist dies anders: Hier findet sich ein einmaliger Hinweis auf Dorothee, die „*beehrte auf, wie man sie noch nie gehört*“. Felder, FMF Werke, Bd. 3: Reich und Arm, S. 144. Um eine quantitative Relation herstellen zu können, sei festgehalten, dass in „Reich und Arm“ das Verb *aufbegehren* insgesamt nur an 3 Textstellen auszumachen ist [144], [323], [331]. In „Nümmamüllers“ ist die Verwendung dieses Verbs überhaupt nicht nachweisbar. Sämtliche in „Sonderlinge“ vorkommende Belegstellen zu „*aufbegehren*“ sind Tabelle 1 in Abschnitt 6.4.3 zu entnehmen.

wir nehmen, vom Erzähler darauf aufmerksam gemacht, zur Kenntnis, dass „[d]ie Vögel in den Wäldern erstaunt“ „schwiegen“ [221].

Auch in der anthropomorphen Beschreibung der Natur voller Harmonie werden Tiere mit einem Verbum dicendi belegt:

Endlich stieg auch sie [die Sonne] herauf, groß und freundlich [...]. Tausend und abertausend Blumenaugen öffneten sich und blickten ihr freundlich zu, jedes Tier und Tierlein jubelte ihr entgegen [...] [417 f.].

Die Anmerkungen zu den tierischen Äußerungen abschließend, sei noch erwähnt, dass in einem Fall eine typische tierische Äußerungsart — umgekehrt — für die Rede des Weberles verwendet wird:

»[...] hä hä hä!« wieherte das Weberle, ein kleines Stücklein Mann, welches — nebenbei gesagt — sich vor den Bauern oft damit groß tat, alle in deutscher Sprache gedruckten guten Bücher gelesen zu haben. [38]

Das Verb *wiehern* wird also nur für dieses Männlein verwendet, ein Pferd tritt im Text nicht auf — mit Ausnahme eines ‚Steckenpferdes‘ [vgl. 414], doch das bleibt stumm und wird nur sprichwörtlich im Sinne von ‚etwas ist jemandes Steckenpferd‘ erwähnt.

Naturphänomene, Gegenstände

Auch Naturphänomene, die der Erzähler wahrnimmt, werden zu sprechenden Gesellen bzw. Dialogpartnern: Wir lesen, „daß Berg und Tal“ auf den Jubelruf Franzens „antworteten“ [221] oder dass die Berge „immer lauter widerhallten“ [152]. Auch die Bäume machen sich bemerkbar wie etwa durch ein „Brummen der ersten Tannen, die den neben ihnen vom Herbstwind entblätterten jungen Buchen wohl vom kommenden Frühling erzählen mochten“ [231].

Weitaus bedrohlicher mutet daneben der Sturm an, der, wenn er nicht „schwiege“ [397], „mit immer mächtigerer Stimme das Ende der schönen Jahreszeit verkündet“ [391]. An anderer Stelle heißt es: „Da droben brüllte der Sturm wie eine Kuh — wie die Kuh des Barthle“ [390]. Das Verbum *brüllen* bleibt also — neben den menschlichen (und wieder sind es hier nur *männliche* Sprecher, die über diese Redekompetenz verfügen¹²) — nicht nur den Kühen vorbehalten. Neben dem eben erwähnten ‚brüllenden Sturm‘ finden wir etwa auch „das unheimliche Brüllen des Kamins“ [374].

¹² Das Verbum *brüllen* kommt in „Reich und Arm“ als Äußerungsart von menschlichen Sprechern gar nicht vor, es findet sich überhaupt nur ein einziges Mal im Zusammenhang mit der Beschreibung einer Geräuschkulisse: „Und immer noch tönte es von der Fluh herüber, die Hörner brüllten, die Burschen lärmten immer wilder [...]“, vgl. Felder, FMF Werke, Bd. 3: Reich und Arm, S. 150

Um vieles gemäßiger ist hingegen die Äußerung, die der „einfache Holzschnitt“ tut, indem er „erzählt“ [209], welchen bedeutenden Stellenwert „das Vorsaß“ im Leben der Jugend, der Gesunden und der Lebensfrohen hat.

Interessant ist, dass den Naturerscheinungen oder Gegenständen je nach Wetter- oder Gemütsstimmung einmal sanfte Züge, einmal bedrohliche Attribute zugesprochen werden. Der Kamin *brüllt* nicht nur, sondern er kann auch Geheimnisse preisgeben wie beispielsweise in [371], wo „*der aus dem beinahe verschneiten Kamin aufsteigende Rauch das Walten speise- und wärmebedürftiger Wesen verraten*“ hat. Einmal erscheinen Franz die Berge geschwätzig — „*die Berge, die es immer lauter und immer weiter erzählen*“ [222] —, dann ist es ihm, „*als ob die zackigen Felsen droben ob seiner Alp das Gesicht verzögen zu einem schrecklichen schadenfrohen Lachen*“ [184]. Ein anderes Mal wird die Natur „*wie leises Kichern und Hohnlachen*“ wahrgenommen, „*[ü]berall regte sich's, rasselte, flüsterte*“ [232]; an anderer Stelle „*glaubte*“ Franz es „*[v]on den Bergen, den Wäldern, den Strömen*“ „*zuflüstern, rauschen, jubeln zu hören*“ [147].

Die Natur spricht durch verschiedene Medien, sei es durch das „*wie ein Wehschrei der Natur durchschauende Donnern der Lawinen*“ [393], auch das „*Kraehen der Tannen*“ kommt den Dorfbewohnern zuweilen „*wie ein donnernder Wehruf der Natur vor*“ [317]. Und wo alles winterkalt und erstarrt ist, „*mahn-ten*“ „*[n]ur die Wolken von trockenem Schnee, die an den kahlen eisbehangenen Felsen vorüberzogen, [...] noch an Leben und Bewegung*“ [350].

Gott, Bibel, Teufel, Engel, Kirchenglocken

Die Sprecher, die für die Bewohner des „Sonderlinge“-Romanuniversums eine hohe — wenn nicht die höchste — Autorität haben, sind jene, die aus dem Bereich des Volksglaubens, der dazu gehörigen Frömmigkeit und den religiösen Bräuchen sowie Institutionen zitiert werden. Auch hier handelt es sich nicht um typische, ‚reale‘ Sprecher, auch wenn der Erzähler ihre Aussagen und Sprechakte im gleichen Rahmen wie die der herkömmlichen Protagonisten vorkommen lässt.

Das Wort bzw. Sprechen Gottes spielt eine zweifellos wichtige Rolle: So zitiert der Sepp, um die Richtigkeit und Autorität seiner eigenen Aussage zu untermauern, einen Ausspruch Gottes: „*»Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen«*, sagte Gott, als er den Adam aus dem Paradies schickte auf diese Welt“ [35].

Barthle erinnert Marianne in einem Gespräch an das „*Gebot Gottes*“, wenn er sagt:

„Überlaß du derlei Arbeiten lieber denen, die sonst auf der Welt nichts können und nichts mögen. An Werktagen hast du dazu nicht Zeit, und an Sonntagen brauchst du nicht gegen das Gebot Gottes zu arbeiten.“ [73]

In einer „Fabel“, die der Senn erzählt, um die Kurzsichtigkeit der Wünsche der Menschen anschaulich zu machen, kommt es zum Gespräch zwischen einem „Bäuerlein“, das *„des schlechten Wetters wegen so lange mit unserm Herrgott [haderte], bis der zu ihm kam und sagte: „Ist dir mein Wetter nicht gut genug, so mach’ dir besseres“* [146]. Auch im Zusammenhang mit der *„Sucht vieler Weiber, als recht ordnungsliebend zu gelten“*, wird — diesmal vom Erzähler — eine Aussage Gottes zitiert: Von Marie heißt es, dass es ihr

[...] recht närrisch vor[kam], wenn sie ihre Nachbarinnen den ganzen Tag mit Besen im Hause und hauptsächlich vor demselben herumfahren sah. Trat sie dann einmal in die Wohnstube einer dieser „Ordnungsliebenden“ ein, so sah es da freilich aus wie in einem Pfarrhof, und das Weib stand mit dem Waschlumpen in der Hand vor der Haustüre und rief, wie Gott dem Moses, jedem Eintretenden zu: Ziehe aus deine Schuhe! [86]

An anderer Stelle wird ebenfalls an einen Sprechakt Gottes erinnert, als nämlich der neue Pfarrer *„ein Gebet zu dem“* spricht, *„der seinen Lehrern und Nachfolgern seinen heiligen Geist versprach“* (420). Sein eigenes Wirken legitimiert der neue Pfarrer, indem er *„[v]or der ganzen Gemeinde [...] niedergekniet“* war, um daran zu erinnern, dass *„auch er ein schwacher Mensch sei, nur stark und mächtig durch den, der ihn zu seinem heiligen Amte berufen und in dieses Dorf gesendet hatte“* [420].

In einem Moment, in dem Mariann in einer schlaflosen Nacht betend Trost und Halt sucht, *„fühlte“* sie sich *„wunderbar [...] gehoben durch das Gefühl, daß der Allmächtige, Weise, Unendlichliebende jetzt immer nahe sei und zu ihr rede durch Sturm und in der Stille, durch Glück und Unglück“* [375]. In einem Streitgespräch zwischen Franz und dem Pfarrer verleiht letztergenannter dem Buch Gottes selbst Sprecherstatus, indem er in seiner Rede hinweist: *„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, antwortet die Bibel“* [343 f.].

Im Gespräch mit der Gesellschaft beim Adlerwirt bringen dann die Schnäpsler, namentlich das Weberle — im Gegensatz dazu — den Teufel ins Spiel: In der Schule folge man nämlich, so erklärt das Weberle eifrig, *„weil man sonst des Teufels ist, hähähä!“*, was den Franz dazu veranlasst, nachzufragen, *„warum darf man denn nicht mit offenem Licht in den Stall? Warum darfst du keinen bayrischen Schnupftobak kaufen für dein Weib? Hat da der Teufel auch etwas zu sagen?“* [338]¹³ Auch wenn Franz nicht an den Teufel glauben will: Der Barthle hört ihn jedenfalls reden, als er mit schwerem Fieber und *„bewußtlos oder von*

¹³ Um an dieser Stelle Irreführungen zu vermeiden, sei die Anmerkung in dieser Fußnote erlaubt, damit wir auch des Weberles Antwort erfahren können. Es heißt also in der betreffenden Textstelle weiter: *„Das Weberle lachte: „Dumme Frage, wenn man ohne Laterne in den Stall geht, wird man zwei Gulden gestraft.“ „Warum?“ „Warum zwei Gulden? Dumme Frage! Damit beide etwas bekommen, der Anzeiger und die Armenkasse.“ [...] Der Doktor versuchte zu belehren: „Nicht um die zwei Gulden handelt es sich bei diesem Gesetze, das eine Wohltat ist für uns alle.“ „Das glaube, wer will“, sagte das Weberle kopfschüttelnd. [338]*

schrecklichen Träumen gequält da“ lag. Sepps Verunglückung verschuldet habend, „hörte er den Teufel nach Sepps Mördern fragen, um sie mit glühenden Ketten zusammenzuschmieden und dann schrie er: »Ich, ich!«“ [403].

In Franzens Traumbild redet ganz selbstverständlich ein „Engel“ zu ihm¹⁴, er vernimmt aber nicht nur Engelsstimmen, sondern auch Gott selbst als Sprecher, als „eine donnerähnliche Stimme“ nämlich, die „er ihm zurufen hörte: »Nicht nach dem Erfolg, nach dem Willen und der Absicht wird hier geurteilt. Dir sei, was du dir wünschtest!«“ [187].

Mariann hingegen hört — ganz ohne Traum — „die Stimme ihres Gewissens oder ihres Schutzengels, der sie warnen wollte, ja nichts hinter dem Rücken ihres Vaters zu tun“ [173] — der Erzähler relativiert jedoch ihre Wahrnehmung insofern als er hinzufügt, dass es möglicherweise nur „des Vaters [...] grelle[r], weithinschallende[r] Pfiff“ [172 f.] sei, den sie zu hören geglaubt habe.

Die Kirche, genauer: das Kirchengebäude, dessen Sprachrohr die Glocken sind, gibt sich ebenfalls mehrfach mit seinen Äußerungen als Sprecher zu erkennen, wobei die illokutionäre Rolle ihrer „Sprechakte“ für die Hörer offenbar keine Eindeutigkeit besitzt: Franz, in freier Natur und von seinen Sorgen momentan befreit,

[...] lauschte dann dem lieblichen Mittagsgeläute, welches jetzt die Arbeiter in Feld und Wald zur Ruhe und zum Gebete aufforderte. Er, der sonst für die Andacht auf Meßners Befehl „keinen Kreuzer gegeben“ hätte, fing jetzt unwillkürlich den Englischen Gruß an, wie die Arbeiter drunten im Dorf [...]. Da, ob dem stillen Wald ganz sich selbst überlassen, verstand er zum erstenmal recht, was die Kirchenglocken dem ermüdeten, von Sorgen gequälten Menschen zurufen, und aufrichtig bedauerte er alle die, die diese heiligen Klänge nur für einen polizeilichen Warnungsruf halten. [213 f.]

Ein anderes Mal allerdings „mahnte“ „der zwölfte Glockenschlag [...] Franzens ans Heimgehen“ [278], wobei er sich auf dem Weg nach Hause „[l]ächelnd“ daran erinnert, „wie er früher, als die Mutter ihm heimlich Schatzgräbergeschichten erzählen mußte, so ängstlich unter die Decke sich verkroch, wenn er die die Geisterstunde kündenden zwölf Schläge zählte“ [278]. Eine wiederum andere illokutionäre Rolle hat das Läuten der Kirchenglocke, wenn es darum geht, jemandes Tod zu verlautbaren: Da wird sie nämlich zur „Sterbeglocke“, wobei die Dauer des Läutens auch eine Aussage hat: Ein „[u]ngewöhnlich langes Läuten [...] verkündete am anderen Morgen den Tod eines Reichen“, heißt es nämlich, wohingegen man „[w]egen Hansmicheln [...] nicht viel Wesens gemacht [hatte], an Barthle aber hoffte der Meßner nun einmal einen rechten Butterstollen zu verdienen.“ [411]

¹⁴ „[...]»Menschen, wie du sie dir immer gewünscht hast«, antwortete der Engel“ [188]; „[...] [v]on Stolz oder sonst einer Nebenansicht getrieben [...]“, ergänzte der Engel“; „[e]in hinter ihm stehender Engel [...] sagte ihm“; „[w]ie recht hatte der Engel, als er ihm sagte [...]“ [188]

Gestik, Mimik, Körperteile in Sprecherfunktion

Auch Gesten oder emotionale Regungen können die Funktion des Sprechens übernehmen: Dabei ist interessant, dass sie, wenn sie dies tun, mehr preisgeben als ein sprachlicher Akt. Manchmal werden solche — nonverbalen — Äußerungen ebenfalls durch ein Verbum dicendi gekennzeichnet: Als ‚Sprecher‘ treten da etwa „*ein kummervolles Herz*“ oder „*ein feuchtes Auge*“ auf: „*auf dem Kirchweg hatte sich ihm ein kummervolles Herz erschlossen und dort hatte ihm ein feuchtes Auge, ein warmer Händedruck für empfangene Wohltaten gedankt*“ [325]. Das Herz erscheint auch in der Textstelle „*viel und vielmal hat das sündhaft schwache Herz gezittert und aufgeschrien*“ [407] als Sprecher.

In der Kommunikation zwischen Mariann und Franz ereignet sich im Laufe der Romanhandlung so manches Missverständnis, ohne Worte ergibt sich dagegen oft eine schöne Übereinstimmung zwischen den beiden, so auch in [257], wo es heißt, dass Mariannens „*warmer Händedruck [...] Franzen [sagte], daß sie wisse, was sie mit diesen Worten aussprach*“.

Das Verb *erzählen* wird eingesetzt, um zu zeigen, dass bestimmte nonverbale Begleitumstände mehr zu sagen haben und informeller sind als es ein Gespräch sein könnte, so etwa in „*der in ihrem lieblichen Gesichte doppelt rührende Ausdruck tiefsten Kummers*“, der entgegen des Eindrucks, den man oberflächlich von Mariannen gewinnen hätte können, „*von etwas ganz anderem erzählt*“ [242] oder wir finden diese Verwendung auch in: „*Er [Barthle] hätte gern gewußt, ob das Mädchen den Ruhestörer hörte und verstand, und ihr Erröten hatte ihm mehr erzählt, als ihm lieb war*“ [250]. Ähnlich verhält es sich bei der Beschreibung des Hansmichel, von dem es heißt, dass „*sein verzerrtes Gesicht*“ ihn „*als einen Schnäpsler bezeichnete*“ [25].

Sprichwort

Auch das Sprichwort genießt eine hohe Autorität, ja, es tritt sogar mehrfach selbst als ‚Sprecher‘ auf. Felder selbst war ein Sammler von Bregenzerwälder mundartlichen Ausdrücken, Sprichwörtern und Redensarten, die er, angeregt durch den Aufruf in Vorarlberger Zeitungen, in denen Joseph von Bergmann um die „Mitwirkung zur Sammlung des vorarlbergischen Sprachschatzes“¹⁵ gebeten hatte, systematisch niederzuschreiben begonnen hatte. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass Sprichwörter auch ihren Eingang in den Romantext gefunden haben. In den Fällen, in denen Sprichwörter gleichsam als sprechende Autoritäten

¹⁵ Gerhard Baur, Der Schoppernauer Bauer, Schriftsteller und Sozialreformer Franz Michael Felder als Erforscher und Sammler der Bregenzerwälder Mundart, in: Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs, 49. Jahrgang, 1997, hier: Baur, Der Schoppernauer Bauer, S. 16

erscheinen, stehen sie jeweils mit dem Verbum *sagen* in Verbindung: Der Kaplan in Sepps Geschichte meint, man müsse „*arbeiten oder frieren*«, wie das Sprichwort sagt“ [34], an anderer Stelle ruft der Erzähler ein Sprichwort auf: „*Doch was dem einen übel kommt, das kommt dem andern wohl, sagt ein altes Sprichwort, welches sich auch heute bestätigte*“ [78]. Auch in einer Rede des Senn, der sich gerne der alten Volksweisheiten bedient — es ist ja einer der Hauptvorwürfe des Sepp an den Senn, dass dieser Franz mit seiner „*Sprichwörter- und Altweibeweisheit*“ [116] verzogen habe —, findet sich ein ‚sprechendes‘ Sprichwort, als er nämlich versucht, seine Einschätzung über den Sepp kundzutun:

Der Senn sagte: „Mir kommt es vor, er sei im Allerinnersten nicht so schlecht, als er sich zeigt. Aber er haßt den Pfarrer, und ein Sprichwort sagt: Wer den Kaufmann nicht mag, der tadelt auch seine Ware. [...]“ [127 f.]

An anderer Stelle findet sich in den Worte des Sennen: „*Gedanken sind zollfrei, aber nicht höllfrei, sagt das Sprichwort*“ [203]. Und auch Klausmelker weiß ein Sprichwort aufzusagen: „*unnötige Gedanken bringen unnötige Werke*«, sagt das Sprichwort“ (356).

Um diesen Abschnitt zu einem würdigen Ende zu bringen, soll zum Abschluss noch ein Wort des beredten Weberle stehen, der sich auf die alten Bücher als ‚Sprecher‘ beruft:

Wenn das Weberle dem Pfarrer getreulich berichtete, was Franz und seine Freunde wieder gesagt hätten, schloß es fast jedesmal mit den Worten: „Ja, ja, wunderliche Dinge hört man heutzutage“, so daß man fast fürchten muß, die Schreckenszeiten seien da, welche die alten Bücher verkünden. [...]“ [330]

6.4 Wiedergabe des Sprechens bzw. Redeverhaltens der Figuren: Verba dicendi und Ausdrücke kommunikativer Semantik

Sich eingehend mit den in einem bestimmten literarischen Textkorpus vorkommenden Verba dicendi zu befassen, jenen aussagekräftigen Verben und auf Sprechakte bezogenen Ausdrücken also, die je nach Kontext, Intention oder Stil den Begriff des Sprechens zu beschreiben suchen, ist ein im gleichen Maße lohnendes wie dringliches Unterfangen, umso mehr als es sich dabei um ein — vor allem im deutschen Sprachraum — zu literaturwissenschaftlichen Zwecken noch wenig systematisch bewirtschaftetes Feld handelt. Von der lateinischen Grammatik her als Kategorie im Zuge der Einteilung der Verben bekannt¹⁶, spielen sie als *Kom-*

¹⁶ *Verba dicendi* erscheinen hier etwa in Abgrenzung zu *verba voluntaria*, *verba cernendi*, *verba rogandi* usw. Die Verba dicendi haben in der lateinischen Grammatik weiters eine wichtige Bedeutung im Zusammenhang mit der Verwendung des ACI, stehen doch die von den *verba dicendi et sentiendi* abhängigen Aussagesätze in der ACI-Konstruktion.

munikationsverben oder *Sprechaktverben* vor allem im Bereich der Linguistik (Lexikalisierung, Semantik) eine Rolle, komparatistische Arbeiten beschäftigen sich beispielsweise anhand von konfrontativen Vergleichen mit den Übersetzungsvarianten und -schwierigkeiten dieser Verben.¹⁷

Für die Literaturwissenschaft spielen *Verba dicendi* oder Sprechaktverben — vor allem im deutschen Sprachraum — nur eine geringe Rolle, im Zusammenhang mit literarischen Textinterpretationen sind sie kaum oder gar nicht als explizites Thema anzutreffen, wohingegen sie des Öfteren Untersuchungsgegenstand von sprachwissenschaftlichen Untersuchungen sind (vgl. die Arbeiten von Brigitte Teuchert¹⁸ oder Kathrin Unrath-Scharpenack).

In der im Wintersemester 2004/2005 an der Universität Wien gehaltenen Vorlesung „Literatur und Sprechakt“ weist Arno Dusini in seiner Einleitungsrede darauf hin, dass die deutsche Sprache über ein riesiges Lexikon verfüge,

ein Lexikon, das den Begriff Sprechen als einen Überbegriff erkennbar macht, unter dem sich, wie Fische in einem Walbauch, hunderte verschiedene Arten des Sprechens tummeln.¹⁹

Dusini weist auch darauf hin, dass wir mit vielen dieser *Verba dicendi* — mit diesem Begriff benennt er die „Tunwörter des Sagens“ — „sofort konkrete Lebensszenen in unserem Kopf [verbinden]“:

Ich meine, es wäre ein lohnendes Kapitel, danach zu fragen, aus welchen dieser *Verba dicendi* sich der Erfahrungshorizont eines Individuums, einer Schicht, einer Kultur zusammensetzte, welche dieser Formen von einem Individuum, einer Schicht, einer Kultur bewahrt, aktualisiert und verdrängt werden. [...] Ich möchte mich mit dem Hinweis darauf begnügen, dass die Sprache ein unendlich ausdifferenziertes Panorama von Verben entwickelt hat, die das Sprechen kennzeichnen,

¹⁷ So z. B. Jorge Eduardo Hernández, *Verba dicendi: kontrastive Untersuchungen Deutsch-Spanisch*, Frankfurt am Main [u.a.]: Lang 1993. Der Autor gibt in seinem Einleitungsteil einen umfangreichen Überblick über derartige Untersuchungen. Eine andere Arbeit, die sich mit der Übersetzung von Kommunikationsverben beschäftigt ist: Alexander Geyken, *Aufbau einer kontrastiven französisch-deutschen Lexikongrammatik am Beispiel der Kommunikationsverben* (=Studien zur Informations- und Sprachverarbeitung; Bd. 2), München: Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung 2001.

¹⁸ Brigitte Teuchert, *Kommunikative Elemente und ihre literarische Vermittlung. Zur Bedeutung nonverbaler Kommunikation und der verba dicendi in den Prosawerken Bölls, Dürrenmatts und Hesses*, Frankfurt am Main, Wien [u.a.]: Verlag Peter Lang, 1998 (= Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft: Reihe B, Untersuchungen; Bd. 37); Teuchert geht in ihrer Untersuchung der Frage nach, wie, in welcher Form und mit welcher Wirkung ein bestimmter Autor — ihr Textkorpus beinhaltet Texte von Heinrich Böll, Friedrich Dürrenmatt und Heinrich Hesse — nonverbale Elemente in der literarischen Vermittlung gebraucht. Mit der Untersuchung verbaler Elemente und Signale sind untrennbar die *Verba dicendi* verbunden, so stellt auch Teuchert fest: „Sie bilden Initiatoren und Terminatoren und tragen somit zu einer Sequenzierung von Texten sowie zu einer unterschiedlichen Klassifizierung der Dialoge bei“ sowie „*Verba dicendi* tragen [...] in ihrer autorspezifischen Auswahl und Häufigkeit ganz entscheidend zur literarischen Gestaltung und Charakterisierung der Dialoge bei.“, hier: Teuchert, *Kommunikative Elemente*, S. 4

¹⁹ Dusini, *Literatur und Sprechakt*, S. 5, Vorlesung vom 14. Oktober 2004

dass dieses Panorama uns zugänglich ist und dass es an uns liegt, unsere Sprechfähigkeit durch dieses Panorama aktiv zu erweitern. Die grammatische Kategorie des Verbums, des Tun- oder Tätigkeitswortes, das in unserer Kultur dem Sprechen und seinen vielfältigen Formen Ausdruck verleiht, wäre Fingerzeig genug.²⁰

Am Beispiel des für dieses Thema sehr ergiebigen Textes, dem Roman „Sonderlinge“ von Franz Michael Felder, der — so lautet unsere Annahme — ein ganz außergewöhnliches Ohr für die vielfältigen Sprechweisen seiner Umwelt hatte und trotz — oder vielleicht gerade wegen — seines schwachen Augenlichts seinen Zeitgenossen sehr genau, das Gesagte vom Sagen trennend, von den Lippen abzulesen imstande war, sei nun dem hinweisenden Fingerzeig Arno Dusinis detailliert nachgegangen. Bevor wir zur tatsächlichen Auflistung der Felder'schen *Verba dicendi* und anderen *auf Sprechakte sich beziehende Ausdrücke kommunikativer Semantik* gelangen, folgen noch einige theoretische Überlegungen zur Begrifflichkeit.

6.4.1 Theoretische Vorüberlegungen: Zum Begriff *Verba dicendi* bzw. Ausdrücke kommunikativer Semantik

In Kapitel 2.1.2 der vorliegenden Arbeit wurde bereits skizziert, auf welche Weise sich John L. Austin mit den Sprechaktverben beschäftigt hatte und warum man davon auszugehen hat, dass eine sprachliche Äußerung mehr ist als „ein bloßes Sagen“²¹: Eine Person, die eine (performative) Äußerung tätige, *tue* vielmehr etwas als dass sie etwas sage, sie führe durch das Sagen eben die als solche benannte Handlung aus. Ein Verb hat also innerhalb dieses Lese- und Verständniszusammenhangs die Funktion darzustellen, *welche spezielle Handlung ausgeführt* wird, wenn eine entsprechende Äußerung gesagt wird. Diese spezifische Art der Handlung wird von Austin später als *Illokution* bezeichnet.

Austin geht es in seinen theoretischen Überlegungen — auch darauf wurde bereits eingegangen — allerdings *nicht* um die Verben an sich. Erst in seiner zehnten Vorlesung weist er ganz explizit auf die Wortgruppe der Verben — „eine ganze Liste von explizit performativen Wörtern (bemerkenswerterweise Verben)“²² — hin, die den im Laufe der bisherigen Vorlesungen definierten Sprechakten einen Namen zu geben suchen, wobei es ihm hier primär um die Frage geht, ob es sich bei den aufgerufenen Verben um Verben von illokutionärer oder perlokutionärer Qualität gehe. Eine „allgemeine, vorläufige Klassifikation“²³ schlägt er schließlich in der zwölften (und letzten) Vorlesung vor, wobei er fünf Klassen benennt, mit deren Hilfe sich die Äußerungen nach ihren illokutionären Rollen einteilen lie-

²⁰ Dusini, Literatur und Sprechakt, S. 6, Vorlesung vom 14. Oktober 2004

²¹ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 30

²² Austin, Theorie der Sprechakte, S. 137

²³ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 168

ßen: Verdiktive, exerzitive, kommissive, konduktive und expositive Äußerungen sind die „mehr oder weniger barbarischen Namen“²⁴, mit denen er die einzelnen Kategorien überschreibt und unter die er signifikante Verben in Listenform subsumiert. Austin habe, so Gisela Harras, die Möglichkeit des performativen Gebrauchs von Verben „für einen geeigneten Test zur Zusammenstellung von sozial relevanten Handlungen innerhalb einer Gesellschaft, deren Sprache die entsprechenden Ausdrücke enthält“²⁵ gehalten und sie beschreibt für den Bereich der lexikalischen Semantik das, was Arno Dusini — wie soeben zitiert — als Desiderat für Nachforschungen im Bereich des *unendlich ausdifferenzierten Panorama[s] von Verben [...], die das Sprechen kennzeichnen*, formuliert hat:

Bezogen auf das Lexikon einer Sprache könnte man auch sagen: Die Möglichkeit des performativen Gebrauchs eines Verbs ist ein Indikator für seine semantische Diskretheit, in diesem Fall für die Lexikalisierung sozial verbindlicher kommunikativer Konzepte, vermittels derer sich die Sprecher der entsprechenden Gemeinschaft in spezifischer Weise auf eine ganz bestimmte kommunikative Handlung festlegen können.²⁶

Dieser speziellen Gruppe von Verben auf der Spur zu sein, heißt also — ob man nun deren lexikalische Indexierung oder, wie Dusini es genannt hat, *die Fische im Walbauch* im Blick hat — die [sozial verbindlichen] kommunikativen Konzepte einer sprechenden Gesellschaft kennen zu lernen oder — wie in unserem Fall — die innerhalb eines Romanuniversums erlaubten und verwendeten Konzepte sichtbar zu machen.

Im Einleitungstext zu ihrem semantischen Wörterbuch der englischen *Speech act verbs* macht Anna Wierzbicka schon 1987 darauf aufmerksam, dass Sprechaktverben eine enorm wichtige Rolle in der Wahrnehmung unserer Umwelt spielen würden: „The set of English speech act verbs“, so Wierzbicka — und das gilt wohl für die Sprechaktverben aller Sprachen —

reflects a certain interpretation of the world of human action and interaction [...] They shape their perception of human attitudes and human relations. They reflect their perceptions and they organize them. It is crucially important to understand what these ‚names‘ mean.²⁷

Sowohl das öffentliche als auch das private Leben bestehe, so Wierzbicka, aus einem gigantischen Netzwerk von Sprechakten. Das Interesse aber geht über die Feststellung des Einsetzens dieser Verben und den Hinweis auf die artikulierte

²⁴ Austin, Theorie der Sprechakte, S. 168

²⁵ Gisela Harras, Performativität, Sprechakte und Sprechaktverben, in: Gisela Harras, Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation, Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2001 (= Studien zur deutschen Sprache; Bd. 24), hier: Harras, Performativität, S. 17

²⁶ Harras, Performativität, S. 17

²⁷ Anna Wierzbicka, English speech act verbs. A semantic dictionary, Sydney: Academic Press Australia 1987, hier: Wierzbicka, English speech act verbs, S. 10

Sprache in einem Sprechakt hinaus: Es müsse vor allem um eine Interpretation dessen gehen, was gesagt wird, sowie um die Beobachtung, wie die Menschen miteinander sprechen und welche Handlungen sie dadurch ausführen, „what kinds of speech acts they are performing [...] Was this a threat? Or just a warning? Was this a suggestion or rather a request?“²⁸

Über die verschiedenen Überlegungen zur Terminologie dieser „names“ ließen sich seitenlange Abhandlungen und Zusammenstellungen verfassen, in der Sekundärliteratur findet sich eine Fülle von Begriffen dafür — abgestimmt freilich auf die verschiedensten Nuancen und Verwendungsweisen dieser spezifischen Sorte des Verbs; einige wenige Anmerkungen hierzu:

Während etwa Edeltraud Winkler in ihrem Artikel „Aufbau und Gliederung einer Synonymik deutscher Sprechaktverben“ die Termini Sprechaktverben und Kommunikationsverben „in gleicher Weise und ohne Unterschied“²⁹ verwendet wissen möchte, definiert Daniel Glatz in seinem Aufsatz „Zur Ereignisstruktur von Kommunikationsverben“ Kommunikationsverben als jene „Verben, die kommunikative Akte bezeichnen, welche mit sprachlichen Mitteln ausgeführt werden“³⁰. Er unterteilt sie in zwei Gruppen, in die der „[e]igentliche[n] Sprechaktverben, d. h. Kommunikationsverben, die hinsichtlich Sprechereinstellungen spezifiziert sind“ und in die jener „Kommunikationsverben, die nicht hinsichtlich Sprechereinstellungen bestimmt sind“³¹. Für deren semantische Beschreibung seien dabei zwei Typen von Sprechereinstellungen relevant, nämlich „die propositionale Einstellung des Sprechers“ und „die intentionale Einstellung des Sprechers“, die ihrerseits bezogen auf die Handlung des Hörers ist.³² Kristel Proost differenziert im Artikel „Zum Lexikalisierungsraum kommunikativer Konzepte“ zwischen Sprechaktverben, die ihrer Ansicht nach als „Kommunikationsverben im engeren Sinn“ bezeichnet werden können, darunter fallen Verben wie versprechen, loben, mitteilen usw., während zu den „Kommunikationsverben im weiteren Sinn“³³

²⁸ Wierzbicka, English speech act verbs, S. 3

²⁹ Edeltraud Winkler, Aufbau und Gliederung einer Synonymik deutscher Sprechaktverben, in: Gisela Harras, Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation, Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2001 (= Studien zur deutschen Sprache; Band 24), hier: Winkler, Aufbau und Gliederung einer Synonymik deutscher Sprechaktverben, S. 195

³⁰ Daniel Glatz, Zur Ereignisstruktur von Kommunikationsverben, in: Gisela Harras, Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation, Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2001 (= Studien zur deutschen Sprache; Band 24), hier: Glatz, Ereignisstruktur von Kommunikationsverben, S. 33

³¹ Glatz, Ereignisstruktur von Kommunikationsverben, S. 46

³² Glatz zählt hier die fünf Möglichkeiten: „epistemisch (*mitteilen*), voluntativ (*auffordern*), kategorisierend (*beurteilen als*), evaluativ (*loben*), emotiv (*lamentieren*)“ auf, in: Glatz, Ereignisstruktur von Kommunikationsverben, S. 47

³³ Kristel Proost, Zum Lexikalisierungsraum kommunikativer Konzepte, in: Gisela Harras, Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation, Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2001 (= Studien zur deutschen Sprache; Band 24), hier: Proost, Lexikalisierungsraum kommunikativer Konzepte, S. 77

etwa reden, flüstern, telefonieren, anschreien usw. gezählt werden können. Darüber hinaus aber können — so Proost im Anschluss an Dmitrij Dobrovol'skij — kommunikative Konzepte

[...] auch mittels komplexer kommunikativer Ausdrücke wie Idiomen (*jemanden einen Bären aufbinden, jemandem Honig um den Bart schmieren* usw.) und nicht-idiomatischen Phraseologismen (*sich die Seele aus dem Leib schreien, lügen wie gedruckt* usw.) lexikalisiert werden.³⁴

Kristel Proost beschäftigt sich in diesem Artikel auch mit der „lexikalischen Lücke“: Dabei handelt es sich um das Phänomen, dass erstens entweder — stellt man einen Sprachenvergleich an — eine adäquate Entsprechung eines bestimmten Wortes in der eigenen Sprache fehlt, dass es zweitens keine ‚Vokabel‘, keinen Namen für ein bestimmtes Objekt gibt oder dass drittens einem Wort sein antonymisches Gegenstück fehlt (beispielsweise kennen wir ein *Verarmen*, aber kein *Verreichen*).³⁵ Solche Lücken können ganz dezidiert für den Bereich der kommunikativen Ausdrücke festgemacht werden, wie Proost anhand anschaulicher Beispiele belegen kann, was im Rahmen der hier vorliegenden Betrachtungen ein besonders interessanter Hinweis ist.³⁶

Die „sprachlichen Mittel, die im Wortschatz einer Sprache zum Sprechen über sprachliche Handlungen vorhanden sind“, sollen nach Götz Hindelang „sprechhandlungsbezeichnende Ausdrücke“³⁷ genannt werden, als Abkürzung für diese zwar sehr präzise, doch etwas holprige Begrifflichkeit schlägt er „SB-Ausdrücke“ vor. Im Anschluss dazu erläutert er, welche sprachlichen Phänomene er darunter subsumiert: Zu den SB-Ausdrücken gehören „neben den einfachen Verben“ (wie „jemanden loben, jemanden tadeln, etwas geloben, jemandem etwas empfehlen, jemanden belügen“) auch „entsprechende nominale Ausdrücke“ (wie „ein Lob aussprechen; Lob zollen; Lob spenden, einen Tadel aussprechen, ein Gelübde (Gelöbnis) ablegen, eine Empfehlung aussprechen, jemandem Lügen aufhängen“) sowie „feststehende Redewendungen“ („jemanden über den grünen Klee loben, jemanden zur Schnecke machen, jemandem sein Ehrenwort geben, jemandem etwas ans Herz legen, jemandem einen Bären aufbinden“)³⁸.

Werner Zillig verwendet in seiner Untersuchung „Bewerten. Sprechakttypen der bewertenden Rede“ neben dem durchgängig verwendeten Begriff der „verba dicendi“ die Bezeichnung jener Verben als „»Namen von Sprechakten«“³⁹.

³⁴ Proost, Lexikalisierungsraum kommunikativer Konzepte, S. 78

³⁵ Proost, Lexikalisierungsraum kommunikativer Konzepte, S. 80 f.

³⁶ Ein Beispiel ist etwa der „Akt der Minimierung“, der als eine typische Reaktion auf das Danken auftritt („keine Ursache“, „gerne geschehen“ etc.): Das Deutsche verfügt über kein Verb, mit dem auf diese sprachliche Handlung Bezug genommen werden kann. Dieses und weitere Beispiele bei Proost, Lexikalisierungsraum kommunikativer Konzepte, S. 81–83

³⁷ Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 21

³⁸ Beispiele ebd., Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 21

³⁹ Werner Zillig, *Bewerten. Sprechakttypen der bewertenden Rede*, Tübingen: Max Niemeyer

Zum Verhältnis zwischen den Sprechakten *per se* und den die Sprechakte bezeichnenden Verben bzw. *sprechhandlungsbezeichnenden Ausdrücken* lässt sich ganz allgemein mit Gisela Harras et al. sagen, dass die grundlegenden Eigenschaften jener Akte, auf die durch die betreffenden Verben Bezug genommen wird, zugleich grundlegende semantische Eigenschaften der Verben darstellen und von daher können freilich die Erkenntnisse der Sprechakttheorie für die Bestimmung des semantischen Gehalts der *Verba dicendi* nutzbar gemacht werden.⁴⁰ Es gilt allerdings zu bedenken, dass nicht jedem Sprechakt*verb* auch ein Sprechakt*typ* entspricht; eine Liste von Sprechaktverben bzw. *Verba dicendi* ist nicht ohne weiteres mit einer Liste von Sprechakten bzw. Sprechaktklassifikationen gleichzusetzen. Besonders anschaulich wird dies, wenn — wie dies in der hier vorliegenden Arbeit systematisch gemacht wurde — die Redeeinträge der einzelnen Figuren zusätzlich nach ihren illokutionären Rollen kategorisiert werden (davon mehr in 7): Dass beispielsweise das Verb *sagen* bei den meisten Figuren als häufigster Redeeintrag vorkommt, mag nicht wirklich überraschen. Dass aber dieses *sagen* sehr verschiedene illokutionäre Akte bezeichnen kann, zeigt die kontextbezogene Interpretation.

Exkurs: Zur Klassifikation von Sprechakten So kurz und pragmatisch wie möglich sei an dieser Stelle auf den Bereich der Klassifikation von Sprechakten eingegangen. Grundsätzlich lässt sich zwischen jenen Ansätzen differenzieren, die „eine Klassifikation von illokutiven *Akten* anstreben (Searle und Wunderlich) und jenen, die eine semantische Analyse und Typologie von Sprechakt*verben* im Sinne einer lexikalischen Systematisierung vornehmen“⁴¹. Konzepte zur Klassifizierung der Sprechakte versuchen die sprachlichen Mittel zu fassen, anhand derer die jeweiligen Sprechhandlungen vollzogen werden:

Dabei nehmen Sprechaktverben zur Bezeichnung der jeweiligen illokutiven Funktion einer Äußerung zwar eine prominente Stelle ein, sind aber zur Identifizierung und Klassifizierung von Sprechakten nur ein, wenngleich wichtiger und illokutiver Indikator unter anderen,⁴²

gibt Reinhard Schmachtenberg zu bedenken.

Die erste Einteilung trifft John L. Austin: Er unterscheidet zwischen „illokutionäre[n] und perlokutionäre[n] Verben“, die je nach Kontext sowohl einen

Verlag, 1982 (= Linguistische Arbeiten; Bd. 115), hier: Zillig, Bewerten, S. 2

⁴⁰ Gisela Harras et al., Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Teil 1: Wörterbuch, Berlin [u.a.]: de Gruyter 2004 (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache ; Bd. 10), hier: vgl. Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 11

⁴¹ Schmachtenberg, Sprechakttheorie und dramatischer Dialog, S. 54

⁴² Reinhard Schmachtenberg, Sprechakttheorie und dramatischer Dialog. Ein Methodenansatz zur Drameninterpretation, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1982 (= Linguistische Arbeiten; 120), hier: Schmachtenberg, Sprechakttheorie und dramatischer Dialog, S. 54

illokutionären oder perlokutionären Akt bezeichnen können. Weiters nimmt er eine fünffache Klassifikation der „Äußerungen nach ihren illokutionären Rollen“ vor⁴³:

1. Verdiktive Äußerungen
2. Exerzitive Äußerungen
3. Kommissive Äußerungen
4. Konduktive Äußerungen
5. Expositive Äußerungen

John R. Searle schlägt ein Modell mit „grundlegenden Kategorien illokutionärer Akte“⁴⁴ vor. Er unterteilt ebenso in fünf Klassen⁴⁵ illokutionärer Sprechhandlungen und benennt diese:

1. Assertive
2. Direktive
3. Kommissive
4. Expressive
5. Deklarationen

Dabei wird deutlich, dass Searle im Gegensatz zu Austin eine Typologie der *Sprechhandlungen* vornimmt, während Austin von der semantischen Dimension der *Verba dicendi* her denkt: Searle trifft seine Einteilung, indem er sich sowohl auf illokutionäre und grammatikalische Indizien stützt und vor allem das durch verschiedene Sprechakte unterschiedlich thematisierte Verhältnis von „Wort“ und „Welt“ berücksichtigt.

James McCawley schlägt 1979 „in Anlehnung an und in korrigierender Ergänzung zu Austin“⁴⁶ eine siebenfache Einteilung der performativen *Verben* (nicht Sprechakte!) vor, wobei er von lexikographischem Interesse geleitet ist: Er beschäftigt sich mit der Frage, ob die Möglichkeit des performativen Gebrauchs eines Verbs aufgrund von dessen semantischen Eigenschaft bestimmt werden kann.⁴⁷ McCawley nennt folgende Gruppen performativer Verben:

1. Verdiktive (Verben, die „Urteilensakte“ bezeichnen wie beschuldigen, anklagen, diagnostizieren, einstufen, schätzen ...)
2. Operative (bezeichnen deklarative Akte wie taufen, ernennen, proklamieren, eröffnen, anklagen)
3. Imperative (bezeichnen Aufforderungsakte wie auffordern, befehlen, verbieten, ermahnen)

⁴³ vgl. Austin, *Theorie der Sprechakte*, S. 168 ff.

⁴⁴ Searle, *Taxonomie illokutionärer Akte*, S. 31

⁴⁵ vgl. Searle, *Taxonomie illokutionärer Akte*, S. 31–39

⁴⁶ Harras, *Performativität*, S. 20

⁴⁷ Die Frage, ob es lexikalische Beschränkungen für den performativen Gebrauch von Sprechakten gibt, beantwortet Gisela Harras übrigens mit einem eindeutigen „Nein!“, vgl. Harras, *Performativität*, S. 25

4. Adhortative (bezeichnen Ratens- und Ermahnensakte wie raten, vorschlagen, empfehlen, warnen)
5. Kommissive (kennzeichnen einen Verpflichtungsakt wie sich verpflichten, versprechen, erklären etwas zu tun)
6. Behabilitative (bezeichnen verhaltensbezogene Urteilsakte wie entschuldigen, tadeln, beglückwünschen)
7. Expositive (Verben, die kommunikationsstrukturierende Akte bezeichnen wie zugeben, feststellen, meinen, erwähnen, gestehen, schwören, schließen, postulieren usw.)

1990 schafft Daniel Vanderveken eine — wieder fünfteilige — „weitgehend unkontroverse Grundklassifikation“⁴⁸ von Sprechakten, er teilt diese ein in:

1. Repräsentative
2. Direktive
3. Kommissive
4. Expressive
5. Deklarative

Eine besonders differenzierte Einteilung findet sich im Standardwerk zu den deutschen Kommunikationsverben, im „Handbuch deutscher Kommunikationsverben“. Es ist 2004 erschienen und verzeichnet rund 750 Verba dicendi: Hier finden sich sowohl Verbparadigmen, die durch einen gemeinsamen semantischen Gehalt strukturiert sind, zweitens lassen sich grammatische, semantische und pragmatischen Besonderheiten der einzelnen Verben der Paradigmen, die in Lexikoneinträgen ausführlich dargestellt sind, nachvollziehen und drittens geht es auch um die Verwendungsmöglichkeit der Ausdrücke als Synonyme und ihre Austauschbarkeit in bestimmten Kontexten. Herausgegeben wurde das Handbuch vom AutorInnenteam rund um Gisela Harras am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim: Harras et al. haben für den deutschen Sprachraum eine herausragende Rolle inne, wenn es um eine systematische Erfassung der deutschen *Kommunikationsverben* geht. Bereits in den 1990er Jahren wurde in Mannheim „ein Projekt in Angriff genommen, das die systematische semantische Analyse von Kommunikations-, speziell Sprechaktverben zum Ziel hat mit dem praktischen Ergebnis einer «Erklärenden Synonymik kommunikativer Ausdrücke des Deutschen» (ESKA)“⁴⁹. 2004 wurde schließlich das bereits genannte „Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Teil I: Wörterbuch“ am Institut für deutsche Sprache vorgelegt, neben Harras wirken Edeltraud Winkler, Sabine Erb und Kristel Proost als Mitherausgeberinnen mit. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den Sprechaktverben des Deutschen, „d. h. auf Verben, mit denen auf Sprechakte

⁴⁸ vgl. Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 16

⁴⁹ Harras, Vorwort zu: Kommunikationsverben, S. 7

Bezug genommen wird“⁵⁰, Verben also, mithilfe derer der eine Aussage wiedergebende Sprecher den Satz zugleich als illokutionären Sprechakt definieren kann, also als warnen, fragen, fordern usw. Neben den „genuinen Sprechaktverben“, die in der Reihenfolge nach Vanderveken 1990 (Repräsentative (Assertive), Direktive, Kommissive, Expressive, Deklarative) angeordnet sind, finden sich im Handbuch aber auch

Verbausdrücke [...], mit denen auf keinen (spezifischen) Sprechakt Bezug genommen wird [...], modale und mediale Kommunikationsverben [...] sowie Verben, mit denen auf eine spezielle Art eines Sprechakts Bezug genommen wird [...] Schließlich sind Ausdrücke aufgenommen, mit denen auf Akte der Themenstrukturierung, Gesprächsstrukturierung und -sequenzierung Bezug genommen wird [...] sowie Ausdrücke, mit denen auf Akte kommunikativer Kontaktaufnahme Bezug genommen wird⁵¹,

wie Gisela Harras in der Einleitung des erwähnten Wörterbuchs festhält. Um den semantischen Gehalt sämtlicher Verben auf verschiedenen Ebenen beschreiben zu können, erfolgt die Einteilung gemäß den erwähnten Verbparadigmen. Die wesentlichen Komponenten zur Beschreibung der Sprechakte, die dabei jeweils genauer berücksichtigt werden, sind sein propositionaler Gehalt, sein Geschehenstyp (Zustand, Ereignis, Handlung), der Zeitbezug (vergangen, gegenwärtig, zukünftig), der Rollenbezug (Sprecher, Hörer) sowie die damit verbundene Sprecherabsicht.

6.4.2 Zur Auflistung der Ausdrücke kommunikativer Semantik

In Abschnitt 6.4.3 befindet sich eine umfangreiche Auflistung aller Verba dicendi, genauer aller „sprechhandlungsbezeichnende[n] Ausdrücke“⁵², welche im Roman „Sonderlinge“ zu finden sind: Diese wurden nicht deshalb aus dem literarischen Text isoliert und aufgelistet, um sie ihren Paradigmen gemäß systematisch zu indexieren und sie beispielsweise nach deren semantischem Gehalt zu kategorisieren. Worum es uns hier gehen soll, ist das Aufzeigen der *Fülle* von Namen, die das Sprechen benennen.

Das hier vorgestellte ‚Lexikon‘ der Verba dicendi und sämtlicher anderer Ausdrücke kommunikativer Semantik ist viel eher als eine Art von Wortschatzuntersuchung zu Franz Michael Felders Roman zu sehen — es handelt sich allerdings um keine umfassende sprachwissenschaftliche Analyse. Es geht vielmehr um die Erstellung eines kleinen, autorenspezifischen ‚Wörterbuchs‘, das ein bestimmtes Segment der literarischen Sprache Felders vorführt: Wie sich auch andere Untersuchungen eingehend und systematisch mit der Sprache eines Autors befassen, um sein (literarisches) Werk genauer beschreiben und analysieren zu können, so

⁵⁰ Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 10

⁵¹ Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 10

⁵² Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 21

soll auch in unserem Fall die systematische Erfassung von Felders Ausdrücken kommunikativer Semantik einen bestimmten und sehr wichtigen Teilaspekt von dessen literarischer Sprachverwendung aufzeigen und dokumentieren.

Durch vorliegende Auflistung der Verba dicendi und sämtlicher anderer Ausdrücke kommunikativer Semantik soll das Panorama des Miteinander-Kommunizierens (und Nicht-Kommunizierens) innerhalb dieses Romanuniversums aufgezeigt werden, um auch — in einem weiteren Kapitel (vgl. 7) — interpretatorische Schlüsse ziehen und einen neuen Lesezugang zu Felders Text erschließen zu können.

Hinweise zum Tabellenaufbau und zur Indexierung

In diesem Kapitelabschnitt finden sich insgesamt 5 (vier große und eine kleine) Tabelle(n), in der sämtliche aus dem Romantext „Sonderlinge“ isolierten Ausdrücke kommunikativer Semantik, in ihrem Kontext dargestellt, und mit der jeweiligen Belegstelle versehen, verzeichnet wurden.

Diese umfangreichen Tabellen wurden mit einem eigens für diese Dissertation entwickelten Computerprogramm erstellt. Der dem 2. Band der Gesamtausgabe von Felders Werk entnommene Text musste zunächst digitalisiert, d.h. also eingescannt und mittels einer OCR-Erkennung lesbar gemacht werden.⁵³ In aufwändigen Lesedurchgängen wurden in diesem Text sämtliche (verbalen) Ausdrücke kommunikativer Semantik mit einer Markierung versehen. Neben der Vielfalt der verschiedenen Ausdrücke entsteht damit auch ein Bild der durch den Dialekt bedingten orthographischen Varianzen und Eigenheiten der Sprache des Autors.

Jeder für unsere Darstellung relevante Eintrag wurde in dreifacher Weise markiert:

Zum Ersten wurde die Textstelle, in der sich ein Ausdruck kommunikativer Semantik befindet, durch eine Markierung isoliert: Damit sich der Leser einen guten Eindruck verschaffen kann, wie der jeweilige Ausdruck seine Verwendung findet, wird er in den Tabellen in seinem unmittelbaren Kontext dargestellt.

Zweitens wurde — in allen Fällen, in denen dies möglich war — der Sprecher markiert bzw. identifiziert. In vielen Fällen ist dies problemlos möglich, wie etwa bei

- *So sagte der Hansmichel*
- *„guten Abend, ihr Herren Stammgäste!“ rief Sepp*

⁵³ An dieser Stelle sei für die Bereitstellung dieser Dateien Herrn Dr. Jürgen Thaler, dem Leiter des Franz-Michael-Felder-Archivs in Bregenz, herzlichst gedankt.

Die Verbindung von sprechender Figur mit dem jeweiligen, von ihr verwendeten Ausdruck kommunikativer Semantik ist von erheblicher Bedeutung, wenn es um eine statistische Erfassung geht, die belegt, welcher Sprecher welche Sprechakte ausführt und über welche Arten des Sprechens er verfügt bzw. *nicht* verfügt.

In den Fällen, in denen der Sprecher nicht aus dem Kontext ersichtlich wurde, wurde er — aus der Lektüre des Kontexts erschlossen — per Klammereintrag hinzugefügt:

- *Unmutig rückte er eine Zeitlang hin und her, dann endlich rief er [Barthle]*
- *Lange rang sie und betete [Mariann] um Kraft und Erleuchtung*

War es nicht möglich, auf diesem Weg einen einzelnen oder bestimmten Sprecher zu ermitteln, wurde ein Kollektiv genannt („Gemeinde“, „Bauern“, „Schnäpsler“ etc.): Wenn also beispielsweise der Sepp sagt:

[...] da hab' ich z. B. die vorige Woche ein lustigs Stückle von einem Kaplan
[...] erzählen gehört; das hat mich wahrhaft recht herzlich gefreut [33],

so ist hier kein eindeutiger Sprecher auszumachen — diese Rede wird dem Kollektiv „Gemeinde“ zugeordnet. Neben der „Gemeinde“ ist auch die Gruppe der „Geistlichen“ ein wichtiger Kollektivbegriff. In diese Rubrik fallen alle kirchliche Amts- und Würdenträger, jedoch nicht der Pfarrer (in der Tabelle mit „[Pfarrer]“ gekennzeichnet) des Dorfes: Die ihm zuordenbaren Ausdrücke wurden dem Sprecher „Pfarrer“ zugeordnet.

In den Fällen, in denen es absolut unmöglich war, einen Sprecher zu eruieren, wurde dies auch — zwar nicht in der hier angeführten Tabelle ersichtlich — aber für die Bearbeitung hinter den Kulissen eindeutig — kenntlich gemacht.

Diese penible Bestimmung der Sprecher ist die unabdingbare Voraussetzung dafür, dass eigene, den Sprechern zugeteilte Listen generiert werden können und so eine Grundlage geschaffen werden kann, die es erlaubt, festzustellen, welche sprechende Figur über welche kommunikativen (In)Kompetenzen verfügt. Auf diesen Themenbereich wird in Kapitel 7 genauer eingegangen werden.

Zum Dritten wurde, um eine Indexierung möglich machen zu können, innerhalb der betreffenden Textstelle eine Stammform bestimmt und diese als Ordnungselement markiert: Diese Ordnungselemente sind den Tabellen in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet. Jene Textstellen, welche Doppelformen beinhalten (beispielsweise *bellend und lärmend*, *bittend und bettelnd*) bzw.

in denen mehrere Ausdrücke kommunikativer Semantik aufgezählt werden oder in einer anderen Verwendung innerhalb derselben Textstelle vorkommen, wie etwa in

- *Sie [Mariann] **sagte** das dem Vater und **sprach** dabei die Hoffnung **aus***
oder
- *aber so eine [Mariann] [...] muß nun mit dem Alten **Trübsal blasen***
und **Wehmut schnupfen**

wurden zwei- bzw. mehrfach in den Tabellen aufgenommen und sind jeweils unter der betreffenden Stammform indexiert aufzufinden.

Die Einteilung der so isolierten Ausdrücke in die Subtabellen erfolgte nicht nach semantischen, sondern nach grammatikalischen Kriterien. Um die Fülle von verschiedenen Formen verzeichnen zu können, wurde eine vierfache Kategorisierung festgelegt: Analog dazu wurden vier Tabellen, die die Ausdrücke in alphabetischer Reihenfolge mitsamt der Angabe der jeweiligen Seitenzahl ihrer Belegstelle auflisten, generiert. Die Seitenzahlen geben jeweils die Belegstelle an, an welcher *die markierte Stammform* zu finden ist: Die Wörter, die den Ausdruck umgeben und seinen Kontext bilden, können durchaus auf der vorderen bzw. der Folgeseite zu finden sein.

Anders verhält es sich bei der ersten, in Abschnitt 6.4.2 dargestellten Tabelle, die sich von den anderen insofern unterscheidet als hier das Kriterium für die Aufnahme in diese Tabelle tatsächlich nach semantischen Vorgaben erfolgte: Sie verzeichnet nämlich jene Ausdrücke kommunikativer Semantik, die den Bereich des Schweigens oder Verstummens betreffen, hier wurde allerdings nicht nach der jeweiligen grammatikalischen Form differenziert.

Zu den vier großen Tabellen

(1) In Tabelle 1 sind sämtliche Verben (in der Form des Infinitivs) verzeichnet, darunter fallen:

(1a) „klassische“ Verba dicendi, resp. jene Verben, die mithin auch als „Kommunikationsverben“ bezeichnet werden: *sagen, brüllen, flüstern, reden, antworten* etc.

sowie

(1b) die „klassischen“ performativen Verben: *warnen, verkünden, befehlen, versprechen, trösten, bitten* etc.

Ebenfalls hier zu finden — und auch sie sind unter dem jeweiligen Infinitiv indexiert — sind

- (1c) Partizipien wie *bittend* (bitten), *brüllend* (brüllen), *dankend* (danken), *jauchzend* (jauchzen), *murmelnd* (murmeln) etc.

Selbstverständlich sind hier auch

- (1d) nominal gebrauchte Verben verzeichnet wie *des Nennens wert* (nennen), *dem Murren* (murren), *das Lügen* (lügen), *hielt er mit Lesen inne* (lesen), *das Kritisieren* (kritisieren) etc.

Möglicherweise nicht unumstritten — und deshalb sei gesondert darauf eingegangen — sind die folgenden hier erwähnten Verb-Sonderformen, die ebenfalls in der Tabelle zu finden sind, nämlich

- (1e) die Verben *lachen* und *lächeln*⁵⁴. Die Aufnahme in die Tabelle erfolgte nur in den Fällen, da diese Verben als direkte Redeeinleitung eingesetzt wurden, etwa in

- „Aha, darum ist der Spitzbub da!“ *lachten einige*
- „Geh nur!“ *lachte der Senn*
- Aber ich weiß es jetzt doch, hä hä hä!“ *lachte das Weberle*
- „Das“, *lächelte der Doktor*

Partizipien dieser Verben sind nicht berücksichtigt, da es hierbei nicht um selbständige Äußerungen geht, sondern sie lediglich eine andere (kommunikative) Handlung unterstreichen oder begleiten, wie etwa bei:

- *Spöttisch lächelnd ging er [Sepp]*
- „Das also“, *sagte Sepp bitter lächelnd*
- *Dann sich wieder an Franzen wendend, sagte er [Senn] lachend*

Ebenso sind die Verben

- (1f) *seufzen* und *stöhnen* indexiert worden, allerdings scheinen sie — wie im obigen Fall (1e) — nur dann in der Tabelle auf, wenn sie als tatsächliche Redeeinleitung dienen, z. B.:

⁵⁴ Brigitte Teuchert zählt in ihrer Untersuchung „Kommunikative Elemente und ihre literarische Vermittlung“ im Anschluss an G. Michel „jemanden anblicken, lachen, kopfschütteln“ in ihrer „Systematisierung der Verba dicendi“ den „Verben mit nonverbalen Elementen“, deren Charakter ein „visueller“ ist (im Gegensatz zu Verben mit nonverbalen Elementen, die auditiven Charakters sind wie rufen, schreien, schnattern, piepsen etc.) hinzu. Diese Verben würden oft nur in einer kontextualen Verknüpfung die Funktion von Verba dicendi übernehmen, so Teuchert, vgl. Teuchert, Kommunikative Elemente, S. 66

- „Ja, alles!“ seufzte Franz
- „Ach“, stöhnte Hansmichel

(1g) Auch das schwer einordenbare Verb *trösten* wurde indexiert, aber ebenfalls nur dann, wenn es als tatsächliche Redeeinleitung gebraucht wurden, wie z. B.:

- „Laßt sie ruhig murren, wenn sie nur bezahlen“, tröstete der Vorsteher
- „Dich geht ja die ganze Geschichte gar nichts an“, tröstete Sepp das laut weinende Kind

Für die Punkte (1a) bis (1g) gilt, dass sich hier auch sämtliche negative Formen der jeweiligen Verben finden, also auch die Ausdrücke wie *nicht sagen*⁵⁵, *nicht sprechen*⁵⁶ oder *nicht fragen*⁵⁷ etc. Hingegen nicht in *dieser* Tabelle, sondern in einer eigenen Tabelle angeführt sind die Verben *schweigen*, *verschweigen*, *verstummen* und ähnliche Ausdrücke, die das Schweigen thematisieren. Sie scheinen in einer eigenen Tabelle auf, weil es sich dabei um keine „echten“ Verba dicendi handelt. Da aber der Bereich des Nicht-Sprechens eine durchaus wichtige Rolle im Roman einnimmt, dürfen wir diese Ausdrücke nicht aussparen. Auf den Bereich des Schweigens, Verstummens und Nicht-Sprechens wurde deshalb in Abschnitt 6.4.2 noch kurz gesondert eingegangen.

(2) In Tabelle 2 finden sich sämtliche isoliert stehenden Nomen (jeweils im Singular indexiert), die auf eine Sprechhandlung referieren. Dies sind zum einen

(2a) Nomen wie *Antwort*, *Bitte*, *Fluch*, *Vorwurf*, *Gebet*, *Bauerngeschwätz*, *Wort* etc.

als auch

(2b) „Titel“, die einer Figur verliehen werden bzw. Zuschreibungen wie *Murrkopf*, *Ratgeber*, *Eiferer*, *Tröster*, *Hitzkopf*, *Spaßmacher*, *Betbruder*, *Rosenkränzler*, *Plaudertasche* etc.

sowie

(2c) nominal gebrauchte Partizipien wie *Beichtender*, *Betender* etc.

⁵⁵ wie z. B. in *davon sagte unser Hansmichel natürlich nichts*

⁵⁶ wie z. B. in *dann hatte der Schuldbewußte [Klausmelker] nie den Mut, ein Wort zu sprechen*

⁵⁷ wie z. B. in *Noch nie kümmerte sich der Vater um ihre Bücher, fragte nie, wem sie gehörten*

Bei den Nomen handelt es sich oft um das Ergebnis einer Äußerung — zuvor wurde also eine Äußerung getätigt —, die für den Hörer von einer besonderen Bedeutung ist, weil sie einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat, womit wir gleichzeitig auch etwas über die Autorität der jeweiligen Sprecher erfahren: *die Worte der guten Mutter, die Worte des Pfarrers, die Worte des Vaters* oder *die Predigt des Sennen, des Pfarrers „göttliche“ Predigten* oder *des Hausvaters Rede*.

(3) Tabelle 3 verzeichnet sämtliche Kombinationen, in denen sowohl Nomen als auch Verb vorkommen, das betrifft also

(3a) verbonominale Fügungen wie *Glück wünschen, einen mildern Ton anschlagen, Vaterunser beten*

und

(3b) Funktionsverbgefüge (also jene verbonominalen Fügungen, bei denen die eigentliche Bedeutung im Nominalglied liegt und das Verb nur eine semantisch abgeschwächte Bedeutung hat — mit der Funktion, das ganze Gefüge in den Satz zu integrieren)⁵⁸ wie *(keine) Antwort geben* (= antworten), *eine Frage tun* (= fragen), *ins Verhör nehmen* (= verhören) etc.

Um den Eindruck einer Unschärfe bei der Indexierung auszuräumen, sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass nicht jedes verbonominale Gefüge in Tabelle 3 verzeichnet wurde: Hier finden sich nur jene Ausdrücke, bei denen es sich um eine (anzunehmende) festgefügte oder semantisch fix zusammengehörige Einheit handelt. Eine Textstelle wie z. B. *die übrigen Dorfbewohner aber wollten diesem Lob nicht beistimmen* wurde nicht den verbonominalen Gefügen zugerechnet, sondern in ihre Einzelteile zerlegt und sowohl unter dem Nomen *Lob* als auch dem Verb *beistimmen* doppelt indexiert.

In Ergänzung bzw. erklärend ist darauf hinzuweisen, dass

(3c) die Nennung der diversen *Gebete* in Kombination mit dem Verb *beten* wie festgefügte Wendungen behandelt werden: Deshalb sind Ausdrücke wie *Ave-maria beten, einen Psalter beten, Rosenkranz beten, Litanei beten* etc. in Tabelle 3 aufzufinden.

Eine analoge Lösung wurde im Fall von *singen* gewählt: Als Grundform gilt *Lied singen*, welche — ebenso wie alle Abwandlungen davon, wie etwa *Morgenlied singen, Schandlieder singen, das Dreimalheilig singen* etc. — in

⁵⁸ Substantiv und Verb sind dabei eine semantische Einheit und meistens entspricht das Gefüge einem Vollverb, also z. B. eine Korrektur vornehmen = korrigieren, Hilfe leisten = helfen etc.

dieser Tabelle angeführt sind. Sie wurden aber nicht separat unter Tabelle 2 (Nomen) oder Tabelle 1 (Verb) indexiert.

Ähnlich wie bei den Anmerkungen zu Tabelle 1 gibt es auch hier, in Tabelle 3, folgende Sonderfälle zu berücksichtigen: Erstens erfolgt der Hinweis auf den

(3d) Sonderausdruck *Kopf schütteln*, der ebenfalls hier verzeichnet wurde (vgl. dazu Fußnote 18). Zudem fungiert *Kopf schütteln* in einem Fall als tatsächliche Redeeinleitung:

- *Klausmelker schüttelte den Kopf*: „So wenig als du und der Pfarrer lang beliebt sein können, so wenig werden ich und der Vater eins.“

Und zweitens sind auch in Tabelle 3 die negativen Ausdrücke wie etwa

- *Sepp hat auch heute keinen Psalter gebetet*
- *Gott weiß meine Not ohne daß ich [Senn] sie ihm klage*

aufgenommen wurden, das Verbonominalgefüge *Maul halten* wurde hingegen der Tabelle *schweigen, verschweigen, verstummen* in Abschnitt 6.4.2 zugeordnet.⁵⁹

(4) **Tabelle 4** ist zwar die in sich inhomogenste Tabelle, allerdings birgt sie die schönsten und interessantesten Fundstücke: Hier finden sich all jene Ausdrücke und Konstruktionen, die nicht sinnvoll durch die Tabellen 1–3 erfasst werden konnten, darunter fallen

(4a) redensartige Wendungen

(4b) Worteinheiten aus dem Bereich der Idiome

(4c) Worteinheiten aus dem Bereich der nicht-idiomatischen Phraseologismen sowie

(4d) freie Wortverbindungen.

Beispiele hierfür — um nicht in definitorische Turbulenzen zu geraten, begnüge ich mich mit einer Aufzählung ohne entsprechender Zuweisung an die jeweiligen Unterpunkte — sind *eine Plaudertasche sein*, *jemandem die Zähne weisen*, *vor jemandem groß tun*, *beieinander sitzen wie Klötze*, *jemandem etwas auf die Nase binden*, *Mischmasch kochen*, etc.

Auch scheint hier eine Sondergruppe von Verben auf: Dabei handelt es sich um

⁵⁹ Auch Franz Dornseiff rechnet *Maul halten* dem Wortfeld bzw. der „Sachgruppe“ „Schweigen“ zu, vgl. Franz Dornseiff, Siebte unveränderte Auflage, Berlin: Walter de Gruyter 1970, hier: Dornseiff, Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen, S. 372

- (4e) Verben, die zwar eindeutig als Verben identifizierbar sind, die aber nicht in der Tabelle 1 aufscheinen, weil ihre Nennung NICHT unmittelbar auf eine Sprechhandlung hinweisen würde. Typische Beispiele hierfür wären etwa *etwas erwärmen, etwas umblümen und umnebeln, jemanden ganz abmalen, jemandem etwas einblasen, jemandem etwas einpflanzen* etc.

Ebenfalls aufgenommen wurde

- (4f) die oft gebrauchte Wendung *es heißt* (wie beispielsweise in „*Da hört ihr's!*“ *hieß es* oder „*s hab' von jeher geheiß*en“), wobei hinter 3 von 4 Textstellen das Sprecherkollektiv „Gemeinde“ als Urheber der betreffenden Aussagen steckt. Die Aussagen von dieser Qualität besitzen eine hohe Autorität insofern als viele der im Text auftretenden Figuren in ihrem Urteil zu beeinflussen oder zumindest zu beeindrucken imstande sind.

Insgesamt lässt sich sagen, dass die in Tabelle 4 verzeichneten Ausdrücke besonders eindrucksvoll vor Augen führen, was man mit Worten alles *tun* kann: *mit Sprüchen und Kraftschlägen alles vor sich hertreiben, die Geistlichen herunterreißen, Zwietracht säen, Verse mühevoll zusammenschrauben, jemandem ein gutes Wörtle geben, Wunden durch eine zwecklose Mitteilung wieder aufreißen* etc. Hierher gehört auch die autorspezifische Kreation des Begriffes vom *Wahrheitsgeigers* resp. *jemandem die Wahrheit geigen*.

Viele dieser Ausdrücke, die oft metaphorischer Natur sind, wären ohne Kontext gar nicht entschlüsselbar und geben einen schönen Einblick in die originelle Bandbreite der Wendungen: Während die Phrase *sich am hellen Werktag im Wirtshaus breitmachen* noch eher an eine kommunikative Handlung denken lässt, ist der Kontext bei *des Sennen Kunststücke machen* (die Kunststücke bestehen darin, mit den Bauern über ihr Vieh zu sprechen) oder bei *das ledige G'schäft* (damit sind die gegenseitigen Neckereien der jungen Leute gemeint) unabdinglich. Auch hat die Phrase *seine Gegner aus dem Sattel werfen* nichts mit einem Kräfteressen bei einem Turnier zu tun und bei *ins Blaue kommen* geht es nicht — wie man annehmen könnte — um einen Ausflug ins Grüne, sondern um das Abschweifen vom eigentlichen Gesprächsthema.

Einige Anmerkungen zu den Ergebnissen der Wortlisten

Die Tabellen bilden gleichsam das Herzstück der hier vorliegenden Arbeit und sollen einen Einblick bieten in die Fülle jener Formulierungen, die den Sprechhandlungen verschiedenster Arten einen Namen geben. Es handelt sich dabei nicht nur um ein bloßes Auflisten der einzelnen Ausdrücke kommunikativer Semantik, sondern die jeweiligen Belegstellen sind mitsamt ihrem unmittelbaren

Kontext dargestellt, was besonders in einigen Fällen aufschlussreich — und mitunter sehr unterhaltsam — ist. Einige Anmerkungen und Beobachtungen dazu:

- Besonders aufschlussreich sind zum Beispiel jene Situationen, in denen die Sprechhandlung von einer Beschreibung der Gesten des Sprechers begleitet wird, was im Übrigen relativ häufig vorkommt: So kann man etwas *kopfschüttelnd*, *achselzuckend* oder *handumdrehend sagen*, etwas *einen Schritt zurücktretend sagen*, etwas *jemandem die schrundenvolle Rechte reichend sagen* oder *jemandes Hand krampfhaft erfassend versichern* bzw. *sich die Augen wischend sagen*: Auch ohne den Inhalt der Rede — die Lokution der Aussage — zu kennen, gibt die begleitende Geste oft bereits einen (mitunter möglicherweise entlarvenden) Hinweis auf die Illokution der Aussage.
- Dann wäre da beispielsweise auf die häufig verwendete Doppelform einer Äußerung in Verbindung mit *lachen* oder *lächeln* hinzuweisen: Hiervon finden wir die verschiedensten Versionen: *lächeln und sagen*, *lächeln und murmeln*, *lachen und Bemerkungen machen*, *mit einem (eigentümlichen) Lächeln sagen*, *laut auflachend ausrufen*, *lachend einfallen*, *bitter lachend fortfahren*, *laut auflachend ausrufen* oder gar *das pfefferdütengraue Gesicht zu einem eigentümlichen Lächeln verziehen und erwidern*.
- Auch ist es interessant, der „Verortung“ von Sprechsituationen nachzugehen. Der *Ort*, an dem eine Redeszene stattfindet bzw. eine Äußerung getan wird, hat mitunter eine erhebliche Auswirkung auf ihren Inhalt. Direkt thematisiert wird dies zum Beispiel in der Szene vom Alpsonntag im zehnten Kapitel des ersten Romanteils, in der der Franz den Senn so völlig verändert vorfindet und für dessen Verhalten zunächst keine Erklärung hat:

„Mich nimmt's nur wunder, wie man so lustig sein kann, sobald man ins Wirtshaus kommt“, sagte Franz. „Das ist gar nichts Wunderbares“, erwiderte der Senn und sang [...]. Dann sich wieder an Franz wendend, sagte er lachend: „Immer den Hut nach dem Winde drehen! das ist eine alte Bauernregel. [...] Ja, Franz, so ist's; oder bist du auch schon lustig worden auf einem Friedhof?“ „Nein.“ „Und ich noch nie traurig im Wirtshaus. Hellauf und geschwind wieder eins gesungen, bevor die Fabrik erkaltet!“ So hatte Franz den Sennen noch nie gesehen. Er, der sonst so sparsam, trank einen Schoppen nach dem anderen und von der Vorsicht, mit der er sonst jedes Wort auf der Goldwaage wog, war nichts mehr zu bemerken. [176]

Wird also der Ort, an dem die jeweiligen Äußerungen getätigt werden, bei der Bewertung des Gesagten berücksichtigt, ist damit auch ein Aufschluss gegeben über die Wichtigkeit der Aussage: *im Wirtshause predigen*, *beim Adlerwirt sagen* sowie das *beim Heuen erzählen* hat zweifellos eine andere

Qualität als das private *in der Stube sagen* oder gar *auf dem Heuboden sagen*, wo einander nur besonders intime Dinge anvertraut werden. Das *gleich vor der Türe fragen* beschreibt hingegen die Dringlichkeit der Äußerung.

- Auch das Hereinnehmen des Gesprächsgegenstandes in den Ausdruck kommunikativer Semantik kann die unterschiedliche Wichtigkeit von Äußerungen aufzeigen: Die *Gespräche über den Käse- oder Kuhhandel*, das *vom Wetter anfangen*, *von Kühen und Mist reden* oder *über das Gehörte reden* fällt eher in die Kategorie der in der Alltagswelt relevanten Gespräche. Weiters wird gerne politisiert (*vom italienischen Krieg reden*, *über Schule und Regierung schimpfen*), Phrasen wie *über die neue Zeit fluchen*, *über die böse Welt jammern*, *mit Tod und Teufel drohen*, *von einer Landplage zur anderen kommen* oder *über die dummen Bauern spotten* geben — mehr zwischen den Zeilen — Auskunft über die Sprecherhaltung: Fortschrittsdenker *fluchen nicht über die neue Zeit*, Leute niederen sozialen Standes kommen vermutlich kaum dazu *über die dummen Bauern* zu spotten, da sie weiß Gott andere Sorgen haben.
- Ein völlig anderer Bereich ist der des Betens — sei es in Form des privaten frommen Sprechens zu Gott oder etwa das formelhafte Beten im Zuge des Einhaltens der vorgeschriebenen religiösen Konventionen. Einerseits ist zu erfahren, in welchen Situationen gebetet wird (*zum Tisch beten*, *im stillen Kämmerlein beten*, *in der Kirche die Litanei beten*, *um Ausdauer und Geduld beten*, *um Kraft und Erleuchtung beten*, *zum Schutzengel beten*) und welche Gebete aufgesagt werden (*das Johannisevangelium lesen oder beten*, *das Rosenkranzbeten*, *den Psalter beten*, *die fünf Vaterunser für den Geschiedenen beten*, *den Englischen Gruß beten*, *einen frommen Spruch dazu beten* etc.) Doch schreckt der Erzähler der „Sonderlinge“ auch vor durchaus kritischen Bemerkungen über das Beten nicht zurück: Wir finden hier Ausdrücke wie *nicht beten mögen*, *fünfzig Ave Maria herunterhaspeln*, *aus Gewohnheit beten*, *jemandem ist es gar nicht ums beten*, *nichts anderes zu beten wissen*, *das gedankenlose Rosenkranzbeten* etc.
- Manche der hier vorgestellten Phrasen können Aufschluss geben, in welcher Lautstärke oder emphatischen Intensität etwas artikuliert wird — *kaum hörbar fragen*, *kaum hörbar sagen*, *halblaut sprechen*, *leise hauchen*, *mit halb erstickter Stimme sagen*, *mit unsicherer Stimme fragen*, *stocken*, *zischeln*, *jemandem etwas zuflüstern*, *stottern*, *verstohlen murren*, *mehr brüllen als reden* usw.
- In allen Erzählungen Felders nehmen jene Sprechszenen breiten Raum ein, in denen über andere Figuren in der Dorfföfentlichkeit geurteilt wird. Auch

der Erzähler der „Sonderlinge“ zeichnet dieses kommunikative Verhalten überaus plastisch nach. Mit besonderer Genauigkeit gestaltet er diese Szenen, was gleichwohl bemerkenswert wie nicht verwunderlich ist: Der Kraft, die sich aufgrund des *Klatschens* und *schonungslosen Durchhecheln*s zusammenballt, sind schließlich nicht nur die Figuren ausgesetzt: Der Dichter selbst ist Zeit seines Lebens ihr Opfer und wird realiter durch die ihm hinterher gerufenen Worte zum Gejagten, so wie er es auch literarisch verarbeitet in kraftvollen Ausdrücken wie *bellend und lärmend, jemanden durchhecheln, wie Hunde auf einen Gedanken losspringen und daran herumnagen, den Klatscherinnen ins Handwerk pfuschen, spotten, eifern, jemandem mit unvorsichtigem Geschwätz da und dort böses Spiel machen, jemanden nur so zum Spaßmachen vor die Leute reißen, an jemandem kein gutes Haar ungerupft lassen* etc.

- Wie viel manipulierende Kraft intentional in einem Sprechakt stecken kann, können wir etwa an folgenden Ausdrücken ablesen: *jemandem ein Darlehen abschwätzen, sich einen Gedanken auszureden vermögen, jemandem Vorurteile einpflanzen, jemandem etwas einblasen, jemandem etwas in den Sinn geben, mit dem Machtwort „Aschermittwoch“ der ganzen Herrlichkeit ein Ende machen, jemanden so mir nichts dir nichts hinüberschwätzen auf den breiten Weg des Verderbens* etc.
- Abschließend soll noch auf das Phänomen der *öffentlichen Meinung* hingewiesen werden: Weil es sich dabei um ein bedeutendes Element — nicht nur in „Sonderlinge“, sondern in Felders Werk insgesamt — handelt, wurden sämtliche dazu gehörige Textstellen in Tabelle 2 aufgenommen, wo sie unter dem Nomen „Meinung, öffentliche“ indexiert sind. In vielen Fällen ist dieses durch Sprechakte realisierte und immer aufs Neue iterierte Phänomen naturgemäß dem Sprecherkollektiv „Gemeinde“ zugeordnet. Felder litt — wie viele seiner Zeit- und Leidensgenossen — sehr unter des „Volkes Stimme“, welche, so lautet seine Diagnose in seinem Aufsatz „Über die öffentliche Meinung“, gleichzusetzen sei mit der „Stimme Gottes“⁶⁰. Nicht nur in diesem Text, sondern auch in seinen literarischen sowie autobiographischen Schriften beschäftigt er sich eingehend mit dieser speziellen Sorte von

»[...] Rechtsbewußtsein eines Volkes«, einer Klasse oder eines Kreises, die Stimme Gottes, wie dieses Volk, dieser Kreis, diese Klasse [sie] gehört oder verstanden hat. Und so will sich wohl auch jeder verstanden wissen, der im Drange des Augenblickes, warum immer das auch geschehe, sich auf die

⁶⁰ Felder, Über die öffentliche Meinung, in: Felder, FMF Werke, Bd. 8, S. 128

öffentliche Meinung beruft, auf dieses allmählich wieder zu Ehr und Ansehen kommende Gottesgericht.⁶¹

schweigen, verstummen und still bleiben

Der Vollständigkeit halber gilt es zu erwähnen, dass sich hier analog zu den vielen verschiedenen Möglichkeiten das Sprechen bzw. Sprechhandeln zu thematisieren, auch eine Reihe von kommunikativen Ausdrücken finden, die das Nicht- oder Kaum-Sprechen, ein Schweigen und Verstummen ausdrücken.

Vor dem so freundlich, so liebevoll mir entgegenkommenden Mädchen stand ich so starr und stumm, wie eine geschlossene Haustür [...] [182 f.],

resümiert Franz zerknirscht über die gescheiterte Kontaktaufnahme zu Mariann und man darf ihm seine Unfähigkeit auch nicht verargen: Wo hätte Franz denn „richtiges“ kommunikatives Verhalten lernen sollen, lebt er doch inmitten eines sozialen Feldes, voll von engstirnigen, von Armut und Neid (das eine geht wohl mit dem anderen Hand in Hand) belasteten, durch strenge religiöse Gebräuche und katechistischer Frömmigkeit gezähmten Menschen, die sich der Gehässigkeit und der Macht der Worte der *öffentlichen Meinung* zu beugen bestrebt sind, um nicht *ins Gerede zu kommen* oder *einen schlechten Ruf* abzukriegen.

Das Sprechen zu unterlassen oder auf Worte zu verzichten, hat, ebenso wie das Sprechen, eine Handlungskomponente und — wie jeder Sprechakt — illokutionäre Rollen und perlokutionäre Wirkungen, unabhängig davon ob das Schweigen aufgrund eines bewussten Verweignens oder Unterlassens zustande gekommen ist oder durch das Unvermögen (sprechend) zu handeln: sei es aufgrund von fehlender (z. B. sozialer oder fachlicher) Kompetenz oder durch emotionale Verstrickung evoziertes Unvermögen.

In „Sonderlinge“ spielt der nicht geglückte, verunstaltete oder nicht zustande gekommene Sprechakt eine tragende Rolle und hat so eine wichtige Bedeutung im Duktus der Handlung, weil Nichtausgesprochenes, Unaussprechbares und Sprechverbote — seien sie selbst auferlegte oder von außen aufoktroyierte — Konsequenzen nach sich ziehen. Die Benennung solcher Situationen erfolgt durch zahlreiche Ausdrücke, die den Ausdrücken kommunikativer Semantik nicht unähnlich sind. Um eine genaue Differenzierung vornehmen zu können, scheinen sämtliche dieser Ausdrücke (ohne genauere Differenzierung gemäß ihrer grammatikalischen Erscheinungsform) in einer gesonderten Tabelle auf:

Neben den Verben *schweigen*, *verschweigen*, *verstummen* oder dem Verbonominalgefüge *Maul halten* finden sich hier auch jene Konstruktionen, die in Zusammenhang mit dem Adjektiv „still“ stehen: *von einer Sache still sein* oder *still bleiben*, *mäuschenstill* bzw. *mäuslestill sein*.

⁶¹ Felder, Über die öffentliche Meinung, in: Felder, FMF Werke, Bd. 8, S. 130 f.

Besonders interessant sind die sprachlich kreativen Formulierungen wie *nur den Zuhörer machen* oder *beieinander sitzen wie Klötze*. Die Phrase *geladene Gewehre mit sich herum tragen* thematisiert nicht nur den Umstand des Unausgesprochenseins selbst, sondern vor allem auch die Gefährlichkeit, die damit in Zusammenhang steht: Wird zu lange etwas, was gesagt werden will oder soll, unterdrückt, läuft es Gefahr, an anderer Stelle zu explodieren. Dieses Phänomen ist beispielsweise beschrieben in der folgenden Textstelle:

Das wußte auch Marie gut genug, aber wenn das Herz zu voll ist, geht der Mund über. Zwar unterdrückte sie mehr, als sie sagte, und wenn sie gegen den Willen Sepps ihrem Liebblinge manches erlaubte und verbot, wie sie selbst es für gut fand, so geschah das meistens ganz unwillkürlich [...]. Aber je seltener ihre gegenseitigen Gefühle zum Ausbruch kamen, desto mehr gärten sie in ihrem Innern. [61]

den Zuhörer machen	[Franz] nur den Zuhörer machte	157
geladene Gewehre mit sich herum tragen	Die [Vorsäßgesellschaft] tragen auch keine geladenen Gewehre mit sich herum	226
geladene Gewehre mit sich herumtragen	ein geladenes Gewehr [Franz] ist oft gefährlicher als der Schuß, vor dem man sich in acht nehmen kann	136
	trage doch nie heimlich geladene Gewehre mit dir [Franz] herum	136
im Dunkeln lassen	und habe schon allerhand an den Tag gebracht, das sie [Gemeinde] wohl lieber im Dunkeln gelassen hätten	81
innehalten	Als daher Marie einmal etwas länger als einen Augenblick innehielt	91
Maul halten	Für heut' hast du [Sepp] nun das Maul zu halten!	207
	das klügste wär', in dem Stück das Maul zu halten [Klausmelker]; verstanden!	281
mäuschenstill dastehen	jetzt aber stand er [Franz] mäuschenstill da	172
mäuschenstill sein	Eine Weile war es in der Stube [Schnäpsler] mäuschenstill	36
mäuslestill sein	Überdies hieß der Hansmichel [...] sie alle [Schnäpsler] mäuslestill sein	30
mitteilen	die übrigen Schnäpsler hatten sich nur augendrückend ihre Gedanken mitgeteilt	36
Schweigen	als ihr [Mariann] Schweigen	352
	Die anderen Bahrenträger winkten dem Beiknecht Schweigen zu	401
schweigen	daß auch sie [Bettler] Schweigen für das Klügste hielten	25
	In der großen Gaststube des Wirtshauses „Zum Adler“ saßen am runden Haustische in der untern Ecke schweigend einige Männer [Schnäpsler]	28
	Schweigen hatte daher den Schnäpslern das Klügste geschienen	37
	daß sie [Naglerin] nicht mehr schweigen konnte	43
	Schweigen [Gemeinde] war das Klügste	50
	nachdem er den Sepp vergebens zu bekehren oder doch zum Schweigen zu bringen versucht hatte	66
	Sie [Mariann] hätte von Herzen gern geschwiegen	71
	er [Hans] solle nur schweigen ihretwegen	81

da kann, da darf ich [Marie] nicht länger mehr schweigen	90
Freilich kann sie [Marie] so wenig als eine Glocke auf einmal schweigen	90
Mariann schwieg eine Zeitlang und sah auf den Boden	95
Eine Zeitlang hatten beide [Franz] [Marie] geschwiegen	162
als sie [Marie] schwieg	164
hatte sie [Mariann], erschrocken über sich selbst, geschwiegen	172
[Franz] noch immer auf den Boden sah und schwieg	173
so daß die Singenden [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] erstaunt schwiegen	178
Man hieß die Sänger [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] schweigen	180
Schweigend schritten Vater [Sepp] und Sohn [Franz] der Heimat zu	181
Franz eilte schweigend zum Herd	191
Franz sah verlegen auf den Tisch nieder und schwieg	192
Beide [Doktor] [Franz] schwiegen	215
der Doktor aber schwieg	215
Die Vögel in den Wäldern schwiegen erstaunt	221
Er [Barthle] schwieg eine Weile	248
Eine Zeitlang standen sich die beiden [Franz] [Mariann] schweigend gegenüber	254
sie [Mariann] erschrak über das, was diese Rede verraten hätte und schwieg	254
Barthle schwieg	270
Barthle schwieg	272
Minutenlang saßen die Glücklichen [Franz] [Mariann] Arm in Arm schweigend da	277
Mariann schwieg	285
wenn nur auch du [Mariann] Franz gegenüber schweigen kannst	294
Sepp hatte schweigend den beiden zugehört	302
oder abends, wenn die Stube voll war, schweigend im Ofenwinkel sitzen [Sepp]	302
Es gelang ihm auch bald, Mutter und Sohn [Franz] [Marie], wenigstens wenn er dabei war, zum Schweigen zu bringen	309
die denn auch die Spötter bald zum Schweigen brachten	329
Barthle schwieg eine Weile	334
Schweigend schritten die beiden [Franz] [Klausmelker] vorwärts	356
oder versuchte das noch lauter als er aufbegehrende Schwein mit der Stall-schaufel zum Schweigen zu bringen	372
Mariann sah verlegen zu Boden und schwieg	378
doch Sepps teuflisches Lächeln ärgerte ihn noch zu sehr, um sein Schweigen zu bereuen	381

	der Sturm schwieg	397
	Langsam und schweigend folgte einer [Retter des Sepp] dem anderen	398
	Barthle schwieg	405
	Als der Pfarrer schwieg	406
sitzen wie Klötze	beieinander sitzen wie Klötze [Bauern]	20
still bleiben	Der Doktor aber, der schon viel höflichere Zurechtweisungen sehr übel aufgenommen und grob zurückgegeben hatte, blieb diesmal ganz still und ließ den Kopf hängen, wie ein angedonnerter Werktagsschüler	346
still sein	Es ist am besten, wenn wir [Weberle] heut' von solchen Sachen still sind	39
	was mich anbelangt, sei nur still [Weberle], ich mag nichts hören und glaube nichts	39
	Sie [Naglerin] solle das Verdiente aus- und einteilen, so gut sie könne und still dazu sein	43
	wenn nicht auf einmal einige der dem Dorfe Zunächststehenden gerufen hätten: Seid still [Mäher] und luget!	80
	Man [Mäher] war still , lugte, sah zwei Gendarmen gemütlich durchs Dorf spazieren	80
	Mariann wurde immer stiller und ernster.	105
	da werde dann Klaus wohl still geworden sein	108
	Klaus wird nicht so schnell still ; der hat ein Maul, es sticht und haut	108
	Darauf ist Barthle still geworden und heimgegangen	108
	Franz wurde ungewöhnlich stille	149
	„So höre doch wenigstens zu und sei still! “ [Franz]	178
	Als es [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] endlich wieder stiller wurde	179
	„Ich muß es leiden, wenn du [Franz] nicht gehst und nicht still bist “	180
	Ja, ich [Sepp] will still sein	207
	Franz wurde sehr still	224
	aber Franz blieb still	224
verschweigen	was er [Sepp] gesehen hatte, nie verschwie	24
	Ich [Franz] hab' unrecht getan, dir etwas zu verschweigen	276
	daß sie [Mariann] nicht mehr zu verschweigen vermochte	411
	doch warum das Gute verschweigen [Marie] [Mariann], wo doch auch das Schlimme nicht mehr anders gemacht werden kann?	412
verstummen	Doch bald verstummten die Sänger [Mäher]	77

6.4.3 Tabellen aller Verba dicendi und Ausdrücke kommunikativer Semantik in „Sonderlinge“

Tabelle 1: Verben

abbitten	Sie alle [Retter des Sepp] hatten ihm ja noch manches abzubitten	400
ablehnen	durfte er [Sepp] diesen Antrag nicht so schnell ablehnen	53
abmalen	„Just so ist’s, du [Sepp] hast den Barthle ganz abgemalt	36
abschaffen	Ein herrschsüchtiger Geistlicher — ob auch gut oder nicht so gut — bringe stets Unfrieden in die Gemeinden, er möge anordnen oder abschaffen wollen	418
abschmeicheln	Ich [Mariann] studierte die Gebote und glaubte auch ihm jede Freude abschmeicheln zu müssen	277
abschwatzen	ein Darlehen war ihm doch immer noch eher abzuschwatzen [Bauern] [Schnäpsler] als dem Barthle	37
abweisen	dann überall so kalt und herzlos abgewiesen wird [Verwandte des Rösle] wie das gute Rösle	317
	Mit diesen und ähnlichen Worten wurde das Rösle überall abgewiesen	318
abwettern	so aber fuhren die von Hansmicheln aufgeblasenen Wolken des Unmuts hart ob seinem spitzigen Haupte zusammen und abgewettert wurde der arme Kläger [Barthle], daß er es in seinen zweiundfünfzig Jahren noch nie so erlebt hatte	333
abzahlen	wohl stundenlang sann er [Klausmelker] bei der Arbeit nach, wie er den Troitzkopf wieder gehörig abzahlen könne	335
ächzen	als die Kuh wieder schmerzlich zu ächzen begann	377
anbellen	Ich [Pfarrer] bin von Gott als Wächter hier aufgestellt und tue nur meine Pflicht, wenn ich Diebe und Räuber gehörig anbelle	343
andeuten	kann einem nur ein wenig aufmerksame[r] Beobachter weit mehr andeuten und bestätigen als einige Heuer	84
andonnern	hatte sich Barthle wieder etwas zusammengenommen, und als sie fertig war, donnerte er [Barthle] sie an	291
	Der Doktor aber, der schon viel höflichere Zurechtweisungen sehr übel aufgenommen und grob zurückgegeben hatte, blieb diesmal ganz still und ließ den Kopf hängen, wie ein angedonnerter Werktagsschüler [Lehrer der Werktagsschule]	346
anfahen	aber der [Armenvater] fuhr mich an	192
	einmal aber fuhr er [Pfarrer] das Weberle an : „Was geschieht denn in anderen Pfarreien Ärgeres als hier?“	331
anfangen	Nachdem sich die beiden Heuer in den prächtigen Schatten gesetzt [...] hatten, fang das Weberle an	103
	[Franz] wollte nun wieder vom Klausmelker anfangen	123
	Dann fang er [Sepp] wieder vom Sennen an	124
	warum er [Sepp] mit dem Betbruder etwas angefangen habe	128
	er [Franz] mochte anfangen , von was er wollte	128
	Franz konnte nicht anders, als gleich von dem anfangen , was ihm just am schwersten auf dem Herzen lag	135
	„Das werden wir hören, fang [Senn] nur an .“	141
	fangen die Alpknechte [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] ein Liedchen an	179

	[Franz] fing jetzt unwillkürlich den Englischen Gruß an	214
	„Sagen Sie mir aber“, fing er [Franz] endlich an	217
	daß er [Franz] nun allmählich [...] von Barthles Mariannen anfangen werde	224
	bevor sie [Mariann] das rechte Wort zum Anfangen gefunden hatte	240
	„Nun“ fing er [Barthle] langsam an	267
	Vetter Hansmichel solle sich zuerst um sich selbst kümmern, fing Barthle an	333
	Später wagte er [Klausmelker] nie mehr davon anzufangen	335
	und kannst du [Franz] das nicht leiden, so fang lieber gar nicht an .“	337
	So geht’s“, fing er [Sepp] nach einer Pause wieder an	402
	Die neue Straße war überhaupt Sepps Steckenpferd, und nur von dieser brauchte man anzufangen	414
angeben	die Jahrzahl jedoch wußte er [Nagler] nicht genau anzugeben	41
	Um so erstaunter fuhr er nun auf, als er angeben [Vorsteher, der] zu hören wähnte: „Dreißig Gulden für den Sägenprozeß.“	266
anheulen	während ich [Nagler] dieses Jammertal mit den ersten Klagetönen anheulte	41
anklagen	daher von diesem [Adlerwirt] nur höchst selten [...] angeklagt wurde	56
	Damals kämpfte in ihrem Herzen die Bruderliebe, die den jähzornigen Vater anklagen wollte	67
	den Vater vor einem Fremden [...] anklagen , um sich selbst dadurch zu entschuldigen, das durfte und wollte sie [Mariann] nicht	96
	ich [Klausmelker] will niemand anklagen als mich	118
anlügen	„Er ist da und sie [Gemeinde] haben mich nur angelogen	194
	zu oft angelogen [Adlerwirt], um ihm noch glauben und trauen zu können	355
anordnen	Ein herrschsüchtiger Geistlicher — ob auch gut oder nicht so gut — bringe stets Unfrieden in die Gemeinden, er möge anordnen oder abschaffen wollen	418
anraten	sondern ihm dazu einen Tagelöhner angeraten haben [Mariann]	204
anreden	Der Angeredete [Sepp] wechselte die Farbe	36
	„Nun, grüß Gott, Küher[“], redete er [Sepp] ihn an und schüttelte ihm mit Heftigkeit die Hand	114
	wurde wieder angeredet mit der Sprache der Meinigen [Bregenzerwälder, die]	120
	wenn er [Klausmelker] mich nicht angeredet hätte	234
	sonst würde er [Barthle] nicht bei aller Eile jeden Vorübergehenden freundlich anreden	274
	„Grüß Gott, Mariann“, redete er [Klausmelker] die keines Wortes mächtige Schwester an	278
	als ihr Bruder [Klausmelker] sie plötzlich anredete	281
	Nur selten kam Franz mit Klausmelkern, von dem er sich ungern „lieber Freund“ anreden [Klausmelker] ließ, zusammen	288

	„Ah, grüß Gott, Klausmelker!“ redete er [Franz] diesen, den Barthle nebenbei scharf beobachtend, fröhlich an	297
	Das so angeredete Männchen [Wirt, Bezauer] verzog das pfefferdütengraue Gesicht zu einem eigentümlichen Lächeln und erwiderte	359
	Der neben dem Großen sitzende, von der Wirtin [Wirtin, Bezauer] leise „Unterlehrer“ angeredete junge Mann	360
anrufen	„guten Abend, ihr Herren Stammgäste!“ rief Sepp [...] die Schnäpsler mit kräftiger, nur etwas heiser scheinender Stimme freundlich an	28
ansprechen	Jeder unterschreibt, wenn man ihn daheim anspricht [man]	115
	wird jeder [Bauern] dich um Rat und Hilfe ansprechen	151
anstreiten	in einem Wirtshause vor Schnäpslern angestritten und ausgelacht werden [Sepp]	63
antworten	Ich und du hätten dieses Recht nicht“, antwortete Sepp	32
	ihre Absicht, dem Klaus allein das Antworten zu überlassen	36
	„laßt nur mich“, antwortete Therese	53
	hast du es auch gut gemeint und doch nichts ausgerichtet“, antwortete die Mutter [Marie] traurig	61
	„Wir sollten uns auch einige Bücher anschaffen“, antwortete Mariann ganz leise	71
	„Dir das ‚Goldmacherdorf‘ wiederbringen“, antwortete das Mädchen [Mariann]	95
	„Lustenau zu“, hat er [Klausmelker] geantwortet	111
	„Er ist mir ungemein lieb“, antwortete Franz	123
	Die [Mariann] wisse am besten zu antworten	123
	Er [Franz] wagte nicht , seinem Gewissen auf diese Fragen zu antworten	133
	„Das muß man immer und mit allen Menschen“, antwortete der Senn	135
	[Sepp] kurzweg geantwortet	144
	antwortete die Mutter [Marie] und das bisherige Lächeln war plötzlich aus ihrem Gesichte verschwunden	162
	„nein“ hab’ ich [Sepp] antworten müssen	167
	„Essen und vergessen solltet Ihr“, antwortete Franz	169
	Franz hatte noch nicht geantwortet	174
	antwortete der Senn unwillig	180
	„Menschen, wie du sie dir immer gewünscht hast“, antwortete der Engel	188
	„Das Goldmacherdorf hab’ ich und will’s verbrennen“, antwortete Franz	191
	„Die“, antwortete Sepp ruhig	199
	„Ja, das will ich“, antwortete Sepp etwas gereizt	201
	„Damals hatte der Kessel schon ein Loch“, antwortete der Senn	202
	„Ja, das ist ein eigenes Ding“, antwortete der Senn langsam	203
	als dieser [Doktor] antwortete	217
	antwortete der Doktor	220

	daß Berg und Tal seinem Jubelruf antworteten	221
	Die, denen die Berge antworten	222
	ohne Marien und Franzen zum Antworten Zeit zu lassen	234
	ob und wie sie [Angesprochene, beim Fensterln] ihm antworten wird	247
	„Nichts Besonderes“, antwortete Mariann	254
	„Der wäre verloren“, antwortete Mariann	257
	„Es ist allen im Hause alles“, antwortete Mariann ernst	283
	An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, antwortet die Bibel	343
	„Ja, leider“, antwortete der Doktor	346
	antwortete er [Klausmelker]	354
	„Ich dachte viel zu tun in Bezau“, antwortete Franz traurig	357
	„Ja“, antwortete Mariann	373
	etwas zerstreut antwortete sie [Mariann]	378
anvertrauen	Mariann wußte [...] nichts , das sie ihm hätte anvertrauen dürfen	172
	Nur noch dem Pfarrer durfte er [Adlerwirt] seine Sorgen für die liebe Jugend anvertrauen	263
	Da konnte er denn eines Abends der Versuchung nicht mehr widerstehen, das mitzuteilen, was ihm das Weberle im letzten Sommer anvertraut hatte	264
	Da er [Klausmelker] keinen Menschen hatte, dem er sich ganz anvertrauen durfte und mochte	325
anzeigen	eilte Franz selbst aufs Gericht, um den Fall anzuzeigen	308
	Er [Gemeindediener] war dumm genug gewesen, daß er den Hansmichel nicht schon anzeigte	384
aufbegehren	oft recht grob aufbegehrte [Klaus]	21
	Nun wollte das Weberle aufbegehren	40
	Da fingen die anderen [Mäher] an aufzubegehren	81
	sonst wollte ich [Klausmelker] auch noch einmal recht mit ihm aufbegehren	120
	Nie seid Ihr den Leuten auch nur einen Schritt entgegengegangen, einzig wo es etwas aufzubegehren gibt, seid Ihr [Sepp] dabei	169
	begehrte er [Franz] auf über die altmodischen nächtlichen Zusammenkünfte junger Leute	210
	über alles hatte er gewitzelt oder aufbegehrt [Klausmelker]	243
	jedes Jahr wird [Gemeinde] eine Zeitlang wegen unbilliger Verteilung der Gemeindelasten in den Winkeln herum furchtbar aufbegehrt	264
	aus dieser Meinungsverschiedenheit entstand denn das erwähnte ungewöhnlich laute Aufbegehren [Gemeinde]	266
	„Der Vater [Barthle] hat auch darüber aufbegehrt .“	287
	so begehrte er [Sepp] fürchterlich auf über die Schlechtigkeit der Welt	309
	nur um mit ihnen aufbegehren zu können [Sepp]	309

	Barthle war heute nicht der einzige, der über den Freimaurer aufbegehrt	316
	ja, dann würde er [Barthle] allerdings fürchterlich aufbegehrt haben	333
	„Ich hätte geglaubt, das Aufbegehren [Barthle] wäre diesmal an mir.“	335
	Er [Doktor] begehrte einmal, bald nach der Hochzeit, fürchterlich auf	336
	und dann darüber aufbegehrt [Pfarrer] wie ein Nachtwächter	346
	Haben Sie den Großen nicht beachtet, der vorhin so aufbegehrte ?	364
	oder versuchte das noch lauter als er aufbegehrende Schwein mit der Stallschaufel zum Schweigen zu bringen	372
	oder versuchte das noch lauter als er [Barthle] aufbegehrende Schwein mit der Stallschaufel zum Schweigen zu bringen	372
	und es tat ihm [Klausmelker] ordentlich wohl, durch Aufbegehren über diese Begegnung sich etwas Luft machen zu können	406
	macht er dem Aufbegehren der Bauern über den Bau der neuen Straße	414
auffahren	Aber dann fuhr Sepp wild auf	59
	„Was?“ fuhr Barthle auf , „schämst du dich nicht ins blutig Herz hinein?“	97
	„Nein, reden will ich!“ fuhr Franz auf	180
	„Kennen lernen“ — fuhr der Senn auf	211
	„Was gehn dich meine Suchten an?“ fuhr Franz, der heute den Spott des Sennen nicht ertragen konnte, heftig auf	213
	„Verzeihen?“ — fuhr Barthle auf	241
	„Das geht dich bei Gott rein gar nichts an!“ fuhr Barthle auf	249
	„Ohne Anhang?“ fuhr Barthle auf	273
	fuhr Barthle auf : „Und so etwas leidet man in einer christlichen Gemeinde?“	290
	„Es muß gebaut werden, trotz allem und allem“, fuhr Sepp plötzlich auf	304
	„So“, fuhr dieser [Franz] auf	361
auffordern	wenn der Vater [Barthle] sie nicht geradeheraus zum Reden aufgefordert hätte	71
	Als ihn dieser [Senn] aber gleich hernach aufforderte	136
	[Senn] forderte Franzen immer wieder zum Singen auf	177
	lauschte dann dem lieblichen Mittagsgeläute, welches jetzt die Arbeiter in Feld und Wald zur Ruhe und zum Gebete aufforderte	214
	Dazu hab’ ich [Marie] dich wohl noch nie aufgefordert	224
	Franz lief zum Vorsteher und forderte den auf , Schritte zu tun	308
	an einigen Orten schließlich sogar von den Kanzeln [Pfarrer] aus — zu den Landtagswahlen aufgefordert wurde	368
	Unaufgefordert [Pfarrer, neuer] kniete die Menge nieder ins weiche, blumenbesäte Gras und betete	420
aufjauchzen	plötzlich laut aufjauchzend sprang er [Franz] von einer Anhöhe herunter	114
aufjubeln	Am folgenden Tage aber, da jubelte ihr ganzes Wesen auf	244
aufklären	„sich so schnell als möglich darüber aufklären [Franz] lassen.“	343

	„Jawohl, aufklären [Franz]!“ spottete der Pfarrer	343
aufreden	wurde ihm so ausgelegt, als ob er [Sepp] so die Armen auf seine Seite bringen und gegen die Wohlhabenden aufreden wolle	55
	Zudem rede man [Gemeinde] sie noch auf gegen die frömmeren und den Leuten fast zu frommen Schwestern sowohl als gegen ihn	333
	Daheim redete man [Familie des Weibes, des verstorbenen, des Doktors] sie tüchtig auf gegen den Bettler	336
aufschreien	als ihm der Senn mit dem Ellenbogen einen so heftigen Rippenstoß versetzte, daß er [Franz] beinahe laut aufgeschrien hätte	179
	bat Mariann und schrie dann laut auf , als Barthle einen Stuhl ergriff und gegen Franzen erhob	305
	dann plötzlich schrie das Mädchen [Rösle] auf	307
	daß er [Sepp] hätte aufschreien mögen vor Schmerz	389
	viel und vielmal hat das sündhaft schwache Herz gezittert und aufgeschrien	407
auftreten gegen jemanden	bis der Vater hörte, daß die Gesellschaft [Gesellschaft beim Adler] gegen den Pfarrer aufgetreten sei	357
ausdrücken	wie er [Sepp] es auszudrücken pflegte	24
	um dieses Gefühl auszudrücken [Sepp]	122
auseinandersetzen	Man [Gemeinde] setzte ihr auseinander	23
	Keiner der Anwesenden [Bauern] setzte diesem scheinbar in manchen Dingen sehr Unwissenden auseinander , daß Franz Sonntag und Werktag beim Vieh bleiben müsse	25
	wenn er [Weberle] etwas auseinandersetze	40
	der reiche Haldenbauer hatte ihm schon mehrmals lang und breit auseinandergesetzt	52
	Je mehr er [Klausmelker] redete, erklärte und auseinandersetzte	313
	Franz fing jetzt an auseinanderzusetzen , wie und warum nun bald auf den Landtagen über die Angelegenheiten jedes Landes und Ländchens Rat gehalten werde	339
	habt Ihr [Pfarrer] mir vielmal auseinandergesetzt , als die Liebschaft im Gang war	407
ausführen	führte der Alte [Haldenbauer] aus	53
auslachen	da hättet ihr sehen sollen, wie man [Bauern] mich auslachte	368
ausleeren, sich	Warte, bis die fort sind und dann erst leere dich aus [Franz], denn dann wirst du niemand mehr ärgern	344
auslegen	Wenn er dann allenfalls einmal nichts auszulegen wußte, so legte Franz etwas unter	148
ausmachen	„Meinetwegen könnt ihr [Bauern] so lang bleiben, als ihr wollt, und da ausmachen , wie man's nennen soll, um dabei etwas zu erwärmen	20
	das, was der Senn mit dem Rösle vor der Haustüre ausgemacht hatte	322
	und was man beim Adler wieder ausgemacht habe	331

		Wenn auch ihr bei der Gesetzgebung vertreten seid, werdet ihr auch wissen wollen, was da ausgemacht wird [Gesetzgebung]	348
ausreden etwas]	[jemandem	Schwerlich hätte der Papst unserem Nagler ausreden können, daß er zum Unglück geboren sei	42
		selbst der Pfarrer war nachher nicht mehr imstande , es ihnen auszu- reden	58
		wenn man so etwas sich ausreden [Gemeinde] ließe!	97
		Mir hat man [Gemeinde] die Bärbel auch ausreden wollen	97
		wenn Bärbel es mir nicht ausgeredet hätte	110
		Der Bauer [Bauer, der dem Klausmelker begegnet] hab' ihm das aber ausgeredet	111
		Der Mann [Mann, ein] aber hat mir's ausgeredet	118
		Von jetzt an war Franz täglich am Vater, um ihm seinen Plan auszureden	312
		als die Mutter [Adlerwirtin] [...] ihm den Klausmelker ausredete	316
		vergebens aber war's [Adlerwirtin], dem Mädchen auch seinen Entschluß [...] als Magd etwas zu verdienen, ausreden zu wollen	316
		immer weniger hab' er [Klausmelker] sich diesen Gedanken auszureden vermocht	369
ausreden sprechen]	[zu Ende	Nun, da Sepp ausgeredet	34
		Erst jetzt sah sie [Mariann] den zornigen Blick des Vaters und wagte nicht mehr auszureden	71
ausrufen		„Muß denn dieser Freimau- die Nase in allem haben?“ rief er [Barthle] endlich aus	98
		Sepp alle seine Rechnungen vergaß und laut ausrief	114
		plötzlich laut auflachend, rief er [Franz] aus	165
		„Muß mir denn alles, gar alles zu Gift sich verwandeln!“ rief er [Franz] [...] wehmütig aus	182
		„Ja, ja!“ rief Franz aus	184
		das hätt' ich auch sehen mögen!“ rief Franz, die Anwesenden gänzlich vergessend, aus	204
		„O“, rief es [Rösle] aus	319
		kummerbleichen Mutter [Naglerin] zu sehen, wie sie oft vor ihm stand und feierlich ausrief	393
		wankte er [Barthle] daher und hohl wie aus einem Grabe klang seine Stimme, als er ausrief : „Heiliger, Gerechter!	395
		„O“, rief er [Sepp] dann aus	401
aussprechen		es war nicht ratsam , das dem Sepp gegenüber auszusprechen [Schnäpsler]	37
		[Sepp] vor seinen Tagelöhnern offen seine Ansichten aussprach	55
		was die Besten und Gebildetsten ausgesprochen haben	58
		Barthle hatte diese Gedanken zwar noch niemals ganz deutlich ausge- sprochen	65

Das hatte Barthle aussprechen wollen mit den Worten	66
Sie [Mariann] sagte das dem Vater und sprach dabei die Hoffnung aus	68
„Ich möchte einen Unparteiischen es aussprechen lassen“	90
Als Franz einmal darüber seine Verwunderung aussprach	148
Sepp sprach eben seine Befürchtung aus	200
Einem Manne, der sich immer so entschieden ausspricht wie der Senn	211
Ich glaube, die Wahrheit sollte man immer aussprechen	216
der, wie die meisten Menschen seiner Art [Doktor], wenn ihnen ihre Verhältnisse nur selten sich auszusprechen erlauben	220
die ganze Bestimmung des Menschen ist ausgesprochen in den Forderungen der Verhältnisse	220
wenn ihm diese Art, Freude und Erstaunen über sein Kommen auszusprechen [Vorsäßgesellschaft]	226
Es gewährte ihm etwas fast wie Trost, Mariann das aussprechen zu hören	241
jetzt aber hätte sie [Mariann] sich auch vor ihm nicht mehr auszusprechen gewagt	243
Franz hatte es sogar ausgesprochen	251
was sie [Mariann] mit diesen Worten aussprach	257
Marie konnte sich nicht enthalten, ihre Freude darüber auszusprechen , daß Barthle wieder einmal ihr so lange gemiedenes Haus betrat	271
[Klausmelker] sprach dabei seine Freude darüber aus	280
vor dem Klausmelker offener als vor dem Rösle und beinahe so offen als der Schwester gegenüber seine Urteile über Welt und Menschen aussprach	288
ziemlich deutlich ausgesprochen waren [kein Sprecher]	306
Beim Adlerwirt z. B. sprach er [Klausmelker] seine Ansichten immer offen aus	335
daß nun uns und allen Gelegenheit gegeben wird [...] uns öffentlich auszusprechen und so von allen auch wieder zu lernen	337
aber er meinte, es habe jeder Mensch das Recht, sich auszusprechen	345
Ich [Krämerle] hab' meine Meinung längst ausgesprochen	359
er [Franz] konnte sich nicht enthalten, seine Gedanken offen auszusprechen	361
[Aufgeklärteren, die] sich um allgemeine Angelegenheiten zu kümmern und seine Meinung darüber auszusprechen	367
die er [Sepp] laut und feierlich aussprach	393
Immer von neuem sprach er [Sepp] seine Freude darüber aus	401
und ohne ihre [Mariann] Freude über Klausmelkers Ankunft noch auszusprechen	405
seine [Sepp] Freude am innigen Mitgenusse aller Freuden und Leiden der vielen „lieben Nachbarn“ aussprechend	415
aussprechen, sich (mit jemandem)	„Es tut ihm [Barthle] aber doch wohl, sich auszusprechen .“ 408

beantworten	Die Vorgesetzten im Dorfe hielten es nicht der Mühe wert , die Redereien Sepps zu beantworten	24
	ein Dummkopf in einer Minute mehr fragen, denn ein kluger Mann in einem ganzen Tage beantworten könne	103
	sich die vielen Fragen [Mariann] über das sonderbare Betragen der beiden einander wohl noch Fernstehenden so befriedigend als möglich zu beantworten [Mariann]	281
bedauern	und bedauerte [Vorsäßgesellschaft] die von Herzen, die dabei sich hintersinnet haben sollten	227
	und bedauerte nur, nicht mit ihm im Hause herumgehen und alles ordentlich zeigen zu können	321
befehlen	denn so ein Mann [Barthle] [...] würde sehr bald und sehr laut das zweite Mal befehlen	28
	Alles, was die Kirche streng befiehlt	83
	Der Beiknecht bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er nun auch einmal einem Reichen einreden und befehlen konnte	137
	Ihm [Beiknecht] war das Befehlen immer Zweck	137
	[Senn] nie etwas zu befehlen hatte, wenn nicht seine Ordnungsliebe ihn dazu drängte	137
	die Freude am Befehlen [Beiknecht]	137
	nur gehorche, um das Befehlen [Franz] zu lernen	138
	Nur sich selbst befahl sie [Marie] stets mit Sprüchen und allgemeinen Redensarten	225
	gerade als ob nur er [Vorsäßgesellschaft, Schneider aus der] da zu befehlen habe	229
	Drum laß ihn gehen und befiehl [Franz] ihn Gott	236
	weil es mir so befohlen wurde [Vater des Barthle]	251
	Nun will ich [Barthle] mir einmal selbst befehlen	252
	„Noch einmal lesen!“ befahl er [Barthle]	266
	Kurz, ich [Mariann] befehle mich oder überlasse mich dem Schutze Gottes	278
	aber [Barthle] lief überallhin, um dem tausendsappers Jungen zu helfen, zu raten und zu befehlen	285
	Dann hieß er den Waldhornisten mit der Stimme eines Ossianischen Feldherrn, welcher Selmas Schild geschwind zu schlagen und die Krieger aus Busch und Wald zu rufen befiehlt	295
	Als er nach dem Morgenessen wieder in den Stall wollte, um die Kühe zu tränken, befahl er [Barthle]	305
	daß nun nicht mehr immer einer befiehlt und redet ohne Unterbrechung und bis er genug hat	337
	was sie [Mariann] noch vor wenigen Stunden dem Bruder und allen, die davon wußten, um Christi willen zu verheimlichen befahl	411
begegnen	Der Senn begegnet meinen Weltverbesserungsplänen stets mit der bekannten Redensart	116

begeistern	Gar nichts kann er [Sepp] unbegeistert lassen	24
beginnen	[Sepp] legte seine Pfeife vor sich auf den Tisch und begann	33
	„Es kommt mir vor“, begann er [Franz] hustend	196
	„Ich möchte gar nicht schwätzen“, begann der Wirt [Wirt, Bezauer]	359
begrüßen	ihn auf der Gasse begrüßen und umarmen mögen [Marie]	155
	bereitete er [Barthle] sich vor, das widerwärtige Geschöpf in den vielen buntfarbigen Fetzen so zu begrüßen	290
	Die kranke Schwester begrüßte freudig das ihr vom Sennen als Schwägerin vorgestellte Rösle	321
	Darum hatte Franz und mit ihm noch mancher die Februarverfassung so freudig begrüßt	367
	[Marie] begrüßte den Gemeindediener	394
	schon eine Minute später begrüßte er [Sepp] froh den blauen Himmel, die Sonne und Berg und Wald	401
	daß auch die Fernstehenden die Worte der ihn begrüßenden und auf einem Kranze die Kirchenschlüssel überreichenden Schulkinder ganz gut verstehen konnten	419
behaupten	Zu seinem Unglück tat er das, behauptete er [Nagler] später	42
	allgemein behauptete man [Gemeinde], die nahen Berge hätten schon jahrelang nicht mehr so goldig gegläntzt	77
	Eben aus dem Alten entwickelt sich das Neue, behauptet der Doktor	82
	Dieser [Fink] nun behauptet , der Dorfbach [...] gehöre nur ihm allein	83
	sonst würde er [Sepp] nicht in einer Minute zwei Gegenteile behauptet haben	94
	„Es liegen zwei Keime in ihm, die sich aufheben“, behauptete Sepp	194
	Wer so etwas behaupten [kein Sprecher] kann	260
	„Ich [Senn] hab's längst behauptet , mir werde noch einmal eine nachlaufen und mich fassen und nicht mehr lassen	298
	Klausmelker war der einzige, welcher behauptete	326
	aber gewisse Leute behaupten , diese Ruhe und Stille sei eben das beste	327
	und Spötter behaupteten , eine billigere Mode sei noch gar nie dagewesen	329
	Böse Leute behaupteten	332
	als ob jemand da wäre, der das Gegenteil behauptet hätte	383
	Alte Feinde, die sich gegenüber immer starr ihr gutes Recht behaupteten	422
beichten	morgens hatte Franz gleich den anderen Alpknechten gebeichtet	156
	morgens hatte Franz gleich den anderen Alpknechten gebeichtet	156
	dann das Beichten [Gemeinde] und Beten, dann das Saufen und Spielen und jetzt — die Franzensucht	328
	Er [Hansmichel] sollte noch beichten , wenn der Pfarrer kommt	385
	„Willst du [Barthle] noch beichten ?“ verhörte der Pfarrer	408
	Bereuen muß ich viel und beichten tu' ich [Barthle]	408
beifügen	wurde gleich wieder mildernd beigefügt [Bauern]	19

	fügte er [Sepp] den Barthle scharf ansehend bei	31
	fügte Marie schnell bei	89
	hatte er [Doktor] dann sich selbst unterbrechend beigefügt	215
	und [Franz] fügte dann, als der Doktor ihn erstaunt ansah, lächelnd bei	236
	„Ihr könntet aber doch in Eurem Zorn, Eurem Eifer“, fügte Mariann sich verbessernd bei	241
	und [die, welche mit dem Adlerwirt in Amerika wirtschafteten] beigefügt , sie seien froh gewesen, zu erfahren, daß man es mit den Schulden in Ordnung bringen könne	424
beisetzen	[Barthle] setzte dann aber etwas milder bei	248
beistimmen	[Franz] stimmte dem Alten von Herzen bei	228
	viele [Fastnachtsgesellschaft, viele aus der] hätten ihm beigestimmt	302
	„Ja, schlimme Zeiten!“ Da stimmte das Weberle von Herzen bei	331
	Franz stimmte dem Sennen bei	344
	„Ja, das ist er“, riefen alle [Gesellschaft beim Adler, neuerliche] beistimmend	349
bejahen	als Franz bejahte	206
bekennen	weil es [Mariann] seine Neigung zu ihm offen bekenne	327
	Allen in der Stube wurden die Augen naß, als Hansmichels Kinder öffentlich bekannten	386
beklagen	Wenn unsereiner [Barthle] sich beklagt , dann ist's was anderes	18
	Ihr [Gemeinderäte] beklagt es als ein traurig Zeichen	267
	jeder [Gemeinde] fand etwas zu beklagen , woran er vielleicht sonst nie gedacht hatte	317
	der Menschenfreund aber beklagte die traurigen Folgen dieser Mode	329
belächeln	„meinst du denn, die Welt sei nur für dich da, um dir [Franz] und deinem Vater [Sepp] etwas zum Belächeln und etwas zum Nachdenken zu geben?“	211
belehren	drum wolle er [Pfarrer, neuer] die [...] belehren	32
	immer wolle er [Franz] belehren und gescheiter sein als die andern	132
	Der Doktor versuchte zu belehren	338
bellen	Er [Sepp] belle und lärmte nur darum so entsetzlich	24
bemerken	erst nach längerer Pause bemerkten einige [Bauern]	19
	bemerkte der Hansmichel, ein mittelgroßer, etwas nach vorn gebeugter, sonst aber nicht alt scheinender Mann	25
	Darauf bemerkten andere [Bauern]	26
	wer ihm mit dem kommt, der bringt ihn ganz aus dem Zeug“, bemerkte Klaus	36
	Lächelnd bemerkte das Rösle	38
	„Als an den Teufel, mit dem er ja im Bund ist“, bemerkte Klaus	39
	bemerkte er [Haldenbauer]	52

	„Du wirst sehen, Barthle läßt dem närrischen Lümmel keinen Kreuzer zukommen“, bemerkte Hansmichel	110
	„Ein großmächtiger Brief das“, bemerkte Franz	117
	„Wo keine Scham ist, da ist auch keine Ehre“, bemerkte Franz	123
	„Ich bin froh, wenn die meisten so sind“, bemerkte Franz	123
	Der Beiknecht bemerkte	153
	„Für uns ist es gerade keine besondere Lust, wenn du [...] dabei bist und zusiehst“, bemerkte einer der Bauern	175
	„Ja schön, aber fremd“, bemerkte Sepp	178
	„Ah bah, das sind nur Schnecken tänze!“ bemerkte ein Alp knecht	179
	„Da hast du nun einmal etwas Vaterländisches“, bemerkte Sepp	179
	endlich bemerkte Sepp	201
	drum muß man dir wohl verzeihen, wenn du dich auch als einen schlechten Helfer zeigtest“, bemerkte Sepp	202
	„Ich [Franz] hab’ nun bemerkt genug	216
	Der Hausvater [Martin, der alte], ein freundlicher Greis, bemerkte	227
	„Dann ist er auch ein Kind des Lichtes“, bemerkte der Schneider	227
	„In der Welt draußen sieht und hört und lernt man grausam viel Schlechtes“, bemerkte die Mutter [Marie]	302
	„Und den christlichen Glauben auch“, bemerkte das Weberle	339
	„Vor einer halben Stunde“, bemerkte der Doktor bitter	341
	„Wenn sich alle so herausnehmen ließen“, bemerkte Franz	342
	„Noch vernünftiger aber wär’s doch gewesen, wenn man [...] zusammengehalten hätte“, bemerkte Franz	348
	„Die war im letzten Winter als Zigeunerin hier“, bemerkte Klausmelker	361
	„Sie kriechen daher wie die Schnecken“, bemerkte er [Gemeindediener]	384
	bemerkten einige [Heuzieher]	385
	„Das hab’ eben ich getan“, bemerkte , sich angegriffen fühlend, der herzutretende Gemeindediener	395
	bemerkte der Doktor boshaft	407
	„Wie ein Heide“, bemerkte der Pfarrer	407
	Als nun aber einige Weiber [Weiberleut] bemerkten , es sei doch wunderbarlich, daß jetzt auch die Männer modesüchtig würden	428
benedizieren	der Herr [Kaplan in Sepps Geschichte] soll kommen und ihm seine Alp benedizieren	33
	die Alp scharmant benedizieren lassen [Kaplan in Sepps Geschichte]	33
	„Den Rosenkranz und das Benedizieren [Geistlicher] und den Skorpion“	89
beraten	„Was wird sie, vom Pfarrer und weiß Gott wem beraten , wieder gegen dich anspinnen?“	62
	nachher aber mußte gemeinsam [Beiknecht] [Franz] [Senn] beraten werden	138

	wenn einmal unberaten [Barthle] und ungeheißen etwas von ihm getan worden wäre	373
bereden	Gerne lassen sich Männer, die schon ihre Enkel bei sich auf dem Tanzplatze haben, bereden [Gemeinde]	87
	bis der Vater sich wenigstens zu einem kleinen Spaziergang bereden ließ [Franz]	128
	Sie [Mariann] suchte sich zu bereden , es hab's auf der Welt nur selten ein Mensch besser als sie	245
	Nur daß sie das Kind gleich mitlasse, hätte man sie nicht bereden können	355
	Sie wußte wohl, daß ihr Mann sich nur zum Gehen bereden ließ [Gemeindediener]	394
	Sie wollten Franzen, der sie zu der Vergnügungsreise nach Dornbirn beredet hatte, damit eine Freude machen	425
bereiterklären	[Sepp] erklärte sich bereit	210
berichten	wenn [...] er [Bauer] treulich berichten kann, wie, wann, wo und von wem er das schon gehört [...] habe	21
	Die [Freimaurer, die] haben einander viel zu berichten , was sie sonst niemanden wissen lassen mögen	38
	hatte er [Klausmelker] nicht viel berichtet	68
	„Nun, so will ich [Hans] denn berichten , was ich weiß	82
	Von allem wußte das Weberle zu berichten , von Geistlichem und Weltlichem	101
	Sepp aber wußte von nichts zu berichten	115
	Ich [Klausmelker] will kurz berichten	121
	Sepp wußte nicht viel zu berichten	155
	hat der Vorsteher dem Finken berichten lassen	164
	fanden die Bregenzerwälder, welche als Kaiserjäger dienend denselben mitgemacht hatten, Zeit und Gelegenheit, den Angehörigen in der Heimat zu berichten	205
	nachdem er [Franz] ihr hatte berichten lassen	213
	nicht um ihr, wie es seine [Franz] Absicht gewesen war, vom Hexenprozeß zu berichten	308
	Wenn das Weberle dem Pfarrer [...] getreulich berichtete , was Franz und seine Freunde wieder gesagt hätten	330
	Ich habe da und dort gute Freunde [Freunde des Franz], die mir berichten werden	348
	Anerkennend wird berichtet [Gemeinde], daß sie jetzt zu den fleißigsten Stickerinnen und zu den besten Haushälterinnen gezählt werden dürfen	423
	Dann berichtet die zweite [Weiberleut] von dem ihren, der auch in keinem Stück ist wie andere	427
berufen	daß er [Barthle] sich auch auf die öffentliche Meinung berief	242
	daß auch er ein schwacher Mensch sei, nur stark und mächtig durch den [Gott], der ihn zu seinem heiligen Amte berufen und in dieses Dorf gesendet hatte	420

beruhigen	„Davon ist auch nicht die Rede“, beruhigte Sepp	200
	„Sei unbesorgt“, beruhigte der Beiknecht	401
	Damit ließen sich alle wieder beruhigen [Sepp]	419
beschimpfen	„Alle wären beschimpft [Gemeinde], wenn sie nicht mehr kämen.“	345
beschließen	Dann setzte man [Gemeinderäte] [Vorsteher, der] sich wieder an den run- den Tisch und beschloß nun einstimmig	269
	Man [Adlerwirtin] [Rösle] beschloß , dem Klausmelker eine abschlägige Antwort zu geben	316
beschuldigen	Auch Hansmichels Töchter, die man [Gemeinde] früher der Trägheit und frömmelnden Selbstüberhebung beschuldigte	423
besprechen	es verdiene besprochen [Schnäpsler] und überlegt zu werden	40
	Man besprach und überlegte [Schnäpsler]	40
	von Haus zu Haus gelesen oder doch besprochen [Gemeinde] worden	205
	das Gehörte zu besprechen [Äpler]	206
	man [Gesellschaft beim Adler] sollte sich schon jetzt besprechen , um ja die Besten und Würdigsten auf den Platz zu bringen	339
	solchen [Besucher, Todfall], die den Todfall und seine Folgen des langen und breiten besprechen	386
	Die Abendgesellschaft war immer noch größer geworden, die Stube hätte nicht mehr alle fassen können, die sich jetzt zuweilen auch über allgemeine Ereignisse und Angelegenheiten besprechen wollten	424
bestätigen	„So ist's gewesen!“ bestätigte Sepp	30
	kann einem nur ein wenig aufmerksame[r] Beobachter weit mehr andeuten und bestätigen als einige Heuer	84
bestellen	zündete dort ein dritter [Fastnachtsgesellschaft, dritter] ruhig eine Zigarre an, bestellte eine Halbe	296
bestimmen	die übrigen Dorfbewohner aber wollten diesem Lob nicht beistimmen	266
beten	Es beteten daher auch alle [Gemeinde] so laut und „ernsthaft“	17
	machte Barthle eine Handbewegung, wie wenn er wieder zu beten anfan- gen wollte	19
	[Barthle] hat von dem ewigen Beten um die Knie herum die Lederhosen so verrutscht	19
	Sepp, der sonst doch gar nicht beten möge, in die Kirche gegangen sei	25
	wegen dem Beten geht Sepp nicht in die Kirche	25
	im Beten werde der junge Freimaurer [Franz] noch lauer werden denn als der alte	25
	Dem [Franz] sei es ebensowenig ums Beten , als es einem Hund ums Holz- fressen sei	25
	die, welche nichts anderes zu beten wüßten [Gemeinde]	32
	was der Priester [Pfarrer, neuer] bete	32
	einer [Bauer], der lieber alles mit Beten als mit Schaffen gerichtet hätt'	33
	Nun sagte der Bauer, er wolle von Herzen gern tun, was zu tun sei, beten , fasten oder wallfahrten	33

Segen und Beten ist recht, aber ein Bauer kommt am besten auf, wenn er in Gottes Namen brav Jauche ausführt	34
daß Beten und dergleichen unnütz sei [Gemeinde]	35
Beten und nur Beten und Glauben [Gemeinde], weil man zu träg ist zum Handeln und Denken	35
Beten und nur Beten und Glauben [Gemeinde], weil man zu träg ist zum Handeln und Denken	35
Er [Barthle] selbst [...] arbeitet und ruht und ißt und trinkt und betet nur aus Gewohnheit	36
Konnte er [Barthle] doch in solchen Stunden ungestört [...] beten	65
[Mariann] betete um Kraft und Erleuchtung	67
desto öfter betete sie [Mariann] zu seinem Schutzengel	68
ging sie [Mariann] in ihr stilles Kämmerlein, um da zu beten	70
Marie hatte bereits den Tisch gedeckt und begann zu beten	83
Man muß aber darum noch nicht glauben, daß er [Sepp] gar nie gebetet habe	83
Doch wir [Barthle] wollen beten	99
Er [Barthle] schlug ihn braun und blau, er betete für ihn	106
[Beiknecht] [Franz] [Senn] knieten mitten in der Stube nieder und beteten	127
„Meinst du nicht auch, die Kühe wären ruhig geblieben, wenn Sepp gebetet hätt ?“	127
wie sie [Großmutter des Sennen] [Mutter des Sennen] Palmen verbrannten und einen frommen Spruch dazu beteten	139
Ich [Senn] wenigstens muß allemal beten	142
wie einem selbst das Beten [Senn] in solchen Augenblicken wohlthut	142
Kann man denn nicht auch ohne Palmen beten ?	142
Allerdings kann man auch ohne Palmen beten	142
Unter der Vesper betete Franz — und zwar so inbrünstig, wie schon lange nie mehr — um Selbstkenntnis	175
man [Gemeinde] könne nichts Besseres tun, als für das Kind beten	218
Einen von der Art muß ich [Marie] bedauern und für ihn beten	222
während der abwesende Vater [Barthle] für sie betete	232
„Gott gebe seinen Segen dazu!“ hatte sie [Marie] oft gebetet	232
während ich [Barthle] schwitze und friere und Sorge und bete	238
Nicht mehr um seine baldige Heimkehr betete sie [Mariann]	243
ich [Mariann] hielt mich für unglücklich und bemitleidete mich selbst und betete	277
Eine Zeitlang schien er [Barthle] zu beten	279
denn still betete und weinte die Schwester des verlorenen Sohnes [Mariann]	285
das sei wohl eine der vorteilhaftesten Bruderschaften, indem nur sehr wenig gebetet werden müsse	287

	Gott straft den nicht, der betet und Almosen gibt [kein Sprecher]	292
	Vergebens hatte er [Barthle] Mariannen in Gesellschaften geschickt [...] und gebetet , daß Gott ihm doch diese Sünde vergebe	325
	dann das Beichten und Beten [Gemeinde], dann das Saufen und Spielen und jetzt — die Franzensucht	328
	„Schlecht, sagst du? Wer betet fleißiger als meine Mädchen [Hansmichels Kinder]?“	333
	in geistlichen Dingen wie mit Beten dürfe sie [Weib, des Doktors verstorbenes] durchaus nicht nachgeben	336
	Mariann betete	375
	hier in der großen Stube hätten mehr Leute [Besucher, Todfall] Platz zum Beten	386
	Und wie damals begann er [Sepp] zu beten	393
	Ja, Sepp betete und hörte bald nichts mehr von dem Sturm	393
	um für den so schnell verstorbenen Hansmichel zu beten [Marie]	395
	Ihr, die ihr [Gemeinde] da sicher steht mitten unter euern Lieben, betet für ihn um Ausdauer und Geduld!	397
	der während einer fürchterlichen Schlacht zitternd und betend für seine Liebsten [Angehörige der Soldaten]	397
	viele fühlten die Augen naß werden, als sie ihn [Sepp] so schön beten hörten	401
	Jeder [Gemeinde] läute und singe und bete und psalmiere da ärger als für andere, die mit gutem Gewissen abgezogen seien	411
	Unaufgefordert kniete die Menge [Gemeinde] nieder ins weiche, blumenbesäte Gras und betete	420
beteuern	Franz beteuerte	155
betonen	„Das ist immer so“, betonte der Pfarrer scharf	406
betteln	jedoch dieser [Franz] ließ nicht nach mit Bitten und Betteln	130
	Es ist noch nie Brauch gewesen, daß der Vater [Barthle] beim Sohn betelt und ich werde das auch nicht anfangen	242
beurteilen	Mariann, — die den — Sepp immer so richtig beurteilte	271
	erst jetzt fing man die beiden Männer [...] ein wenig richtiger zu beurteilen [Gemeinde] an	413
bezeichnen	den sein verzerrtes Gesicht [Gesicht, verzerrtes] als einen Schnäpsler bezeichnete	25
	Darum bezeichnet es [Feuer, das] den höchsten Grad des Schmerzes	56
	Wie richtig hat doch der Senn den Unterschied zwischen Selbstkenntnis und Demut bezeichnet	189
	welches schon oft mit dem Worte Anbetung bezeichnet worden ist [kein Sprecher]	207
	sich so alle [Gemeinde] gleichsam als seine Mitstreiter bezeichnet hätten	265
	das nur gewisse Leute gern als ein Echo aus dem Hause des Freimaurers bezeichnet hätten	266

	die von bösen Leuten gewöhnlich mit dem Worte Klatschsucht bezeichnete	285
	die im Namen Freimaurer, welcher einen durch unerlaubte Künste und Verbindungen reich Gewordenen bezeichnet	306
	„Das, was euch da nur als ein Durchbruch bezeichnet wird [Franz]	342
bezeugen	der Adlerwirt und alle im Haus könnten es bezeugen	109
bitten	bat [Sepp] dann den Klaus, ihm eine Pfeife voll Tabak zu schenken	29
	[Mariann] bat ihn, ihr etwas zum Lesen zu leihen	74
	Ich [Klausmelker] bitte Dich	121
	jedoch dieser [Franz] ließ nicht nach mit Bitten und Betteln	130
	aber ich [Senn] bitte dich — und gerade um des lieben Friedens willen bitte ich dich	136
	aber ich [Senn] bitte dich — und gerade um des lieben Friedens willen bitte ich dich	136
	dein Vater [Sepp] steht vor dir und bittet dich	167
	„O redet doch nicht so“, bat Franz	168
	dennoch tät ich [Sepp] bitten	198
	ließen sie [Älpler] nicht mehr mit Bitten ab	206
	baten alle [Älpler]	206
	als da er [Franz] sie zuerst um etwas bat	226
	kann ich [Barthle] nichts tun, als um ein seliges Ende für ihn bitten !	238
	Früher ging der verlorene Sohn zum Vater und bat demütig um Verzeihung	240
	als sie dem Barthle Holz sägen half, bat sie [Mariann] ihn um die Erlaubnis	245
	Um das bat ich [Barthle]	279
	sah es [Mariann] bei sich am Tische sitzen, im Hofe herumgehen, helfend und um Hilfe bittend	300
	als Franz, der ihn noch nicht in der Stube vermuten mochte, hereinschlich und bat , ihm einen Schlitten zu leihen	305
	bat Mariann und schrie dann laut auf, als Barthle einen Stuhl ergriff und gegen Franzen erhob	305
	Es fällt einem gar allerlei ein, wenn man [Rösle] so, um Arbeit und Brot bittend	317
	bin ich [Rösle] da und bitte um nichts als einen Dienst	318
	Er [Bursche, wunderlicher] komme, um ein Opfer zu bitten	361
	„So bleib da“, bat Franz	369
	Mariann aber trat zum Vater und sagte bittend	385
	Und als noch immer alles wie angefroren blieb, fuhr sie [Marie] bittend fort	396
	Zuerst hatten ihn seine vertrautesten Freunde [Freunde des Sepp] zum Paten gebeten	415

brüllen	es war mehr gebrüllt als geredet [Barthle]	109
	daß im Stall [...] alles [Kühe, die] zu brüllen anfang	127
	des Sennen Schellkuh mit lautem Brüllen ihren Sieg verkündete	130
	Fröhlich muhend und brüllend sprangen die losgelassenen Tiere [Kühe, die]	154
	Die weidenden Kühe auf der Wiese [...] sprangen ihr fröhlich brüllend entgegen	252
	die Kühe fingen wild zu brüllen an	253
	aber bald wurde sie von neuem durch das unheimliche Brüllen des Kamins	374
	Da droben brüllte der Sturm wie eine Kuh	390
brummen	die Stille wurde nur noch zuweilen durch das Brummen der ersten Tannen unterbrochen	231
	aber jetzt saß er [Barthle] nicht mehr tagelang rechnend und brummend in der Stube	285
danken	Ja so ein Bauer kann Gott danken , wenn er einen Gehilfen und Erben bekommt	41
	Es hätt' einer wohl Ursache, Gott zu danken , wenn er sie bekäme	52
	ich [Marie] will gar nichts mehr sagen und nur Gott danken	194
	bald dankte er [Franz] im stillen der Mutter	236
	„ich [Barthle] danke dir für die vielen Butterbrote	248
	Nun, für die Meldung dank ich [Barthle] von ganzen Herzen	273
	und sonst hoff ich [Barthle], dir nie mehr für etwas danken zu müssen	273
	Barthle gab der Alten einen Kronentaler, worauf diese dankend [Zigeunerin] das Haus verließ	293
	„So tät ich [Franz] dem Vetter täglich danken , der mir aus des Vaters Nagelschmiede heraushalf.“	311
	alle würden Gott von Herzen danken	313
	da gibt's nicht [Barthle] viel zu loben und zu danken	384
	Jetzt aber dankte er [Sepp] dem guten Weibe für diese und alle menschenfreundlichen Gewohnheiten	391
	Wir alle wollen uns die Hände reichen an diesem schönen Tag und Gott von Herzen danken [Sepp] für alles Gute und Böse	402
	Aber erst jetzt danken wir [Marie] alle Gott, daß wir den Wunsch der beiden Männer heimlich erfüllten	412
darstellen	bis er [ein sich dem wunderlichen Glauben Überlassender] am Ende zu seinem Schaden noch Gott danken muß	414
	ihr eigener Arbeitgeber zu werden, und diesem Umstand hatten sie [Kinder anderer Leute] zum großen Teil ihre Wohlhabenheit zu danken	424
disputieren	Am liebsten und auch am häufigsten disputierte er [Klausmelker] mit dem eigensinnigen Margretle	335

drängen	„Aber“, drängte Hansmichel	106
	„Nein, schnell“, drängte Klausmelker	357
	„Komm“, drängte Franz	359
dreinmischen	bis der Pfarrer sich dreingemischt habe	370
dreinreden	Der Bauer möchte immer auch gern ein Wörtlein dreinreden	21
	man brauche ihm nicht immer dreinzureden [Schnäpsler]	40
	und durch das Dreinreden der Eltern [Familie des Weibes, des verstorbenen, des Doktors] auch nicht ins Haus gekommen	336
	„Aber eins dinge wir uns aus: dreinreden tun wir [Gesellschaft beim Adler] dir, wann wir wollen	337
drohen	daß er [Barthle] ihr schon mit „Hinauswerfen“ drohte	72
	drohte ich [Doktor] [...] einmal mit dem Tode des Lieblings	218
	„Ker!“ drohte Barthle	248
	als endlich gar der Pfarrer dem Unfolgsamen mit Verweigerung der Absolution drohte	251
	wie arg man ihnen auch mit Tod und Teufel drohen mochte, sind versöhnt	422
durchbetteln	will ich [Klausmelker] lieber arbeiten wie ein Knecht, oder die Welt durchbetteln	370
durchbuchstabieren	Er [Barthle] hatte Klausmelkers Brief gefunden, überflogen, dann an die Helle tretend mit unsicherm Blicke durchbuchstabiert und zerrissen	381
durchhecheln	wenn ihr Freund [...] schonungslos durchgehechelt wurde [Bauern]	25
	Man [Bauern] hatte [...] Veranlassung bekommen, nun auch Franzen tüchtig durchzuhecheln	26
durchnehmen, jemanden	gerade die pflegte er [Barthle] am schonungslosesten durchzunehmen , welche ihm eigentlich die liebsten waren	75
eifern	„Ja, Frömmigkeit!“ eiferte Klaus	19
	„Unsinn, lauter Unsinn!“ eiferte Sepp	31
	„Nehmen müssen!“ eiferte Sepp	58
	So eiferte Sepp den ganzen Mittag	58
	„Dummes Bauerngeschwätz!“ eiferte dann Sepp	60
	„Hör’ es, wer wolle!“ eiferte Barthle	72
	eiferte Franz	164
	„Nein, das mache ich nicht“, eiferte die Mutter [Marie]	166
	„Eben ist’s“, eiferte Sepp	235
	„Freundlich aufgenommen!“ eiferte Barthle	241
	sogar der Pfarrer eifere jetzt bei weitem nicht mehr so gegen das Tanzen wie damals	256
	„Schöner Friede das!“ eiferte der Pfarrer	331
	„Allerdings“, eiferte der Lieferant	366
	„Auf die Art begegnet man unsereinem nicht mehr“, eiferte der Gemeindevdiener	378

einfallen	„Ja“, fiel das Rösle ein , „jetzt weiß ich’s!“	30
	„Und das“, fiel Hansmichel ein , „sind die schlechtesten	103
	„Der Hirt“, fiel Franz ein	116
	„Der nach deinem Kopf ist“, fiel der Beiknecht ein	127
	fiel Franz ein	141
	„Gut, gut!“ fiel Sepp ein	155
	fielen die anderen [Bauern] lachend ein	161
	fiel die Mutter [Marie] lächelnd ein	162
	und der Wein, fiel sie [Susanne] ein	163
	„und zahlen, was man gebietet!“ fiel Franz ein	165
	„Zum Davonlaufen“, fiel Marie ein	167
	„Ja, unmöglich!“ fiel Franz ein	191
	„Gut, ich weiß das“, fiel Sepp ein	194
	fiel jetzt die Mutter [Marie] heftig ein	196
	„Ja genug“, fiel Sepp ein	198
	„Du hast ja recht“, fiel Franz ein	202
	„Das“, fiel Franz begeistert ein	204
	„Aber doch Tobak?“ fiel Franz ein	226
	„Zum wohlbesetzten Tische“, fiel Sepp ein	235
	„Halt, Barthle!“ fiel Franz ein	249
	„Und das ist dann genug Wasser für euere Mühle“, fiel Barthle ein	268
	„Und“, fiel Klausmelker lächelnd ein	281
	„Mehr!“ fiel das Rösle hastig ein	307
	„Das ist nun vorbei“, fiel die Schwester [Schwester des Sennen] ein	322
	„Da seht ihr’s!“ fiel der Pfarrer ein	342
	„Oder“ — fiel Franz ein	343
	„Ja, hungrig“, wollte Franz einfallen	344
	„Dazu“, fiel die Wirtin ein	361
	„Diese Selbstsucht“, fiel der Lieferant ein	367
eingestehen	Du [Marie] nun hast vorhin eingestanden	196
einladen	[Senn] dann die beiden einlud , sich zu setzen	175
	als sie [Älpler] ihn schon einluden , zu ihnen zu kommen und fröhlich zu sein	186
	lud ihn der hinter ihm stehende Doktor freundlich ein , „mit ins Nebens-tüble zu kommen“	236
	Und um das zu beweisen, lud er [Barthle] jetzt oft junge Mädchen zu Mariannen ein	256
	Während der Senn mit seiner Braut im Dorf herumging und zur Hochzeit einlud	323

	Der freundliche Mann [Lieferant] schob den beiden Stühle zu und lud sie zum Niedersitzen ein	365
einreden	daß das Einreden nicht meine [Marie] Sache ist	89
	er werde es stets mit Dank annehmen, wenn man ihm einrede [Senn]	135
	Wir haben zwar einander in diesem Stücke nichts einzureden [Senn]	136
	Dem reichen Bauernsohn mochte sonst niemand [Gemeinde] einreden	136
	Der Beiknecht bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er nun auch einmal einem Reichen einreden und befehlen konnte	137
	als mir bisher die Selbstliebe hat einreden wollen	138
	Vergebens sucht er [Franz] sich einzureden	225
	ältere Leute aber ließen sich heutigestags nicht mehr gern einreden [kein Sprecher]	256
	wir [Barthle] [Sepp] haben einander gar nichts einzureden	272
	hier aber tun sie [Gemeinde] einander doch noch einreden und sich zur Ordnung halten	331
	Seine Kinder seien auch nicht immer, wo sie sein sollten, und von so einem Hausvater [Hansmichel] lasse man sich nur ungern einreden — sehr ungern	333
	Früher würde er sich eher haben [kein Sprecher] einreden lassen	379
	ihre vielen Freunde in nah und fern, das heißt in etwa drei Dörfern, würden gewaltig einreden	413
	daß denn bei uns doch nicht alles gut ist und daß wir uns schon noch einreden lassen dürfen von solchen, die es verstehen und redlich meinen	418
einschärfen	Nebenbei schärfte sie [Marie] Franzen wiederholt ein	200
einstimmen	Jubelnd stimmte er [Franz] dann ein in die frohen Weisen der anderen	147
	daß sie [Gemeinde] alle jubelnd hätten einstimmen mögen in das feierliche Tedeum	421
einwenden	doch es war nichts dagegen einzuwenden [Gemeinde]	52
	Barthle hatte nichts dagegen einzuwenden	74
	[Bärbel, Frau des Weberle] hatte nie etwas dagegen einzuwenden , daß sie alles regierte	101
	gegen die das Weberle nichts einzuwenden hatte	103
	Der Senn hatte nicht viel dagegen einzuwenden	151
	etwas gegen die Urteile der Gesalbten einzuwenden	165
	Auch war im Grund nichts dagegen einzuwenden [Barthle]	292
einwerfen	warf Sepp etwas rauh ein	167
	„Mein Gott, der Mann fiebert“, warf der Pfarrer ein	407
empfehlen, jemanden	indem er [Barthle] den Freimaurer dem Schutze Gottes empfahl	387
enden	mußte sie folgen, mußte [Mariann] enden	71
	So endend ging er [Barthle] fort	107
entgegenjammern	Warum hätte Barthles Kind [Mariann] ihm, dem Sohne Sepps, auf alle Weise schon entgegenjammern sollen	183

entgegenjubeln	jedes Tier und Tierlein jubelte ihr entgegen	418
entgegenrufen	„Ah, grüß Gott, Alpknecht!“ rief jetzt Mariann dem hart zum Garten Gekommenen heiter entgegen	171
	rief der noch in der Küche beschäftigte Vater [Sepp] Franzen froh entgegen	191
	gleich kommt der unfreundliche „Nördler“, ruft ihnen sein mächtiges Halt! entgegen	258
entgegenen	„Der ließ eben sein Haus nicht bauen“, entgegnete man [Gemeinde]	23
	„Meine Mutter“, entgegnete Hansmichel	102
	„Vielleicht“, entgegnete Franz, „hat’s aber auch sein Gutes	116
	wenn du [Franz] ihm selbst gar nichts zu entgegenen weißt	117
	„Du hast mich nicht erzürnt“, entgegnete Franz	174
	„Und ich wollte, sie wär’ da“, entgegnete Sepp	181
	„Nein, das bist du nicht“, entgegnete der Senn	202
	„Viel mehr Schlechtes und mehr Gutes als bei uns“, entgegnete Franz	302
	durfte ich [Franz] ihm entgegenen	306
entschuldigen	Aber alle Schnäpsler entschuldig[t]en den Klaus und sagten lachend	40
	Wie um sich zu entschuldigen , sagte Marie	90
	den Vater vor einem Fremden [...] anklagen, um sich selbst dadurch zu entschuldigen , das durfte und wollte sie [Mariann] nicht	96
	wie um ihn zu entschuldigen , sagte sie [Mariann]	282
	fiel es Franzen gar nicht ein, auch seinen ehemaligen Freund mit diesen Worten zu entschuldigen	288
	sein Ausbleiben über die bestimmte Zeit hinaus entschuldigend [Klausmelker]	350
	was dann außer Franzen nur wenige der sich zu den Aufgeklärteren Zählenden [Aufgeklärteren, die] zu entschuldigen oder auch nur sich zu erklären vermochten	367
	die vielen in letzter Zeit aufgeschossenen Kritiker zu entschuldigen [Sepp]	416
erbeten	die Mutter des heiligen Augustin hat seine Bekehrung auch erbeten	65
erbetteln	Franz hatte nicht Lust , eine Antwort zu erbetteln und zu erpressen	353
erbitten	[Klausmelker] sich die Erlaubnis zu erbitten zur Reise nach Dornbirn	358
erdichten	daß die Geistlichen etwas davon erdichtet hätten	57
ereifern	warum sich denn der Pfarrer heut so ereifert habe	57
erfragen	„Ich [Barthle] hab’ — ihn erfragt .“	274
ergänzen	ergänzte der Engel	188
	„Ja, und so oft man das Schnapsfäßlein durchs Dorf tragen sieht!“ ergänzte die besorgte Mutter [Gemeinde, Mutter aus der]	317
	„Und alle, die ihrer wert sind“, ergänzte der Senn anstoßend	429
erinnern	Wenn Sepp [...] den Vater an seine eigenen Erfahrungen erinnerte	46

	drum will ich [Mariann] dich noch erinnern an das viele, das er dir selbst getan hat	277
	So glaubte er [Sepp] ihnen am ehesten alle Lust vertreiben zu können, ferner noch an die Geschichte zu erinnern	309
	bis er endlich von Barthle nicht gerade auf die höflichste Weise daran erinnert wurde	334
	ich [Doktor] erlaube mir nur, Sie daran zu erinnern	341
	längst war die zehnte Stunde vorüber, als der Senn zuerst ans Heimgehen erinnerte	349
erklären	‚Er wolle‘, hat er [Pfarrer, neuer] gesagt, ‚ihnen alle Zeichen der Mess‘ erklären	32
	Der gute Pfarrer [Pfarrer, neuer] hat dann unermüdlich gelehrt und er- klärt in Predigt und Christenlehr‘	32
	Während Sepp noch erzählte und erklärte	34
	daß sich auch Marie mit den Grundsätzen nicht einverstanden erklärte	60
	er [Barthle] erklärte sich’s wenigstens so	70
	was sie [Mariann] sich leicht erklären konnte	96
	die du [Franz] nicht verstehst, oder anderen nicht erklären kannst	140
	der [Brauch, ein alter] dir dann am besten erklärt , wie ich’s eigentlich gemeint habe	142
	den er [Franz] sich gar nicht zu erklären imstande gewesen sei	143
	[Senn] erzählte und erklärte er Franzen, so viel und so gut er konnte	148
	wie haben denn die Herren [Vorsteher, der und seine Anhänger] ihre schnelle Sinnesänderung den Leuten erklärt	164
	Franz erklärte : „An einer Lanze blühen keine Rosen, wohl aber an einem Lenze	179
	„Ja“, erklärte Franz	179
	„Das ist ganz einfach“, erklärte Sepp	199
	Nun ist das Mädchen zur Jungfrau erklärt [Nächtler]	247
	„Des Adlerwirts nämlich mit dem Finken“, erklärte der Vorsteher	266
	wie man [Pfarrer] in der Kirche einmal das vierte Gebot Gottes erklärte	282
	die meisten, ja alle Übelstände im Bauernleben würden dadurch erklärt	288
	Je mehr er [Klausmelker] redete, erklärte und auseinandersetzte	313
	Er [Klausmelker] konnte sich daher nicht erklären	314
	als wichtigste Neuigkeit das sogenannte Februarpatent von Franzen vor- gelesen und vom Doktor erklärt wurde	337
	solchen, welche erklärt wissen wollten [Franz], warum die Regierung ein Gesetz herausgebe, das später zu einem Krieg führen müsse	343
	was dann außer Franzen nur wenige der sich zu den Aufgeklärteren Zählen- den [Aufgeklärteren, die] zu entschuldigen oder auch nur sich zu erklären vermochten	367
	das konnte er [Metzger] nicht anders erklären als durch die Annahme, Barthle müsse durch den Unfall ganz aus dem Häusle gekommen sein	383

	oder daheim etwas zeigen und erklären [Sepp]	415
erkundigen	Dieser [Senn] erkundigte sich sogleich sorgfältig nach Franzens Befinden	201
	sich [Franz] einmal nach Menschen und Vieh zu erkundigen	350
	Auch jetzt noch kam sie [Marie] weniger, um sich nach ihrem Manne zu erkundigen	395
erlauben	wenn sie [Marie] gegen den Willen Sepps ihrem Liebliche manches erlaubte und verbot	61
	„Ihr [Marie] erlaubt mir’s also?“	224
	aber Ihr [Barthle] habt ja selbst ihm erlaubt zu gehen	373
ermutigen	Feuchten Auges lächelten Greise und Greisinnen dem [Pfarrer, neuer] entgegen, der sie wohl bald zum Heimgang ins Jenseits ermutigen und stärken sollte	419
erpressen	Franz hatte nicht Lust , eine Antwort zu erbetteln und zu erpressen	353
erraten	[Marie] hatte es erraten , als sie sagte	308
errufen	schaute es [...] ob der Vater nirgends zu errufen [Rösle] sei; doch immer vergebens .	37
	aber es war schon nirgends mehr zu errufen [Franz]	308
erschwätzen	hat er [Adlerwirt] das schöne Pöstlein erschwätzt und ertänzelt mitsamt der Wirtin	82
ersuchen	Wenn er von reicheren Kindern ersucht wurde	64
	ihn ersuchend [Adlerwirt]	263
erwähnen	Sepp war das einzige Kind, was wohl weniger darum erwähnenswert [Erzähler] ist, weil er nun alleiniger Erbe seiner Eltern zu werden Hoffnung hatte	44
	Barthle, der, wie bereits erwähnt [Erzähler]	101
	Er [Barthle] erwähnte mit keinem Worte das ihr so wichtige Ereignis	250
	aus dieser Meinungsverschiedenheit entstand denn das erwähnte [Erzähler] ungewöhnlich laute Aufbegehren	266
	Franz, der, wie bereits erwähnt [Erzähler]	306
	Auf Reden, wie die oben erwähnten [Erzähler]	323
erwidern	„In der Ausdauer im Guten ist uns aber Jesus das schönste Vorbild“, erwiderte Mariann	74
	Er [Sepp] aber pflegte darauf zu erwidern	85
	„Wenn ich nur sonst ihr ähnlich bin im Guten und Rechten!“ erwiderte Franz	115
	pflegte Sepp, zuweilen ruhig, zuweilen etwas heftiger zu erwidern	133
	doch wagte sie [Marie] selten etwas zu erwidern	133
	„Ich merke, daß du [Franz] gern etwas erwidern möchtest und es doch nicht tust	135
	kann ich [Senn] dir jetzt auch erwidern	139
	hat er [Fink] lachend erwidert	163
	erwiderte Sepp kalt	168

	„Das ist gar nichts Wunderbares“, erwiderte der Senn	176
	erwiderte dieser [Senn]	178
	„Das ist die unterste Reihe der Seligen“, erwiderte der Engel	188
	dann wurde mir erwidert [Gemeinde], das wär' eben das Rechte	218
	daß sie [Mariann] lange nichts darauf zu erwidern fand	241
	Achselzuckend erwiderte er [Pfarrer] daher dem Adlerwirt	263
	„Auf offenem Markte kauft man selten das beste“, erwiderte Mariann	287
	pfl egte er [Franz] in des Sennen eigentümlicher Redeweise, die er, ohne es zu merken, sich immer mehr angewöhnte, herzlich zu erwidern	323
	Rasch und ohne den Gruß eines ihnen Begegnenden zu erwidern [Franz] [Klausmelker]	358
	Das so angededete Männchen [Krämerle] verzog das pfefferdütengraue Gesicht zu einem eigentümlichen Lächeln und erwiderte	359
	„Nein“, erwiderte Sepp mit schwacher Stimme	401
	„Er ist doch nicht so schlecht als ich“, erwiderte Barthle	407
	Er [Pfarrer, neuer] fühlte ganz die Größe des Augenblicks und dem sonst so Beredten war es jetzt unmöglich , der Kinder einfachen Gruß zu erwidern	420
	Lächelnd erwiderte der Pfarrer [Pfarrer, neuer]: „Der alte heilige Glaube hat nicht durch Gewalt über den Fürsten der Welt gesiegt	425
erzählen	Die wenigen Alpknechte [...] erzählten	18
	Da man sich gerade nichts Neues zu erzählen wußte [Bauern], redete man, wie gewöhnlich, von dem, der zuletzt fortgegangen war	20
	Von Herzen gern läßt er [Bauer] einen etwas schon sechsmal Gehörtes der Länge und Breite nach erzählen	21
	das sind ja Dinge, es könnten sie einem nach einem Rausch nicht närrischer träumen, und solche erzählt er [Franz] fast jedem	26
	„Vor drei Wochen“, erzählte Sepp	30
	ein lustigs Stückle von einem Kaplan [...] erzählen gehört [Gemeinde]	33
	„ Erzähl 's [Sepp] uns auch!“ riefen die Schnäpsler	33
	Während Sepp noch erzählte und erklärte	34
	Ich [Klaus] könnt' euch Dinge von ihm erzählen , wenn ich wollte	38
	Am häufigsten erzählte er [Nagler]	40
	wenn er [...] [Nagler] davon erzählte	42
	Lächelnd erzählte sie [Naglerin] einst dem Gatten	43
	Der Adlerwirt hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Pfarrer zu erzählen	56
	er [Klausmelker] erzählte nur, wie er habe herumbetteln müssen	68
	erzählten sie [Bauern] genau	77
	Den Schnäpslern, die überall davon erzählten	79
	Wenn so ein armer Teufel [Schnäpsler] einem sechskrippigen Bauern von seiner Not erzählt	79

Von den Freimaurern im allgemeinen und vom Sepp insbesondere wurden Dinge erzählt [Mäher], daß einem dabei Sehen und Hören hätte vergehen können	80
erzählte er [Hans] den anderen	80
„Der Adlerwirt“, erzählte er [Hans]	81
Schon oft hatte sie von Prozessen [...] erzählen gehört [Gemeinde]	94
fehlte nicht mehr viel, so hätte sie [Mariann] ihm den ganzen Hergang erzählt	96
Was wird er [Sepp] dem Franz erzählen ?	97
Unter dem Essen erzählte der Hansmichel [...] mit etwas unsicherer Stimme	97
Es [Weberle] selbst hatte seine größte Freude am Lesen und daran, den Bauern aus den gelesenen Büchern und den Zeitungen, die es vom Pfarrer holte, zu erzählen	101
Was es [Weberle] las, erzählte es	101
und was es [Weberle] erzählte , war gewöhnlich aus entlehnten alten und neuen Büchern Gelesenes	101
wenn es [Weberle] von seiner Bärbel erzählte	101
„Ei Weberle, erzähl ’ mir einmal, wie es gewesen sei!	102
Im Schatten sitzen und erzählen , das war sein [Weberle] Gaudium	103
Eigentlich erzählte es [Weberle] doch am liebsten Selbsterlebtes oder Gesehenes	103
Da zog während dem Erzählen ein Stück Leben an ihm [Weberle] vorüber	103
Wenn es [Weberle] dagegen erzählte , was es gelesen oder von „glaubwürdigen Männern“ gehört habe	103
Es [Weberle] begriff nicht alles, erzählte daher auch nicht so deutlich	103
dem das Weberle gar zu ausführlich erzählte	106
Die Bärbel hat [...] in ihrer Unschuld es sogar weiter erzählt	106
„ Erzähl ’ [Weberle] nur noch aus!“	109
„Ich [Weberle] kann’s ja beim Heuen auch erzählen “	110
Dann wollte er [Sepp] auch erzählen	115
Vor allem will ich [Klausmelker] Dir erzählen	118
Dir von den Erfahrungen zu erzählen , die einer [Klausmelker] machen muß	119
Früher habe ich oft erzählen hören [Gemeinde]	120
die Leute [Gemeinde] hatten ihre größte Freude, wenn sie wieder etwas [...] Dummes von dem Sonderlinge zu erzählen wußten	136
zum Beispiel hast du [Franz] uns erzählt	139
er [Franz] schon erzählt	140
Ich [Senn] will dir nun noch von einem alten Brauch erzählen	142
wie mir der Großvater [Großvater des Sennen] noch erzählt hat	142
wenn man [Gemeinde] von diesem wunderlichen Brauch erzählt habe	143

Hätte er [Franz] alles Liebe und Gute von seinen Mitknechten erzählen können	144
[Senn] erzählte und erklärte er Franzen, so viel und so gut er konnte	148
Wenn zum Beispiel Christian von seiner „Blaßköpfigen“ erzählte	158
als Christian zuletzt erzählte	158
nicht nur die Erzählenden [Bauern]	158
Der alte Martin erzählte	158
Erst leise und dann [...] immer lauter erzählten sie [Lobredner Franzens]	160
Während das eben Erzählte [Erzähler] auf dem Kirchenplatze vorging	162
Im Sommer hat mir der Vater [Sepp] davon erzählt	162
Daß der Vater [Sepp] dir noch nichts erzählte	163
er [Sepp] erzählt sonst sehr gerne davon	163
Das hat man [Gemeinde] in der letzten Zeit jedem erzählt	164
wie Ihr [Marie] mir vorhin erzähltet	165
[Franz] erzählt von Weißfüßen und Schellkühen	167
Franz wollte nun dem Vater erzählen	167
Der Senn hat mir oft erzählt	170
weil ihm die Alten [Vögel, alte] nichts haben erzählen können	184
Ich [Sepp] hab' dir schon oft von meiner Vergangenheit erzählt	192
Solche Beispiele könnt' ich [Sepp] tagelang erzählen	192
wenn man [Marie] ihm die Geschichte ordentlich erzählt	195
Heut' hat wohl drei Stunden weit alles [Gemeinde] davon erzählt	203
Franz erzählte nun gähnend	207
das, was der Vater [Sepp] von Barthles Kind erzählte	207
auch der einfache Holzschnitt erzählt es dir	209
versauerte Tugendbündlerinnen, die täglich zur Messe müssen, um dort das Neueste zu erzählen und zu hören	210
Man [Erzähler] weiß von Menschen zu erzählen , die ein Schlag an den Kopf ganz anders gemacht hat	212
ist denn alles nur Schein und Lüge, was man von denen erzählt	217
ganz leise, als ob er [Doktor] fürchte, es könnte ihn auch sonst noch jemand hören, erzählte er	217
wie die Berge, die es immer lauter und immer weiter erzählen	222
Zuerst erzählte man [Vorsatzgesellschaft] von der Jesuiten-Mission in Andersbuch	227
die [Tannen, ernste] den neben ihnen vom Herbstwind entblätterten jungen Buchen wohl vom kommenden Frühling erzählen mochten	231
Am anderen Tage erzählte Marie dem wieder von Dornbirn zurückgekommenen Vater mit freudestrahlendem Gesichte	234
doch da er [Sepp] jetzt selbst viel zu erzählen hatte	234
wollte er [Franz] wieder zu Mariannen und ihr alles erzählen	235

wenn nicht der in ihrem lieblichen Gesichte doppelt rührende Ausdruck tiefsten Kummers von etwas ganz anderem erzählt hätte	242
als sie, aus dem Vorsaß kommend, allüberall [Gemeinde] von Franzens Heldenmut erzählen hörte	244
Ohne sich lange zu besinnen, eilte sie [Mariann] heim und erzählte dem Barthle fast in einem Atemzug	244
Doch, wem erzähle ich [Franz] das! Den Lüften und den Wänden.	250
Franz hatte nicht nur den Lüften erzählt	250
ihr Erröten hatte ihm mehr erzählt , als ihm lieb war	250
Eine Zeitlang kann er [Bauer] sich nun mit Ausbessern der im Sommer beschädigten Werkzeuge, mit Stricken, Rechnen und Erzählen ganz gut unterhalten	259
sonst würde er [kein Sprecher] ganz andere Dinge von ihm zu erzählen wissen	260
[Hansmichel] erzählte dann noch zu Ende	264
Der Adlerwirt erzählte am anderen Tage den ihn Besuchenden	264
Barthle erzählte kurz, was er heut' hab' erleben müssen	272
und [Mariann] erzählte ihm das Geschehene	274
als die Mutter [Marie] ihm von der Unterredung der beiden Männer erzählte	275
Franz erzählte jetzt der Geliebten auch von dem Zusammentreffen seines Vaters mit Klausmelkern	275
als die Mutter [Marie] ihm heimlich Schatzgräbergeschichten erzählen mußte	278
Erzählt von Leuten	278
und [Klausmelker] erzählte dann, wie er ins Dorf gekommen sei	283
Als Sepp im letzten Herbst erzählte	288
Als daher Klausmelker an einem Sonntage beim Mittagessen von so einer halben Hexe erzählte	290
Auch aus der jetzigen Zeit [Zigeunerin] wären mehr als tausend solche Fälle zu erzählen	292
Doch man erzählt so etwas nachher nicht mehr gern.	294
Der Senn setzte sich und erzählte	302
indem er sich hart vor Franz hinstellte, erzählte er [Barthle] ihm von der Zigeunerin	305
Im ersten Zorn hätte er [Franz] zum Pfarrer laufen mögen, um dem die Geschichte zu erzählen	305
das Rösle, hatte ihm früher so viel vom Adlerwirt erzählt	313
fing das gute Mädchen [Rösle] ihm sogleich von seinem und der Seinen Kummer und Herzleid zu erzählen an	314
Als das Rösle der Mutter am Sonntag seine Unterredung mit Klausmelkern erzählte	316
als du [Senn] mir in deinem Unmut vom Fastnachtsdienstag erzähltest	322

als sich zu erzählen [Rösle] [Senn], wie zornig man schon übereinander gewesen sei	322
Dort beim Brunnen hatte Mariann ihm erzählt	324
Die aus dem italienischen Kriege Heimgekommenen erzählten Wunder- dinge von ihren Befehlshabern	329
Und wenn man so aus anderen Dörfern erzählen hört — mein Gott! — dann ist's noch heilig bei uns	330
He, bringt ihm wieder einen Schoppen, daß es [Weberle] uns noch eine Zeitlang erzählt!	331
Einzig noch dem Pfarrer konnte er [Weberle] erzählen	331
Bald kam Hansmichel und erzählte dem Barthle, sein Bub sei schon mehrere Male in Franzens Gesellschaft gesehen worden	332
Nun fingen die älteren Leute von dem lustigen Studenten, dem erwähnten Bruder des Sennen, zu erzählen an	340
In den nächsten Tagen erzählte man [Gemeinde] immer und überall von der Strafpredigt des Pfarrers	345
Laßt den Pfarrer und alles mit Ruh jetzt und erzählt [Doktor] uns lieber etwas von Deutschland	346
sich besann, was er [Doktor] denn nun erzählen solle	347
Er [Doktor] hätte nun gern etwas recht Großes von diesem so verschrienem Deutschland erzählt	347
Einleitend erzählte er [Doktor], wie Selbstsucht und Uneinigkeit den Franzosen Tür und Tor geöffnet	347
als endlich der Doktor erzählte	347
Schon während der Doktor von den Aufständen in Tirol und Norddeutsch- land erzählte	347
Bis in acht Tagen hoff ich [Franz] euch davon erzählen zu können	348
Die alle [ein halbes Tausend Joseffe, Hansmichel und Marien] würden sich gaffend vor dich hinstellen und dir mit Stolz erzählen	354
Nun erzählte Klausmelker, der Adlerwirt habe vor einigen Wochen aus Amerika geschrieben	355
und [Klausmelker] erzählte nun	357
und ihm den Sachverhalt erzählen könne [Klausmelker]	358
„Ärger könnte es wohl auch der Bub' des Freimaurers in — Dings — nicht, von dem sein Pfarrer letzthin dem Dekan eine Stunde lang erzählte. “	362
auch den Bauern davon erzählt , so gut ich [Klausmelker] es konnte	368
Tage könnt' ich [Franz] einem erzählen , was ich daheim ausstand	370
Der auf Hansmicheln wartende Gemeindediener lief noch immer vor dem Hause auf und ab, jedem Vorübergehenden erzählend	383
und [Heuzieher] erzählten dann, wie der Hansmichel in betrunkenem Zustand überfahren worden sei	384
das erzählen [Heuzieher] hörte	384
Alle anwesenden Eltern erzählten ihren Kindern schaudernd	386

	das Kommen und Gehen, Fragen und Erzählen derer, die den Psalter mitbeten wollten [Besucher, Todfall]	393
	Schon als Kind hörte er oft erzählen [kein Sprecher]	394
	und mehrere [Retter des Sepp] erzählten , sich gegenseitig ergänzend	399
	Sepp sagte das so gleichgültig, als ob er von der Beschaffenheit irgendeines Steines erzähle	400
	der [Beiknecht] aber schien das nicht zu achten und erzählte	401
	als er aber beim Adlerwirt von dem Gottesgericht — so wurden die Ereignisse der letzten Tage genannt [Gemeinde] — erzählen hörte	403
	Dann sich wieder an den Pfarrer wendend, erzählte er [Barthle] ungewöhnlich rasch	406
	In der Werktagsschule hat uns der damalige Pfarrer einst vom Jüngsten Gericht erzählt	406
	Mir wenigstens, als ich die jetzt überall bekannte Geschichte von der Zigeunerin erzählen hörte [Gemeinde]	409
	daß wir [Doktor] von unsern wackern Vätern keinen Hexenprozeß zu erzählen haben	409
	Schon oft, erzählte sie [Mariann] einigen Nachbarinnen weinend, schon oft sei sie bei Sterbenden gewesen	411
	denn Marie dachte nicht im entferntesten daran, den Zuhörerinnen auch zu erzählen [Marie]	412
	Von der Versöhnung haben wir [Marie] [Mariann] wegen dem Doktor nichts erzählen wollen	412
	Wenn er [Sepp] dann einmal nichts für sie in der Tasche halte, mußte er erzählen vom Kätzlein und Mäuslein	415
	Die zahlreichen Inschriften an den vor dem Dorfe aufgerichteten Festbogen erzählten von der Freude der Gemeinde	417
	Jeder Zug, jedes Wort, das unbedeutendste, was von dem Erwarteten erzählt [Gemeinde] werden konnte	417
	Diesen erzählte nun Sepp, daß der so sehnlich Erwartete der nämliche sei	418
	so werden dir die muntern jungen Wirte und Wirtinnen von mancher Veränderung seit der Ankunft des neuen Pfarrers zu erzählen wissen	422
	so weiß da niemand [Gemeinde] viel zu erzählen	423
	In freien Stunden erzählte es [Weberle] den Kunden des Sohnes von seiner Geschicklichkeit	426
	Sitzen oder stehen irgendwo euer etliche beisammen, so fängt natürlich eine [Weiberleut] von ihrem kleinen Schreihals zu erzählen an	427
fiebern	„Mein Gott, der Mann [Barthle] fiebert “, warf der Pfarrer ein	407
	„Dann fiebert eben der gute Mann [Barthle] nicht“	407
flehen	sie [Mariann] flehte nicht um diese oder jene Gnade	375
fluchen	Hätte Sepp eine Woche lang getrunken und geflucht wie ein Holzhacker	56
	Schreckenstag, an welchem der Vater [Barthle] dem seinem Zorne entfliehenden Bruder fluchend ein Scheit nachwarf	67

	der nicht über die gottlosen Studenten fluchte [kein Sprecher]	329
	Wer das für der Väter Glauben und Sitte hält, der soll fluchen über die neue Zeit [kein Sprecher]	339
	als Klausmelker, der seinen Pack und den Stock suchte, plötzlich wie ein Husar zu fluchen anfang	362
flüstern	„Um deines gesunden Kopfes willen sei still!“ flüsterte Sepp	180
	Überall regte sich's [Natur], rasselte, flüsterte wie leises Kichern und Hohnlachen	232
	flüsterte Franz, „du wirst mir hoffentlich nicht zürnen	247
	Sobald es sich ihm schickte, machte er [Franz] sich zu ihr und flüsterte	257
	„Ich bin's“, flüsterte sie [Mariann], mit feuchten Augen zu ihm aufblickend	277
	Dort schritt einer [Fastnachtsgesellschaft, einer] zu den Musikanten und flüsterte ihnen einige Worte zu	295
	so daß die zärtlichsten Paare in den Winkeln herum ungestört flüstern und sich die Hände drücken konnten	296
	„Klausmelker ist halt kein Franz“, flüsterte Mariann	297
	Jeder [Gesellschaft beim Adler, Zurückbleibende] flüsterte dem anderen seine Meinung zu	345
	Franz flüsterte seinem Begleiter zu	365
	Nur als man in der Riese ankam, wo ihm gestern der Tod so fürchterlich nahe war, flüsterte er [Sepp] ängstlich	401
	„Nein, Franz“, flüsterte Mariann errötend	429
folgen	„Also“, folgerte der Nagler	42
fordern	mit der Stimme eines kommandierenden Generals einen Schoppen Roten forderte [Barthle]	28
	einen fürchterlichen Kampf mit dem Gewissen, welches Gehorsam als die erste Kindespflicht forderte	67
	Brief von ihm erhalten, in dem er [Klausmelker] seinen Heimatsschein forderte , mit der trotzigten Bemerkung	68
	„Wenn der Vater [Barthle] auch einmal ein Opfer von mir fordert , so bin ich es ihm zu bringen schuldig	76
	das war von Hans zuviel gefordert [Arbeiter des Sepp]	81
	was andere [Gemeinde] von dir fordern oder wünschen	168
	Ich fordere [Sepp], ich erwarte keine Anerkennung	169
	der [Barthle] von ihr Gehorsam forderte	246
	ich [Barthle] könne nicht auch sein und mein zerstörtes Lebensglück von dir fordern ?	273
	ich [Barthle] hab' ein Recht, von euch zu fordern , daß ihr ihn mich nie und nimmer bereuen lassen werdet	279
	Bettler, die ein Vaterunser bringen vor jede Tür und dafür ein Almosen fordern	291
	In letzter Zeit hatte der Adlerwirt beinahe jede Woche Geld gefordert	304

	Diejenigen [Gesellschaft beim Adler], welche forderten , man solle dem Pfarrer nicht widersprechen	342
	für die ihm angelegten Summen mehr Zins zu fordern [Pfarrer]	419
	aber jeder [kein Sprecher] wäre froh gewesen, wenn er vom Sennen und von der Adlerwirtschaft noch viel mehr zu fordern gehabt hätte	424
fortfahren	die rechte Hand vorwerfend, während er die andere auf die scharf nach links gebogene Nase legte, fuhr er [Barthle] fort	18
	nachdem er aus dessen Glas getrunken hatte, fuhr er [Sepp] fort	29
	[Sepp] tat dann einen kräftigen Zug aus seinem Glase und fuhr heiter fort	30
	Hat man“, fuhr er [Barthle] immer lauter fort	34
	Aber“, fuhr er [Barthle] nach einer Pause fort	34
	fuhr er [Klaus] mit stolzem Selbstbewußtsein fort	38
	„Alles“, fuhr es [Weberle] dann, das leere Gläschen vor sich auf den Tisch hinstellend, fort	38
	„Ihr seid mir die“, fuhr er [Hans] lachend fort	81
	Als er [Sepp] sich wieder gesetzt hatte, fuhr er fort	89
	Wir kennen uns schon länger“, fuhr sie [Marie] nach einer Pause fort	89
	fuhr Marie eifrig fort	90
	Nach einer Pause fuhr er [Barthle] aber wehmütig fort	99
	„Barthle“, fuhr das Weberle fort	103
	fuhr es [Weberle] in seiner Erzählung fort	110
	„Nun“, fuhr es [Weberle] dann fort	111
	Und“, fuhr er [Sepp] nach einer Pause fort	123
	[Sepp] fuhr dann wehmütig fort	126
	dieser [Senn] aber fuhr nach einer Pause fort	135
	fuhr sie [Marie], ihren Liebling mit mütterlichem Stolze betrachtend, nach einer Pause fort	165
	Mariann errötete und fuhr erst nach einer kleinen Pause wieder fort	174
	nach einer langen Pause fuhr er [Franz] wieder laut fort	189
	fuhr er [Sepp] fort	192
	„Du guter alter Tropf!“ fuhr Sepp nach einer Pause wehmütig fort	197
	„Zu diesen nun“, fuhr Marie fort	224
	als dieser [Martin, der alte], Franzen noch immer nicht beachtend, nach einer Pause fortfuhr	228
	Unter dem“, fuhr er [Sepp] dann [...] in ganz anderem Tone fort	234
	„Dann“, fuhr jener [Franz] fort	248
	Dann nach einer Pause fuhr sie [Mariann] fort	255
	gleich wieder ernster werdend, fuhr er [Barthle] fort	267
	„aber“, fuhr er [Franz] sich stolz aufrichtend fort	276
	fuhr Barthle nach einer langen Pause fort	279

	und vergebens zwang er sich zu lächeln, indem er [Klausmelker] fortfuhr	286
	Die Zigeunerin fuhr nach einer Pause fort	292
	„Hier ist ein Mittel“, fuhr sie [Zigeunerin] dann, ein kleines Päcklein aus der schmutzigen Strohtasche ziehend, fort	292
	dann sich wieder an Barthle wendend, fuhr sie [Zigeunerin] fort	293
	„Ja“, fuhr er [Sepp] dann bitter lachend fort	301
	„Bei mir“, fuhr Hansmichel in seinem Selbstlob fort	334
	„Redet nur“, sagte Franz lächelnd und fuhr dann lauter fort	337
	„Also Scham und Reue sind erwacht“, dachte er [Pfarrer] und fuhr nun eifriger fort	342
	„Ich hab“, fuhr der Doktor fröhlich fort	349
	Und als noch immer alles wie angefroren blieb, fuhr sie [Marie] bittend fort	396
	fuhr er [Pfarrer] heftiger fort : „Ja, so ist's, immer und überall ist es so!“	405
	Der Kranke [Barthle] bedeckte schauernd sein Gesicht und erst nach einer Weile fuhr er fort	406
fortreden	letzterer [Doktor] glaubte daher, herzhaft fortreden und erst so nach und nach umlenken zu dürfen	220
fortschicken	aber bei keinem [Gemeinde] ist die Abneigung gegen den Naglersepp so groß, daß er ihn [...] fortschickte , wenn er um seine Tochter aufhalten tät	52
	auch da hatte er [Barthle] ihn noch nicht fortgeschickt , sondern nur etwas unwillig gehustet hatte er	300
	„So schick [Senn] ihn fort , mich geht das in deinem Hause nichts an.“	321
	Alles, was er [Sepp] mit ihnen anfang, war recht, wenn er sie nur nicht fortschickte	415
	-Fortgeschickt wurde jedoch niemand vom Götte [Sepp], weder jung noch alt	415
fortsingen	und [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] wollten ihr Liedchen wieder fortsingen	180
fragen	ohne sie um ihr Begehren zu fragen [Rösle]	28
	„Was ist es denn mit dem Skorpion?“ fragte das Rösle	29
	Da fragt er [Barthle] mich: Fängst morgen auch an mit Heuen?	30
	Glaubst du das nicht?“ fragte Barthle	31
	hat er [Kaplan in Sepps Geschichte] sein lateinisches Buch eingesteckt und den Bauern gefragt	33
	„Wo er wohl den Brief her hat?“ fragte das Rösle mehr sich selbst als die anderen	38
	„Was sind denn die Freimaurer eigentlich?“ fragte das Rösle	38
	wenn du [Weberle] jemand fragst : was sind Freimaurer, he was?	38
	„Wie machen sie es aber, daß sie mit dem Teufel zusammenkommen?“ fragte Klaus	39

„Warum“, fragte der sich unwillig seine Last wieder Aufladende [Nagler]	41
aber da fragt niemand danach, was man möchte	47
fragten die beim Kronenwirt sitzenden Bauern	56
wollte er [Sepp] einige fragen	57
Wenn andere [Gemeinde] heiraten wollten, mußten sie nach allen Seiten hin horchen und fragen	64
„Habt Ihr etwas von Klausmelkern vernommen?“ fragte sie [Mariann] kaum hörbar	67
Barthle aber fragte rasch: „Was, was hast du vielmal schon gedacht?“	71
Noch nie kümmerte sich der Vater um ihre Bücher, [Barthle] fragte nie	73
Hans schaute die Fragenden [Arbeiter des Sepp] lachend an	83
doch nahm sie [Marie] sich fest vor [...] nie mehr weiter darüber zu fragen	94
als sie [Mariann] das drittemal fragte	95
„Hast du Zeit“, fragte er [Sepp]	95
Als Sepp sie fragte , ob sie jetzt Zeit habe, mit Büchern in der Welt herumzulaufen	96
fing sie [Mariann] an zu fragen	97
Er [Hansmichel] fragte also dagegen: „Hättet Ihr mir Geld gegeben, Barthle?“	99
ein Dummkopf in einer Minute mehr fragen , denn ein kluger Mann in einem ganzen Tage beantworten könne	103
als der Barthle mich einmal fragt	106
[Klaus] kommt nun und fragt : „Warum ist dir dort die Falle nicht am rechten Ort?“	108
Unter dem Mittagessen fragt ’ er [Barthle] Klausmelkern	108
„Wo aus?“ habe ich [Weberle] ihn gefragt	110
bis er [Klausmelker] sich entschlossen und einen Bauern gefragt habe	111
er [Franz] fragte daher sogleich, was es denn sonst Neues gebe	115
da frag ’ ich [Klausmelker] ihn	118
Franz hatte noch einmal zu lesen angefangen, plötzlich fragte er [Franz]	122
fragte er [Sepp] denselben: „Wie gefällt dir denn der Oberste, der Senn?“	123
„Kommt der Sonntag auch bis da herauf?“ fragte der Eintretende [Sepp] erstaunt	124
fing er [Franz] an, sich zu fragen	133
fragte er [Franz] sich	134
durch Fragen seine [Franz] Unwissenheit zu zeigen	137
als wir [Beiknecht] [Senn] nun fragten	139
fragte Franz lachend	140
Aber nun möchte ich [Franz] doch fragen	142
als Franz ihn fragte	144

fragte Franz ein wenig gähmend	162
mit etwas mehr Teilnahme, als er vorher gezeigt hatte, fragte er [Franz]	162
plötzlich vor der Mutter stehen bleibend, fragte er [Franz]	164
Ist das noch dein Franz [...] hab' ich [Sepp] mich fragen müssen	167
fragte Marie	169
„Warum singst du nicht?“ fragte der Senn vorwurfsvoll	176
[Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] fragten	178
fragte letzterer [Franz]: „Wißt ihr denn wirklich nicht, was Lenz ist?“	179
fragten einige	179
„Tut dir etwas weh?“ fragte Sepp	180
„Ist es so böse?“ fragte der Wirt [Adlerwirt] erschrocken	180
fragte der über sich selbst erstaunte Franz	185
fragte Franz erschrocken	188
fragte er [Franz]	191
fragte Sepp sich unterbrechend und eilte zum Herd	191
fragte Franz	191
„Wir sind also nun eins?“ fragte Franz freudig	191
mit dem ewigen Fragen [Senn] nach deinem Befinden	201
„Wie ist das möglich?“ fragte erstaunt Franz	203
„Die Weiber?“ fragten Vater [Sepp] und Sohn [Franz] zugleich	203
„Habt ihr sie gesehen?“ fragte Franz hastig	204
fragten alle [Älpler] auf einmal	206
„Ist das denn notwendig?“ fragte der Doktor	215
Freundlich, mitleidig wie einen Schwerkranken fragte er [Doktor] Franzen plötzlich	216
der gute Humor, der genießt, statt nach der Zubereitung zu fragen	221
wie du als kleines Büblein [Franz] mich einmal gefragt hast	224
Das war ein Staunen und Fragen [Vorsäßgesellschaft]	226
Eine Stickerin [Vorsäßgesellschaft, Stickerin aus der] fragte geradezu	226
Andere [Gemeinde] fragten und rechneten	228
„Und was habt Ihr darauf gesagt?“ fragte Franz	235
„Gehst du heute nicht mehr fort?“ fragte die Mutter [Marie]	235
hatte sie [Mariann] sich vor allem gefragt , was wohl der Vater dazu sagen werde	237
und oft fragte er [Barthle] sich, warum denn das Anneli auf einmal so anders, so still und ernst geworden sei	237
aber unsereiner [Barthle] hat mehr zu bedenken und zu fragen , als so ein Mädchenkopf erfassen und begreifen kann	242
„Wer und was hat er?“ fragte Mariann erstaunt, erschrocken	244
„Mariann, schläfst?“ hörte sie [Franz] fragen	246

Noch fragt sie [Angesprochene, beim Fensterln] nicht	247
fragte sie [Mariann] sich	250
„Magst auch Brombeeren?“ fragte sie [Mariann] nach einer Weile	254
Die Kühe sahen Franzen ernst und fragend an	254
„Was macht der Vater heut’?“ fragte Franz	254
[Franz] bereute dann gleich wieder gefragt zu haben	254
„Hast du mich gehört?“ fragte Franz schnell	255
fragte er [Barthle]	269
„Auch wenn es der Freimaurer wäre?“ fragte Sepp	272
fragte das Mädchen [Mariann] im Tone zärtlichen Vorwurfs	275
Nach einer Pause fragte Mariann	276
Frag’ [Klausmelker] nur den Pfarrer	279
„Wie“, fragte Klausmelker	280
„Wie lebst du?“ fragte er [Klausmelker], die Hand noch immer festhaltend	281
„Meinst du etwa, ich hätte nicht auch Glauben und Hoffnung und Liebe?“ fragte die Alte [Zigeunerin]	290
„Was ist denn da drin?“ fragte Klausmelker lächelnd	293
„Kannst du noch lachen?“ fragte Mariann streng	293
da wurden die Kleider gemustert und nach der Zeit gefragt , um die neuen Taschenuhren herausziehen und zeigen zu dürfen [Fastnachtsgesellschaft]	295
„Und just vom Barthle muß der Schlitten sein?“ fragte Sepp	301
„Gut geschlafen?“ fragte Franz den Eintretenden	301
„Doch einer?“ fragte Franz	301
Kerzengerade stellte er [Senn] sich vor Sepp hin und fragte	303
Endlich nahm es [Rösle] wieder alle Kraft zusammen und fragte	307
„Da frag’ [Rösle] einen, der gerade mehr guten Rat bei sich hat	307
Wenn Marie oder Franz ihn fragten	309
„Was hättest du wollen?“ fragte dieser [Senn]	320
„Möchtest du bei mir bleiben?“ fragte der Senn mit unsicherer Stimme	320
„Hat man denn nie Ruhe vor dem Knarren der Tuschubladen?“ fragte der Senn lachend	322
mochte Franz sich wohl fragen	323
denn da und dort wagte einer zu fragen , wie und warum?	329
Zornrot fragte er [Hansmichel]	333
Dann stürmte letzterer [Barthle] durch das ganze Haus, und als er Klaus- melkern endlich fand, fragte er ihn ohne Vorwort und Einleitung: „Ist’s wahr, daß du verstohlen zum Adler hinabgehst?“	334
„Du hast mir [Barthle] nie das Wort gegönnt zum Fragen	335
brauchte Franz ihn nicht mehr zu fragen , ob er noch immer an die All- macht der Verhältnisse glaube	336

„Allerdings, aber wer, he was! wer kümmert sich um unser Urteil?“ fragte das Weberle	338
„Also warum?“ fragte der Doktor lachend	338
„Aber“, fragte Franz	338
„Weiß denn der Staat auch etwas von unsern Kindern?“ fragte der alte Martin	338
und sich an den alten Martin wendend, fragte er [Pfarrer] lachend	342
„Ist's denn auch schon irgendwo so, wie es bei uns nun werden soll?“ fragte der alte Martin	343
bis der alte Martin plötzlich fragte : „Ist's denn wahr, daß es so schlecht steht in Deutschland draußen?“	346
„Warum hatte man denn das nicht getan?“ fragten mehrere [Gesellschaft beim Adler, neuerliche]	348
„Wie“, fragte Franz erstaunt	352
Um gleich ins klare zu kommen, fragte er [Franz] Klausmelkern gerade heraus	353
geh' ich [Franz] auch nur auf wenige Tage fort — muß ich mich fragen	353
„Und unsere Lieben?“ fragte Franz im Tone des Vorwurfs	354
„Was fehlt dir?“ fragte er [Franz] mitleidig	354
„Hast du Schriften bekommen und Reisegeld?“ fragte Franz	356
hab' ich [Klausmelker] mir gedacht: wer weit frage , werde weit gewiesen	356
„Wenn es ihm wieder anders wird?“ fragte er [Franz] sich immer aufs neue	358
Am hintern Tische richtete sich ein großer Mann [Lieferant] langsam auf und fragte mit kräftiger Stimme	359
„Wenn sie mehr kann als andere, warum hilft sie dann nicht erst sich selbst?“ fragte Klausmelker	361
muß darüber staunen, daß Sie [Unterlehrer] so blitzdumm fragen können	362
Endlich legte er [Unterlehrer] dieselbe vor sich auf den Tisch, zündete sich eine Zigarre an und fragte	363
„War's der?“ fragte er [Franz]	364
Franz fragte gleich vor der Türe: „Hast du einen Paß erhalten?“	364
dem guten Mädchen [Margretle] fiel es nie ein, den reichen Bauernsohn so etwas zu fragen	364
als Franz, kaum in seine Stube gekommen, ihn fragte	365
sah Barthle sie scharf an und fragte , ob sie nicht lieber zu Franzen gehen möchte	372
„Er ist etwa auch mit nach Dornbirn?“ fragte Barthle schnell	373
noch immer nach dem Wie fragen [Barthle] wollte	377
„Soll ich oder soll ich nicht?“ fragte sie [Mariann] sich noch	377
[Gemeindediener] legte die Hand auf den verrosteten Säbelgriff und fragte mit feierlicher Amtsstimme	377

Er [Gemeindediener] ging dem Mädchen langsam nach und fragte etwas milder: „Fehlt etwas?“	378
„Barthle ist also nicht da?“ fragte der Freimaurer [Sepp]	378
und [Barthle] fragte den noch immer vor dem Hause auf und ab schreitenden Gemeindediener	382
„Fehlt etwas?“ fragte der Gemeindediener	384
„Macht ihm erst ein Bett und dann [Mariann] fragt! “	384
„Warum in unser Haus?“ fragte der herbeieilende Vater [Barthle]	385
Barthle wollte eben zum Hause Sepps eilen und fragen , ob Marie nichts von ihm wisse	387
als er [Sepp], alles erwägend, sich fragte , was er heute noch tun könne	390
das Kommen und Gehen, Fragen und Erzählen derer, die den Psalter mitbeten wollten [Besucher, Todfall]	393
als er sie [Marie] hart vor dem Hause nach ihrem Manne fragen hörte	394
als sie [Marie] die ihr unter der Haustür begegnende Mariann fragte , ob Sepp noch immer im Stall sei	395
„Was ist zu tun?“ fragte man [Gemeinde] überall	396
keiner [Retter des Sepp] fragte sich, was anzufangen sei, wenn man die Vorsaßhütte leer finden sollte	399
der eben in die kalte Stube eintretende Senn erschreckte sie, als er laut fragte	400
„Hat Barthle gestern geschossen?“ fragte Sepp	401
Bald hörte er den Teufel nach Sepps Mördern fragen , um sie mit glühenden Ketten zusammenzuschmieden	403
fragte sie [Mariann]: „Was sagt er?“	405
„Was meint der Doktor?“ fragte Klausmelker mit unsicherer Stimme	405
Mariann trat hart zum Kranken und fragte , ob man den Pfarrer holen solle	405
„Schrecklich?“ fragten Pfarrer und Doktor gleich erstaunt	406
„Ist das wahr?“ fragte der Doktor lächelnd	407
„Wie lange währt’s noch?“ fragte letzterer [Pfarrer]	408
wenn ich die Bedürfnisse meiner Pfarrkinder berücksichtige?“ fragte der Pfarrer	409
gewiß hätten sie sich nicht mehr gesehen, wenn man [Marie] ihn gefragt und ihm gefolgt haben würde	411
Fragte man [Leser], wie es denn zugehe, daß er alle so schnell gewinne und von ihnen gewonnen werde, so sah er einen nur erstaunt an	415
Fragt man [Leser], wie der Pfarrer das alles zustande bringe	423
Es war immerhin bequem, wenn man [Klausmelker] [Margretle] dann später niemanden mehr zu fragen brauchte	425
Mir [Mariann] grauset’s fast, wenn ich mich frage , was ich wohl geworden wär’, wenn ich mich nicht an dir, du Starker, hätt’ aufrichten können	429

freisprechen	und könne sich [Rösle] doch selbst auch nicht von aller Schuld freisprechen	314
freveln	wie greulich sie am Vater gefrevelt	386
geben	Der Pfarrer hat's nehmen müssen, wie es die bösen Leute [Gemeinde] ihm gegeben haben.	57
gestehen	Daß Sepp am Schein keine Freude habe, mußte sich jeder gestehen , der seine schönsten Kühe hinten im Stall stehen sah	84
	„Jetzt [Sepp] gesteh mir aber einmal, was hast du denn ausgerichtet?“	89
	da der [Klausmelker] alles ordentlich gestand	107
	daß er [Franz] [. . .] sich oft gestand	138
	Franz gestand	143
	er [Franz] gestand sich	149
	während man sich [Beiknecht] [Franz] [Senn] gegenseitig gestand	153
	Franz und die anderen [Beiknecht] [Senn] gestanden sich gegenseitig	153
	daß sie [Lobredner Franzens] dann hernach beim Kirchengehen sich hätten gestehen müssen	160
	und doch gestand er [Franz] sich jetzt	189
	war ich [Sepp] eben daran, Franzen zu gestehen , daß die ihm von mir gewordene Erziehung eine verfehlte gewesen sei	196
	[Franz] mochte nicht gestehen	198
	so muß man [Doktor] gestehen	215
	jetzt gestand sie [Mariann] freiwillig	255
	Als er [Franz] das dem Sennen gestand	262
	und [Franz] gestand	275
	Ja, er hatte eine Dummheit gemacht, das gestand er [Franz] sich	306
	[Franz] mußte sich gestehen	306
	und er [Franz] gestand dem Vater	310
	da war es ihm, wie er [Klausmelker] selbst gestand	312
	so sah er [Klausmelker] jetzt auf einmal alles verloren, wenn er die Wahrheit gestand	334
	Er [Klausmelker] bereute nachher nur, daß er dem Vater nicht auch gleich gestanden hatte	335
	Klausmelker gestand , daß er schon im Amtshaus daran gedacht hab'	369
	Du [Hansmichel] hättest mit mir aufs Gericht gehen sollen, um zu gestehen , was du mit der Zigeunerin zu tun hattest	385
	als Hansmichel gestand , daß er mit der Hexe ihn und das ganze Dorf betrogen habe	387
	um dem Vater, dessen Leiden ihn zu Tränen rührte, seinen Fehler zu gestehen [Klausmelker]	403
	„Allerdings“, gestand der Pfarrer	407
grollen	„Das weißt du gar nicht!“ grollte der Barthle	335
grüßen	ungekannt und ungegrüßt [Gemeinde]	283

	Bevor der Senn das Haus des Freimaurers verließ, übergab er Franzen, den heute abwesenden Vater ihm recht freundlich zu grüßen	323
	obwohl er [Sepp] sie alle kannte und immer besonders freundlich grüßte	414
grüßen lassen	„Lasset mir den Franz grüßen [Klausmelker]	111
	[Sepp] läßt dazu den Sennen ordentlich grüßen	167
hadern	während dort Stolz, Trägheit, Unzucht und noch viele [Leidenschaften, viele] miteinander hadern	199
	Daß sie [Weib, des Doktors verstorbenes] dann mit ihm haderte , wenn er ein neues Buch kaufte	336
hauchen	„Marianna, Anneli“ hauchte er [Franz] leise	208
	„Nein“, hauchte das Rösle	307
hecheln	die Hechelnden [Bauern]	25
heißen	dann hat's [Klausmelkers Bekannte] geheißen , [...] man sollte nach Amerika, wo es keine solchen Zustände gebe	119
heißen [nennen]	so kann man [Barthle] unser Ländchen nicht mehr Bregenzerwald, sondern nur noch Bregenzerloch heißen	99
	Ich [Senn] heiße das nur sich selbst zu kennen anfangen	150
heißen, jemanden [etwas zu tun]	seit der Zeit, da ihm die Naglerin alle Morgen den magern Schwarzkopf wusch und sein Vater [Nagler] ihn Holz stehlen hieß	25
	Überdies hieß der Hansmichel [...] sie alle mäuselestill sein	30
	und [Barthle] ihn gehen hieß , „so weit der Himmel blau sei“	67
	als der Vater [Barthle] sie auch diese lesen hieß	74
	Man [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] hieß die Sänger schweigen	180
	Dann hieß er [Adlerwirt] den Waldhornisten mit der Stimme eines Ossianischen Feldherrn, welcher Selmas Schild geschwind zu schlagen und die Krieger aus Busch und Wald zu rufen befiehlt	295
	wenn einmal unberaten [Barthle] und ungeheißen etwas von ihm getan worden wäre	373
	weil jeder [Gemeinde] den anderen still sein hieß	419
herabsetzen	wenn der Vater [Barthle] einen seiner Freunde recht unbarmherzig herabsetzte	75
	aber daß auch die Ärmeren [Mäher] so dumm seien und [...] den einzigen, der auch wisse, wie einem armen Teufel zumut sei, so herabsetzen	81
herausbringen	und [Schnäpsler] brachten endlich heraus , daß Sepp, sei es auf welche Art es wolle, sein Seelenheil zeitlichen Vorteilen zum Opfer bringe	40
	sich das, wie man [Franz] [Senn] beim Adler herausgebracht habe	426
herausplatzen	erwartete, der Junge [Franz] werde nun gleich mit etwas Unüberlegtem herausplatzen	215
	„so?“ platzte er [Klausmelker] heraus	316
herausschreien	Jetzt wurde hastig ein Fenster aufgeschlagen und eine grelle Weiberstimme schrie heraus [Weiberstimme, grelle]	319
	Hört man nicht aus jedem Hause herausschreien : Man sieht's, man hört's! [kein Sprecher]	319

herplappern	wie er [Klausmelker] früher als Ministrant sein Latein hergeplappert hatte	278
herumnagen	denn alle [Bauern] sprangen auf den ihnen wie einem Hund ein Stück Fleisch vorgeworfenen Gedanken los, und nagten daran herum , daß es zum Erstaunen war	26
herumschwätzen	die [Zigeunerin] jetzt im Dorfe herumschwätze , alles Vergangene und Künftige wissend	290
herunterhaspeln	Wenn einer [Gemeinde] fünfzig Ave Maria [...] herunterhasple , daß selbst Gott kaum ein Wort verstehe, so sei damit nichts gewonnen	32
hervorbringen	[Barthle] mit halb erstickter Stimme endlich, als Mariann schon alles erraten hatte, die Worte hervorbrachte	240
hervorheben	aber konnte es [Weberle] keine Gelegenheit unbenutzt vorbeigehen lassen, seine Klugheit und die Einsicht seiner Bärbel gehörig hervorzuheben	98
herzählen	da gelang es ihm [Barthle] immer weniger, Klausmelkers Fehler der Ordnung nach herzählend sich zu beruhigen	239
	und [Barthle] fing dann an, Klausmelkers Fehler in gewohnter Ordnung herzuzählen	241
herziehen	ihr Vater [Barthle], der heute so über ihn hergezogen war	75
heucheln	Nein , Fränzchen, mit Heucheln [Sepp] und Schmeicheln mag ich keine Freunde gewinnen	170
	Ungeheuchelt aber war die Hochachtung [Klausmelker]	326
heulen	Nur recht heule [Sturm, der] sie an	270
hinausschicken	Einen Augenblick hätte sie [Mariann] den harten Menschen zum Zimmer hinausschicken , hinausstoßen mögen	282
hineindichten	hat man [Geistliche] in die Hölle hineingedichtet	56
hinüberschwätzen	„Wenn du wähnst, mich so mir nichts dir nichts hinüberschwätzen zu können auf den breiten Weg des Verderbens, dann kennst du den Barthle noch nicht so gut als seine Zukunft, du Wetterhexe [Zigeunerin] du!“	292
hinwegtun	von dem, was es [Weberle] erlebte, sah und hörte, tat seine Einbildungskraft nie etwas hinweg und nie kam etwas dazu, draußen vielleicht hier und da	101
hinzufügen	Und nicht wohl verstehen könnt“, fügte er [Franz] mildernd hinzu	179
hinzusetzen	es ist dir nur diesmal so geraten — das ist es dir!“ setzte er [Barthle] wie gewöhnlich nach einer Pause bekräftigend hinzu	29
	„Die Freimaurer“, setzte es [Weberle] dann belehrend hinzu	38
	setzte der Errötende [Franz] nach einer Pause hinzu	204
husten	die andern [Schnäpsler] aber hielten die Gläschen an den Mund, tranken, husteten und tranken wieder	36
	dann bekommt der Vierschrötige ein so gewaltiges Husten	79
	auch da hatte er [Barthle] ihn noch nicht fortgeschickt, sondern nur etwas unwillig gehustet hatte er	300
	die langsam sich öffnende Türe der Nebentube, in welcher er den Pfarrer schon lange husten hörte	362
innehalten	sie [Mariann] hielt erschrocken inne und eilte in ihr Kämmerlein	274

	Barthle hielt erschrocken inne	291
	[Barthle] hielt aber plötzlich inne	382
jammern	andere [Bauern] jammerten , daß man dieses Jahr überall nur halb so viel herausbringen werde als gewöhnlich	18
	Da möcht' ich gar nicht so jammern und klagen [Barthle]	29
	um die Eltern [Naglerin] [Nagler] nicht mehr immer jammern und klagen hören zu müssen	45
	sah er die Mutter [Marie] jammernd neben Kühen [...] stehen	134
	steht der schwache Mensch jammernd da und kann nichts tun	141
	Jetzt sprang auch der Wirt [Adlerwirt] heraus und jammerte	180
	Oft jammerte er [Sepp] um die vielen schönen Tage	210
	Franz hatte stets weniger um die im Vorsaß verlorene Zeit gejammert	210
	und [Barthle] [Pfarrer] allenfalls auch jammern tätet über die böse Welt	272
	fieng sogar an, das Jammern der Wirtin [Adlerwirtin] für halbe Verstellung zu halten	314
	während man vor zwölf Jahren mit der beinahe unterliegenden Obrigkeit über die schwere Not der Zeit gejammert hatte	329
	Er werde das nötig haben, jammerten sie [Hansmichels Kinder]	386
	von den Posaunen, den Teufeln, dem Jammern [Menschen beim Jüngsten Gericht] und Klagen	406
	und doch hab' ich [Sepp] noch nie gejammert	414
jauchzen	wer es gar gewagt hätte, wie viele andere Heuleute, zu jauchzen und zu singen	100
	Jetzt hörte man den Sennen jauchzen	123
	die nur hier und da einen Küher jauchzen hören	130
	dann könntest du dir auch wohl sein lassen und jauchzen und singen wie jetzt der Beiknecht	134
	und [Franz] fieng nun an zu singen und zu jauchzen	154
	Das frohe Jauchzen der Älpler	156
	durch frohes Singen und Jauchzen [Älpler] hart vor dem Hause	183
	wovon einige [Älpler] jauchzend gefüllte Schnapsflaschen und Kautabak in die Höhe hielten	186
	auf einmal fieng er [Franz] zu jauchzen und zu singen an	221
	dann das Jauchzen der von der Nahtstubat heimgehenden Burschen [Nächtler]	246
	wenn der erste Nächtler vor dem Hause jauchzt und das Fensterlein öffnet	247
	Das Jauchzen der beiden [Franz] [Mariann] verkündete den Bergen ringsum ihr Glück	256
	der eine beinahe den unter der Türe stehenden Aufwärter niederrannte und der andere [Fastnachtsgesellschaft, anderer] jauchzend und singend durch die Kammer tanzte	296
	er wollte sich, da er noch nicht einmal jauchzen [Heuzieher] hörte	383

jubeln	Er [Sepp] war keine poetische Natur, jubelte nicht auf mit der neuerwachenden Schöpfung	113
	Von den Bergen, den Wäldern, den Strömen — überallher glaubte er sich das zuflüstern, rauschen, jubeln zu hören	147
	Jubelnd stimmte er [Franz] dann ein in die frohen Weisen der anderen	147
	jubelnd sang er [Franz] mit	229
	hatte ihn daran gewöhnen wollen, nie mehr zu jubeln [Franz]	230
	O, jetzt jubelte sie [Mariann]	244
	„O, geht nur, ich könnte noch viel, viel mehr!“ jubelte Mariann	274
	„Grüß Gott!“ jubelte das Mädchen [Mariann], alle Vorsicht vergessend	281
	jubelte der Senn	321
	„Land!“ jubelte er [Franz]	368
	„Gott Lob und Dank!“ jubelten alle [Retter des Sepp] einstimmig	400
	Jubelnd erhob auch er [Klausmelker] das gefüllte Glas	429
juhzen	drum hör’ ich das Juhzen und Singen auf den Bergen so gern [ermüdete Wanderer, ausruhende Lastträger und arme Hirten, doch gute, zufriedene, neidlose Menschen]	222
kitzeln	ich [Sepp] wollte dir den frommen Schwätzer [...] mit Vernunftgründen und Erfahrungssätzen kitzeln	117
klagen	Bald ging das Klagen an [Bauern] über dieses Schandwetter	18
	Da möcht’ ich gar nicht so jammern und klagen [Barthle]	29
	durch ihr [Naglerin] ewiges Klagen auch den Mann noch mehr entmutigte und verbitterte	43
	der Vater [Nagler] hatte stets etwas zu klagen	45
	um die Eltern [Naglerin] [Nagler] nicht mehr immer jammern und klagen hören zu müssen	45
	„Versuchen“ — klagte Marie	61
	hatte Franz nichts so oft gehört als [Sepp] Klagen über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen	131
	Klagte er [Franz] dem Vater seine traurigen Erlebnisse	131
	Er [Franz] selbst konnte über erlittenes Unrecht nie lachen, sondern nur klagen	133
	nicht einmal seinen Eltern durfte er [Franz] ihn klagen	134
	warf er [Franz] sich seufzend auf das Kanapee und klagte	181
	Sie [Armen, die] sollten dabei nicht zu klagen haben	193
	darüber klagt der Vater [Sepp] auch	219
	„Auch sie! — Gerechter Gott, auch sie!“ klagte der verlassene Mann [Barthle] vielmal	237
	Man sollte sich doch nie verstellen müssen, klagte sie [Mariann]	244
	„Und hier wär’s noch so schön und warm und sommerlich!“ klagte Franz	255
	Man wisse wohl: die Alten klagen und die Jungen wagen	256

	und zagt und klagt [Barthle] [Pfarrer] und mich euere Rechnung fertig- machen lassen wollt	272
	„Mein Vater [Barthle] klagt fast täglich: Ja, wenn man nur dem Gefühl folgen dürfte!	276
	der [Pfarrer] hat's schon manchmal gesagt und geklagt	279
	„Es ist ein Elend mit ihm“, klagte auch das Rösle	287
	„Ja, Sepp, alles, gar alles ist hin!“ klagte das Rösle	307
	als das Rösle noch bei ihm war und klagte	310
	„Ihr glaubt und traut doch gar keinem Menschen mehr“, klagte Franz und verließ unmutig die Stube	324
	wenn es nicht so wäre, so würde man mit dem ewigen Schreien und Kla- gen wegen der ungesunden Luft da draußen keinen Hund mehr zum kalten Ofen zurücklocken können	327
	„Ach Vetter, tust doch du jetzt wieder!“ klagte Hansmichel	333
	und fing dann zu klagen an, seine [Hansmichel] Buben täten allerdings hübsche Löhne verdienen	333
	klagte der Pfarrer	343
	„Ja, es ist schlecht genug“, klagte der Pfarrer	343
	„Man [Doktor] könnte wegen Ehrenbeleidigung klagen .“	344
	„Aber die nimmt man uns eben auch“, klagte der Doktor	344
	Wenn Franzen alles so ungeheuer vorgekommen wäre wie dem Doktor, würde er allerdings geklagt haben	345
	Franz aber klagte , daß er um den Appetit und um alles gekommen sei	360
	Es sei doch ein Elend in seinem Hause, klagte der Vater [Barthle]	372
	von den Posaunen, den Teufeln, dem Jammern und Klagen [Menschen beim Jüngsten Gericht]	406
	„Und dann“, klagte Barthle	407
	„Mir ist gar nicht wohl“, klagte der Pfarrer etwas langsamer gehend	408
klatschen	Ihr [Weiberleut], die in der letzten Zeit der Lieblosigkeit, der Absonderung und Berechnung euch nur noch an frommen Klatschen erbauen mußt	428
kritisieren	Das Kritisieren [Gemeinde] war nun einmal an der Tagesordnung	329
künden	wenn er die die Geisterstunde kündenden zwölf Schläge zählte	278
lächeln	„Das“, lächelte der Doktor	216
	„Ja, ja“, lächelte Barthle behaglich, „ein Erfahrener ist über einem Ge- lehrten.	280
lachen	Aber ich weiß es jetzt doch, hä hä hä!“ lachte das Weberle	111
	lachte er [Sepp]: “ Da scheint ja schon alles gehörig abgekartet zu sein	170
	„Das“, lachte dieser [Sepp]	207
	„Aha, darum ist der Spitzbub da!“ lachten einige [Vorsäßgesellschaft]	226
	Barthle lachte	248
	„Er [Barthle] hat gelacht .“	254
	„Geh nur!“ lachte der Senn und ließ ihn vorbei	297

	Jetzt mochte Franz wieder lachen : „Das ist ein wunderliches Zusammen- treffen.“	305
	Das Weberle lachte : „Dumme Frage	338
	„Das kennt das Weberle ganz gut, es hat halt auch schon zahlen müssen“, lachte der Beiknecht	338
	„Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe“, lachte Klausmelker	351
	„Euch muß einer gewaltig in den April geschickt haben“, lachte er [Lie- ferant]	365
	„Armer Barthle!“ lachte Sepp bitter	379
	„Heiliger Wendelin und Martin“, lachte er [Sepp]	380
	„Beherrschen“, lachte der Doktor	408
lärmen	Er [Sepp] belle und lärme nur darum so entsetzlich	24
	bis einer kommt, der noch mehr Einfluß hat, noch ärger lärm t und etwas anderes sagt	116
	Der [Sepp] hat immer gelärm t	166
lehren	Der gute Pfarrer [Pfarrer, neuer] hat dann unermüdlich gelehrt und er- klärt in Predigt und Christenlehr'	32
	Da vor uns steht aus der Gemeinde der einzige dieser Art [Barthle] und will uns lehren , wie man regieren soll	269
lesen	der Kaplan, der [...] nicht nur lateinisch lesen konnte, zu dem Bauern gesagt	34
	obwohl er [Nagler] zwei Messen zu lesen versprach	41
	jetzt aber hielt er [Franz] mit Lesen inne	206
	das Lesen [Franz] der enggedruckten Blätter	207
leugnen	das ist nicht zu leugnen [Senn], daß alles anders gegangen wär'	202
	das ist das allgemeine Sittengesetz im Menschen, welches ich [Franz] ges- tern leugnen wollte und ihr [Sepp] heute	204
	Niemand [Erzähler] mag das leugnen	327
loben	und [Gemeinde] fand noch einiges an mir zu loben	122
	Diesen aber mochte Franz vor dem demselben sehr abgeneigten Vater weder loben noch tadeln	124
	Er [Sepp] lobte ihn	154
	ja sogar loben will ich [Sepp] dich	155
	wie im Evangelium der Herr [Herr im Evangelium] den ungerechten Haus- hälter lobte	155
	ob selbst der Pfarrer Sie dafür besonders loben würde	216
	„Ich will nicht gelobt [Pfarrer] werden, aber reden muß ich.“	216
	Freilich wurde Klausmelker von keinem Dorfbewohner so gelobt und be- wundert wie von seinem Vater [Barthle]	285
	Gutherzigkeit ist eine gar schöne Eigenschaft, aber eine teure, besonders bei und neben Leuten, die sie nur an anderen loben [kein Sprecher]	380
	da gibt's nicht [Barthle] viel zu loben und zu danken	384

locken	wie sie [Zigeunerin] den Mann lockte und fing	409
loslassen	Das Weberle [...] ließ einen greulichen Bericht los von den aufklärerischen Zusammenkünften beim Adler	424
losziehen	wie in einem von den Bewohnern verlassenen Hause Mäuse und Spinnen ihr Unwesen treiben, alle Wände, alle Möbel und was sie noch sonst finden, zerfressen und beschmutzen, ebenso zogen [...] die Schnäpsler ohne Gnade und Barmherzigkeit über Sepps Ehre und guten Namen los , bis [...] kein rechter Faden mehr an ihm war	37
	Um so mehr aber zog er [Franz] jetzt gegen solche Ansichten und Meinungen los	140
lügen	So ein harter gefrorener Mensch wie der [Klausmelker] ist zu gar allem fähig, zum Lügen und zum Stehlen	69
	wer log und spielte und solche Streiche machte wie Klausmelker	69
	lügen wollte sie [Mariann] auch nicht	71
	es ist alles nicht wahr, was die Leut' [Gemeinde] lügen	79
	und lügt [Schnäpsler] von denen etwas, welchen auch der Sechskrippige folgen muß, dann findet er Zuhörer genug	79
	Den Bauern gefiel am besten, daß es [Weberle] nicht , wie andere, aus erlogenen Büchern das Lügen gelernt habe	101
	nur um etwas tun, trotzen, lügen zu können [Klausmelker]	283
	„Und wer schwätzt und zankt und lügt mehr als sie [Hansmichels Kinder]?“	333
	Und doch mochte er [Klausmelker] nicht lügen	334
mahnen	erst der zwölfte Glockenschlag mahnte Franzen ans Heimgehen	278
	Nur die Wolken von trockenem Schnee, die an den kahlen eisbehangenen Felsen vorüberzogen, mahnten noch an Leben und Bewegung	350
maulen	So maulte der Hansmichel	102
	So maulte Sepp mit den Seinen	309
meckern	Sie [Zigeunerin] meckerte ein frommes Lied	361
meinen	sie [Vorgesetzten, die] meinten nur so achselzuckend	24
	Ein anderer [Bauer] meinte	25
	Er [Kaplan in Sepps Geschichte] hat eben gemeint , man müsse selbst Hand anlegen	34
	„Ganz recht hat der Maurer!“ meinte Klaus	35
	der Nagler meinte , seit Job hab' es keine so unglücklichen Menschen mehr gegeben	43
	Das Leben, meinte er [Sepp], sei überall so, wie es die Menschen und besonders die Rädelsführer gestalteten	48
	„Jeder Stand“, meinte er [Sepp]	60
	Es sei doch nicht recht, meinte sie [Mariann]	68
	aber mild und freundlich, meinte Mariann, würde er gegen den reuig Zurückkehrenden sein	69

Viele [Gemeinde] meinten , dessen Freundlichkeit gegen sie sei nur Verstellung	69
„was der Vorsteher tut, ist wohlgetan“, meinen die Gemeinderäte	83
Die Heuer [Arbeiter des Sepp] meinten	83
„Wie die Menschen just sind, müssen sie auf diese Art äußerlich gebändigt und innerlich befriedigt werden“, meinte der Freimaurer [Sepp]	84
Die Leute [Gemeinde] meinten , wenn Sepp sich um Gott und Erlösung etwas kümmerte, würde er einen größeren Heiland machen lassen	85
Sepp aber meinte , wer arbeiten wolle und könne, werde es auch tun	86
Der Fink meint kurzweg, der Bach gehöre ihm	92
die Gerichtsherren meinen , die Vorsteher und gesalbten Häupter seien die Klügsten	93
Sie [Marie] meinte nämlich, wenn einer, den man lang als Feind angesehen habe	94
„Die Holzhändler“, meinte Hansmichel	99
denn er [Barthle] meinte , je größer der Haufe sei, desto größer werde das Geschwätz	100
[Hansmichel] [Weberle] aber deswegen doch nicht meinten	100
daß man [Gemeinde] meinte „wunder was“	100
er [Sepp] meint jetzt, er wisse das Rechte und nicht wir	104
und sonst, meinte er [Barthle], könne man nichts tun als dafür sorgen, daß er daheim kein Geld in die Hände bekomme	106
er [Hansmichel] meinte	108
„Ich kann’s ja beim Heuen auch erzählen“, meinte das Weberle	110
Das Weberle meinte : „Er sähe es doch gern, wenn er wieder käm’	110
zwei harte Steine mahlen nicht“, meinte das Weberle	112
„Viele Köpfe, viele Sinne!“ meinte Sepp	116
Der Mariann, meinte er [Franz], sollte man den Brief doch sehen lassen	123
Dieser Sommer, meinte er [Sepp], werde der unglücklichste seines Lebens	128
Franz meinte	136
„Zwar“, meinte er [Senn]	151
er [Senn] meinte nur	151
Der Senn meinte	152
Den Bauern, meinte er [Franz], seien ihre Kühe ihr Alles und so würden auch sie selbst mehr als halb zum Tiere	157
Einige [Gemeinde] meinten , er müsse sich von den Worten des Pfarrers besonders getroffen gefühlt haben	160
„Ja, viel eher das meinige“, meinte Sepp	196
Marie meinte , Sepp rede jetzt auch nicht besonders deutlich	198
da er [Sepp] meinte , das müsse für einen Bauern gerade zum Davonlaufen sein	206

Er [Franz] meinte , eine aus Leuten, wie sie hier zu Lande seien, zusammen- gesetzte Gesellschaft ohne Aufsicht	210
Sepp meinte	211
Franz meinte , es werde wohl niemand stark danach verlangen	221
ist der [Doktor], welcher meint , es gehe nur ordentlich zu, wo der Pfarrer und der Vorsteher auch dabei seien	230
Nicht — wie einige meinten — die nächtlichen Zusammenkünfte beim Freimaurer hatten das zuwege gebracht	265
Nur lächelnd, meinte er [Franz], gebe Barthle den unschädlichen Tollhei- ten des Jungen nach	289
Mariann meinte , Liebe müsse zanken	298
„Doch das wird schon anders werden“, meinte er [Klausmelker]	313
hier und da meinte einer oder eine kopfschüttelnd	322
meinte der [Sepp], versprechen sei leicht, wenn man heiraten wolle	324
Die Frommen im Dorf waren [...] sehr ungerecht in ihrem Eifer, indem sie meinten , des Freimaurers Sohn allein sei an dem allem schuld	329
„Der Kummer habe sie umgebracht“, meinten ihre Verwandten [Familie des Weibes, des verstorbenen, des Doktors]	336
„Das wird einen Durcheinander geben, wenn alle reden“, meinte der Bei- knecht	337
Franz meinte , an rechten Männern werde es nie fehlen	340
Der Pfarrer meinte	341
aber er [Franz] meinte , es habe jeder Mensch das Recht, sich auszuspre- chen	345
„Ja, ja, sie hat ungemein glückliche Anlagen“, meinte Klausmelker	352
weil er [Franz] meinte , Barthles gehorsamer Sohn werde mit diesem Kin- de des Adlerwirts noch weniger weit sich einlassen als mit dem Rösle	353
Wenigstens der Mehrzahl, meinte er [Franz], werde dadurch ein Armuts- zeugnis ausgestellt	361
„Der Senn“, meinte Franz	369
aber seine Kinder [Hansmichels Kinder] meinten	386
Sepp hatte oft über diese Gewohnheit gelacht, indem er meinte , es werde doch selten Fälle geben	391
aber „es konnte doch anders werden“, meinte sie [Marie]	394
„Was meint der Doktor?“ fragte Klausmelker mit unsicherer Stimme	405
„Der Mann regt sich zu sehr auf“, meinte der Pfarrer	407
Andere [Gemeinde] dagegen meinten , die würden's auch am nötigsten haben	411
Er [Sepp] meint , man könne viel erleben	413
Viele [Gemeinde, viele] meinten , der Götze habe den ganzen reichen Schatz von Liebe für seine alten Tage aufgespart	415
Die erschrockenen Bauern meinten , das sei kein guter Bericht	418
Das Wichtigste, meinten dann andere, sei jedenfalls der Festzug gewesen	422

	Die Zuhörer [Hochzeitgesellschaft] meinten , das Zusammenstehen wäre schon recht	426
melden	der Adlerwirt müsse sich nur melden , wenn er Geld wolle	310
	Die [die, welche mit dem Adlerwirt in Amerika wirtschafteten], welche mit ihm wirtschafteten, hatten seinen Tod gemeldet	424
miauen	die Katze vor dem Fenster miaute vergebens um Einlaß	347
mitreden	ob er [Arbeiter des Sepp] sich denn nicht geschämt, dabei zu sein und mitzureden	81
	Mariann hätte denn auch noch ein Wort mitzureden	249
	jeder einzelne habe da mitzureden	339
mitsingen	am Ostersonntag [...] sang er [Nagler] in der Kirche das Alleluja überlaut mit	44
	„Franz hätt’ also mitsingen sollen?“	202
	Ja, mitsingen hätt’ er [Franz] sollen!	202
mitsummen	die anderen [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] leise mitsummten	176
mitteilen	die er [Sepp] dann seinem Weibe wortgetreu mitteilte	57
	Die Spottreden derjenigen, denen von Sepps Tagelöhnern diese und ähnliche Auslassungen desselben mitgeteilt [Gemeinde] wurden	60
	dem sie [Mariann] sonst ihre Leiden, Sorgen und Hoffnungen hatte mitteilen können	70
	Sepp wußte, um sein Weib auf andere Gedanken zu bringen, kein besseres Mittel, als demselben etwas Neues mitzuteilen	91
	Zugleich teilte er [Franz] dem Überraschten mit	151
	ihm alles treulich mitzuteilen [Senn]	151
	In solcher Stimmung teilt man [Beiknecht] [Franz] [Senn] sich noch manches mit	153
	zum Sennen, um diesem seine [Franz] Bedenken mitzuteilen	212
	Früher hatte der Drang sich mitzuteilen [Mariann] immer die Sehnsucht nach dem verstoßenen Bruder geweckt	242
	Da konnte er [Hansmichel] denn eines Abends der Versuchung nicht mehr widerstehen, das mitzuteilen , was ihm das Weberle im letzten Sommer anvertraut hatte	264
	was ihm das Weberle unter dem Apfelbaum mitteilte und ging mit dem erhebenden Bewußtsein heim, heute doch auch einmal der Wichtigste unter allen gewesen zu sein	264
	Mariann, der Franz diese Vermutung mitteilte	289
	sondern um ihr das eben Gehörte mitzuteilen [Franz]	308
	als die Mutter, der es [Rösle] all seine Gedanken und Wünsche mitteilte	316
	Als Franz dem Vater das mitteilte	324
	noch mehr als das ärgerte ihn, daß Hansmichel ihm den Streich mitteilen konnte — mitteilen durfte	332
	Hätte Klausmelker ihm seinen Entschluß ruhiger, leidenschaftsloser mitgeteilt	358

	Dann fing der Senn von dem ihm durch Franzen mitgeteilten Plan, das Lieferungsgeschäft als etwas allgemeines zu betreiben, zu reden an und sagte	426
	so friedliche Leute [Hochzeitgesellschaft] beisammensaßen und sich offen und frei ihre Gedanken und Gefühle mitteilten	429
muhen	Fröhlich muhend und brüllend sprangen die losgelassenen Tiere [Kühe, die]	154
	das Muhen und Schellen der glücklich und gesund heimkehrenden Kühe	156
murmeln	„Das Mädchen denkt klug“, murmelte Sepp	75
	„Das ist nun noch einmal der tausends Skorpion!“ murmelte er [Sepp]	95
	murmelte er [Barthle], als er bei mir vorbeiging	108
	„Zum alten Barthle“, murmelte er [Sepp]	123
	Sepp murmelte	124
	dann aber lächelte er [Sepp] wieder und murmelte	201
	„Mir ist die Zeit nicht besonders lang vorgekommen“, murmelte Sepp	271
	Barthle verließ murmeln das Haus: „Starr wie Eis — kälter als Eis	273
	„In Ewigkeit“, murmelte Barthle	290
	wobei er [Barthle] murmelte : „Also am Freitag nach dem Faschingsdienstag — will doch gern sehen, das will ich!“	293
	„Wenn man’s recht betrachtet“, murmelte er [Franz]	300
	„Nur auseinander jetzt“, murmelte er [Pfarrer]	349
	als Klausmelker, der noch unten war und mit dem Schneebesen auf die Schuhe schlug, unwillig murmelte	359
	Der Lehrer besah sich lächelnd seine Zigarre und murmelte	364
	es geht ja immer gar überall gegen mich“, murmelte er [Barthle] Mariannen nachgehend	373
	Barthle, der hastig im Stalle auf und ab schritt und Gebete murmelte um das und jenes	374
	„Ja, die Zigeunerin“, murmelte er [Barthle] auch vormittags immer wieder	376
	Er [Barthle] holte die Schere, nahm Haar und Blut von der Kuh, murmelte den Anfang des Johannisevangeliums	377
	„Es muß mit deiner Frömmigkeit nicht weit her sein, daß du dich vor so einem Zauberer fürchtest“, murmelte er [Sepp] und schritt lachend vorwärts	381
	dann zappelt er noch ärger als die anderen“, murmelte der Metzger	383
	Gleich drehte [Sepp] er sich wieder und, noch rascher hinaufschreitend, murmelte er	388
murren	murrten sie [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag]	180
	murrte Franz beim Heimgehen	213
	und [Nordwestler, der] wirft den erschrocken Fliehenden murrend und polternd nach	258

	„Laßt sie [Leute, gewisse] ruhig murren , wenn sie nur bezahlen“	266
	murrten die Gemeinderäte	268
	So traten auch diesmal alle [Fastnachtsgesellschaft] zurück und sahen murrend oder bewundernd zu	298
	„Wißt ihr was? Ich mag auch nicht“, murrte der Senn	298
	„Als ob wir jetzt alle miteinander gar nichts wären!“ murrte Sepp	303
	„Dummer Bauernstolz“, murrte der Doktor	339
	da murrt man verstohlen, wird falsch und liederlich	348
	murrten die Heuzieher	384
	machte er dem Murren der sich gekränkt Fühlenden [Heuzieher] ein Ende	396
	ärgerte sich endlich über das ewige Geklimper [Gemeinde, manche] und murrte , das sei der Welt Lauf	411
nachahmen	„Wunderliches, selbstsüchtiges Weib!“ ahnte Sepp Mariens Redeweise nach	197
nachdonnern	Franz glaubte schon, den alten Barthle seinem Sohn und dessen Verführer seinen furchtbarsten Fluch nachdonnern zu hören	358
nachfragen, jemandem etwas	er [Sepp] fragt weder geistlichem noch weltlichem Oberhaupt etwas nach	23
	ist's ganz gut, wenn sie [Menschen, die sich selbst weder zu raten noch zu helfen wissen] dem Peter und dem Paul nachfragen	61
	[Sepp] brauchte keinem Vater, keinem Pfarrer, keinem Landesbrauch usw. was nachzufragen	64
	wenn er [Franz] einmal ihm soviel nachfragen mußte als dem Sepp	65
	denn er [Sepp] frage ihnen nichts nach	81
	Sepp fragte beinahe jeder derselben besonders nach , wieviel Milch sie gebe	115
	und ihren Kühen nachfragen wollten [Bauern]	154
	daß er [Christian] seinem Weibe und ihren Verwandten sehr viel nachfragen müsse	158
	so durfte Franz nur seiner kranken Kuh nachfragen	171
	als dem Humor etwas nachzufragen wie verwöhnte Kinder [Senn]	177
	dem Vater werde er [Franz] nichts nachfragen und er hoffe, daß auch Mariann so denke	251
	nachdem man [Gesellschaft beim Adler] lange Zeit nur nach der Glückseligkeit gestrebt habe, niemand etwas nachfragen zu müssen	341
nachgeben	Sepp gab auch wirklich nach	312
	obwohl der Senn seiner Schwiegermutter nachgab	326
nachlesen	so mußte Franz noch einmal nachlesen	206
nachreden	so einer wie der Sepp soll mir nicht nachreden können	72
	sich [Beiknecht] [Franz] [Senn] nur Gutes nachzureden	153
	Daß er niemanden liebt, darf man ihm nicht nachreden und du [Franz] schon gar nicht	277

nachrufen	„Ja, geh nur, du elendes Tier, das Mädchenliebe für das Höchste hält!“ rief Barthle dem langsam Gehenden nach	250
	Franz rief dem Eilenden nach	363
	„Nehmt um Gottes willen euch vor den Lauinen in acht!“ rief Barthle den Heuziehern mehrmals nach	375
nachsagen	man [Gemeinde] wußte ihm überhaupt nichts Schlechtes nachzusagen , als daß er keinen Glauben habe	40
	Nachgesagt aber muß ihm werden [Erzähler], daß er das nicht nur sich selbst, sondern auch dem Sepp von Herzen gönnte	44
	Und doch muß ihm nachgesagt werden [Erzähler]	226
	und nachgesagt muß dem Sepp werden [Erzähler]	233
	Es muß ihm nachgesagt werden [Erzähler], daß seine Eifersucht und sein Unmut sich nie durch lieblose Reden Luft machten	325
neckten	Wenn man zuweilen neckend vorbrachte, aus Bösem könne nichts Gutes entstehen	414
nennen	„Meinetwegen könnt ihr so lang bleiben, als ihr wollt, und da ausmachen, wie man's [Sepp] nennen soll, um dabei etwas zu erwärmen	20
	hat er [Nagler] geschmiedet und pflegte daher sein ganzes Leben ein ver- nageltes zu nennen	40
	der [Sepp] [...] das dann einen Spaß nannte , weil die Narren darüber lachten	51
	von den ärmeren Dorfbewohnern der Neuhäusler, von den Reichen aber der Naglersepp genannt wurde [Gemeinde]	52
	den bisher für so klug Gehaltenen kurzweg einen Esel nannten [Gemein- de]	54
	Geld hab' ich [Klausmelker] keines gehabt, daß es des Nennens wert wäre	118
	seinem dummen Stolz, den liebevolle Gemüter [Gemüter, liebevolle] Scham nennen würden	122
	[Gemeinde] ihn einen hoffärtigen, leichtgläubigen Bücherwurm genannt	140
	den ihr [Beiknecht] dann lächerlich nanntet	141
	darum nennt man [Gemeinde] euch eben Sonderlinge	142
	kann man [Senn] denn doch das wohl auch nicht nennen !	150
	um von ihm zu hören, wie man sie nenne	151
	welche sie [Bauern] Wetterfahnen und erbärmliche Schwächlinge nannten	161
	so ein Wesen Sohn nennen zu müssen [Sepp]	167
	[Senn] weiß uns wohl auch jenes erste Lied noch zu nennen	178
	Und dabei nennt ihr [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] den einen schlechten Menschen	180
	Wohl mit Recht nennt man [Erzähler] den einen Unglücklichen	182
	daß man [Gemeinde] sie Sonderlinge nennt	198
	einfachen Holzgebäude, die von den Bauern selbst nur Hütten genannt werden	209

	Der Senn aber hatte dieses Urteil ohne weiteres einen Beweis von Franzens stolzer Selbstüberhebung genannt	211
	Was die Nachlässigkeit solcher Mütter verschuldete, wurde weise, unerforschliche Fügung Gottes genannt [Gemeinde]	218
	„das nennen Sie [Doktor] nur in die Schale gezeichnete Figuren?“	218
	Gesellschaft kann man [Franz] das nicht nennen	220
	den nenne klug, wer will	228
	Aber wenn morgen auch alles [Gemeinde] ihn auslachen und die neugierige Eifersucht nennen sollte	232
	Wohl hatte sie [Mariann] ihn oft Freund und Bruder genannt	232
	Franz hatte sie oft sein liebes Schwesterlein genannt	233
	Ein Sterbzeichen nennt man [Erzähler] die Rede oder die Tat eines Menschen	238
	Ja, so dürfte man das alles nennen , was man singt und sagt von der Liebe Macht	250
	Freilich sagen böse Leute allerlei darüber und nennen es Stolz und Trotz	277
	[Mariann] nannte es unwürdig eines Mannes, immer, fast täglich, gegen seine Überzeugung zu handeln	286
	Das, hab' ich [Senn] gemeint , sei dann die Meine, wenn sie auch niemand besonders hübsch nennen werde.“	298
	„Man kann's nennen , wie man will.“	308
	„So soll man's [Rösle] aber nicht nennen , solange wir es anders machen können.“	308
	so konnte Franz das beim besten Willen nicht anders als gemeine Rachsucht nennen	310
	viele, die des Abholzens wegen keinen Lauinengang über ihre Grundstücke zu fürchten hatten, nannten ihn einen Räuber	317
	zu denen kommt, die sich mitgenießend oder tadelnd so gern unsere Verwandten [Verwandte des Rösle] nennen	317
	„Nun tät ich gerne eine kleine Red' halten; ihr [Gesellschaft beim Adler] nennt's gewöhnlich eine Predigt!“	337
	„Du wirst anders reden, wenn du einmal erfährst, was in dem Trog alles ist, den d u [Beiknecht] Welt nennst “	339
	ich hab' Sie Lehrer nennen [Wirtin, Bezauer] hören	362
	als er aber beim Adlerwirt von dem Gottesgericht — so wurden die Ereignisse der letzten Tage genannt [Gemeinde] — erzählen hörte	403
	Herr Doktor, es gibt Freuden, die man [Pfarrer] mit Recht gewöhnlich teuflische nennt	408
plaudern	plauderten [Bauern], daß es eine Art hatte	20
	man [Mäher] wetzte fleißig und nahm Zeit zum Plaudern	79
	[Bauern] stellten sich zu den Heuern und plauderten mit ihnen	79
	ich [Hansmichel] meine nicht, daß alles geplaudert sein müsse	111
	daß es schade wäre um die verplauderte Zeit [Bauern] sowohl als um die Gabe der Sprache	157

	sehe ich die beiden [Adlerwirt] [Sepp] am Hag drunten stehen und plaudern	162
	doch er [Adlerwirt] wolle nicht mehr lang hier plaudern	180
	Doch über so etwas läßt sich sitzend am besten plaudern [Franz] [Doktor]	214
	während die Mädchen stickten und die Burschen plauderten [Vorsäßgesellschaft, Burschen aus der]	227
	Am folgenden Sonntag, als Franz mit mehreren Burschen aus seinem Vor- saß fröhlich plaudernd beim Adlerwirt saß	236
	mit der unschuldigen Absicht, einmal mit Mariannen zu plaudern [Franz]	249
	Der [Franz] aber, der jetzt plaudernd oder zuweilen auch vorlesend in ihrer Mitte saß	262
	jetzt aber plauderte er [Barthle] so behaglich, wie es Mariann noch selten gehört hatte	280
	rückte er [Barthle] zu Franz herab und plauderte mit dem Erstaunten über alles mögliche	299
	in der so viele [Gemeinde, viele] nebeneinander sitzen und plaudern konnten	327
	Man [Gesellschaft beim Adler, neuerliche] trank und plauderte	349
	daß wir [Franz] nicht beim Adler sind, um nur zu plaudern	370
	die, welche an Sonn- und Festtagen eine Halbe mit ihm tranken [Schnäps- ler] [Bauern] und plauderten	414
poltern	„und am schlechtesten ist's mir gungen — weitaus am allerschlechtesten!“ polterte Barthle [...] mit lauter, hölzerner Stimme	18
	Der Spitzbube!“ polterte Barthle	241
	und [Nordwestler, der] wirft den erschrocken Fliehenden murrend und polternd nach	258
	„Mach dich aus dem Stall!“ polterte Barthle	373
prahlen	„Geh, du alte Wetterhexe, wenn du [Zigeunerin] nur prahlen willst!“	291
	daß er seine Landsleute viel besser kannte als der Doktor, wie der sonst auch mit seiner Menschenkenntnis prahlen mochte	345
predigen	dem andern [Geistliche] ist's gleichgültiger und er predigt lieber gegen Neid und Klatschsucht	32
	Der [Pfarrer] hat einmal geprediget	35
	als er [Pfarrer], von den falschen Propheten predigend , unter anderem sagte	57
	daß alles auf dich zeigt, wenn man [Pfarrer] von den Schlechtesten pre- diget	57
	Es wird auf der Welt wohl genug gepredigt , gepflastert, gesalbt und prozessiert [kein Sprecher]	59
	die die Welt Gottes predigt	148
	des Freimaurers Freimaurer [Franz] wolle predigen	180
	als ob er [Franz] dem Vater hätte predigen wollen	230

	wie ein Antonius, erfüllt von heiliger Begeisterung, den Fischen predigen konnte	231
	Auch Franz hätte in diesem Augenblick predigen mögen von dem wahrhaftigen Lichte	231
	Der Pfarrer hat gut von Strenge predigen	238
	wer Ungehorsam prediget [Vorsteher, der] und Verachtung der Vorgesetzten	267
	wenn du [Sepp] im Wirtshause predigest ?	273
	Vor acht Tagen hat er [Pfarrer] von einer neuen Bruderschaft gepredigt und dabei gesagt	286
	Oder willst du [Franz] Genügsamkeit predigen und das Fastenpatent für das ganze Jahr einführen?	303
	„Das ist dein Beispiel“, predigte Barthle	333
	mit der Erinnerung an so viele Stunden und Tage beruhigte, die nur Liebe und Güte predigten	375
	„Hört ihn [Pfarrer, neuer] nur predigen “, heißt es	423
preisen	der darf glücklich und selig gepriesen [kein Sprecher] werden, wie der Mann, der Gott fürchtet	261
prophezeien	als dieser [Senn] früher zu prophezeien pflegte	326
psalmieren	Jeder [Gemeinde] läute und singe und bete und psalmiere da ärger als für andere, die mit gutem Gewissen abgezogen seien	411
rasseln	Überall regte sich's [Natur], rasselte , flüsterte wie leises Kichern und Hohnlachen	232
	„Mir ist's verdammt egal, was da die Geldsäcke rasseln , die am hellen Werktag sich im Wirtshaus breitmachen	359
raten	wurde dem Vater vom Pfarrer und von anderen, die den lebhaften und wahrscheinlich nicht ohne Einfluß bleibenden Erben des reichen Freimaurers gern weit weg gehabt hätten, geraten	59
	Dem Starrkopf ist weder zu raten , noch zu helfen	60
	Menschen, die sich selbst weder zu raten noch zu helfen wissen	61
	wenn sie sich raten [Barthle] lasse, solle sie mit solchen Mädchen nichts mehr zu tun haben	73
	aber [Barthle] lief überallhin, um dem tausendsappers Jungen zu helfen, zu raten und zu befehlen	285
	Jetzt aber muß ich [Zigeunerin] gehen, denn ich hab' noch vielen zu raten und zu helfen	293
	und wem nicht zu raten ist [Senn], dem ist auch nicht zu helfen	304
	sich weder raten noch wehren lassen [Verwandte des Rösle]	318
rechtfertigen	wie sich vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung gerechtfertigt [Vorsteher, der und seine Anhänger]	164
	Franz glaubte sich sogar vor seinem [...] Vater rechtfertigen zu können	171
rechtgeben	die [Älpler], die sich nicht auf meine Seite stellten, obschon sie mir recht gaben	216
	er [Klausmelker] gab der Schwester von Herzen recht	326

reden	Mit dem Weibe gibt's just nicht viel zu reden [Bauer]	20
	Da man sich gerade nichts Neues zu erzählen wußte [Bauern], redete man, wie gewöhnlich, von dem, der zuletzt fortgegangen war	20
	Vom Maurersepp aber [...] wußte man [Bauern] schon mehr zu reden	21
	wenn [...] man [Bauern] nicht immer einen einzigen reden lassen mußte	21
	daß dann das Reden auch noch an ihn [Bauer] kommt	21
	Man [Bauern] redete lange davon, wie der Sepp ein Glücksnarr sei	21
	es wurde eine Zeitlang sowohl dafür als dawider geredet [Bauern]	22
	die [Bauern], die etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen gewußt hätten, wagten nicht zu reden	23
	weil er [Sepp] mit irgendeinem hat reden wollen	25
	„Ja, du [Sepp] hast gut reden , ganz gut!“	29
	Sepp, der jedem von ihnen schon irgendwo „zum besten geredet “ hatte	30
	mit dem einen Fuß schon im Grab sein [Sepp] und noch so reden , so heidengottlos, so	31
	hat man auch schon einen Christenmenschen so reden gehört	34
	Im Grund hätten sie [Schnäpsler] schon reden dürfen , denn sie alle gaben von Herzen dem Barthle recht	36
	sie [Schnäpsler] es mit dem Sepp nicht verderben, aber auch nicht gegen ihre Überzeugung reden wollten	37
	und da die Gäste [Schnäpsler], als es wieder kam, noch immer vom Sepp redeten	37
	alles [Gemeinde] redet von den Freimaurern	38
	der darf ihn [Sepp] nur reden hören, dann merkt man gleich: der glaubt an keinen Gott, er glaubt an nichts	39
	noch beim Kerzenlicht redeten die [S]charfsinnigsten [Schnäpsler] über diese wichtige Frage	40
	Sepp wurde auch dann nicht anders, als sein Reden und Tun nirgends mehr Beifall fand	51
	Man [Gemeinde] redete einige Tage davon	51
	Er [Sepp] ließ die Leute reden , soviel sie mochten und lachte darüber	52
	Sepp hörte unter dem Mittagessen mehr von Kühen und Mist reden [Therese]	53
	es fehlte ihm an Zutrauen, und wo das fehlt, ist alles Reden [Gemeinde] umsonst	55
	um so lieber redeten die Bauern mit ihm über Glaubenssachen	55
	das war gerade der rechte Augenblick zum Reden [Sepp]	56
	hätte er [Sepp] unzüchtig geredet	56
	Du redest [Marie] wie ein Weib, das immer zittert, immer zagt	61
	Alles Reden [Marie] wäre da umsonst	61
	da er [Sepp] nicht mehr mit Franzen darüber reden konnte	62

sein heutiges Reden [Sepp] war daher so gut als eine abschlägige Antwort	65
Mariann redete vergebens dagegen	69
wenn der Vater sie [Mariann] nicht geradeheraus zum Reden aufgefordert hätte	71
„ redet doch nicht so laut, wenn ein Mensch vorbeigeht, so muß er Euch [Barthle] ja hören.“	72
Die ärmeren Häusern angehörnden Mädchen [...] redeten , lachten und sangen	73
Heute hatte jeder [Mäher], der etwas wußte, das Recht zu reden und seine Meinung zu sagen	80
Ihr dürft mich [Hans] schon reden lassen	82
Vom Rösle, dem armen Stiefkind, wollen wir [Hans] gar nicht reden	82
„Du redest viel, Hans.“	82
So redeten und werweißeten die Heuer [Arbeiter des Sepp], bis sie vor Sepps Wohnung angelangt waren	83
Marie, die [...] hinter der Haustür stand, hörte ihn [Sepp] halblaut reden	88
von der man [Gemeinde] so schön zu reden weiß, wenn in Haus, Stall und Feld alles gut steht	88
Alles [Gemeinde] redet davon und fängt an, vor dir das Kreuz zu machen	89
aber wenn du [Sepp] so redest	89
ob mein [Marie] heutiges Reden unnötiger und närrischer sei, oder deines gestern beim Adlerwirt	90
ob mein heutiges Reden unnötiger und närrischer sei, oder deines [Sepp] gestern beim Adlerwirt	90
Und dann, das müsse sie [Marie] schon auch sagen, da sie nun einmal im Reden sei	90
fette Herren mit Brillen hörte sie lateinisch reden	94
Er [Sepp] redete nicht mehr mit sich selbst	95
wo man [Heuleute] aber viel rede , da werde wenig getan	100
Das fröhliche Reden und Lachen [Heuleute] bei der Arbeit	100
es war mehr gebrüllt als geredet [Barthle]	109
Das ist das einzige Mal gewesen, daß er [Barthle] von seinem Buben ge-redet hat	110
und redeten [Klausmelkers Bekannte]	120
wenn der Vater [Barthle] ordentlich mit mir rede	120
Man [Gemeinde] redete einmal von mir	122
„Der Pfarrer hat für seinen Gottesdienst zu essen, er hat gut reden	126
geredet habe er [Sepp] heute schon mehr als genug	128
Doch die beiden [Franz] [Sepp] redeten nicht mehr viel	128
als Sepp vom Heimgehen zu reden anfang	128
Der [Franz] wisse nichts zu reden als von dem, was er aus den Büchern des Vaters gelesen habe	132

red' [Franz] immer, wie du es meinst	136
offen wie du [Franz] redest	136
So frei und offen hatte er [...] noch nie einen Menschen reden gehört [Senn]	136
Er [Franz] fing daher an, mit den andern über Dinge zu reden , die ihnen sicher noch viel neuer und fremder waren	138
sein [Franz] Reden überhaupt so dumm und stolz	139
Wenn du [Franz] noch einmal über Sachen redest	140
er [Franz] kam nicht recht zum Reden	144
seit er [Franz] das letzte Mal mit ihm geredet	144
die [Bauern] nun alle auf einmal mit ihm reden	154
das frohe Reden und Lachen der Vorübergehenden	157
weil Franz ihn [Bauer] fast immer allein reden ließ	157
fing er [Franz] mit denselben von ihren Kühen zu reden an	158
daß man kaum noch einen der Redenden [Bauern] verstehen konnte	158
er [Franz] habe so ordentlich mit ihnen geredet und so vernünftig	160
schloß der bisher ungewöhnlich hastig Redende [Sepp] auf einmal wehmütig	167
„O redet doch nicht so“, bat Franz	168
Nun, du [Franz] redest , so gut du es verstehst	170
Reden wollte sie [Mariann], mußte sie mit ihm, aber nicht um ihm etwas zu sagen, sondern bloß um zu reden	172
Reden wollte sie [Mariann], mußte sie mit ihm, aber nicht um ihm etwas zu sagen, sondern bloß um zu reden	172
Sie [Mariann] wollte ja nichts Unrechtes tun, nur ein wenig reden mit einem Nachbarn	173
sobald ich [Mariann] nur einige Worte mit ihnen rede	174
„Nein, reden will ich!“ fuhr Franz auf	180
auch von mir [Sepp] selbst in der gleichen Sprache rede	192
als ich [Sepp] auch von einer billigen Verteilung der Gemeindelaften öffentlich redete	193
wenn ich [Sepp] schon vorhin, von der Erinnerung erhitzt, ganz anders geredet habe	194
wenn man [Sepp] vom Wolf redet , ist er nahe	194
So redete Franz mit sich selbst	196
Jetzt mußte Franz reden	196
in Zukunft ein wenig deutlicher zu reden [Franz]	198
Sepp rede jetzt auch nicht besonders deutlich	198
Leeres Reden [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] ist nur Papiergeld	202
noch länger von der Sache zu reden [Senn] ist unnötig	202

Kurz, er [Franz] hat geredet , der Pfarrer hätt's nicht schöner und nicht besser können	203
heut' glaubte ich mein Weib [Marie] seit langer Zeit das erstemal wieder gegen die öffentliche Meinung reden zu hören	204
im Herbst des Jahres 1859 die Bregenzerwälder viel mehr vom italienischen Krieg redeten als im Frühling	205
unterdessen hatten die anderen [Älpler] Zeit, über das Gehörte zu reden	206
Als nun der Senn vom Heimgehen zu reden anfang	206
Franz hatte alles, was diesen Abend geredet [Älpler] worden war	207
bei dir aber ist's purer Stolz, wenn du [Franz] so redest	211
und [Doktor] kann dann noch vom Glück reden	214
ich [Doktor] hab' mir vorgenommen, einmal [...] mit Ihnen von der Geschichte zu reden	215
„Ich will nicht gelobt werden, aber reden muß ich [Franz].“	216
künftig zu mir ins Nebentüble zu kommen; da kann man [Doktor] ungestört reden , lachen und Bemerkungen machen	216
Mit denen redet er [Doktor] in gutgesetzten und wohl auch gutgemeinten Worten	223
„Ich [Martin, der alte] rede von dem Licht, welches niemand anzündet und niemand löscht“	228
er [Sepp] möchte lieber mit Mariannen darüber reden	235
Rede du [Franz] lieber mit dem Barthle	235
bei allem, was sie [Mariann] redete und tat	237
jetzt aber fing der [Barthle] selbst oft von ihm zu reden an	238
als ob eine höhere Macht ihr [Mariann] den Mut zum Reden gebe	239
Sie [Mariann] mußte reden oder gehen	240
reden aber konnte , durfte sie [Mariann] nicht und so verließ sie denn die Stube	240
Als sie wieder zurückkam, hatte sie [Mariann] Mut zum Reden	240
der sie [Mariann] damit zum Lachen und dann selbstverständlich auch zum Reden bringen zu wollen schien	247
so redete nur Franz	247
„Ich [Franz] muß einmal mit dir reden um jeden Preis“	247
„Aber da Ihr nun einmal da seid, wollen wir [Franz] doch wenigstens ordentlich miteinander reden .“	248
„Nun, so rede [Franz] meinestwegen.“	248
die, mit der ich [Franz] eigentlich zu reden wünschte!	248
so lang nicht auch sie [Mariann] so redet	249
so hab' ich [Franz] entweder ungeschickt geredet oder du hast schlecht gehört	249
als aber Mariann, während sie Franzen Beeren reichte, freundlich mit ihnen redete	254

„Du [Franz] hast prächtig geredet , ich hätt’ dich noch lang hören mögen	254
zuweilen vielleicht sogar ein Wort mit ihm reden könne [Mariann]	257
Man [Bauern] hat da Zeit, über vielerlei nachzudenken und zu reden	261
Sicher würde man [Gemeinde] nun im ganzen Dorfe die nächsten acht Tage überall und immer von Barthle und den Seinigen geredet haben	264
Wer euch [Gemeinderäte] heut’ reden hörte	267
„ Rede [Mariann] doch nicht so laut, daß der Vater uns am End’ noch gar hört	282
Letzthin redeten wir [Mariann] [Rösle] vom Doktor und von der Isabell	284
Das war nur so geredet [Rösle] und ein Beispiel gegeben	284
im Februar fing man [Barthle] [Klausmelker] sogar an, stark von einer neuen Türschwelle zu reden	286
Das war einmal vernünftig geredet [Zigeunerin]	291
Die Person [Zigeunerin] redete vom Weihwasser und eine Hexe würde das nie und nimmermehr getan haben	292
In Barthles Hause sogar redeten die beiden [Klausmelker] [Mariann] kein Wort mehr von der Zigeunerin	294
Franz, der seit Klausmelkers Heimkehr nur noch selten einen Augenblick mit der Geliebten ein vertrautes Wort hatte reden können	294
Stundenlang konnten Marie und Franz reden	303
Auch heute schien er gar nicht zu hören, wovon man [Franz] [Senn] rede	303
„Vater, laßt doch reden [Mariann] [Franz] mit Euch“	305
hörte er des Adlerwirts Rösle mit dem Vater reden	306
„du [Rösle] weißt nicht, was du redest	308
so oft sie [Franz] [Marie] vom Adlerwirt redeten	309
Desto mehr aber redeten jetzt die übrigen Dorfbewohner davon	309
wenn man [Gemeinde] vom Bau der Sägmühle redete	310
Kann ich [Klausmelker] nur einmal ungestört mit ihr reden , so wird alles anders	313
Je mehr er [Klausmelker] redete , erklärte und auseinandersetzte	313
wenn man [Gemeinde] vom Vater ihrer Kinder rede	314
„Die Sach’ ist wichtig; ich [Rösle] tät gern mit den Eigenen reden .“	315
„Ja, du hast recht, wir [Klausmelker] [Rösle] können später noch davon reden “	316
auch Franz, der immer ordentlich warm wurde, wenn er von seinem Freunde redete	323
mit der er [Klausmelker] immer von dem Brautpaar redete	326
So entschieden hatte Barthle seinen Klausmelker noch nie reden gehört	335
„ Redet [Gesellschaft beim Adler] nur“, sagte Franz lächelnd und fuhr dann lauter fort	337
daß nun nicht mehr immer einer befiehlt und redet ohne Unterbrechung und bis er genug hat	337

„Das wird einen Durcheinander geben, wenn alle reden “, meinte der Beiknecht	337
„Viel minder, als wenn sie nicht redeten “	337
„Du [Beiknecht] wirst anders reden , wenn du einmal erfährst, was in dem Trog alles ist, den d u Welt nennst	339
Der Bücherwurm [Bruder des Sennen, jüngster] hat da wieder mit gewöhnlichen Menschen reden gelernt	340
man [Leute, die älteren] habe auch mit ihm reden dürfen wie mit anderen Leuten	340
„Von einer Überschwemmung hab’ ich [Doktor] ja gar nicht geredet .“	341
„Es redet niemand [Gesellschaft beim Adler, niemand] — nur weiter!“ sagte Franz	342
„Es ist doch ein Elend, wenn auch die Bauern [Gesellschaft beim Adler] in alles reden “	343
Doch von dem und ähnlichem reden wir [Gesellschaft beim Adler] vielleicht ein anderes Mal mehr	343
hier aber hab’ ich nichts mit meinen offenen Gegnern zu tun, sondern ich [Pfarrer] rede zu euerem Wohl, liebe Leute	343
der Pfarrer ließ ihn [Franz] aber nicht reden	344
Die noch Zurückbleibenden [Gesellschaft beim Adler, Zurückbleibende] schienen lange nicht mehr reden zu dürfen	344
„Jeder soll herzlich reden dürfen, so lang er uns nicht die Gelegenheit nimmt, das Gegenteil zu beweisen.“	344
er [Doktor] rede , daß man daraus immer machen könne, was man wolle	346
über Geschehenes das Beste reden oder gar nichts [Doktor]	346
über Geschehenes das Beste reden oder gar nichts [Doktor]	346
Das war nun einmal allen aus dem Herzen geredet [Senn]	346
aber so freundlich hatte er [Franz] doch auch noch nie mit ihm geredet wie jetzt	352
wo der [Klausmelker] wohl so die Sprache des Herzens reden gelernt habe	353
als er [Klausmelker] vom Margretle geredet	357
er [Klausmelker] nun doch mit ihm noch reden	358
was und wie hier im Mittelpunkt unseres Ländchens von der neuen Ordnung der Dinge geredet werde [Gemeinde Bezau]	359
Mit dem festen Vorsatz, unter diesem Dache kein ernstes Wort mehr zu reden [Franz]	363
Wir [Franz] wollen mit ihm reden , komm!	365
Viele redeten , wie vorhin das Krämerle	368
sagte Franz, als der Lieferant zu reden aufhörte	368
Auch ich hab’ in der Welt draußen [kein Sprecher] von so etwas reden gehört	368
„Darüber müßte man erst nachdenken und mit den Leuten reden “, sagte er [Lieferant]	369

Meinst du, wir [Franz] reden umsonst immer vom Zusammenhalten?	370
Uneinigkeiten seien trotz allem Reden [Gesellschaft beim Adler] keine entstanden	370
wurde nicht mehr geredet [Franz] [Klausmelker]	371
Reden konnte sie [Mariann] mit niemand	372
die [Mariann] zwar ihr unbedachtes Reden bereute	373
daß der Allmächtige, Weise, Unendlichliebende jetzt immer nahe sei und zu ihr rede durch Sturm und in der Stille	375
daß er [Barthle], da er mit dem Pfarrer nie von der Geschichte redete	377
[Hansmichel] mit seinen Mädchen durchaus nicht mehr reden zu lassen	383
Wenn der Spitzbube [Hansmichel] wirklich dem Tode so nahe war, so galt es nun, ihn noch mit List oder Gewalt zum Reden zu bringen	385
Es ist vor allem zu reden [Hansmichel]	385
„Er [Hansmichel] weiß nicht, was er redet “	385
gestört, beobachtet und zum Reden [Angehörige, Todfall] gezwungen werden	386
„Der Senn soll reden “, hieß es	396
Alle [Retter des Sepp] auf einmal wollten reden	399
daß es Sünd' und Schad' wär, noch von Haß und Feindschaft zu reden [Sepp] an diesem großen schönen Tag	402
„Wir beide [Barthle] [Sepp] müssen noch reden und uns die Hand reichen“, sagte er	403
So hatte man den Barthle noch nie reden gehört	408
„Bewußt oder unbewußt dienen Sie und der Kaplan dem gleichen Zweck und ich [Doktor] rede jetzt nicht von Ihnen	409
und ich bin froh, daß du [Mariann] dich denn doch noch zum Reden entschlossen hast	411
Was sie [Barthle] [Sepp] redeten , weiß ich nicht	412
erst jetzt fing man [Gemeinde] die beiden Männer, von denen in den letzten Tagen soviel geredet wurde	413
Ich [Sepp] kann da schon aus Erfahrung reden	414
und doch redete keiner [Gemeinde] ein Wort	421
Die Wirtin war über diesen Bericht viel ärger erschrocken, als man hätte glauben können, wenn man sie vorher von dem treulosen Manne reden hörte	424
ich bin froh, daß hier Leute sind, mit welchen man nicht nur von Kuh- und Milchpreisen reden [Pfarrer, neuer] kann	425
Zuerst redete man [Hochzeitgesellschaft] von der landwirtschaftlichen Ausstellung und ihrem Nutzen	426
Dann fing der Senn von dem ihm durch Franzen mitgeteilten Plan, das Lieferungsgeschäft als etwas allgemeines zu betreiben, zu reden an und sagte	426
An all das seit damals Erlebte mußte sie sich wieder erinnern und von dem, was am Brauttische geredet wurde [Hochzeitgesellschaft]	428

rufen	„Und“, riefen andere [Bauern]	26
	„Ja, von Herzen gern!“ rief der soeben Erwähnte [Klaus]	28
	Unmutig rückte er eine Zeitlang hin und her, dann endlich rief er [Barthle]: „Komm, Sepp, ich bring’ dir’s!“	29
	„Aha!“ rief Barthle, „jetzt wohl, jetzt haben wir ihn, den lutherischen Hund	31
	„Erzähl’s uns auch!“ riefen die Schnäpsler	33
	„Ich wisse das nicht — he was?“ rief das beleidigte Weberle mit einer Stimme, die man bei einem so kleinen Männlein gar nicht vermutet hätte	39
	„Um Gottes und Christi willen!“ rief Marie ihm entgegen	57
	„Gottlob!“ rief Marie	57
	„Nein, in Gottes Namen nein“, rief er [Barthle]	64
	„O“, rief er [Barthle]	65
	[Barthle] rief : „Wenn der Fetzen morgen um diese Zeit noch unter meinem Dach ist	72
	wenn nicht auf einmal einige [Mäher] der dem Dorfe Zunächststehenden gerufen hätten: Seid still und luget!	80
	„Ja geltet, jetzt kommt der Wunder (die Neugier)?“ rief Hans, rasch den Kopf aufrichtend, den er während der Predigt hatte hängen lassen wie ein armer Sünder	81
	„Gegen was? —!“ rief Sepp heftig	89
	„Ja geltet!“ rief das Weberle	97
	„Den Teufel bringen sie“, rief Barthle heftig	99
	„Laß mich um Gottes willen gehen mit dem Unsinn!“ rief Sepp	116
	draußen hörte ich das Rösle rufen : Vater, es ist einer drinnen [...] zu dem ich doch nicht hinein mag.	120
	„Das ist ein ernsthafter Brief“, rief Sepp nach langer Pause	122
	bis er vom Sennen zum Essen gerufen wurde	124
	„Niemand hat es vergessen, gar niemand“, rief Sepp	126
	die ganze Gemeinde stand dabei und rief ihm wie aus einem Munde mit donnerähnlicher Stimme zu	134
	der Senn [...] rief Franzen schon von weitem entgegen	135
	„Du hast recht!“ rief Franz	136
	rief Franz manches Mal	146
	„Prächtig!“ rief sie [Marie]	165
	rief Sepp schon unter der Türe	166
	rief Sepp wehmütig lächelnd	169
	„O Vater!“ rief Franz	169
	„Komm nur!“ hatte sie [Mariann] schon gerufen	172
	bis er eine donnerähnliche Stimme ihm zurufen hörte	187
	„Gott Lob und Dank!“ rief diese [Marie] aufatmend	194

rief er [Franz] feierlich: „Hier, in euerem Hause und zwischen euch ist mein Platz	197
„Mann“, rief Marie plötzlich, „warum gehst du denn noch in die Kirche?“	199
„Vater“, rief Franz	199
„Das ist mein Haus!“ rief er [Sepp] etwas ärgerlich	200
[Macht, die ins Dasein ruft] die uns ins Dasein rief	220
„Es lebe die Tätigkeit“, rief er [Franz]	221
„Gott Lob und Dank!“ rief die Mutter [Marie]	221
„O, Mutter!“ rief Franz	223
„Nun wohlauf, und wer ein gutes Gewissen hat, der stelle sich!“ riefen die Burschen [Vorsäßgesellschaft, Burschen aus der]	229
„Ja, das Tun ist das Wichtigste!“ rief er [Franz]	230
„O, Gott Lob und Dank!“ rief er [Franz]	234
„Jetzt ist's gefehlt!“ riefen Mutter [Marie] und Sohn [Franz] zugleich	235
„O“, rief sie [Mariann]	241
Wurde nicht ihr Name gerufen ? [Franz]	246
Der Knabe [Nächtler], der einst die Gefährtin zum frohen Spiele rief	247
Dunkel und unsicher ist auch das ernstere Spiel, zu dem er [Nächtler] sie jetzt ruft	247
„O, daß Ihr die wahre Sprache des Herzens verstündet!“ rief Franz	248
„Nur zu!“ rief er [Barthle]	270
„Grüß Gott!“ rief sie [Marie]	271
„Es ist doch ein Elend!“ rief Marie unwillig und verließ die Stube	272
„Mariann!“ rief Barthle schon unter der Türe	274
rief sie [Mariann] ihn, ohne an die erstaunten Gesichter in der Nachbarschaft zu denken, zu sich	274
„Es ist halt schon so und überall so“, rief er [Klausmelker] dann	280
„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief die Eintretende [Zigeunerin] feierlich	290
Dann hieß er den Waldhornisten mit der Stimme eines Ossianischen Feldherrn, welcher Selmas Schild geschwind zu schlagen und die Krieger aus Busch und Wald zu rufen befiehlt	295
bis es etwa eine Viertelstunde später in die Küche gerufen wurde [Adlerwirt]	296
„Halt“, rief dieser [Senn]	296
[Senn] warf den Musikanten einen Guldenzettel zu und rief	298
„Aber ich lasse dich“, rief die Tänzerin und verschwand unter den lachenden Zuschauern	298
„Gehen wir denn zurück?“ rief er [Franz]	306
rief das Mädchen [Rösle] in Tränen ausbrechend	321
„Wie?“ riefen mehrere [Gesellschaft beim Adler, mehrere]	339

	„Herr Pfarrer“, rief der Senn	342
	„Sehr viel geht uns Deutschland an“, rief er [Doktor]	343
	Franz rief ihnen nach	344
	„Ja, das ist er“, riefen alle [Gesellschaft beim Adler, neuerliche] beistimmend	349
	„Laß mich“, rief Klausmelker, sich mit Gewalt losmachend	357
	„Helfe, was auch schon geholfen hat in dem Namen, in dem es hilft“, rief er [Barthle] aufspringend	377
	„Wenn der Teufel mir jetzt begegnete —“ rief er [Barthle] den Stall verlassend	382
	„Nein, dem Ketzer, dem Verführer, dem Teufel geschieht recht, es mag ihm gehen, wie es will!“ rief er [Barthle]	382
	Jetzt rüttelte Mariann an der innen geschlossenen Stalltür und rief	383
	„Da“, rief Sepp fast wütend	392
	„Der Seiler würde das nicht getan haben“, rief er [Sepp] auffahrend	392
	Mit einer ungeheuren Kraftanstrengung sich aufrichtend, rief sie [Marie]	396
	„Das wäre in dieser Nacht unmöglich!“ riefen mehrere [Gemeinde]	396
	„So wird er nun wohl einmal auf die dummen Bauern hoffen und warten lernen“, riefen mehrere [Gemeinde]	396
	„Ich wage!“ rief der Senn entschlossen	397
	„Also morgen, sobald es hell ist“, riefen etwa zwanzig Männer [Retter des Sepp] zusammentretend und sich die Hände reichend	397
	„Tadelt doch Barthles Taten nicht so“, rief der Beiknecht	399
	„Er ist da!“ rief der Senn, die Türe öffnend	400
	und „er lebt!“ riefen alle [Retter des Sepp], die die schweren Atemzüge des Schlummernden hörten	400
	„Ach“, rief er [Klausmelker] ziemlich laut	404
	Ohne anzuklopfen trat er [Klausmelker] ein und rief	405
	„O Vater“, rief dieser [Klausmelker], weinend neben dem Bette niederstürzend	407
	das Margretle unter die Stubentür gesprungen kam und rief : „Er kommt!“	419
	„Nicht wahr, ihr Weiberleut’, wir Männer haben all die Fehler auch, wegen denen wir euch manchesmal auslachen?“ rief der Senn heiter zum untern Tisch hinab	427
	Sepp stand auf, erhob das Glas und Marien seliger zulächelnd, als vielleicht sogar an seinem eigenen Hochzeitstage, rief er	429
rühmen	die sich rühmten [Mäher], gute Mäher zu sein	77
rupfen	daß im allgemeinen keiner ungerupft [Gemeinde] durchkommt	117
sagen	sagte Sepp und verließ lachend die Versammlung	20
	wenn jeder [Bauer] sagen konnte, was er wußte	21
	was er [Bauer] dann darüber zu seinem Weib gesagt habe	21

wenn nun endlich gar noch sein Franz mit Barthles Mariannen heirate, wie man jetzt allgemein sage [Gemeinde]	21
Er [Sepp] sage : „Die Väter hätten’s auch nicht so gemacht	22
bis endlich der Gemeindevorsteher den Ausschlag gab, indem er sagte	23
„Der Vorsteher“, sagte sie [Schoppernauerin] gegen alles	23
wie er [Sepp] zu sagen pflegte	24
alles, weil Sepp es sagt	24
So sagte der Hansmichel	25
davon sagte unser Hansmichel natürlich nichts	25
Der Pfarrer [...] habe schon oft gesagt und es sei auch wahr und nun aufs neue erwiesen	26
„Nun“, sagten die ersten [Bauern] wieder	26
Der Vorsteher [...] tat nun wieder den Mund auf und sagte	27
man mag mir sagen , was man will	27
„Danke, danke!“ sagte Sepp	28
sagte er [Klaus] zu dem noch immer neben ihm stehenden Sepp	28
„Ich bin kein Händler“, sagte Sepp; „ich glaubte nur, dir eine Gefälligkeit zu tun.“	29
„Im Hui, gleich, so schnell ich kann!“ sagte Sepp lächelnd	29
„Es ist grad kalt heut“, sagte er [Sepp], sich neben dem Barthle setzend	29
sagte Barthle ein wenig gereizt	29
Na, sag’ ich [Sepp], das Gras ist noch nicht recht zeitig	30
Das alles sei wahr, hat Barthle drauf gesagt	30
Und dann hast du [Sepp] gelacht und gesagt	30
der [Barthle] werde ihm die Meinung schon sagen	30
Wie um ihn zu entschuldigen, sagte endlich das Rösle	30
sagen , es sei, ob man keinen barmherzigen Gott mehr im Himmel habe [Barthle]	31
Wie gesagt [Barthle]: es ist kein Wunder, wenn unser Herrgott endlich erwildet	31
„Nein, das glaube ich nicht“, sagte Sepp herzlich	31
was sagen die Geistlichen, was?	32
„Mein Gott“! die [Geistliche] sagen auch allerhand	32
Der eine [Geistliche] sagt z. B., man dürfe gar nicht tanzen	32
freisinnig? Lutherisch mußt du [Sepp] sagen !	32
So ein freisinniger Herr [Pfarrer, neuer] hat vor kurzem in seiner G’meind das Rosenkranzbeten unter der Mess’ abgeschafft, verboten, und hat ge- sagt	32
Und weißt du’s auch noch, was der freisinnige Pfarrer [Pfarrer, neuer] [...] ge- sagt hat	32

‚Er wolle‘, hat er [Pfarrer, neuer] gesagt , ‚ihnen alle Zeichen der Mess‘ erklären	32
‚Es sei ihnen zu langweilig‘, haben sie [Gemeinde] gesagt	32
‚Nun, das kann ich‘, sagte Sepp	33
[Bauer] hat gesagt	33
‚nichts damit!‘ hat der Kaplan gesagt	33
Nun sagte der Bauer, er wolle von Herzen gern tun, was zu tun sei, beten, fasten oder wallfahrten	33
Darauf hat dann der Kaplan gelächelt und gesagt : es sei nichts Solches	33
der Kaplan, der [...] nicht nur lateinisch lesen konnte, zu dem Bauern gesagt	34
was er [Kaplan in Sepps Geschichte] mit der andern guten Lehre dieses Tages hat sagen wollen	34
‚arbeiten oder frieren‘, wie das Sprichwort sagt	34
ließ er [Barthle] die Unterlippe, die er sich unterdessen fast blutig gebissen hatte, wieder los und sagte mit etwas heiserer Stimme: „So, das ist hübsch	34
Man [Gemeinde] sagt allerhand von den Wegen, auf denen du dein Geld bekommen, Wunderdinge sagt man	35
Man sagt allerhand von den Wegen, auf denen du dein Geld bekommen, Wunderdinge sagt man [Gemeinde]	35
was der Pfarrer gesagt hat, das weiß ich	35
Sepp aber sagte : „In der Ewigkeit hoffe ich einen billigeren, barmherzi- geren Richter zu finden als hier	35
‚Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!‘ sagte Gott	35
Übrigens hab’ ich [Sepp] nicht gesagt	35
ich [Sepp] sage das herzlich	35
endlich sagte Sepp: „Nein, aber das ist doch zu arg	36
Sagt nun selbst, ihr unparteiischen Zuhörer [Schnäpsler]	36
nicht nach dem beurteilen, was er [Barthle] sagt , das Wort ‚warum‘ steht nicht in seiner Sprachlehr’	36
Er [Sepp] trank sein Glas aus und sagte wehmütig	36
[Sepp] sagte , sich gegen den untern Tisch wendend: „Hansmichel, gehst mit?“	36
nur Klaus etwas zu sagen gewagt	36
„Er hat seine Zeitungen vergessen“, sagte es [Rösle] auf einmal	38
Dem schreibt die halbe Welt Briefe und mit allen gescheiten Köpfen ist er in Verbindung“, sagte Klaus	38
welches — nebenbei gesagt [Erzähler] —	38
„Da kann ich Auskunft geben“, sagte das Weberle, indem es mit beiden Händen auf einmal aus den Hosentaschen fuhr, das Gläschen ergriff und einen herzhaften Schluck tat	38
weiß nichts mehr , sonst würdest du [Weberle] es schon sagen	39
Aber alle Schnäpsler entschuldig[t]en den Klaus und sagten lachend	40

Das, was der Klaus gesagt hab', sei gar nicht so uneben	40
daß er [Nagler] sich endlich selbst sagte , da müsse Gott helfen	41
sagte der Nagler, dem es im ganzen nicht an der Kraft zum Dulden und Tragen, wohl aber an Mut, selbst in sein Schicksal einzugreifen, fehlte	46
alles, was er [Sepp] dagegen sagte , war vergebens	47
lachend hörte er das Neidglöcklein läuten und [Sepp] sagte	52
nachzudenken machte ihm [Sepp] die Frage, was nun zu sagen und zu tun sei	53
„Der Spitzbub' will dich nicht nur hören, sondern auch sehen und bei der Arbeit beobachten, das ist klug!“ sagte der Vater [Haldenbauer]	53
Endlich sagte die Magd [Marie], ein schönes, junges, aber armes Mädchen	54
wenn dieser [Pfarrer] sagte , er wisse schon selbst, was er zu tun habe	56
„Das Geistige“, sagte er [Sepp], „kann nur mit Farben gemalt werden, die für uns passen	56
der Maurersepp [Sepp] am letzten Sonntag gesagt habe	56
„Wollen ihn schon kriegen!“ sagte der Pfarrer kurz und trocken	57
als er [Pfarrer], von den falschen Propheten predigend, unter anderem sagte	57
aber [Sepp] sag' mir doch, wie das alles so hat kommen können!	57
die Geistlichen sagen : ‚Trau dem nicht und glaub' jenem nicht‘	58
ich [Sepp] nicht glauben und sagen soll	58
„Der [Pfarrer] kann's einem sagen “, hieß es	58
der Pfarrer hatte es ja deutlich gesagt	58
„Die Kindererziehung“, sagte er [Sepp] oft und immer mit heiterm Lächeln	58
Nicht der Stand macht dem Menschen, sondern der Mensch dem Stand Ehre, sage ich [Sepp]	59
sagten Sepps Ratgeber	60
Dem Sepp war das Gesagte heiliger Ernst	60
wie jener Reiche zu seiner Seele zu sagen : Jetzt iß und trink und laß dir wohl sein!	60
Meine Meinung habe ich [Sepp] gesagt , sie ist fest wie unsere Berge	61
Zwar unterdrückte sie [Marie] mehr, als sie sagte	61
[Barthle] sagte streng befehlend	67
Sie [Mariann] sagte das dem Vater und sprach dabei die Hoffnung aus	68
„Dieser Schandbrief“, sagte er [Barthle]	69
Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit leiteten ihn bei allem, was er [Barthle] sagte und tat	69
„So —“ sagte der Vater [Barthle]	71
Barthle ging, während er das sagte , rasch einige Schritte gegen Marianns Bett	72

[Barthle] sagte : „Ich hätt’ Lust, den verdammten Fetzen ins Feuer zu werfen	72
„Aber Vater“, sagte das Mädchen [Mariann] kaum hörbar	72
sagte er [Barthle] oft	73
Barthle [...] ein Ende machte, indem er einst zu Mariannen sagte	73
aber der Vater [Barthle] sagte : „Überlaß du derlei Arbeiten lieber denen, die sonst auf der Welt nichts können	73
da sagte sie [Mariann]	74
ging Mariann — nicht heimlich, doch ohne dem Barthle etwas davon zu sagen	74
sagte [Sepp]	75
sagte Mariann lächelnd	75
Doch was dem einen übel kommt, das kommt dem andern wohl, sagt ein altes Sprichwort	78
mochten sie [Bauern] heute nichts sagen	79
das, was Sepp und was Klaus gesagt hatten	79
[erzählten] noch viel dazu, was keiner gesagt hatte	79
vom Sepp konnte und durfte man [Gemeinde] überall sagen , was man wollte; alles wurde geglaubt, nur das Gute nicht	79
da kann er sich heiser schwätzen bis endlich der Sechskrippige [Bauer, ein sechskrippiger] den Mund auftut und sagt	79
Heute hatte jeder [Mäher], der etwas wußte, das Recht zu reden und seine Meinung zu sagen	80
Nun dürfe man [Gemeinde] das freilich vor niemand sagen	81
Ich [Hans] hätt’ fast Lust und tät auch nichts sagen	81
Die anderen [Arbeiter des Sepp] sagten	81
Doch was hab’ ich [Hans] da sagen wollen?	82
„Schon gut“, sagte Hans, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen	82
Jedermann sagt [Gemeinde], von seinem eigenen Vermögen könnt’ er keinen Saustall machen lassen	82
wenn es [Rösle] die Geschichte nicht merkt oder nichts sagen darf	82
Nein, der [Vormund des Rösle] sagt nichts , das Rösle weiß nichts	83
wie sie [Marie] zu sagen pflegte	85
Seine Tagelöhner und andere Leute [Arbeiter des Sepp] mochten noch so vielmal sagen , er solle doch ruhig bleiben und sich wohl sein lassen	87
„Das ist wieder einmal ein wahrer Prachttag, der nicht mit Geld zu bezahlen wäre“, sagte er [Sepp]	88
sagte Marie, indem sie etwas näher zu ihm hintrat	88
[Sepp] legte dann Sense und Hammer neben sich auf den Boden und sagte	89
Der Meister [Meister des Sepp], bei dem ich in der Fremde arbeitete, pflegte zu sagen	89
wenn man [Meister des Sepp] etwas Vernünftiges zu ihnen sagte	89

„Nichts — rein sauber nichts!“ sagte Sepp	89
„Ja, ich merk’s“, sagte Sepp mit einem Lächeln, welches seinen Unmut nicht ganz zu verbergen imstande war	90
„Aha! Steckt es da?“ sagte Sepp heiter	90
Es gibt in unserm Ländchen noch ganze halbe Kirchen voll und nur wenige [Mädchen, die] würden ihm nein sagen	90
Wie um sich zu entschuldigen, sagte Marie	90
sie [Marie] würde nichts gesagt haben	90
Und dann, das müsse sie [Marie] schon auch sagen , da sie nun einmal im Reden sei	90
denn Barthle sage , wenn er die Schwelle anders machte, würde wieder die Türe nicht passen	91
benützte er [Sepp] schnell die vielleicht lange nicht wiederkommende Gelegenheit und sagte	91
„Oha, das wäre ja noch ärger als das andere!“ sagte Marie erschrocken	91
„Der Adlerwirt mit seinem Hauswesen geht mich gar nichts an und dich auch nicht“, sagte Sepp ruhig	92
„Vielleicht“, sagte Sepp lächelnd	92
daß er [Sepp] ihr eigentlich die Wahrheit gar nicht sagen möge	94
richtete er [Sepp] sich auf und sagte : „Ein wenig“! — Aha, grüß Gott, Mariann	95
endlich sagte sie [Mariann]	95
Ich [Mariann] sag’ vergelt’s Gott für das und nun muß ich wieder gehen	95
Das alles sagte Mariann in einem Atemzuge und — fort war sie	95
Etwas aber mußte sie [Mariann] sagen	96
„Armut ist keine Schand!“ sagte Hansmichel	97
Was er [Vater des Hansmichel] doch wohl sagen würde, wenn er das noch erlebt hätte	97
sagte Barthle wehmütig	97
Aber Bärbel hat gesagt : „Du wirst sehen, Jakob	97
So hat sie [Bärbel, Frau des Weberle] gesagt .	98
Der Hansmichel wagte nichts zu sagen	98
Des reichen Klebers Hansmichel mochte nicht sagen , daß er schon vor langer Zeit Geld aufgenommen	98
„Der Sepp“, sagte es [Weberle]	99
Ich [Weberle] und Bärbel haben gesagt zueinander	99
[Barthle] war dann aber gleich wieder ruhiger und sagte	99
den Narren kann man [Barthle] doch nichts sagen , alles ist umsonst	99
sagte er [Barthle]	100
Unter dem Wenden sagte das Weberle	102
„Mit dem ist es etwas anderes; der ist zuerst durch Sepp verderbt worden“, sagte das Weberle	102

Das hab' ich schon vielmal sagen hören [Gemeinde]	103
hat auch gedacht, wie du [Hansmichel] da sagtest	103
wär' durch ein Feuer gesprungen, wenn er [Barthle] etwas sagte	103
Ich hab' ihn [Sepp] wenigstens mehr als einmal sagen gehört, der Mensch sei von Natur aus gut	104
Ich [Weberle] hab's schon gesagt	104
Ja man sollte das wännen, aber ich [Weberle] kann dir sagen	105
Das weiß ich noch ganz gut, man [Gemeinde] sagte überall davon	105
Und warum hast du [Weberle] mir nichts gesagt ?	106
Ich [Weberle] sagte	106
„Man [Weberle] könnt' oft viel sagen , wenn man dürfte.“	106
Mich [Weberle] reute gleich, das gesagt zu haben	107
Er [Barthle] sagte zum Buben	107
Wenn er [Klausmelker] nur auch da dem Vater alles gesagt hätte!	107
hat Barthle gesagt , und da ist denn der Streit angegangen	108
Zum Klaus hat er [Barthle] unter anderem gesagt , wenn er ein unverschämter, ehrvergessener Taugenichts sei, so dürfe man sich nicht wundern	108
Wenn er auch ein Lump sei, sagte er [Klaus]	108
sich so etwas von einem [Klaus] sagen lassen	108
„Da“, sagte der [Klausmelker]	108
Ganz leise sagte der Spitzbub' [Klausmelker]	109
„Er soll nur zuerst die alten zahlen“, sagte Barthle	109
Was er [Barthle] dabei sagte	109
sagte dieser [Hansmichel]	109
[Klausmelker] sagte , er wolle seine Geige holen	110
Ich [Weberle] sagte zu ihm	110
er werde schon unterkommen, sagte er [Klausmelker]	110
daß ich [Weberle] sicher gleich zum Barthle gegangen wär' , um ihm einmal die Meinung zu sagen	110
aber er [Barthle] hat gesagt , wenn er wieder heim komme, müsse er auch Kleider haben	110
wie immer, wenn er [Klausmelker] nicht gern sagte , wohin er gehe	111
Man [Weberle] sollt' eigentlich nichts davon sagen .	111
A bah! Mir darfst du's [Weberle] schon sagen	111
So hab' ich [Hansmichel] zum Beispiel noch keinem Menschen gesagt	111
und [Bauer, der dem Klausmelker begegnet] gesagt , wenn er nichts Besseres wisse, so solle er zu ihm kommen	111
[Lasset] [...] ihm sagen : [Klausmelker] Er soll meiner im Unglück nicht vergessen und nicht mehr spielen	111

„Ja, da hat er es nun, wär' er daheim geblieben!“ sagte Hansmichel trocken	111
Was wohl der Pfarrer dazu sagen wird?	113
es wird daher hoffentlich genügen zu sagen [Erzähler]	114
ich [Sepp] habe dann gesagt	115
Was der Pfarrer oder der Vorsteher oder der Adlerwirt sagt , ist öffentliche Meinung	116
bis einer kommt, der noch mehr Einfluß hat, noch ärger lärmt und etwas anderes sagt	116
das, was Hans oder Gret etwa sagen werden	117
Du [Franz] kannst meinetwegen dem Sennen das sagen	117
Indem Sepp Franzen den Brief übergab, sagte er	117
ich [Sepp] sollte [...] keinem Menschen sonst etwas davon sagen	117
wenn ich [Klausmelker] Dir sage	119
der würde mir nichts geben wollen', sagte ich [Klausmelker]	119
„er muß!“ sagten die andern [Klausmelkers Bekannte]	120
und [wollte] ihm sagen , was er für einer sei [Klausmelker]	120
Vor den wollte ich [Klausmelker] hinstehen in meiner Erbärmlichkeit und zu ihm sagen : Da sieh, du frommer Mann	120
ich [Klausmelker] sag' Dir	120
von diesem Briefe keinem Menschen etwas zu sagen [Franz]	121
Der Seiler sagte unwillig	122
„Der Senn ist gerade, wie die meisten Leute sind“, sagte Sepp	123
und [Mariann] könne sagen , wie es daheim stehe	123
Sepp dagegen sagte	124
„Allerdings“, sagte der Senn	124
daher sagte er [Sepp] zum Senn: „Ich für meine Person halte von derlei Äußerlichkeiten nicht viel	125
„Ich hoffe auch, er soll zufrieden sein“, sagte der Senn ernst	125
Er [Pfarrer] hat gesagt	125
So hat er [Pfarrer] gesagt	125
„Das wäre doch keine Antwort auf so eine Predigt“, sagte der Senn	126
Aber gesagt war gesagt [Sepp]	126
Aber gesagt war gesagt [Sepp]	126
sagte er [Sepp] scheinbar ganz gleichgültig	126
wir sind alle Menschen mit Fehlern und der Pfarrer auch“, sagte der Senn	126
„Aber“, sagte Sepp	126
Der Beiknecht [...] stand plötzlich auf und sagte	127
sagte Franz, welcher, die Natur des Beiknechts kennend, einen heftigen Streit fürchtete und womöglich verhüten wollte	127

„Jetzt läutet’s zur Wandlung“, sagten die Knechte [Beiknecht] [Franz] [Senn]	127
hörte Sepp den Beiknecht zum Sennen sagen	127
Der Senn sagte : „Mir kommt es vor, er sei im Allerinnersten nicht so schlecht, als er sich zeigt	127
ein Sprichwort sagt	127
der [Senn] bei den wichtigsten Ereignissen ruhig zu sagen pflegte	128
„Da auf der Alp mag er sich alles einbilden, wie er will“, sagte Sepp	129
so daß er [Älpler] jeden Herbst genau wie des Pfarrers Taufbuch sagen kann	129
[Sepp] [Marie] hatten das und Ähnliches viel und oftmals gesagt	130
um, wie er [Franz] sagte	131
wie der Vater [Sepp] laut vor ihm sagte	131
so sagte dieser [Sepp] trocken: „Ja, ja, so sind sie alle	131
Sogar die Tagelöhner, die beim Sepp arbeiteten, machten sich über ihn lustig und sagten	132
[Marie] konnte sich oft [...] nicht enthalten, zu ihrem Manne zu sagen	132
Er sei noch nie Küher gewesen, sagte er [Franz]	135
sagte der Senn: „Nun, dann will ich damit gleich den Anfang machen!	135
Nun wollte ich [Senn] dir nur sagen	135
sag’ [Franz], was du auf dem Herzen hast	136
sagte der Senn	136
daß er [Franz] gewiß etwas dagegen gesagt haben würde	136
immer zu sagen [Franz], was er auf dem Herzen habe	136
welcher [Sepp] zu sagen pflegte	137
„Ein kurioses Hausmittel das!“ sagte er [Franz]	138
Ei, sei so gut und sag’ [Senn] mir	139
da wußtest du [Franz] nichts zu sagen	139
Ja, Franz, ich [Senn] kann’s dir sagen	139
was ein Unparteiischer zu meinem Aberglauben und deiner Gelehrsamkeit sagen würde	139
was die Leute hier herum [Gemeinde] dazu sagen	139
jede weitere Frage mit den stolzen Worten „ich hab’s gelesen“, oder „der Vater [Sepp] hat’s gesagt “ zurückgewiesen	140
„Du hochmütiger Tropf du!“ sagte er [Franz] zu sich selbst	140
dann ist’s, wie die Leute [Gemeinde] schon lang’ sagten	140
sagte der Senn	141
sagte ernst der Senn	142
„Aha“, sagte Franz	142
sagte der Senn	143

Wieviel sich Franz an jenem Sonntag auch zu sagen vorgenommen hatte	144
aber er [Franz] sagte sich	145
bis der [Gott] zu ihm kam und sagte	146
sagte Franz	146
sagte der Tausendkünstler [Senn]	148
sagte er [Franz] leise	149
dir nun gesagt [Franz]	150
es muß anders mit mir werden“, sagte Franz kurz	150
von den Mitteln dagegen sagen können [Senn]	151
Einstweilen will ich [Senn] dir sagen , was ich weiß	151
Franz sagte nun	152
Da sagte Franz	153
Zwar, sagte er [Sepp]	154
„Dann ist’s ganz recht“, sagte Sepp	155
und [Franz] sagte	155
was das Weib, der Schwager und der Nachbar über das Kalb gesagt	157
wie man [Erzähler] zu sagen pflegt	157
habe er [Martin, der alte] zu sich selbst gesagt	159
sein Weib [Weib des alten Martin] aber habe gesagt	159
so werde man [Gemeinde] kopfschüttelnd, achselzuckend und handumdrehend sagen : „Er ist doch immer der alte Sonderling!“	159
sagte Franz	162
sagte die Mutter [Marie]	162
sagte Franz sich besinnend	162
sagte die Mutter [Marie]	163
Das sei ihr zu teuer, hat sie [Susanne] laut gesagt	163
Früher hat das keiner im Dorf öffentlich zu sagen gewagt	164
Was sagen denn die Leute [Gemeinde]	165
sagte er [Franz] nach einer Pause	165
„In die Kirche gehen, wenn’s läutet“ sagte die Mutter [Marie]	165
das würde mir auch der Senn gesagt haben	165
sagte die Mutter [Marie]	165
„Mutter“, sagte Franz lächelnd	166
und mir sagtet [Marie]	166
Übrigens habe ich [Marie] nur gesagt	166
[Marie] sagte wehmütig lächelnd	166
sagte Franz errötend	166
Das sagt der gottlose Freimaurer [Sepp]	167

sagte er [Sepp]	167
„Nun den Adlerwirt“, sagte Franz verächtlich	168
sagte Franz lächelnd	168
Ich [Sepp] hab's schon früher gesagt	168
Hab' ich [Sepp] doch schon vielmal gesagt	169
sagte Sepp bitter lächelnd	170
so nebenbei auch sagen [Franz]	172
sagte er [Franz] zu sich selbst	172
Was hätten sie [Franz] [Mariann] denn einander Wichtiges zu sagen gehabt?	172
Reden wollte sie [Mariann], mußte sie mit ihm, aber nicht um ihm etwas zu sagen , sondern bloß um zu reden	172
sagte sie [Mariann], um nur etwas zu sagen	173
sagte sie [Mariann], um nur etwas zu sagen	173
und [Mariann] sagte	173
„Du hast's wie die Weiber: wenn die eine Schüssel zerschlagen, so ordnen sie die Scherben wieder sorgfältig zusammen und sagen , so wär's gewesen!“	173
sagte das ängstlich werdende Mädchen [Mariann] wehmütig	173
sagte sie [Mariann]	174
Dann sagte er [Franz] kurz und kaum hörbar: „Vergelt's Gott!“	174
sagte er [Franz]	174
„Da steh!“ sagte er [Franz]	174
wer nicht gutwillig geht, wird an den Ohren geführt, sagen die Kinder	175
„Da geht's schon zu wie vor der Himmelstür, so drängt und stößt man und ist fröhlich“, sagte Franz	175
dann erst ist's der Mühe wert, ein Feuer darunter zu machen“, sagte der Senn	176
sagte Sepp zu Franzen	176
„Mich nimmt's nur wunder, wie man so lustig sein kann, sobald man ins Wirtshaus kommt“, sagte Franz	176
Dann sich wieder an Franzen wendend, sagte er [Senn] lachend	176
Ruhig setzte sich nun der Senn [...] neben Franzen auf die Bank und sagte lächelnd	177
„Glücklich der, der in alles sich zu fügen weiß!“ sagte Franz	177
„Ich bin ja heut' auch bei ihm und viele sehen es“, sagte Franz ärgerlich	177
„Das ist aber wirklich ein schönes Lied!“ sagte Franz	178
„Davon hat der Senn da gewiß auch schon gehört“, sagte Franz, erfreut	178
Auch der Vater [Sepp] sagte nichts mehr	178
„Etwas aufzuschreiben für einen Vergnügungsreisenden“, sagte Sepp	179
„Warum sagt man denn aber das nicht lieber deutsch	179

dann sagte er [Franz] zum Sennen	179
dann sagte er [Senn] etwas freundlicher	180
sie hätten an dem, was der Pfarrer sage , genug	180
„Nein, nein“, sagte Franz heftig	180
sagte Franz: „Es ist ein Glück, daß die Mutter nicht daheim ist	181
„Aber gelt“, sagte Sepp	181
Wie wahr hat doch der Senn gesagt	185
Wenn vor acht Tagen einer mir auf dem Heuboden gesagt hätte	186
Ein hinter ihm stehender Engel [...] sagte ihm	188
„Das“, sagte Franz ärgerlich	188
Wie recht hatte der Engel, als er ihm sagte	189
pflegte er [Franz] jedesmal zu sagen	189
jetzt aber sagte er [Franz]	189
„Mach’ keine Dummheiten!“ sagte Sepp	191
sagte Sepp	191
das Kind eines armen Handwerkers [Sepp], der sich noch nicht , alles weg- werfend, auf den Boden gelegt und dabei gesagt hat	192
„Vater“, sagte Franz kleinlaut	194
Das hab’ ich [Sepp] in der letzten Nacht ausgedacht, das dir heut’ sagen wollen	194
ich [Marie] will gar nichts mehr sagen und nur Gott danken	194
Halb tot, sagten sie [Gemeinde], hätte man dich geschlagen	194
„Nein, mir ist wohl“, sagte Franz	194
Alles, was du [Sepp] je über diese Ungeheuer sagtest	194
Ja, ich [Franz] muß ihr sagen — alles, alles!	195
bis endlich der Vater [Sepp] sagte	196
dem, wie der Pfarrer sagen würde	196
„Ich brauche aber gar nicht im Wirtshaus zu stehen“, sagte Franz	197
„Nun wären wir denn endlich alle beisammen!“ sagte Sepp heiter	197
Er besann sich eine Weile, dann sagte er [Franz]	198
„Machen wir uns an die Arbeit“, sagte Marie aufstehend	199
[Marie] sagte streng	199
Lächelnd sagte er [Franz]	199
Marie sagte nicht viel dagegen	200
sagte ruhig der Senn	200
was heute die Freunde [Franz] [Senn] sich zu sagen haben würden	201
sagte er [Senn]	201
„Nun“, sagte der Senn trocken	201
Ich [Senn] sage nicht gern , was ich nur so beiläufig herauskopfen kann	203

Gedanken sind zollfrei, aber nicht höllfrei, sagt das Sprichwort	203
so darf ich [Senn] dir wohl sagen	203
„Wunderbar merkwürdig“, sagte Sepp sinnend	204
Wenn“, sagte er [Sepp] dann laut	204
Als daher Franz seinen Freunden sagte	205
wenn einer [Älpler] sagte	206
Gleichgültiger, als der Vater erwartete, sagte Franz	206
zu ihm [Sepp] sagte	207
Nun, ich [Sepp] hab’ nichts mehr zu sagen	207
„Schlafet wohl!“ sagte Franz	207
„Dem landsfremden Geistlichen“, sagte er [Senn]	211
Oder ich [Senn] will’s dir auf deine Art sagen , daß du es greifen und schmecken kannst	211
So sagte Franz am Dienstag nach dem Alpsonntag	212
„Aber“, sagte er [Franz]	212
sagte der Senn ganz ruhig	213
„Sie [Franz] sagten aber doch, alles, gar alles tue Ihnen weh!“	214
sagte Franz	215
Franz, der selbst beinahe über seine Kühnheit erschrocken war, wagte kein Wort mehr zu sagen	215
„Wenn man bedenkt“, hatte er [Doktor] gestern beim Adlerwirt gesagt	215
„Ich dachte an Sie“, sagte er [Franz] plötzlich den Kopf aufrichtend	216
Weil der Adlerwirt mir sagte	216
„ Sagen Sie [Doktor] mir aber“, fing er endlich an	217
daß er [Kaplan] einmal sagte	217
Wenn ich [Doktor] als Arzt etwas dagegen sagte	218
Der französische Lustspieldichter sagt : ‚Wenn die großen Leute große Philosophen würden, dann gäb’s bald keine kleinen Philosophen mehr;‘	218
und wer ihnen die Wahrheit sagen wollte [Doktor]	218
Zu fühlen braucht man nicht mehr, denn das ganze religiöse Leben wird zum Knechtsdienst beim lieben Herrgott, weil — ‚der am besten bezahlen soll‘, davon sagt	219
aber wie gesagt [Doktor]	219
die guten Leute traten darauf zusammen, reichten sich die Hände, als ob sie sagten : Sind wir doch Narren gewesen!	219
„Der Wille der Macht“, sagte er [Doktor]	220
Himmel, so sagen Sie [Doktor] mir doch schnell	220
„Das Gehörte bleibt natürlich unter uns“, sagte der Doktor	221
sagte Franz dem Forteilenden lachend nachsehend	221
dann wieder mit Franzen auf dem Vorsäßweg vorwärts schreitend, sagte sie	222

denn ich [Marie] muß dir sagen	222
Drum sag' ich [Marie] jetzt, wie's mir drin ist	223
um auf jedes der Worte zu achten, die Ihr [Marie] mir schon gesagt habt	223
und sage nicht mehr: das muß anders werden [Franz]	223
„Das wär nun einmal vernünftig“, sagte die Mutter [Marie]	223
und dann sagtet Ihr [Marie]	224
Was würdet Ihr [Marie] nun sagen	224
Ich [Marie] würde sagen : Geh' in Gottes Namen!	224
die gute liebe Mutter aber sah er [Franz] traurig an und sagte	225
„Nein, geh' nur“, sagte die Mutter [Marie] lächelnd	225
Als er [Franz] nach dem Nachtessen der Mutter „gute Nacht“ gesagt und die Hüttentüre hinter sich zugemacht hatte	225
„Die Erinnerung an sie“, sagte er [Franz]	225
„Gesellschaft fehlt mir“, sagte Franz	226
Franz mußte nun alles wieder hören, was er je gegen solche Zusammenkünfte gesagt hatte	226
sagte er [Vorsäßgesellschaft, Schneider aus der]	226
Wärme, von der ihm der Senn gesagt hatte	227
Eine Stickerin [Vorsäßgesellschaft, Stickerin aus der] trat plötzlich ans Fenster, öffnete es und sagte dann	227
sagte der Hausvater ernst verweisend	228
Ich [Martin, der alte] will nicht sagen : Lernt nichts!	228
„Aber nein“, sagte er [Franz] dann wieder einen Schritt zurücktretend	229
weil ein gewisses Etwas ihm sagte	230
sagte er [Sepp] ganz kurz	234
freute sich, wie er [Klausmelker] mir sagte	234
„Fremdes Brot essen ist immer hart“, sagte die Mutter [Marie]	235
Knecht, hat er [Klausmelker] gesagt , wollte er lieber bei fremden Leuten sein	235
„Und was habt Ihr [Sepp] darauf gesagt ?“ fragte Franz	235
Nein, er [Franz] durfte ihr doch nicht sagen	235
Franz sagte	235
„Das tät ich nicht“, sagte die Mutter [Marie]	235
Und was soll ich [Franz] dem sagen ?	235
und er lächelte, als sie [Marie] sagte	236
„Nein“, sagte Franz aufstehend	236
doch sagte er [Franz] sich auch	236
„Nein“, sagte Franz entschlossen	236
hatte sie sich vor allem gefragt, was wohl der Vater [Barthle] dazu sagen werde	237

gegen das, was er [Barthle] sagte	237
ohne ein Wort zu sagen [Mariann]	237
eine Weichheit, ja man [Erzähler] darf sagen Schwäche	237
die bei ihm aus und ein gehenden Tagelöhner [Arbeiter des Barthle] sagten	238
Sagt ja der Pfarrer selbst	238
Aber, sagte er [Barthle] dann sich wieder aufrichtend	238
Doch das hatte sie [Mariann] sich längst gesagt	240
sagte er [Barthle]: „Unsereiner paßt gar nicht mehr herein in die jetzige Welt	240
Jetzt sollte der Vater [Barthle] zum Sohn gehen und zu ihm sagen	240
Klausmelkerle, sollt’ er [Barthle] sagen	240
Endlich sagte sie [Mariann]	241
schon hundertmal hab’ ich’s [Mariann] gesagt	241
„Im ersten Augenblick“, sagte er [Barthle] unter anderem	242
Wer [kein Sprecher] sagt mir denn, daß er auch noch daran denkt	244
Der [Barthle] sagte darauf kurz	244
Hastig und ohne auch nur ein Wort zu sagen , verließ Mariann die Stube	245
wenn du [Mariann] nicht da bist, so sag’s nur herzlich und ohne Scheu heraus	246
zog sie [Mariann] lachend die Decke über die Ohren und sagte	247
„Allerdings“ — hörte die Erschrockene den Vater [Barthle] sagen	248
Wenn du [Franz] mir sagst	248
„Nun, ich mit Euch auch nichts“, sagte Franz trocken	248
dann sagte er [Barthle]	248
Was ich wünschte, was ich [Franz] sagte	248
„Ich [Barthle] hab’s längst gesagt , ich mag mit euch gar nichts mehr zu tun haben.“	249
Euch, dem Vater, sag’ ich [Franz] nur so viel	249
„Wenn das, was ich [Franz] gesagt hab’, dir trotzig vorkommt	249
Ja, so dürfte man das alles nennen, was man singt und sagt von der Liebe Macht	250
„Was wohl der Vater [Barthle] darüber sagen wird?“	250
er [Barthle] sagte überhaupt gar nichts	250
Barthle hatte, während er das so gleichgültig als möglich sagte	250
hatte ihn sein Vater [Vater des Barthle] einmal abseits genommen und zu ihm gesagt	251
was man singt und sagt von der Liebe Macht	253
dann sagte Franz: „Ich hab’ heut’ nicht gefunden, was ich suchte	254
„Dann — ist dir besser gegangen als gestern“, wollte Mariann sagen	254

„Was hat er [Barthle] gesagt von gestern?“	254
doch jetzt sagte er [Franz] von Herzen gern alles noch einmal	255
sagte Mariann	255
„Du redest , ob wir voneinander müßten für lange Zeit“, sagte Franz wehmütig	255
Immer und überall bist du [Franz] bei mir und sagst mir, was ich tun soll	255
oder nein, du [Franz] brauchst mir's nicht zu sagen	255
Brombeeren vertreiben alles Böse, sagt der Vater [Barthle]	256
Der Franz, sagte er [Barthle] mit eigentümlichem Lächeln	256
Den Kindern sage man	256
„Gott“, sagte sie [Mariann]	257
ein warmer Händedruck sagte Franzen, daß sie wisse	257
„Jetzt ist's fertig“, sagen die Bauern	258
sagte der [Senn] lachend	262
sagte das Rösle hastig	264
„Kann wohl sein“, sagte Hansmichel etwas verlegen	264
Wer riechen will, muß blechen, sagt der Apotheker	266
„Ja, schreibt nur dreißig Gulden“, sagte der Vorsteher	266
sagte er [Vorsteher, der] so ruhig als möglich	267
„Das Dorf sei sonst schon voll, sagt er [Vorsteher, der]	267
wenn der [Sepp] sagt , euer Ansehen sei zu einer Mauer geworden, hinter der ihr nun getrost und sicher euere ärgsten Schelmenstücke machen könnt	268
So sagt Sepp, und er macht's noch zu gnädig mit euch, viel zu gnädig!	268
Die Mauer, von der Sepp sagte , hat aber ein Loch bekommen	268
das wird ihnen Sepp schon sagen	268
Es wäre schwer zu sagen [Erzähler]	268
sagte Barthle mit heiserer Stimme und verließ die Versammlung	269
Mochte der Pfarrer sagen , was er wollte	271
„Ja, es ist schon lang — schon sehr lang, seit ich auch da gewesen“, sagte Barthle	271
„Die alte Zeit ist nun vorbei“, sagte Barthle langsam	271
„Ich [Barthle] hab's erfahren und bin gekommen, um dir zu sagen , daß nun auch der alte Haß vorbei sei.“	272
„Von Gnaden“, sagte Barthle etwas gereizt	272
ich [Barthle] komme nur, um dir zu sagen , daß ich dich nicht mehr für schlechter halte als andere	272
dasselbe dem Barthle überreichend, sagte er [Sepp]	273
Das Blatt ungelesen in die Tasche schiebend, sagte Barthle	273
sagte Barthle, indem er nach dem Türnagel griff	273

„Ja, ich [Mariann] hab's immer gesagt , Ihr seiet so gut	274
braucht wohl kaum gesagt zu werden	275
er [Franz] hab' ihr das im Herbst nur darum nicht gesagt	275
„ Sag doch das nicht, liebes Anneli“ [Mariann]!	276
„Unsere Väter“, sagte Franz	276
„Ich [Franz] sag's nicht gern.“	276
„was Menschen, die nie liebten [Sepp], gegen die Liebe sagen und spotten	276
Freilich sagen böse Leute allerlei darüber und nennen es Stolz und Trotz	277
Es ist ein ganz heimlicher, aber ein großer Stolz“, sagte das Mädchen [Mariann]	277
dann machte sich das Mädchen [Mariann] sanft los und sagte	277
aber er [Klausmelker] sagte das so ruhig, so trocken	278
seinem Sohn entgegengehend und ihm die schrundenvolle Rechte reichend, sagte er [Barthle]	279
was Gott und was die Welt dazu sagen wird	279
der [Pfarrer] hat's schon manchmal gesagt und geklagt	279
und erst vor kurzem hat er [Doktor] gesagt	280
fast nicht sagen konnte, was er [Barthle] wollte	280
„Glaub's gern“, sagte Barthle trocken	281
„Natürlich“, sagte Mariann	281
Jetzt entzog Mariann dem Bruder die Hand und sagte wehmütig	282
Vom Entgegeneilen könnt' ich [Klausmelker] nicht viel sagen	282
„Richtig, sagt der Lehrer	282
wie um ihn zu entschuldigen, sagte sie [Mariann]	282
wie die Mutter [Mutter von Klausmelker und Mariann] mir sagte	282
„Ich war schon auf dem Weg“, sagte Klausmelker	283
Sag' du [Mariann] mir lieber, was jetzt das gute Mädchen mache.	283
wenn man auch nicht sagen kann	284
„Das sind Sachen, man sagt sich, was man will.“	284
da sagte es [Rösle]	284
„Sobald du [Mariann] ja sagst , geh ich.“	285
„Der Hausfriede ist alles wert“, sagte er [Klausmelker]	286
„Weit gefehlt! Das alles mag er nicht“, sagte Klausmelker	286
Vor acht Tagen hat er [Pfarrer] von einer neuen Bruderschaft gepredigt und dabei gesagt	286
„Es ist ein Elend mit dir!“ sagte Mariann, die Stube verlassend	287
da hatte Franz gesagt	288
so sagte er [Franz] kurz, er möge ihn eben nicht mehr sehen und nicht mehr hören	289

an dem Tage, als er [Klausmelker] ihm sagte	289
mit einer Stimme, die einem Manne zu gehören schien, [Zigeunerin] langsam und feierlich sagte	291
„Weib — wer [Gemeinde] hat dir das gesagt ?“	291
dachte er [Barthle] und sagte entschlossen	292
die [Zigeunerin] aber setzte sich wider alles Erwarten auf den ihr zunächst stehenden Stuhl und sagte ruhig	292
„Da ist geriebene Johanniswurz, junger Herr!“ sagte die Zigeunerin feierlich	293
Das, was die Zigeunerin sagte , war doch nicht so uneben	293
wie er [Klausmelker] sagte	293
„Ja, Klausmelker, und auch wir [Mariann] [Klausmelker] wollen’s keinem Menschen sagen .“	294
der Kreuzwirt habe gesagt	294
Das könn’ er, sagte der Wirt [Adlerwirt] und sprang in den Keller	294
[Adlerwirt] jedem der nun kommenden Gäste etwas Liebes und Gutes sagen zu können	295
„Aber“, sagte er [Franz] dann	297
wer sich immer fürchtet, ist nie sicher, würde der Senn sagen	297
„Allerdings und gleich, wenn du willst“, sagte Klausmelker	297
als Mariann sagte : „Jetzt hat der Klausmelker das Rösle	297
der Senn aber sagte	297
daß jedermann den Sennen verstand, als er, der Tänzerin die Hand reichend, fröhlich sagte	298
das [Rösle] aber trat einen Schritt zurück und sagte ungewöhnlich aufgeregt	298
„Komm und mach keine Dummheiten!“ sagte Mariann, ihm entgegengehend	298
sagte der Senn	298
„Nun“, sagte der letztere [Senn]	299
„Nur zugeredet“, sagte Mariann lächelnd	299
Der Senn sagte mit eigentümlich weicher Stimme	299
Dann stand er [Barthle] auf, zahlte dem Paar noch eine Halbe Roten und sagte	299
Er [Franz] sagte , er wolle Holz ziehen	301
„Alles gut abgelaufen“, sagte der Senn ausweichend	301
Der Adlerwirt aber, der wohl lieber Wein verkauft haben würde, habe gesagt	302
„Ich hab’ von dem allem nichts gemerkt“, sagte Franz	302
ohne daß er [Sepp] nur ein Wort sagte	303
„Immer“, sagte er [Sepp] zu Franzen sich wendend	303
[Adlerwirt] dabei gesagt , die ganze Gemeinde sei wieder gegen ihn	304

„Und doch muß gebaut werden!“ hatte dann Sepp gesagt	304
sagte der Senn und verließ mit Franzen die Stube	304
es ihm zu sagen [Klausmelker] [Mariann], wenn heute jemand komme	305
Und kaum hatte er [Barthle] das gesagt	305
„Richtig“, sagte Barthle mit eigentümlichem Lächeln	305
„Es muß schon so sein“, sagte Barthle wie zu sich selbst	305
und was die [Zigeunerin] gesagt habe	305
und doch wollten wir [Rösle] gern von allem nichts sagen	307
Sepp sagte etwas rauh	307
„Verzweifeln“ — sagte Sepp bitter	307
Noch vor wenigen Tagen ist mir gesagt worden [Gemeinde]	307
als es [Rösle] sagte	307
„Geh“, sagte Sepp rauh	308
hatte es erraten, als sie [Rösle] sagte	308
„Nun, so lach’ nur“, sagte Sepp	309
was Hans und Grete zu der Geschichte sagten	310
„Das hab’ ich immer wollen“, sagte Sepp freudig	310
An einem Sonntag kam er [Franz] ganz zornig heim und sagte	311
Sepp sagte , er sei nie unwillig gewesen	311
Geht nur zum Barthle hinüber und der wird Euch sagen	311
Es sei traurig, sagte es [Rösle]	314
aber doch tät es mich glücklich machen, wenn du [Rösle] sagtest , daß ich zu dir ziehen dürfe	315
erst nach einer längeren Pause sagte es [Rösle] ausweichend	315
„Du tätest eigentlich genug“, sagte das Rösle sinnend	315
„ Sag du [Rösle] mir lieber, was du willst?“	315
„Dann wirst du [Rösle] ja sagen .“	315
das andere, was noch nach wollte, mit Gewalt zurückdrängend, sagte er [Klausmelker] aufstehend	316
„Ich begreife das Rösle nicht mehr“, sagte er [Klausmelker]	316
sagte diese [Adlerwirtin], das sei ihr schönster Tag	316
und [Gemeinde, viele] sagten , das Krachen der Tannen komme ihnen wie ein donnernder Wehruf der Natur vor	317
So habe die Wirtin [Adlerwirtin] gesagt	318
„Der Sepp“, sagte das Rösle traurig	318
„Doch“, sagte es [Rösle] dann	319
„wie der Wildfang doch zahm worden ist, daß er so vor den Türen stehen bleibt“, sagte der Senn, sichtlich erfreut	320
„Du weißt“, sagte es [Rösle]	320

„Ich [Senn] muß dir aber vor allem eins sagen : Ich könnt's nicht leiden, wenn der Klausmelker oft herkommen tät.“	321
„Rösle“, sagte der Senn nach einer Pause und seine Stimme klang gar nicht so wie sonst	321
Doch nun sag du [Rösle] deine Meinung: Ja oder Nein?	321
„So ist mir denn die Meine doch noch nachgegangen, wie ich's [Senn] immer sagte !“	321
„Aber komm doch herein!“ sagte der Senn behaglich lächelnd	321
um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte er [Senn]	322
„O“, sagte die Gefragte [Schwester des Sennen] lächelnd	322
Der Senn sagte	322
Ich glaubte, ich werde dir nie mehr ein gutes Wörtle geben“, sagte das Rösle	322
als sie [Schwester des Sennen] sagte , es sei doch klüger, sich mit so etwas zu beschäftigen	322
Als dann das Paar auch zu ihm kam, sagte er [Franz]	323
und ihm zu sagen , jetzt sei weder er [Senn] noch die Adlerwirtin imstande	323
als diese [Mariann] tröstend zu ihm sagte	326
denn da, wie gesagt [Erzähler], nur Stürme etwas in diesen abgeschlossenen Monarchiewinkel zu treiben vermögen	327
Wenn das Weberle dem Pfarrer [...] getreulich berichtete, was Franz und seine Freunde [Franz] [Freunde des Franz] wieder gesagt hätten	330
dann sagte wohl da oder dort einer: „Das tausendsappers Weberle kann einem den Schlaf und alles rein vertreiben	331
denn gesagt hat er [Senn], beim Sepp wäre die Stube zu klein	332
So sagte der Senn	332
Nun habe er, Hansmichel, geglaubt, Barthle würde das durchaus nicht geschehen lassen [...] und habe es ihm daher sagen wollen	332
sagte Hansmichel ausweichend	333
„Schlecht, sagst du [Barthle]? Wer betet fleißiger als meine Mädchen?“	333
„So, das will ich [Hansmichel] dem Pfarrer sagen , daß du auch noch in eine Predigt kommst wie der Sepp.“	334
„Meinetwegen“, sagte Barthle ruhig	334
was der Vater [Barthle] früher über seine Neigung zum Rösle gesagt hatte	334
„Ja“, sagte er [Klausmelker] herzhaft	334
und beinahe erstaunt sagte er [Barthle]	335
seine Stimme klang ungewöhnlich weich, als er [Klausmelker] jetzt sagte	335
und der Pfarrer sagte	336
andere Leute [Gemeinde] aber sagten , sie sei am Gallenfieber gestorben	336
Nachdem er [Franz] die Zeitung auf den Tisch gelegt hatte, stand er auf und sagte	337
„Das kannst du“, sagte der Beiknecht	337

„Redet nur“, sagte Franz lächelnd und fuhr dann lauter fort	337
Hat da der Teufel auch etwas zu sagen ?	338
„Das glaube, wer will“, sagte das Weberle kopfschüttelnd	338
Franz aber sagte ganz ernsthaft	339
Von der Wahl der Abgeordneten, sagte er [Franz]	339
„Aber Küher“, sagte der Beiknecht	339
Franz aber sagte lächelnd	339
Eine Zeitlang war alles still, dann sagte der Senn	340
Der Doktor sagte	341
Doch zum Trost könne man [Doktor] sagen	341
Die meisten erschranken beinahe, als plötzlich der Pfarrer heraustrat und sagte	341
als dieser [Doktor] ziemlich ruhig sagte	341
ich [Pfarrer] will daher kurz und gut sagen , was damit gemeint sei	341
hat sich einer [Beiknecht] im Namen aller das Recht ausdrücklich vorbehalten, allenfalls auch etwas dazu sagen zu dürfen	341
um solche, die nach ihm noch etwas zu sagen haben werden, brauche sich ein Mann nicht zu kümmern	341
„Es redet niemand — nur weiter!“ sagte Franz	342
„Das werden wir sehen“, sagte der Pfarrer	342
endlich sagte der Senn	344
Der Doktor sagte	344
die Gehenden [Gesellschaft beim Adler, Zurückbleibende] sagten , man werde sehen, ob sie wieder kommen werden	345
„Jetzt sind wir schon allein“, sagte letzterer [Franz]	345
Wissen Sie [Doktor] nicht mehr, daß Sie heute sagten , es sei unmöglich, einen Strom aufzuhalten?	345
„Jetzt laßt mir den Pfarrer gehen“, sagte der Senn unwillig	346
Als nun auch die Leipziger Schlacht vorbei war, sagten viele [Gesellschaft beim Adler, neuerliche]	347
„Da hat der Doktor ganz recht“, sagte der Senn	348
Ich [Senn] muß sagen , ich hätte das Männlein für klüger gehalten	348
„Das wird nun anders werden“, sagte Franz	348
„Ich geh mit“, sagte Klausmelker aufspringend	348
„Nur nicht so erschrocken“, sagte der Doktor zum Margretle	349
um, wie er [Franz] gesagt hatte	350
der Schnee auf den Ästen wartete, wie man sagte , auf Sturm	350
sagte er [Klausmelker], die Kuh, die gestern gekalbet habe, sei über Nacht gefährlich krank geworden	350
„Will doch noch geschwind sehen, was fehlt und was etwa zu tun wäre“, sagte Franz aufspringend	351

„Mariann“, sagte Franz beinahe feierlich	351
Ich [Klausmelker] muß schon sagen	352
Sie [Mariann] sagt oft ihre Meinung so deutsch, daß ich schon oft — besonders zuerst — darüber staunen mußte	352
aber die Hexe — daß ich [Klausmelker] so sag’	352
„Und ich [Klausmelker] sag’ “	352
Was wollte der [Klausmelker] wohl sagen mit diesen Worten?	353
„Nein, nein, das ist ganz anders“, sagte Klausmelker hastig	353
sagte er [Franz]: „Mir wird immer ganz eigentümlich, wenn ich einen Ort verlasse	353
„So etwas macht mir nie weh“, sagte Klausmelker immer vorwärts gehend	353
nachdem er eine Zeitlang wehmütig zurückgeschaut hatte, sagte er [Klausmelker], sich die Augen wischend	354
„Damit“, sagte Klausmelker, den Kopf aufrichtend	354
„Lieber Freund!“ sagte er [Franz] herzlich	355
und [Margretle] sagte : Es wollte, es wäre beim Vater	355
„Und ich wollte das auch“, sagte er [Klausmelker]	355
Der Mann, sagte sie [Adlerwirtin], habe sie zu elend gemacht	355
und „unnötige Gedanken bringen unnötige Werke“, sagt das Sprichwort	356
Klausmelker sagte : „Ich muß mir in Bezau noch einen Paß vom Gericht holen	357
„Freund“, sagte er [Franz], den immer noch rascher Gehenden am Arm erfassend	357
„Ich [Klausmelker] hab’s schon gesagt : die Zeit der Überlegung ist vorbei	357
Mariann hat mir gesagt , du und der Vater hätten den besten Frieden	357
eben auf das kommt’s an“, sagte Klausmelker	357
Daheim hätt’ ich [Klausmelker] kein Wort sagen dürfen	358
als dieser [Klausmelker] jetzt so ruhig und trocken wie sonst immer sagte	358
„Dem kann dort leicht abgeholfen werden“, sagte Franz auf ein Wirtshaus zeigend	359
Und just so, sag ich [Wirt, Bezauer], geht’s dem Landtag	359
Der Große [Lieferant] stieß ihn endlich unwillig weg und sagte rauh	360
Jetzt öffnete sich die Türe und zwei Gendarmen traten herein, um, wie sie sagten , nach bayrischen Zigarren zu suchen	360
aber das Mädchen [Tochter des Bezauer Wirts] sagte verächtlich	360
denn, sagte sie [Wirtin, Bezauer], als die Türe hinter ihnen zugefallen war, mit solchen Leuten mache sie so gut als möglich	361
„dazu tät ich [Wirtin, Bezauer] dann auch noch etwas sagen .“	361
und [Unterlehrer, Bezauer] sagte	362
„Ich kenne Sie nicht“, sagte Franz	362
Man sagt ihnen oft	362

„Aber von dem und diesem und jenem wird nichts gesagt , weiß man [Unterlehrer] vielleicht auch nichts	362
„Das ist grausam hochmütig geschwätzt für einen Bauern“, sagte die Wirtin streng	362
und unter der Stubentür sagte er [Franz] lachend: „Des Freimaurers Bub’ in Dings würde sicher nicht ärger sein.“	362
„Nein“, sagte Franz entschieden	363
„Nach Amerika“, sagte Franz	363
Hier ist auch einer, von dem man [Gemeinde Bezau] sagt , er werde gehen	364
Sag [Klausmelker] mir nur, ob auch das Margretle weiß, woher du das Reisegeld hast?	364
der [Klausmelker] muß auch den Mut haben, herzlich zu sagen : Jetzt so ist’s, Vater	364
er selbst [Lieferant] aber blieb stehen und sagte	365
„Jetzt versteh’ ich’s etwas besser“, sagte Franz	365
„Über den Handel“, sagte er [Franz]	366
Mein Vater [Sepp] hat mir gesagt	366
sagte Franz, als der Lieferant zu reden aufhörte	368
„Mich wundert das nicht“, sagte Klausmelker	368
gleich wird er [Senn] mir sagen , daß dieser Gedanke sich auch auf die Milchwirtschaft anwenden lasse	369
„Darüber müßte man erst nachdenken und mit den Leuten reden“, sagte er [Lieferant]	369
„Und das wollen wir immer und überall“, sagte Franz	369
Ich möchte doch erfahren, was ihr mit euren Plänen ausrichten werdet“, sagte Klausmelker zu Franz	369
und ich mag dir nicht sagen , was ich [Klausmelker] da erwarte	369
„Das kann sein“, sagte Franz	369
selbst der Geliebten dürftest du [Klausmelker] nie sagen , wer du bist	369
Das wirkte mehr als alles, was Franz bisher gesagt hatte	369
„Das ist nicht nötig“, sagte Franz freudig	370
was wohl die Abendgesellschaft [Gesellschaft beim Adler] zu den neuen Plänen sagen werde	370
„Wir sind der Welt nun doch schon etwas näher gekommen“, sagte er [Franz]	370
sie wolle den Sennen holen, damit derselbe seine Meinung sagen könne	372
„Er ist nicht daheim“, sagte Mariann	372
der [Klausmelker] von seinem Begleiter vor dem Vater kein Wort gesagt hatte	372
aber doch keine Unwahrheit sagen mochte [Mariann]	373
und [Barthle] hab gesagt , man könne nicht warten	373

Wer den Barthle das so mit heiserer Stimme leise und doch weithin hörbar sagen hörte	375
Hätte aber einer zum Barthle gesagt	375
„Auch im Krieg“, würde Barthle gesagt haben	375
sogar der Hansmichel sagte lachend	375
so daß die dorthin Blickenden [Angehörige der Heuzieher] sagten	376
doch sie [Mariann] wagte nichts mehr davon zu sagen	376
Da sagt mir der Pfarrer	377
„So —“ sagte Mariann gleichgültig und wollte gehen	378
„Du kannst ja den Hansmichel holen“, sagte Mariann und ging in den Stall	378
„Nun, man kennt den Vogel am Gesang und den Narren an seinen Streichen“, sagte Sepp näher zu der Kuh tretend	378
daß er [Sepp] ganz vergaß, seinem Weib zu sagen , wohin er gehen wolle	379
„Und sagt's [Gemeindediener] den Eigenen!“	384
eilte er [Gemeindediener] zurück, schob die Umstehenden beiseite und sagte : „Hansmichel!“	385
die kann gar nichts und weiß nichts, wenn ich [Hansmichel] ihr nichts mehr sage	385
und ich [Hansmichel] sag' ihr nichts mehr	385
Hansmichel mußte das gehört haben, denn er sagte	385
Jetzt kam Mariann und sagte , daß sie dem Unglücklichen endlich in der warmen Stube ein Bett gemacht habe	385
Mariann aber trat zum Vater und sagte bittend	385
„Ja, das soll er“, sagte Barthle und ging wieder in den Stall	386
was Hansmichels Söhne und Töchter bei seiner Leiche gesagt hätten	386
„Sie ist doch die Beste unter allen“, sagte er [Sepp] wehmütig	391
werden die behaglich daheim Sitzenden [Gemeinde] sagen	392
Herrgott und sie [Gemeinde] haben recht, wenn sie so sagen	392
Er stellte sich vor, was man [Gemeinde] wohl gesagt haben würde, wenn man ihn — so gefunden	392
„Das glaub' ich auch“, sagte trocken ein Heuzieher	395
Mit einer Stimme, die selbst Franz kaum noch als die seiner Mutter erkannt haben würde, sagte Marie	396
Das Meine [Senn] ist bald gesagt	397
„Wenn wir sie nur nebeneinander hätten!“ sagte der Senn	400
Das und jenes hatte man [Retter des Sepp] einst über ihn gesagt	400
Er versuchte vergebens, sich aufzurichten und mit heiserer Stimme sagte er [Sepp]	400
Sepp sagte das so gleichgültig, als ob er von der Beschaffenheit irgendeines Steines erzähle	400

„Wir beide müssen noch reden und uns die Hand reichen“, sagte er [Sepp]	403
Sonst sagte er [Klausmelker] sich: Er liebt mich nicht	404
aber hören möcht’ ich doch, was der Pfarrer sagt	404
fragte sie: „Was sagt er [Barthle]?”	405
Eine Weile waren alle still, dann sagte Barthle	405
der [Pfarrer], ohne den Eintretenden eines Blickes zu würdigen, ruhig fortgelesen hatte, richtete sich endlich langsam auf und sagte	405
zu dem Manne, der mir [Pfarrer] — ich kann dir’s wohl sagen , Bürschlein!	405
Er [Klausmelker] verließ den Pfarrhof, ohne noch ein Wort zu sagen	406
sagte er [Barthle] wehmütig: „Ja, wer nie gefehlt hätte	406
Es war ungeheuer greulich und ich [Barthle] hab’ dann gesagt	406
sobald man mir den Kaplan oder sonst einen Geistlichen schickt“, sagte Barthle	408
so haben Sie sich sehr geirrt“, sagte der Doktor ungewöhnlich ernst	408
„Ihr Vergleich“, sagte der Pfarrer nach einer Pause mit eisiger Ruhe	410
„Behalten Sie derlei gute Lehren lieber für meinen Nachfolger“, sagte der Pfarrer	410
aber noch nie sei ihr der Tod so gar nicht fürchterlich und sie wisse nicht, wie sie [Mariann] sagen müsse, vorgekommen als diesmal	411
Nichts von all dem, was man ihr zum Trost und dem Bruder zur Beruhigung sage	411
Und als nun ein Strom von Tränen ihre Stimme erstickte, sagte Sepps Marie	411
„Ich weiß, was du sagen willst, gute Mariann	411
Er [Barthle] hat gesagt , nun sei er fertig mit der Welt und noch nie sei ihm so wohl gewesen als jetzt	412
Sepp hat auch gesagt , Barthle sei gut gestorben	412
So hat Sepp gesagt und — es mag nun daraus entstehen, was will	412
Ja, viele [Gemeinde, viele] sagten dem Doktor nach, Gott mache den Menschen wie alles so gut und ganz	413
man [Sepp] müsse noch vom Glück sagen , daß man nicht weiter gekommen sei	413
so sagte er [Sepp]: „Der Eigennutz ist nur der Diener einer höheren Macht	414
„Wo sich eine Stubentür auftut, kommt es mir warm entgegen“, sagte er [Sepp]	415
Man sagt [Erzähler], alte Leute hatten ein besseres Gedächtnis für ihre Kinderjahre als für die spätere Zeit	415
„Da habt ihr ganz recht“, sagte Sepp	418
So einer nun, dem es Ernst ist mit dem, was er sagt und tut, der nicht seine Ehre sucht	418
wischten sich lächelnd den Schweiß von der Stirn und [Greise, weißhaarige und Mütterchen, alte] sagten	422

	eben darum lasse sich [Gemeinde] viel darüber denken und sagen	422
	Man [Gemeinde] konnte doch nicht sagen , daß sie vom Mark des Dorfes so fett werde	423
	doch das Rösle sagte , es habe den Wirtshausdurcheinander längst satt	426
	der Senn ging diesmal wirklich gern, besonders da Franz gesagt hatte	426
	Dann fing der Senn von dem ihm durch Franz mitgeteilten Plan, das Lieferungsgeschäft als etwas allgemeines zu betreiben, zu reden an und sagte	426
	Franz sagt , das liege in der Zeit, und er hat recht	427
	da sagte sie [Marie] lächelnd	428
	„Ja, das liebe Gemüt“, sagte der Lieferant fröhlich	428
	ihr würdet da mehr finden, als ich [Lieferant] jetzt sagen und ihr glauben könntet	428
	„Was wir wollen und anstreben“, sagte er [Franz]	428
schachern	Dein Vater [Barthle] schachert mit Gott, der meine mit der Welt.	276
schallen	„Ja“, scholl es [Heuzieher] von allen Seiten	384
schelten	In den meisten Fällen haben's die guten Bauern gerade wie die Schafe, die sie so dumm schelten	116
	wo man [Gemeinde] die unglücklichen Zeitungsnachrichten nur eitles Geschwätz schalt	205
	Man tut dem Winter sehr unrecht, wenn man ihn einen faulen Kerl schilt	260
	schalt sich einen Narren [Sepp]	309
	zu hören, wie es der Vater [Barthle] plage und schelte	327
schicken	und [Barthle] sie und den Bruder zur Ruhe schickte	281
	Ja, ich [Pfarrer] will nicht einmal den Kaplan schicken , sondern selbst kommen	405
	wenn es gerade nicht von der Bärbel [Bärbel, Frau des Weberle], die immer beim Stickstock sitzen wollte, in die Küche, zum Brunnen oder sonst irgendwohin geschickt wurde	426
schildern	Doch die Schönheiten der Alpenwelt sind schon oft und unübertrefflich geschildert worden [kein Sprecher]	114
	dann schilderte er [Doktor] die Not des Vaterlandes unter der Fremdherrschaft	347
schimpfen	Schimpfe du [Klaus] lieber die Gottlosen [...] als die Guten	19
	der Mann, über den man [Schnäpsler] heute wieder einmal so viel geschimpft hatte	40
	das Staunen und Schimpfen [Gemeinde] ist wirklich unbeschreiblich	54
	hätte [Sepp] [...] geschimpft über Staat und Regierung	56
	schimpft aber der arme Teufel [Schnäpsler] über die, welche auch der Vierschrötige nicht leiden kann	79
	und dann, wie gewöhnlich bei solchen Veranlassungen, über Schule und Regierung geschimpft [Mäher]	80
	über die Regierung schimpfte man [Mäher]	80

	ihr [Arbeiter des Sepp] schimpft nur die, welche von ihm etwas hören mögen	82
	so fängt er [Barthle] gleich über seine ganze Verwandtschaft zu schimpfen an	108
	über die du [Sepp] sein Lebtage nur gespottet und geschimpft hast	132
	nein, die laß ich mir nicht schimpfen [Sepp]	196
	schimpfen lassen wir uns von dir [Barthle] nicht, du —	269
	Einige Burschen schimpften über die erbärmliche Wirtshütte	297
	und schimpfst [Franz] dabei doch auch über den Holzhandel	303
	Schimpfend gingen die Aufgeregten [Bauern] ohne Laternen, mit offenen Lichtern in die Ställe	330
	Mögen viele noch schimpfen	370
schließen	„Heute“, schloß er [Sepp] seine Mitteilung	115
	schloß der bisher ungewöhnlich hastig Redende [Sepp] auf einmal wehmütig	167
	„Ich habe nicht erwartet, Euch anzutreffen“, schloß Franz	248
	schloß es [Weberle] fast jedesmal mit den Worten: „Ja, ja, wunderliche Dinge hört man heutzutage“	330
	„Und nun bin ich da“, schloß er [Klausmelker]	358
	„Ja, ich will dem Vater seinen Bettel zurückbringen“, schloß er [Klausmelker]	370
schmeicheln	der [Sepp] nie schmeichelte	24
	Nein, Fränzchen, mit Heucheln und Schmeicheln [Sepp] mag ich keine Freunde gewinnen	170
	indem es [Gemeinde] jetzt den bisherigen Größen nicht mehr schmeicheln	368
schreien	„Es ist aber doch wahr — das ist es!“ schrie Barthle mit zornrotem Gesicht, Messer und Brot auf den Tisch werfend	31
	sprang der Türe zu und schrie [Barthle]	35
	wie der Vater [Barthle] dem Sohn den Prügel nachwarf und schrie : „Du verdammter Lämmel du!“	109
	„Allegro!“ schrie der Beiknecht	127
	ihr [Dorfkatzen, verwöhnte] müßt nur mit eurem Geldstrumpf rasseln und dazu schreien	148
	„Nein!“ schrie Franz, „das kann ich nicht und will ich nicht“	180
	Da schrie Franz: „Ihr müßt den Pfarrer so schlecht verstehen als das Wort Lenz, sonst . . .“	180
	Wenn es [Vögelein] jetzt schreiend von Ast zu Ast flieht	184
	„Jesus, Maria und Josef!“ schrie diese [Marie]	194
	„Und bei Gott ich auch nicht!“ schrie Barthle	267
	Aufspringend und dem Barthle die geballte Faust vorhaltend, schrie er [Vorsteher, der]	269

	damit ich [Barthle] schreien kann und mich doch nicht verstehe und nicht höre	270
	dem Schreien der erschreckt fliehenden Vögel	317
	Im Garten spielten und schrien ein Häuflein Kinder	318
	wenn es nicht so wäre, so würde man mit dem ewigen Schreien und Klagen wegen der ungesunden Luft da draußen keinen Hund mehr zum kalten Ofen zurücklocken können	327
	Himmel tausend, der muß her und das andere auch“, schrie Klausmelker, schon dem Amtshause zuspringend	363
	„Jesus, Maria und Joseph!“ schrie Barthle aufspringend	394
	wie er heute — etwas [Tat, böse] tue, was zum Himmel um Rache schreie	394
	und dann schrie er [Barthle]: „Ich, ich!“	403
schwätzen	Dem Rösle war bei diesen Schwätzereien [Schnäpsler] die Weile zum Sterben lang	37
	da kann er [Schnäpsler] sich heiser schwätzen	79
	die [Klausmelkers Bekannte] haben schwätzen können wie Briefträger	119
	und schwätzten [Klausmelkers Bekannte]	120
	Man könne mit ihm schwätzen [Lobredner Franzens] von was man wolle	161
	Während die Zigeunerin so schwätzte	291
	hatte er [Klausmelker] Vater und Schwester auf den Fastnachtsdienstag geschwätzt	313
	bis man [Senn] [Sepp] einmal anders miteinander schwätzen könne	323
	„Und wer schwätzt und zankt und lügt mehr als sie [Hansmichels Kinder]?“	333
	„Ich möchte gar nicht schwätzen “, begann der Wirt [Wirt, Bezauer]	359
	„Das ist grausam hochmütig geschwätzt [Franz] für einen Bauern“, sagte die Wirtin streng	362
schwören	Nun aber schwört der Mann [Tiroler] bei Jesus, Maria und Josef und allen Engeln und Heiligen, er habe alles bei Kreuzer und Heller bezahlt	109
segnen	werde einst segnend der Geber gedenken	361
	dann Barthle auch Franzens und Mariannens Hände ineinander gelegt, die beiden gesegnet und ihnen das Weihwasser gegeben	412
	Franz und Mariann, die bald des Pfarrers Lieblinge wurden, waren die ersten, deren Hände er segnend ineinanderlegte	425
senden	daß auch er ein schwacher Mensch sei, nur stark und mächtig durch den [Gott], der ihn zu seinem heiligen Amte berufen und in dieses Dorf gesendet hatte	420
seufzen	„Ja, alles!“ seufzte Franz	180
	warf er [Barthle] sich auf die um den ungeheuren Ofen herumgehende Bank und seufzte : „Wo doch Klausmelker sein mag	238
	„Nein“, seufzte Franz	276
singen	Die ärmeren Häusern angehörenden Mädchen [...] redeten, lachten und sangen	73

hörte man das Klingen der Sensen und das Singen der Mäher	77
hätten [...] die Vögel in den Wäldern nicht so schön gesungen	77
daß diesen [Mäher] die Lust zum Singen bald verging	78
wer es gar gewagt hätte, wie viele andere Heuleute, zu jauchzen und zu singen	100
dann könntest du dir auch wohl sein lassen und jauchzen und singen wie jetzt der Beiknecht	134
aber es war ihm, ob alle [Äpler] sängen	147
wenn Franz seine frohen Lieder sang	152
und [Franz] fing nun an zu singen und zu jauchzen	154
Dann sang er [Senn]: Lustige Leut, ledige Leut	176
Während der Senn sang	176
„Warum singst du [Franz] nicht ?“ fragte der Senn vorwurfsvoll	176
und [Senn] sang	176
Hellauf und geschwind wieder eins gesungen [Senn]	176
forderte Franzen immer wieder zum Singen auf	177
„Genießt das Leben, singt man [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] jetzt!“	178
„Ich [Franz] mag aber nicht singen .“	178
So blieb es, bis man [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] sang	178
„Seid [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] doch so gut und singt — wenn es denn gesungen sein muß — einmal etwas Deutsches, Vaterländisches	179
„Seid [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] doch so gut und singt — wenn es denn gesungen sein muß — einmal etwas Deutsches, Vaterländisches	179
welcher [Senn] diesmal nicht singen half	179
durch frohes Singen und Jauchzen [Äpler] hart vor dem Hause	183
klug wie die Biene, die im Frühling alles singen und blühen und schön sein läßt	185
während andere [Äpler] ruhig saßen und sangen	186
Singen [Franz] oder sich schlagen lassen	202
auf einmal fing er [Franz] zu jauchzen und zu singen an	221
drum hör’ ich das Juhzen und Singen [ermüdete Wanderer, ausruhende Lastträger und arme Hirten, doch gute, zufriedene, neidlose Menschen] auf den Bergen so gern	222
Ja, so dürfte man das alles nennen, was man singt und sagt von der Liebe Macht	250
was man singt und sagt von der Liebe Macht	253
der eine beinahe den unter der Türe stehenden Aufwärter niederrannte und der andere [Fastnachtsgesellschaft, anderer] jauchzend und singend durch die Kammer tanzte	296

	Bis zwölf Uhr wurde [Fastnachtsgesellschaft] ununterbrochen gesungen und getanzt	299
	„Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe “, lachte Klausmelker	351
	ein mit bunten Papierstreifen wunderbar geschmückter Bursche von mehr als zweideutigem Aussehen trat herein und verkündete singend , er sei der Frühling	360
	zum Singen war sie [Mariann] gar nicht aufgelegt	372
	Die Sorgen des Vaters durfte sie [Mariann] nicht — wie den eigenen Kummer — mit Singen zu vertreiben suchen	372
	Jeder [Gemeinde] läute und singe und bete und psalmiere da ärger als für andere, die mit gutem Gewissen abgezogen seien	411
sinnen	„Es handelt sich darum, den Sepp zu retten“, sann der Senn	396
spotten	Er hätte geglaubt, spottete er [Klaus]	19
	Das alles ist lauter Frömmigkeit,“ spottete der Maurersepp [Sepp]	19
	„Du glaubst also“, spottete Sepp, „unser Herrgott könne auch erwilden und zornig werden wie du?“	31
	Das Spotten und Lachen [Gemeinde] mag hören, wer es lieber hört als ich	121
	Von seinen Altersgenossen und von allen im Dorf [Gemeinde] wurde er verspottet oder gehaßt	132
	über die du [Sepp] sein Lebtage nur gespottet und geschimpft hast	132
	Franz konnte sich nicht enthalten, hierüber zu spotten	138
	über anderer Leute Fehler willst du [Franz] spotten	140
	wenn dann die anderen [Beiknecht] [Senn] über seine Gelehrsamkeit spotteten	140
	„Meint ihr“, spotteten einige [Bauern]	161
	„Siehst du denn gar nicht“, spottete Sepp	177
	„Sonderbar, daß du dennoch deinen Freund nicht früher besuchtest“, spottete Sepp	201
	„Da wärest eben du der Mann!“ spottete Sepp	202
	„Hoffartsnarr“, spottete dieser [Senn]	212
	„Fühlten? — fühlten?“ spottete der Doktor	219
	spottete Franz	221
	Erst nach dem Morgenessen, als er schon den Türriegel in der Hand hatte, spottete er [Barthle]	250
	spottete Barthle	267
	„Das“, spottete Sepp, „ist eine große Gnad' für mich	272
	Die scharf aufpassenden Nachbarn hatten täglich zweimal Gelegenheit, sich ihr spottendes : „Tumme dich Maus, die Katz ist aus dem Haus“ zuzurufen	275
	„was Menschen, die nie liebten [Sepp], gegen die Liebe sagen und spotten	276
	Spotten tut er [Sepp] immer gern	276
	„Und den Lohn für die Mühe“, spottete der Klausmelker	293

	„Wenn der Vater [Sepp] über die dummen Bauern spottete	306
	„Jawohl, aufklären!“ spottete der Pfarrer	343
	„Schade, daß du so fremd gekleidet bist [...]“ spottete Franz, indem er voran zur Türe hinausschritt	351
	Bisher war er nicht nur dem immer spottenden Sepp	367
	wenn er erfährt, wie ich [Sepp] über ihn spotte	380
	„Wie mich das wieder anheimelt!“ spottete der Doktor	410
sprechen	zuletzt kam er [Haldenbauer] [...] auf seine Therese zu sprechen	52
	Die letzten Worte hatte Barthle etwas leiser gesprochen	72
	[Barthle] sprach : „Da nimm und mach’ damit so gut als möglich	107
	„Ich Einfalt“, sprach er [Franz] halblaut	207
	obwohl der Redende [Franz] etwas leiser sprach als vorher	246
	was er [Franz] gesprochen hatte	252
	Hatten diese nur leise gesprochenen Worte [Mariann] die um sie her schlummernden Tiere so erschrecken können?	253
	jedes Wort, das sie [Franz] [Mariann] gesprochen hatten bis um drei Uhr	300
	bis endlich Franzens eigentümlicher Vergleich ihn [Sepp] zum Lachen und zum Sprechen brachte	303
	Wenn die Leute [Gemeinde] von einer weisen Fügung Gottes sprachen	310
	und wenn er [Klausmelker] einmal gesprochen hatte	335
	„Ja, morgen“, sprach der Senn feierlich	397
	Die zurückgelegte Strecke aufatmend überschauend, wagten sie [Retter des Sepp] endlich wieder ein lautes Wort zu sprechen	399
	dann hatte der Schuldbewußte [Klausmelker] nie den Mut, ein Wort zu sprechen	403
	Es hatten sich daher da und dort kleinere Gesellschaften gebildet, in denen gelesen und gesprochen wurde über alles mögliche	424
stammeln	„O, daß du auch glücklich würdest durch mich!“ stammelte Franz, die Geliebte umschlingend	277
	„Heim —“ stammelte Marie	395
	„Und gemeinsam“, stammelte Franz freudetrunken	429
stärken	Feuchten Auges lächelten Greise und Greisinnen dem [Pfarrer, neuer] ent- gegen, der sie wohl bald zum Heimgang ins Jenseits ermutigen und stär- ken sollte	419
stocken	um noch —“ Franz stockte	311
stöhnen	„Ach“, stöhnte Hansmichel	385
stottern	„Man muß einmal den Anfang machen“, stotterte Franz	305
	„Ich glaube — vermutlich“, stotterte das Rösle	315
	„Du — ich —“ stotterte das Mädchen [Rösle] und verbarg das glühende Gesicht	321

streiten	wenn man [Gemeinde] immer streiten tue über das, was man glauben solle	90
	die Lobredner Franzens noch mit den anderen stritten	161
	wenn Bauern, sei es nun im Scherz oder Ernst, über Unwichtiges oder Wichtiges miteinander streiten	162
	Noch eine Zeitlang haben die beiden [Fink] [Susanne] [...] gestritten	163
	Ihr da kommt oft mit verschiedenen Gedanken über etwas zusammen, dann streitet man [Gesellschaft beim Adler]	337
	drum haben wir [Bruder des Sennen, jüngster] [Senn] auch Tag und Nacht miteinander gestritten	340
	ich [Klausmelker] auch nicht gern mit ihm streite	356
tadeln	wenn er [Barthle] auch immer etwas an ihm zu tadeln wußte	75
	Das Tadeln konnte der Vater [Barthle] nun einmal nicht lassen	75
	der es gewagt hätte, so wie er selbst, seine Freunde zu tadeln [Barthle]	76
	daß sogar Sepp ihn ernstlich tadelte	106
	Diesen aber mochte Franz vor dem demselben sehr abgeneigten Vater weder loben noch tadeln	124
	daß er [Sepp] ein Recht habe [...] alles, was von ihm kam, zu tadeln	126
	Wer den Kaufmann nicht mag, der tadelt auch seine Ware	128
	Dem Vater [Sepp] steht's nicht so übel an, wenn er tadelt	175
	Warum sollte er [Franz] sich nun stolz über andere erheben, sie tadeln oder verspotten	198
	Lächelnd tadelte sie [Mariann] die unartigen Tiere	253
	Er [Franz] war ungerechter gegen ihn als gegen seine übrigen Landsleute, die er jetzt viel mehr bedauerte als tadelte	288
	wenn die Mutter [Marie] ihn tadelte	288
	oft tadelte er [Barthle] den Hansmichel	289
	„ Kein Pfarrer und sogar keine Pfarrersköchin hätt' etwas zu tadeln gefunden “	301
	und Ihr [Sepp] tadelt , daß das Anneli schon viel zu viel von dem alten Dummkopf an sich habe	311
	zu denen kommt, die sich mitgenießend oder tadelnd so gern unsere Verwandten [Verwandte des Rösle] nennen	317
	Alle seine Basen und Bäschen sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite tadelten es	317
	hatte man [Gemeinde] bei weitem nicht soviel an ihnen zu tadeln	322
	Da er [Klausmelker] sonst nie etwas tadelte , was sich auf die eine oder die andere Art auf das Brautpaar bezog	326
	„ Tadelt [Retter des Sepp] doch Barthles Taten nicht so“, rief der Beiknecht	399
	doch man [Lieferant] soll den Tag nicht tadeln vor dem Abend	428
trösten	„Laßt sie ruhig murren, wenn sie nur bezahlen“, tröstete der Vorsteher	266

	„Dich geht ja die ganze Geschichte gar nichts an“, tröstete Sepp das laut weinende Kind	307
	„Wir leben darum doch noch“, tröstete Marie	309
trotzen	war der [Sepp] unverschämt genug zu trotzen : „Habt ihr gemeint, man müsse euch gar alles tun für euer Geld?“	64
	nur um etwas tun, trotzen , lügen zu können [Klausmelker]	283
	daß er [Sepp] früher seinen Gegnern damit trotzte , er werde alle seine Truppen ins Feld schicken	310
überlärmern	Auch ich [Klausmelker] hab’ mir selbst deinen Vorwurf umsonst zu überlärmern versucht	364
überliefern	daß unsere Väter uns wenigstens keine Hexenprozesse überliefert hatten	306
überreden	daß sie sich nicht auch von Franzen zum Gehen überreden ließen	426
überschreien	weil sich die Streitenden [Bauern] nicht mit Gründen zu widerlegen, sondern einfach — zu überschreien suchen	162
	Die Forderungen des Lebens ließen sich nicht überschreien [Gemeinde]	219
	wurden überschrien von solchen [Gesellschaft beim Adler]	342
überschwätzen	„Willst auch du wie Franz dich überschwätzen lassen [Senn]“	126
	„Großer Gott! Hast du dich denn gar so überschwätzen lassen?“ [Adlerwirt]	309
übertölpeln	Die [Zigeunerin] also war es, die den Barthle übertölpelt und Mariannen so viel Kummer gemacht hatte	361
unterbrechen	„Es ist noch nicht aller Tage Abend“, unterbrach ihn Franz	193
	unterbrach Sepp sich plötzlich	194
	„Und das“, unterbrach Franz den Doktor	218
	„Euere Vergangenheit“, unterbrach Klausmelker mitleidig die Klagen des Mädchens	315
	„Aber“, unterbrach Mariann	373
unterdrücken	Zwar unterdrückte sie [Marie] mehr, als sie sagte	61
unterhalten	wobei sicher jeder [Bauer] sich am besten unterhielt	157
	Man [Bauern] [Franz] unterhielt sich so gut und so lange	159
	mit denen sich Franz am Morgen so gut unterhalten hatte	175
	So unterhielten sich die beiden [Franz] [Mariann] jetzt jeden Abend	278
	So unterhielten sich die Zurückgebliebenen [Greise, weißhaarige und Mütterchen, alte] durch gegenseitige Mitteilung ihrer Wünsche und Hoffnungen	422
unterlegen	Wenn er dann allenfalls einmal nichts auszulegen wußte, so legte Franz etwas unter	148
untersagen	was aber der Wirt [Adlerwirt], noch ehe man eine Zither herbeigeht hatte, untersagte	177
	wird den freundlichen Gästen der Aufenthalt im Bregenzerwald vom rauen Nordwestler, dem unfreundlichen Gesandten des Winters, untersagt	258
urteilen	Die anderen [Gemeinde] [...] urteilten über Sepp	24

	Der junge Maurer [Sepp], der sich über alles zu urteilen erlaubte	51
	Die Leute [Gemeinde] hatten bereits über Franzen geurteilt	140
	nie mehr urteilen [Beiknecht]	153
	als die öffentliche Meinung [Gemeinde] urteilte	153
	So hatte Franz früher über die Unterhaltungen der Bauern geurteilt	157
	So urteilte Franz über die gute Mariann	172
	gerade er brauchte am wenigsten zu wissen, wie sie [Mariann] über den Vater urteilen mußte	243
	hören wir einmal, was los ist, bevor wir [Franz] [Klausmelker] urteilen	359
verbieten	So ein freisinniger Herr [Pfarrer, neuer] hat vor kurzem in seiner G'meind das Rosenkranzbeten unter der Mess' abgeschafft, verboten , und hat gesagt	32
	wenn sie [Marie] gegen den Willen Sepps ihrem Lieblinge manches erlaubte und verbot	61
	Als nun der Senn, kaum zu Franzen gekommen, ihm verboten hatte	136
	„Ließest du es dir verbieten [Marie]?“	224
	wenn das auch nicht vom Doktor ausdrücklich verboten worden wäre	245
	so kannst du [Franz] uns ja das Haus verbieten	263
	wie und mit welchen Worten ihm dann das Haus verboten worden [Barthle]	357
	jedes freie männliche Wort bei schweren zeitlichen und ewigen Strafen verboten [kein Sprecher]	368
	doch war der Doktor, der eine allzu große Aufregung für beide fürchtete, ganz dagegen und verbot aufs strengste	403
verdammten	Der harte, starre Mann [Barthle], der im Zorn und ohne zu wissen warum, den Sohn verstieß und verdammte	240
	Im Beichtstuhl [Pfarrer] und überall ist meine sündhafte Neigung verdamm t worden	407
verfluchen, jemanden	grausam hart, den geliebten Bruder vom Vater [Barthle] verstoßen, verflucht zu wissen	68
	hörte arme Witwen und Waisen ihn verfluchen	134
verhandeln	Der Vater [Sepp] muß heute Wichtiges zu verhandeln haben mit dem Adlerwirt	162
verhören	„Willst du noch beichten?“ verhörte der Pfarrer	408
verklagen	die geputzten und gekämmten Kinder der reichen Arbeitgeber, die ihm nachstürmten, um ihn zu verklagen	45
	worauf sie, da sie [Marie] den Mann nicht verklagen wollte	132
	„ Verklagen sollten sie [Gesellschaft beim Adler] den Pfarrer!“	345
	Er [Pfarrer] hat sich selbst verklagt	345
verkünden	durch einen mit dem Wetzstein auf dem Rücken der Sense hervorgebrachten schrillen Ton der bereits errungene Sieg allem Volke verkündet [Mäher]	78

	des Sennen Schellkuh mit lautem Brüllen ihren Sieg verkündete	130
	den Sturm mit immer mächtigerer Stimme das Ende der schönen Jahreszeit verkünden hörte	184
	denn vorhin hab' ich's [Franz] den Bergen verkündet	223
	„Am Sonntag werden die beiden verkündet [Pfarrer].“	280
	Aber auch als nach Ostern die beiden von der Kanzel [Pfarrer] verkündet wurden	322
	so daß man fast fürchten muß, die Schreckenszeiten seien da, welche die alten Bücher verkünden	330
	ein mit bunten Papierstreifen wunderbar geschmückter Bursche von mehr als zweideutigem Aussehen trat herein und verkündete singend, er sei der Frühling	360
	als ein rötlich-gelber Schein das Nahen des Tages verkündete	375
	im Osten aber ein grelles Rot das Nahen des Tages verkündete	397
	Ungewöhnlich langes Läuten der Sterbeglocke verkündete am anderen Morgen den Tod eines Reichen	411
	Als der Pfarrer ausstieg und ein Böllerschuß der Gegend verkündete , daß nun der Erwartete den Boden des Dorfes betreten habe	419
verkünden lassen, sich	er [Sepp] sich etwa ein halbes Jahr später mit Marie, der Magd, zum erstenmal verkünden ließ	54
	der Fink mit des Vorstehers Tochter wieder ausgesöhnt hatte und fest entschlossen war, sich [...] mit ihr verkünden zu lassen	265
verlangen	um von ihm nicht zu verlangen [Nagler], daß er auch wieder auf demselben Wege unter derselben Last durchs Leben keuche	46
	Der Wirt kam und brachte mir, was ich [Klausmelker] verlangte	121
	Selbst der Sepp verlange das nicht	318
	Er [Sepp] verlangt's auch nicht und ist wohl zufrieden	318
verlästern	Wie herrlich und groß erschien ihr der verlästerte [Gemeinde], von Geistlichen und Weltlichen als unchristlich, als gottlos verschriene Sohn des Freimaurers	244
verlesen	so werden gleich darauf die gerichtlichen Bekanntmachungen verlesen [kein Sprecher]	311
verleugnen	daß ich [Sepp] anderen zu Lieb, Ehr, Kurzweil und Erbauung meinen Humor verleugnen werde	170
	Aber schon ihre Neigung zu dir, die sie [Mariann] nie verleugnet	352
vermuten	Die meisten [Bauern] vermuteten	22
verplaudern	Wer auch nur kam, eine müßige Stunde mit dem lieben Manne [Sepp] zu verplaudern	416
verraten	Noch vor wenigen Minuten hatte sie [Mariann] nicht verraten wollen	255
	wenn nicht der aus dem beinahe verschneiten Kamin aufsteigende Rauch das Walten speise- und wärmebedürftiger Wesen verraten haben würde	371
verschimpfen	ihn geschlagen und verschimpft [Älpler] wie die Juden unseren Herrgott	203

verschreien	Wie herrlich und groß erschien ihr der verlästerte [Gemeinde], von Geistlichen und Weltlichen als unchristlich, als gottlos verschriene Sohn des Freimaurers	244
	als das unruhigste und aufgeklärteste verschrien worden [kein Sprecher]	330
	Er hätte nun gern etwas recht Großes von diesem so verschrienen Deutschland [kein Sprecher]	347
versetzen	„Und dir halt nicht“, versetzte Sepp lächelnd	29
	versetzte der Senn ganz ruhig	139
	versetzte Marie mit ungewöhnlicher Hast	200
	„Wer nicht tut wie andere, dem geht auch nicht wie anderen“, versetzte der Senn	202
	versetzte Franz	302
	„Gute Nachbarn helfen sich oft aus, wenn schon beide Teile wohlhabend sind“, versetzte er [Franz]	305
	„Das“, versetzte Barthle hastig	407
	Der Doktor versetzte mit eigentümlichem Lächeln	408
versichern	Als nun Franz versicherte	135
	„Mir ist’s heiliger Ernst“, versicherte der Senn	321
	„Gerade so sind sie“, versicherte Franz	370
	„Ja, wunderbar wohl“, versicherte Barthle	408
verspotten	die, die ich [Franz] so oft verspottete	175
	Warum sollte er [Franz] sich nun stolz über andere erheben, sie tadeln oder verspotten	198
	fern von Menschen, die er [Sepp] nur verspottete und quälte	393
versprechen	obwohl er [Nagler] zwei Messen zu lesen versprach	41
	eine arme Familie, die einen kleinen Mietzins zu zahlen versprach	47
	Ich [Sepp] zum Beispiel hab’ ihm einige hundert Gulden versprochen	91
	da er [Mann, ein] selbst mich anzustellen versprach	118
	der [Klausmelker] sich nun zu bessern versprach	145
	er [Senn] versprach	151
	Nun versprach man [Beiknecht] [Franz] [Senn] einander	153
	Der Senn und seine Freunde, welche Franzen vom Alpsonntag an öfter zu besuchen versprachen	262
	„Mir und dem Rösle dürfte einer ein schönes Hochzeitsgeschenk versprechen “	298
	zum Wagner, der ihm seinen Schlitten erst am Freitag zu machen versprach	304
	meinte der, versprechen [Senn] sei leicht, wenn man heiraten wolle	324
	und sie durchaus nicht aufzugeben, zu unterdrücken verspreche [Mariann]	327
	Jetzt aber fing man an, sich an das zu erinnern, was versprochen worden war [kein Sprecher]	329

	für jetzt wenigstens versprechen sie [Gesellschaft beim Adler, Zurückbleibende] noch gar nichts , weder so noch so	345
	da Klausmelker mitzugehen versprach	350
	nie mehr, wenn ich wieder gesund werde, das versprech' ich [Hansmichel] !	385
	der Barthle da hat mir überdies noch einen Gulden dafür versprochen	395
	„Dem Gemeindediener hat er [Barthle] einen Gulden versprochen , wenn er knallen lasse	401
	doch ein Blick auf die Versammlung und ein Gebet zu dem [Gott], der seinen Lehrern und Nachfolgern seinen heiligen Geist versprach	420
versprechen, sich	die Therese sich noch nicht versprochen habe	53
verstellen	Hast du nicht gesehen, wie ich [Klausmelker] mich vor ihm verstellen mußte?	282
	O, traurig, wenn er [Klausmelker], um behaglich daheim am runden Tische sitzen zu können, sich so verstellte	287
verteidigen	dem stillen, ernsten Franz, der sie so oft ihrem wilderen Bruder gegenüber verteidigt	96
	Franz wollte nun anfangen, die Hausmittel und den Glauben an dieselben zu verteidigen	155
	Die Gesichter derjenigen [Lobredner Franzens], welche Franzen zu verteidigen versucht hatten, verlängerten sich immer mehr	161
	so taten sie [Lobredner Franzens] das nicht mehr, um den Sonderling zu verteidigen	161
	Es gab dann aber überall Leute [Gemeinde, Leute], die den Sennen verteidigten	323
verteufeln	wer als du [Barthle] zerstört und verteufelt die Mauer?	268
vertrösten	oder wenn sie [Gäste, seltene], aufs nächste Jahr vertröstend	259
verurteilen	Wie kann man [Lieferant] aber die Fehler der Stickerinnen und die Frömmerei zusammennehmen und verurteilen mit dem gleichen Spruch?	365
	das Haus des von ihm [Barthle] so lieblos, so ungerecht verurteilten — und vielleicht in blindem Haß gemordeten Sepp	387
verweisen, jemanden [= befehlen]	Sie hatte daher keine [...] Freude, als sie vom Vater [Barthle] wieder zur Legende verwiesen wurde	74
verzaubern	Wenn es auch nicht wahr sein sollte, daß der Sepp sein Vieh verzauberte	325
voraussagen	der imstande gewesen wäre, ihm vorauszusagen	156
	Der alte Sepp hatte jämmerlich zugrunde gehen müssen, das war längst vorausgesagt worden [kein Sprecher]	416
vorbringen	die [Bauern], die etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen gewußt hätten, wagten nicht zu reden	23
	was man [Gemeinde] vorbrachte , um sie zufrieden zu machen	23
	was hat er [Barthle] Vernünftiges zur Verteidigung seiner Ansichten vorgebracht	36
	etwa durch das, was sie [Marie] [...] vorbrachte	60

	Wenn Marie auch nie etwas vorbringen konnte, wodurch ihr Mann auf „christlichere Gedanken“ kam	199
	Wie sollte es [Rösle] seine Angelegenheit vorbringen ?	320
	Zwar wußten sie [Weiblein, fromme] nicht viele Gründe vorzubringen , aber eben darum war alles ein Wunder	413
	Wenn man zuweilen neckend vorbrachte , aus Bösem könne nichts Gutes entstehen	414
	und da nie jemand [Gemeinde, keiner] erhebliche Zweifel dagegen vorbrachte	415
vorhalten	Es hieß, er [Pfarrer] habe dem guten Franz seinen Vater vorgehalten	345
vorlesen	bis er [Franz] ihnen einige Schlachtenberichte vorlas	206
	noch nie so schlecht vorgelesen zu haben wie heute [Franz]	206
	Der [Franz] aber, der jetzt plaudernd oder zuweilen auch vorlesend in ihrer Mitte saß	262
	als wichtigste Neuigkeit das sogenannte Februarpatent von Franzen vorgelesen und vom Doktor erklärt wurde	337
	Es [Margretle] las ihn Klausmelkern vor	355
vorpredigen	die [Klausmelkers Bekannte] haben uns denn vorgepredigt vom Kumismus	119
	wie ein Schiffbrüchiger, der auf einer einsamen unfruchtbaren Insel seinen vom Hunger zur Verzweiflung getriebenen Unglücksgefährten vorpredigt	367
vorsagen	daß nicht auch er [Senn] mir im Traum erschienen ist und mir einige seiner Sprichwörter vorsagte	190
vorschlagen	nur leise wagte sie [Mariann] endlich vorzuschlagen	372
vorschwätzen	Ich hörte, wie der Klausmelker dem Mädchen vom Heiraten vorschwätzte	299
	Keine der Schulden also, von denen mir der Spitzbub [Adlerwirt] vorschwätzte , ist bezahlt?	307
	mögen andere mir vorschwätzen , was sie wollen	377
vorstellen, jemanden	Die kranke Schwester begrüßte freudig das ihr vom Sennen als Schwägerin vorgestellte Rösle	321
vortragen	Zuerst war freilich die begeisterte Sprache, mit der er [Pfarrer, neuer] seine Lehren und Ermahnungen vortrug	422
vorwerfen	solche, denen man [Gemeinde] von ihrem Vater und Großvater her noch dies und jenes vorzuwerfen wußte	25
	was man [Gemeinde] Euch vorwirft	169
	geht auch einmal zu den Leuten, wenn Ihr [Sepp] ihnen nichts vorzuwerfen habt	170
	daß er [Franz] ihm die eigenen, vor wenigen Minuten gestandenen Fehler vorwarf	198
	wenn er [Sepp] Franzen vorwarf	206
	Leute [Gemeinde], welche dem Franz vorwerfen	206
	Oder ist's [Sepp] mir vorzuwerfen als etwas Schlechtes	273

	Er [Doktor] hatte sich selbst doch auch mancherlei vorzuwerfen	337
wachrufen	daß er [Schutzengel] [...] ihn leite und führe, sein Gewissen wachrufe	68
	denn jedes harte Worte des Vaters [Wort, Barthles hartes] rief die im Herzen des Mädchens schlummernden Anklagen gegen denselben wieder wach	70
wähnen	Damals habe wohl jedermann gewähnt [Gemeinde]	22
	die, wie er [Sepp] wähnte , traurig genug sein sollten	46
warnen	die Liebe und Sorgfalt der Seinigen [...] an jeder gefährlichen Stelle war-nen konnte	143
	die Stimme ihres Gewissens oder ihres Schutzengels, der sie warnen [Schutzengel] wollte	173
	überall sah er die Mutter [Marie] liebevoll sorgend, warnend und leitend ihm zur Seite	225
	„Warum warnen denn aber unsere geistlichen und weltlichen Lehrer und Vorgesetzten immer vor der bösen Welt?“	302
	„So warnt auch der Kleinhändler und glaubt wohl selbst alles zu haben, was man braucht“	302
	Fühl' ich mich doch wieder lebhaft in jene schöne Zeit versetzt, wo man uns junge Studenten täglich vor den ‚deutschen Schlampen‘ warnte	410
	Ja, so hat man uns damals vor den Fleischtöpfen Ägyptens gewarnt	410
wegschwätzen	einem ein Stück von der unbequemen Türschwelle wegzuschwätzen [Gemeinde]	91
wegsingen	Franz versuchte über sich und über Barthle zu lachen, wie zuweilen Kinder ihre Furcht wegzusingen suchen	306
wehren	immer mußte man [Barthle] ihm etwas wehren	105
wenden	Ihr aber [Bauern] [Schnäpsler] habt euch just an den Rechten gewendet	38
werweißen	So redeten und werweißeten die Heuer [Arbeiter des Sepp], bis sie vor Sepps Wohnung angelangt waren	83
wetten	Ich [Franz] dürfte wetten	141
	Ich [Mariann] wette , er ist nicht erst der zwanzigste dieser Art in unserem Dorfe	294
	„ich [Doktor] hab' das letztemal mit Franzen bereits gewettet , ihr würdet nicht mehr kommen	349
widerhallen	immer lauter widerhallten die Berge	152
widerlegen	die er [Franz] mit Gründen zu widerlegen imstande zu sein meinte	140
	weil sich die Streitenden [Bauern] nicht mit Gründen zu widerlegen , sondern einfach — zu überschreien suchen	162
	was er [Barthle] sich selbst nicht zu widerlegen vermocht hatte	241
widersagen	Er [Sepp] hatte [...] dem Vorsteher und aller seiner Hoffart und allen seinen Werken von Herzen widersagt	24
widersprechen	Dieser [Sepp] war in seinem Dorfe [...] der einzige, der dem Vorsteher öffentlich zu widersprechen wagte	24
	[Schnäpsler] hatten noch zu wenige „Gläschen“ getrunken , um dem Sepp [...] laut widersprechen zu dürfen	30

	Seinen Urteilen [...] durfte keiner [Mitgesellen des Sepp] widersprechen	49
	[Sepp] dürfe herzhafte widersprechen	81
	sein Lebtage hatte ihm niemand im Ernst widersprochen als Sepp	101
	wie überhaupt der einzelne [Bauer] nur selten herzhafte zu widersprechen wagt	115
	daß Sepp sich hier nicht widersprechen [Marie] lasse	131
	nur, wenn er es nach ihrer Ansicht gar zu arg machte, widersprach sie [Marie] ihm	131
	damit man [Senn] dir offen [...] widersprechen [...] oder deine Meinung annehmen kann!	136
	Der gute Sohn [Franz] mochte zwar in diesem Augenblicke dem Vater nicht widersprechen	198
	Sie [Mariann] mochte nicht mehr widersprechen	287
	wenn sie ihn nie zum Widersprechen [Klausmelker] gereizt hätte	312
	Diejenigen, welche forderten, man solle dem Pfarrer nicht widersprechen [Gesellschaft beim Adler]	342
wiedergeben	das [Liedchen] aber hier nicht wiedergegeben werden kann [Erzähler]	179
wiederholen	[Mariann] hatte schon zweimal die beim Dengeln übliche Frage: „Machest's scharf?“ wiederholt	95
	das ich [Sepp] dir täglich wiederholen möchte	192
	[Mariann] dachte an den gestrigen Abend, sich jedes Wort wiederholend	252
	„Gefolgt“, wiederholte Franz	257
	„Und soll dafür auch zahlen helfen“, wiederholte Barthle	266
	Er war mit Mariannen heimgegangen und nun wiederholte er [Franz] sich heute wohl zehnmal jedes Wort	300
	„Gewissen“ — wiederholte Sepp	304
	„Bettlerin“, wiederholte Klausmelker erstaunt	315
	„Willst — willst —“ wiederholte das Mädchen [Rösle] mit zitternder Stimme	315
	[Mariann] noch einmal wiederholt hatte	372
	wiederholte [Mariann] sich manches Gespräch mit Franzen	374
	„Versöhnen“, wiederholte er [Barthle] mit schwacher Stimme	404
wiederkäuen	ein Tag, an dem der nun zum Sehen und Hören gekommene Barthle alles bis aufs kleinste wiederkäuen wird	297
wiehern	ha ha ha!“ wieherte das Weberle, ein kleines Stücklein Mann	38
witzeln	über alles hatte er [Klausmelker] gewitzelt oder aufbegehrt	243
Wort sagen	Der Barthle sagte aber kein Wort	30
wünschen	was andere [Gemeinde] von dir fordern oder wünschen	168
	da die ganze Gemeinde, den Bau der neuen Säge wünschend	265
	Klausmelker wünschte nun auch die Kühe zu sehen	280

	wäre nicht von der Art, daß man [Leute, gewisse] sich noch mehr Ähnliches wünschen dürfte	327
	Doch jetzt bin ich [Pfarrer] genug hier gewesen und wünsche denen, die mir bald nachgehen, von Herzen eine gute Nacht	344
	Als Sepp hörte, daß Barthle gefährlich krank geworden sei, wünschte er [Sepp] gleich zu ihm getragen zu werden	403
zanken	wie die Leidenschaften um die guten Menschen zanken	198
	„Und wer schwätzt und zankt und lügt mehr als sie [Hansmichels Kinder]?“	333
zischeln	„Still, still“ — zischelte die herauseilende Wirtin	363
zuflüstern	Von den Bergen, den Wäldern, den Strömen — überallher glaubte er sich das zuflüstern , rauschen, jubeln zu hören	147
	und [Rösle] flüsterte ihm zu	294
	„Mach’ uns nicht Händel ins Haus, denn ausrichten tust du doch nichts“, flüsterte Klausmelker, dem Vater entgegentreten, Franzen zu	305
	„Laß mich nur, ich bin ganz fest“, flüsterte Barthle Mariannen zu	406
zugeben	Der Lieferant gab zu , daß Mißtrauen und Selbstsucht eine Krankheit der jetzigen Zeit sei	426
zugestehen	Sie [Marie], die bisher jeden seiner Schritte bewacht und geleitet hatte, gestand ihm zu	224
	also auch Mariann, mußte das zugestehen	233
	Doch gestand Franz zu , es wäre immerhin gut	275
	Klausmelker gestand zu , daß es in diesem Winter nicht zugehe wie sonst	370
zureden	„Nur zugeredet “, sagte Mariann lächelnd	299
zürnen	Er [Nagler] tue, was er könne, zürnte er	43
	„Wunderlicher, ehrgeiziger Mann!“ zürnte Marie	197
zurückfordern	jetzt bin ich [Barthle] da, um ihn von dir zurückzufordern!	273
zurückfragen	„Wie kommst du auf das?“ fragte der Begleiter [Klausmelker] betroffen zurück	353
	„Ist er noch nicht heimgekommen?“ fragte das Mädchen [Mariann] erschrocken zurück	395
zurückgeben	Der Doktor aber, der schon viel höflichere Zurechtweisungen sehr übel aufgenommen und grob zurückgegeben hatte, blieb diesmal ganz still und ließ den Kopf hängen, wie ein angedonnerter Werktagsschüler	346
zurückrufen	„Also auf Wiedersehen im Herrenstüble!“ rief der Doktor noch zurück	221
	Die letzten Worte hatte der Pfarrer auf einen Seitenweg einbiegend zurückgerufen	410
zurückweisen	jede weitere Frage mit den stolzen Worten „ich hab’s gelesen“, oder „der Vater hat’s gesagt“ zurückgewiesen [Franz]	140
	daß er [Barthle] einen so reichen Burschen wie mich zurückweisen wollte	300
zurufen	das Weib stand mit dem Waschlumpen in der Hand vor der Haustüre und rief , wie Gott dem Moses, jedem Eintretenden zu	86
	das Weib stand mit dem Waschlumpen in der Hand vor der Haustüre und rief , wie Gott dem Moses, jedem Eintretenden zu	86

	Die kleineren Kinder [...] riefen dann im Fortspringen einander zu	121
	rief er [Sepp] dem Senn lachend zu	126
	„Weg mit der traurigen Vergangenheit!“ rief er [Franz] sich vielmal zu	144
	da hätte sie [Mariann] von Herzen gern ihm zugerufen	172
	[Franz] rief ihnen verächtlich zu	186
	was die Kirchenglocken dem ermüdeten, von Sorgen gequälten Menschen zurufen	214
	„Jetzt ist's Feierabend!“ rief der Schneider aufstehend den Stickerinnen zu	228
	„Sei still, schäm dich und lern's!“ rief man [Vorsäßgesellschaft] ihm von allen Seiten zu	229
	die Mitglieder der frohen Gesellschaft [Vorsäßgesellschaft] hatten sich längst „Schlafwohl“ zugerufen	231
	„Aber halt, Barthle!“ rief er [Barthle] sich plötzlich zu	251
	Die scharf aufpassenden Nachbarn hatten täglich zweimal Gelegenheit, sich ihr spottendes: „Tumme dich Maus, die Katz ist aus dem Haus“ zuzurufen	275
	„Es ist doch ein Elend“, riefen sie [Angehörige der Heuzieher] sich zu	376
zusammenlügen	Er sollte doch wissen, daß man vom Sepp nichts höre, als was der Haß der Großen und der Neid der Kleinen [Gemeinde] zusammenlüge	81
zweifeln	„Plötzlich“, zweifelte Franz	219

Tabelle 2: Nomen

Abendrosenkranz	als Barthle gleich nach dem Abendrosenkranz [Barthle] [Mariann] [Klausmelker] das Licht löschte	281
	Wäre Barthle selbst dahinter gekommen, daß der Spitzbube nach dem Abendrosenkranz [Barthle] [Klausmelker] [Mariann] nur eine Zeitlang auf dem Laubsack herumtrommle und dann die Kammer verlasse	333
Abhandlung	Sepp erinnerte sich in der Eile an nichts als an die letzthin beim Kronenwirt vorgekommene Abhandlung über die Hölle	57
	„spare deine Abhandlung [Franz] nur für die Mutter	155
	Ihr habt bei eurer Abhandlung [Sepp] über die Leidenschaften die Weiber ganz vergessen	204
Abschiedsrede	Die Worte der guten Mutter klangen wie eine Abschiedsrede [Marie]	224
Alleluja	am Ostersonntag [...] sang er in der Kirche das Alleluja [Gemeinde] überlaut mit	44
Angriff	Fühlten sich die Wohlhabenden durch seine Angriffe [Sepp] auf alte Vorurteile verletzt	55
Anklage	denn jedes harte Worte des Vaters rief die im Herzen des Mädchens schlummernden Anklagen [Mariann] gegen denselben wieder wach	70
Anrede	so würde ihn das nicht so sehr überrascht haben als diese Anrede [Mariann]	171

	da vielleicht eine kurze Anrede des Angekommenen [Pfarrer, neuer] zu hören	421
Antrag	dir bald eine so offene Antwort geben, als dein [Klausmelker] gutgemeinter Antrag verdient	315
	Als Mariann ihren Antrag	372
Antwort	nach der Antwort [Nagler] darauf hast du dich zu richten	46
	sein heutiges Reden [Sepp] war daher so gut als eine abschlägige Antwort	65
	Ohne Antwort war Barthle fortgeeilt	67
	und noch keine Antwort [Sepp] erhalten	95
	als ob sie dort die Antwort [Mariann] lesen wolle	95
	[Weberle] wußte auf manche Frage keine andere Antwort	103
	Drei Wochen hab' ich jetzt zu schreiben gehabt, jeden Sonntag, das verdient doch eine Antwort [Franz]	121
	„Das wäre doch keine Antwort [Sepp] auf so eine Predigt“, sagte der Senn	126
	Franz erhielt immer nur halbe Antworten [Sepp]	128
	wenn die Antwort [Franz] nicht schneller befördert werde als der Brief	145
	konnte man die verschiedensten Antworten [Gemeinde] hören	160
	Mariann, die eine scherzende Antwort [Franz] erwartet hatte	173
	„Ich hoffe, wir werden es“, war die ruhige Antwort des Vaters [Sepp]	192
	Sepp mußte lange auf eine Antwort [Franz] warten	198
	Diese herzhafte Antwort [Franz]	248
	das holdselige Lächeln, welches Mariannens Antwort begleitete	255
	Dem sonst so beredten Franz schien diese Antwort zu trocken	256
	„Ist das euere [Gemeinderäte] [Vorsteher, der] Antwort ?“	269
	in dem man [Gemeinderäte] [Vorsteher, der] auf seine entehrendsten Vorwürfe keine andere Antwort hatte als die	271
	Auf seine Fragen erhielt das Mädchen keine Antwort [Barthle]	274
	Diese Antwort [Barthle] kam Klausmelkern gewiß noch unerwarteter als dem Vater die seinige	335
	doch suchte er immer noch vergebens eine Antwort [Franz] auf die Frage	353
	Franz hatte nicht Lust, eine Antwort [Klausmelker] zu erbetteln	353
	erhielt Mariann immer unfreundliche Antworten [Barthle]	372
	ohne Klausmelkern Zeit zu einer Antwort zu lassen	405
Aufbegehrender	die Zahl der Aufbegehrenden [Gemeinde] war von Tag zu Tage größer	264
Aufforderung	Das war nun einmal eine Aufforderung [Hansmichel]	103
Aufklärer	„Nein, heut' bin ich da, heut' will ich unseren Aufklärern [Doktor] [Franz] ein Denkmal setzen	343
Auseinandersetzung	von seinen [Sepp] wunderlichen Auseinandersetzungen	199

	nachdem er den Auseinandersetzungen des Lieferanten [Lieferant] eine Zeitlang aufmerksam zugehört hatte	368
Ausrede	den Ausreden unserer Regenten [Vorsteher, der und seine Anhänger]	165
Ave Maria	Wenn einer [Gemeinde] fünfzig Ave Maria [...] herunterhasple	32
Bauerngeschwätz	„ Dummes Bauerngeschwätz! [Marie]“ eiferte dann Sepp	60
Befehl	daß sie es auf Befehl [Barthle] des Vaters habe tun müssen	96
	jedem seiner [Senn] Befehle zu gehorchen	136
	Er, der sonst für die Andacht auf Meßners Befehl „keinen Kreuzer geben“ hätte	214
	Noch hatte keiner dem Befehle des Sennen, Holz zusammenzusuchen und eilig eine Tragbahre zu machen, gehorcht	401
Behauptung	Die jetzt allgemeine Behauptung [Gemeinde], der Fremdling werde von der Bauernarbeit und vom Viehhandel wohl nicht viel verstehen	51
	als wer [Gemeinde] ihm mit der Behauptung kam	87
	wodurch dann seine [Franz] Behauptungen freilich nichts gewannen	140
	Franz dachte bei diesen und ähnlichen Erzählungen oft an die Behauptung des Sennen	159
	so würde es ihm nicht mehr an Beweisen fehlen für seine [Senn] Behauptung	190
	gegen die Behauptung [Erzähler], daß ihre Geschichte überhaupt schon zu Ende sei	413
Beichte	Der Pfarrer kam noch früh genug, um die Beichte des Unglücklichen [Hansmichel] zu hören	386
	Wenn Sie meinen, die Beichte des Mannes [Barthle] nach Ihrem Herzen habe mich gefreut	408
Beichtender	doch die Demut des Beichtenden [Sepp] rührte sie	402
Beifall	ihr Widerspruch scheint dem Vater fast lieber zu sein als mein [Klausmelker] Beifall	352
Bekenntnis	aber du [Hansmichel] wirst doch nicht ohne Bekenntnis hinabfahren wollen?	385
	welche Bedeutung daher Hansmichels Bekenntnis für ihn habe bekommen müssen	399
Bemerkung	Brief von ihm erhalten, in dem er [Klausmelker] seinen Heimatsschein forderte, mit der trotzigen Bemerkung	68
	Was hatten denn die unklugen Bemerkungen [Franz] über die Rosen an einer Lanze	189
	Die Leute waren über eure [Franz] [Sepp] Bemerkungen so erbittert	202
	fiel ihm die Bemerkung der Geliebten [Mariann] ein	300
	[man] uns die guten Klassiker verbrannte mit der Bemerkung	410
	Mariannen taten diese und ähnliche Bemerkungen [Gemeinde] so weh	411
Bericht	auch der Pfarrer, dem die Berichte des Weberle nicht mehr genügten	337
	Die erschrockenen Bauern meinten, das sei kein guter Bericht [Sepp]	418

	Das Weberle [...] ließ einen greulichen Bericht los von den aufklärerischen Zusammenkünften beim Adler	424
Beschwerde	Auf ihm allein lagen alle Lasten und Beschwerden [Gemeinde]	45
Betbruder	daß man ihm [Barthle] schon auf hundert Schritte den Betbruder ansieht	19
Betender	wo sie nicht jeden Augenblick von Betenden [Besucher, Todfall]	386
Beter	Sie sollte für die trotz dem draußen tobenden Sturm schon scharenweise kommenden Beter [Besucher, Todfall] Stühle oder Bänke in die Stube tragen	386
Beurteiler	Dem liebevollen Beurteiler [Sepp] von Personen und Verhältnissen gelang es nur	416
Bitte	Barthle blieb auf der Ofenbank und schien Mariannens Bitte , doch etwas Warmes zu sich zu nehmen, gar nicht zu hören	67
	obwohl sie voraussah, daß sie [Mariann] mit ihrer Bitte ganz zur Unzeit kommen werde	71
	Die Bitte des Wirts [Adlerwirt], den beiden doch noch ein wenig Platz zu machen	175
	Das war alles, was das Mädchen [Mariann] auf seine Bitten und Fragen hörte	383
Büchergeschwätz	warum die Leute sein [Franz] Büchergeschwätz immer so langweilig [...] gefunden hatten	139
	„Dummes Büchergeschwätz [Franz]!“	250
	Dummes Büchergeschwätz [Franz] wäre alles	253
Christenlehr'	Der gute Pfarrer [Pfarrer, neuer] hat dann unermüdlich gelehrt und erklärt in Predigt und Christenlehr'	32
Dank	„Gott Lob und Dank [Barthle] im hohen Himmel!“	384
Dankgebet	um da in einem Dankgebet ihrem [Mariann] Gefühl Ausdruck zu geben	274
Diskurs	dann gibt doch zur Abwechslung einmal einen Diskurs [Franz]	178
Drohung	Jedermann weiß das und wird schon an der Drohung [Vorsteher, der] mit dem Gerichte genug haben	268
	Tränen und Drohungen [Barthle], Pfarrer und Meßner gegen sich aufziehen zu sehen	328
Eiferer	Mein Kaplan ist ein blinder Eiferer	409
Einladung	Sepp und Franz folgten der Einladung [Senn]	175
Einleitung	Dann stürmte letzterer [Barthle] durch das ganze Haus, und als er Klausmelkern endlich fand, fragte er ihn ohne Vorwort und Einleitung : „Ist's wahr, daß du verstoßen zum Adler hinabgehst?“	334
Einwendung	meine Einwendungen [Klausmelker] werden weniger beachtet	352
Entschuldigung	Es war noch selten oder nie vorgekommen, daß Mariann Entschuldigungen für die Fehler ihres Vaters oder für sich Beweggründe zum Gehorsam suchen mußte	76
Epistel	so hätte er heute die lange Epistel der Gendarmen nicht hören müssen	385
Erinnerung	schickte statt seiner die Erinnerung [Sepp] an den ungewöhnlich hohen Taglohn mit den Arbeitern ins Feld	86
Erklärung	dann würde die Erklärung [Senn] von selbst gekommen sein	143

	Die Erklärung [Sepp] des Wunders ist freilich so lächerlich einfach wie hundert andere vielleicht auch	168
	daß da der Vater [Sepp] nicht mehr mit einer trockenen Erklärung kommen und alles wieder zerstören könne	231
	so muß diese Erklärung [Gemeinde, viele] wohl das Wahre enthalten	415
Erkundigung	zwei Gendarmen, die im Wirtshause schnell die noch nötigen Erkundigungen einzogen	364
Erlaubnis	Im letzten Winter erhielt Franz die Erlaubnis [Sepp], als Küher auf die Alp zu gehen	62
Ermahnung	Wenn diese derbe Ermahnung [Vorsatzgesellschaft] es war, die Franzen anfangs auf der Diele herumtrieb	229
	Nur ungern und erst nach wiederholten Ermahnungen [Nordwestler, der] verlassen sie diese Gegend	258
	Zuerst war freilich die begeisterte Sprache, mit der er [Pfarrer, neuer] seine Lehren und Ermahnungen vortrug	422
Erzähler	daß der Erzähler [Martin, der alte] ja der nämliche gute Vater Martin sei	228
Erzählte, das	alle, die den Barthle gekannt haben, auch das eben Erzählte [Marie] wissen täten	413
Erzählung	fuhr es [Weberle] in seiner Erzählung fort	110
	Lächelnd erinnerte sich Franz an eine Erzählung des Sennen	146
	Franz dachte bei diesen und ähnlichen Erzählungen [Bauern] oft an die Behauptung des Sennen	159
	Franz hatte der Erzählung der Mutter ruhig zugehört	164
	Selig lächelnd gedachte Marie dieses wichtigen Augenblicks und schloß dann ihre [Marie] Erzählung	412
Fastnachtspredigt	den eifrigen Fastnachtspredigten [Gemeinde]	260
Fluch	die nun auch an dem Fluch [kein Sprecher] seines Hauses tragen zu müssen schien	43
	Des Vaters [Barthle] Fluch konnte den Unschuldigen nicht getroffen haben	243
	Etwa ein Dutzend Stöße, hundert Flüche und einige Ohrfeigen hab's gegeben	302
	Franz glaubte schon, den alten Barthle seinem Sohn und dessen Verführer seinen furchtbarsten Fluch nachdonnern zu hören	358
Forderung	Sie entschloß sich zu folgen, obwohl ihr seine [Barthle] Forderung hart und unbillig vorkam	76
Frage	Auf derlei Fragen [Schnäpsler] [Bauern] weiß das Weberle schon Bescheid, ha ha ha!	39
	Die zweite Frage [Nagler] ist die wichtigste	46
	nachzudenken machte ihm [Sepp] die Frage , was nun zu sagen und zu tun sei	53
	[Mariann] hatte schon zweimal die beim Dengeln übliche Frage : „Machest's scharf?“ wiederholt	95

	konnte daher nicht so leicht mit Fragen [Zuhörer des Weberle] in Verlegenheit gebracht werden	103
	wußte auf manche Frage [Zuhörer des Weberle] keine andere Antwort	103
	Aber warum jetzt diese Fragen [Franz]?	122
	Er [Franz] wagte nicht, seinem Gewissen auf diese Fragen zu antworten	133
	„Du bist mir auch noch auf manche ähnliche Frage [Senn] die Antwort schuldig“	139
	Auf deine [Franz] Frage	139
	jede weitere Frage [Gemeinde] mit den stolzen Worten „ich hab’s gelesen“, oder „der Vater hat’s gesagt“ zurückgewiesen	140
	die überall laut werdende Frage [Gemeinde]	160
	daß wir beide [Franz] [Sepp], wie’s scheint, in derselben Nacht auf die Frage gekommen sind	191
	Der Doktor verstand Franzens Frage nicht richtig	217
	aber eine andere Frage [Vorsatzgesellschaft] sei, ob sie ihm gefalle	226
	Diese Frage [Eltern der beim Fensterln Angesprochenen] überläßt sie einstweilen den Eltern	247
	Es handelte sich jetzt nur noch um die Frage [Gemeinde]	265
	Die richtige Antwort auf diese Frage war um so schwerer zu finden [Gemeinde]	265
	Auf seine Fragen [Mariann] erhielt das Mädchen keine Antwort	274
	Erschrecke [Mariann] mich nicht mit der Frage , was ich wäre ohne dich	276
	sich die vielen Fragen [Mariann] über das sonderbare Betragen der beiden	281
	Das Klingling hatte ihn ans Fenster getrieben und die Frage [Franz]: Wird sie kommen?	296
	ob man es dann aber auch halten wolle und könne, sei wieder eine ganz andere Frage [Sepp]	324
	„Warum? — Dumme Frage “ [Weberle]!	331
	Das war eine Frage auf Leben und Tod [Barthle]	334
	Das Weberle lachte: „Dumme Frage [Franz]	338
	„Warum zwei Gulden? Dumme Frage [Franz]!“	338
	doch suchte er immer noch vergebens eine Antwort auf die Frage [Franz]	353
	„Einen Heimatsschein hab’ ich ohne Fragen bekommen [kein Sprecher]	356
	Auf ihre [Mariann] Fragen nach dem Befinden der kranken Kuh	372
	Das war alles, was das Mädchen [Mariann] auf seine Bitten und Fragen hörte	383
	so wurde ihm jetzt fast angst bei der ersten Frage [Pfarrer, neuer] an sich selbst	420
G’schäft, lediges	Er mochte daher keine jungen Heuer und Heuerinnen; denen gebe das ledige G’schäft (gegenseitige Neckereien — Anm. BMF) vielzuviel Arbeit	100

	hatte daher schon mehrere Jahre den Hansmichel und das Weberle als Heuer angestellt, zwei Männer, die allerdings mit dem „ ledigen G'schäft “ (gegenseitige Neckereien — Anm. BMF) nichts mehr zu tun hatten	100
Gebet	Düngen und dergleichen sei besser als Segen und Gebet [Bauer]	34
	Auch die Kapuziner leben nicht von ihrem Gebet , sondern von unserer Arbeit	35
	Barthle, der hastig im Stalle auf und ab schritt und Gebete murmelte um das und jenes	374
	Man durfte sich schon freuen, denn das gemeinsame Gebet in Barthles Haus [Barthle] [Mariann] [Klausmelker]	416
	doch ein Blick auf die Versammlung und ein Gebet [Pfarrer, neuer] zu dem, der seinen Lehrern und Nachfolgern seinen heiligen Geist versprach	420
	hatte er die Zuversicht gewonnen, die das Gebet [Pfarrer, neuer] dem frommen Diener Gottes zu geben vermag	420
Gebeter	und hat Gebeter [Gemeinde, früher] und Segen gehabt und alles, wie sich's gehört	33
Gebot	an Sonntagen brauchst du nicht gegen das Gebot Gottes zu arbeiten	73
Gebrüll	wo es jetzt dem Gebrüll der Kühe gelang	386
Gefragte, die	„O“, sagte die Gefragte [Senn] lächelnd	322
Geheul	wie das Geheul [Gemeinde] erst anging	193
Gejammer	Das ewige Gejammer [Naglerin] entmutigte noch mehr als alles andere	43
Geklatsch	und ein Geklatsch war [Gemeinde] und eine Aufpasserei, daß ich oft hätte davonlaufen mögen	219
Gelächter	Da mochten dann die Besonneneren die seinen Spott und das Gelächter seiner Anhänger [Anhänger des Sepp] fürchteten	50
	in Dornbirn habe ihn eine Gesellschaft studierter und halbstudierter Herren mit Spott und Gelächter aus dem Lesezimmer getrieben	288
	das schadenfrohe Gelächter des Vorstehers und der Seinen zu hören geglaubt	310
Gemurmel	Am untern Tisch entstand ein leises Gemurmel [Schnäpsler]	30
	ohne sich um das am Tische laut werdende Gemurmel [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] nur im geringsten zu bekümmern	175
	Ein unwilliges Gemurmel durchlief den immer noch wachsenden Kreis der Umstehenden [Gemeinde, die Umstehenden]	385
	Ein unwilliges Gemurmel [Heuzieher] ging durch die Menge	396
Geplärr	das Rosenkranzbeten sei meistens nur Lippengottesdienst, leeres Geplärr [Gemeinde]	32
Gerede	Das Gerede [Gemeinde] von einer Hochzeit, einem Todesfall, einer Wirtshausschlägerei oder einer neuen Bruderschaft	326
Gesagtes	Marie ging wieder in die Küche, aber ihren Vorsatz, „dem Gesagten [Sepp] nicht mehr nachzusinnen“, hielt sie nicht	93
Gesang	Der Gesang der Vögel war oft begleitet vom Krachen zusammenstürzender Lauinen und dem Rauschen des Wassers	114

	als er dem Gesang [Herren im Traum] eine Zeitlang verwundert zugehört hatte	188
Geschichte	als die Tochter [Therese] mit der stundenlangen Geschichte einer Kuhfamilie in auf- und absteigender Linie fertig war	53
	die Geschichte einer Kuh von A bis Z anhören zu müssen [Bauern]	157
Geschwätz	Nein, er verdiente gar nicht, daß ein Ehrenmann sich durch sein Geschwätz [Sepp] auch nur eine Minute verbittern ließ	63
	denn er meinte, je größer der Haufe sei, desto größer werde das Geschwätz [Heuleute]	100
	Sepp hielt diese Rede [Senn] nur für das heuchlerische Geschwätz eines eiteln Frömmers	124
	dem allgemeinen Geschwätz [Gemeinde]	153
	wir aber sind nicht da, um uns bloß vor eurem [Franz] [Sepp] Geschwätz zu schämen	202
	wo man die unglücklichen Zeitungsnachrichten nur eitles Geschwätz schalt	205
	Der fromme Mann darf nicht denken, drum muß er jedem frommen Geschwätz [Zigeunerin] glauben	294
	ihm durch ihr [Weib, des Doktors verstorbenes] unvorsichtiges Geschwätz da und dort böses Spiel machte	336
	Es sind Leute da, die dein hoffärtiges Geschwätz [Franz] nicht mehr hören mögen	344
	Das dümmste Geschwätz [Zigeunerin] und das erbärmlichste Lied können Wunderdinge	361
	Sie kann dein dummes Geschwätz [Mariann] ebensowenig leiden als ich	373
Gespräch	das Wetter als Anknüpfungspunkt ihrer Gespräche [Städter und andere Stubenmenschen] dienen muß	17
	während ihn [Bauer] beinahe jedes Gespräch langweilt, wenn er zum bloßen Zuhören verdammt ist	21
	sich in ein Gespräch [Franz] mit ihm einzulassen	27
	alles lieber als ein vertrautes ernsthaftes Gespräch [Mariann] über etwas ihr am Herzen Liegendes	172
	Neben den im Herbst gewöhnlichen Gesprächen [Gemeinde] über den Käse- oder Kuhhandel	205
	Das Gespräch [Barthle] [Klausmelker] [Mariann] wurde immer lebhafter	280
	wiederholte [Mariann] sich manches Gespräch mit Franzen	374
	Barthle hörte das Gespräch mehrerer [Besucher, Todfall], die sich eben seinem Hause näherten	394
Gewaltspruch	wenn sie sich beugen müßte einem Gewaltspruch [Barthle] oder einer Rechnung	250
	wenn sie sich beugen müßte einem Gewaltspruch [Barthle] oder einer Rechnung	253
Gruß	als auch Barthle in die Stube kam [...] ohne einen Gruß oder ein freundlich Wort	28

	war über Franzens freundlichen Gruß viel erstaunter	201
Gruß, Englischer	[Franz] fing jetzt unwillkürlich den Englischen Gruß an	214
Händel	Drum gab's zuerst Händel in einzelnen Haushaltungen, dann in der ganzen Gemeinde	219
Heuchler	Darum kümmern sich nur erbärmliche Heuchler [Gemeinde] und Spitzbuben	117
	„Und Ihr meint nun, Klausmelker sei ein Heuchler ?“	122
	Der Bettler findet Wohltäter, der Schmeichler Freunde und der Heuchler Gönner [kein Sprecher]	192
	Er [Franz] ist — das hat er nun bewiesen — kein Heuchler	196
	wenn ich [Klausmelker] schon kein Heuchler mehr sei	356
Hitzkopf	Er [Pfarrer, neuer] ist wohl nicht mehr der alte Hitzkopf	418
Hörensagen	Nicht vom Hörensagen [Gemeinde], sondern durchs Tun kann man etwas lernen	137
Jubelruf	daß Berg und Tal seinem Jubelruf [Franz] antworteten	221
	je mehr sie im Jahr schon solche Jubelrufe schuldloser, mit sich und der Welt zufriedener Menschen gehört haben	222
	der Widerhall gab's, ihre Stimmen zu einem Jubelrufe verschmolzen, wieder zurück	256
Juhschrei	Da aber hört er einen Juhschrei [Nächtler]	226
Juhzer	Ein recht herzhafter froher Juhzer [Franz] in die schöne Gotteswelt hinaus	222
	so ein Juhzer [Franz] kommt mir fast wie ein Beichtschein vor	222
	Ein Juhzer im Wirtshaus [kein Sprecher] gibt kein Echo	222
Klage	In deinem Blick starrt eine Klage [Franz] mich an	194
	wenn Klausmelker sich so aufführte, daß der [Barthle] keine Klage hatte	275
	„Euere Vergangenheit“, unterbrach Klausmelker mitleidig die Klagen des Mädchens [Rösle]	315
	konnte man [Gemeinde] überall die Klage hören	368
Klagetön	während ich [Nagler] dieses Jammertal mit den ersten Klagetönen anheulte	41
Klaggeschrei	Wahrlich, die Mißlaute in der Stimme des Volkes gleichen dem Klaggeschrei eines mißhandelten Kindes	311
Kränkung	Das Elend der Armut, alle Kränkungen [Gemeinde], alle Zurücksetzungen, die er hatte erfahren müssen	47
	Sein Bewußtsein, das Rechte gewollt zu haben, war immer wieder stark genug, ihn über Kränkungen [Gemeinde] zu trösten	51
Lächeln	doch Sepps teuflisches Lächeln ärgerte ihn noch zu sehr, um sein Schweigen zu bereuen	381
Lärmen	aber [Barthle] fang jetzt doch keinen Lärmen an	267
Lied	Wiener Späße und Tiroler Schützenlieder [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] und ‚sa sa geschmauset‘ mit den lateinischen Brocken	178

	War es nicht Torheit gewesen, wegen einem Liede [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] den Leuten ihre Freude zu verderben	189
	eigentlich ihre Abneigung gegen solche Lieder und solche Sänger [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag]	203
	Das dümmste Geschwätz [Zigeunerin] und das erbärmlichste Lied können Wunderdinge	361
Liedchen	und [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] wollten ihr Liedchen wieder fortsingen	180
Lob	die übrigen Dorfbewohner aber wollten diesem Lob nicht beistimmen	266
	„Gott Lob und Dank [Barthle] im hohen Himmel!“	384
Lobrede	Wenn du mich nur mit deinen [Franz] Lobreden gehen lassest	155
Lobredner	Bald war sein [Franz] gutes Herz ihr Lobredner geworden	144
	Franzen, dem begeisterten Lobredner der öffentlichen Meinung	310
Lüge	ist denn alles nur Schein und Lüge , was man von denen erzählt	217
Lügner	aber komm nie mehr unter mein Dach, du Lügner “ [Klausmelker]!	109
	oder sie sind feindselige unverschämte Lügner [Gemeinde]	207
	Ist der Lümmel [Klausmelker] doch als Lügner und als Dieb fortgegangen	238
	„ Lügner [Klausmelker] und Dieb“, an diesen zwei Worten hielt Barthle sich fest	239
	mein Unglaube würde dich zu einem Lügner [Franz] machen	277
Machtspruch	mit einem bloßen Machtspruch [Gericht, das] sei ihm nicht zu helfen	344
Machtwort	dann aber machte der Gemeindediener mit dem Machtwort „Aschermittwoch“ der ganzen Herrlichkeit ein Ende	299
Meinung	Es ist selten, daß ein — Mensch die Kraft besitzt, sich über die Urteile und Meinungen [Gemeinde] der Menschen zu erheben	63
	Weil er gegen die Urteile [Gemeinde] und Meinungen anderer noch nicht gleichgültig ist	122
Meinung, öffentliche	Ein Mann wie der Barthle mußte sich doch nicht mehr immer nach der öffentlichen Meinung [Gemeinde] richten	65
	Es ist daher kein Wunder, wenn die öffentliche Meinung [Gemeinde] —“	116
	„Es gibt gar keine öffentliche Meinung [Gemeinde]“	116
	Noch keiner ist wahrhaft, das heißt innerlich besser geworden, wenn er sich um die sogenannte öffentliche Meinung [Gemeinde] kümmerte	117
	Ich bring’ dir noch etwas Neues mit von einem, der bei deiner öffentlichen Meinung [Gemeinde] auch nicht im besten Ruf ist	117
	„Die Sprichwörter [Gemeinde] sind öffentliche Meinungen und ich habe dieselben in letzter Zeit zu sammeln und zu studieren angefangen.“	123
	als die öffentliche Meinung [Gemeinde]	153
	daß er sich auch auf die öffentliche Meinung [Gemeinde] berief	242
Meldung	Nun, für die Meldung [Sepp] dank ich von ganzen Herzen	273
Mitteilung	so will ich [Sepp] nun durch Mitteilung der Wahrheit ihr das Handwerk oder Kopfwerk für immer legen	192

	alte Wunden durch eine zwecklose Mitteilung [Franz] wieder aufzureißen	236
	Hansmichel, der sich durch diese Mitteilung den Barthle sehr zur Dankbarkeit verpflichtet zu haben wähnte	332
	der durfte nicht sehen, welchen Eindruck seine [Hansmichel] Mitteilung mache	332
	So unterhielten sich die Zurückgebliebenen [Greise, weißhaarige und Mütterchen, alte] durch gegenseitige Mitteilung ihrer Wünsche und Hoffnungen	422
Murrkopf	„Der Murrkopf “ [Barthle], hieß es	399
Nachrede	Franz schrieb dies nur ihrer Furcht vor den übeln Nachreden böser Leute [Gemeinde] zu	233
Nachricht	der [Martin, der alte] sein Weib mit der frohen Nachricht vom glücklichen Vogelfang des Jüngsten	228
Neckerei	Heute war aber an solche Neckereien [Mäher] nicht zu denken	79
	Die Aufpasserei und Neckerei zwischen den Gescheiten und Frommen hat ganz aufgehört	422
Notschrei	war nur noch der Notschrei der geschlagenen Eigenliebe	161
	in dem er den Notschrei des Freimaurers [Sepp] zu erkennen vermeinte	382
	hörte er mitten im Lärm der Menschen und der Elemente immer wieder Sepps letzten, bängsten Notschrei	394
Pfiff	Gelt, Bürschlein, wir kennen euere [Klausmelker] Pfiffe !	405
Plaudertasche	wie ich [Mariann] zuzeiten eine Plaudertasche bin	173
Predigt	Der gute Pfarrer [Pfarrer, neuer] hat dann unermüdlich gelehrt und erklärt in Predigt und Christenlehr'	32
	Dem guten Sepp, der diese Predigt [Pfarrer] erstaunt, aber mit ruhigem Gewissen anhörte	57
	Aber da mußte er noch eine Predigt [Marie] hören	57
	Sonst hatte die Predigt [Pfarrer] allen, die den Sepp kannten, außerordentlich gut gefallen	58
	„Ja geltet, jetzt kommt der Wunder (die Neugier)?“ rief Hans, rasch den Kopf aufrichtend, den er während der Predigt [Arbeiter des Sepp] hatte hängen lassen wie ein armer Sünder	81
	Dann wisse kein Mensch, was man am Sonntag in der Predigt [Pfarrer] wieder alles hören müsse	91
	nun fängt er auch noch an in seinen alten Tagen, Predigt [Pfarrer] und Amt zu versäumen	112
	sollte man doch in Predigt [Pfarrer] und Amt gehen können, man wird sonst gar zu zeitlich	125
	„Das wäre doch keine Antwort auf so eine Predigt “ [Pfarrer], sagte der Senn	126
	dem Sennen geht es mit dieser Predigt [Pfarrer] wie mir mit einer andern von den falschen Propheten	126
	Mit jener Predigt hat er [Pfarrer] mich ausgestoßen aus der Gemeinde	126

	Noch selten hatte Franzen etwas soviel Kopfarbeit gemacht als diese Predigt des Sennen	139
	daß er der Predigt [Pfarrer] nur wenig Aufmerksamkeit schenkte	159
	denn er habe unter der ganzen Predigt [Pfarrer] einen Kopf gemacht wie eine gelbe Rübe	160
	daß er von der Predigt [Pfarrer] kein Wort, ja keine Silbe gehört habe	160
	das also wär' die Nutzenanwendung deiner [Franz] Predigt ?	170
	wie früher die Predigten der Apostel von allen Nationen verstanden worden sein sollen	185
	nahm die wohlverdiente Predigt [Vorsäßgesellschaft] ziemlich geduldig auf	226
	in einer recht scharfen Predigt [Pfarrer] Kinder und Eltern aufmerksam zu machen auf den Abgrund mitten im Dorf	263
	„So, das will ich dem Pfarrer sagen, daß du auch noch in eine Predigt [Pfarrer] kommst wie der Sepp.“	334
	„Nun tät ich [Franz] gerne eine kleine Red' halten; ihr nennt's gewöhnlich eine Predigt !“	337
	Mich hat seine [Franz] Predigt wieder einmal recht lebhaft an meinen jüngsten Bruder, den Studenten, erinnert	340
	Dort saß der Pfarrer am Schreibtisch und studierte die Predigt für den nächsten Sonntag	349
	die dem Tosen des Sturmes wie einer Predigt [kein Sprecher] von der ewigen Allmacht lauschte	374
	was allgemein nur des Pfarrers [Pfarrer, neuer] „göttlichen“ Predigten zugeschrieben wird	422
Prophezeiung	daß gerade er die Prophezeiung der Zigeunerin bestätigte und daß er nun alles für eine Fügung Gottes halte	324
Psalter	wie wenn der Psalter [Gemeinde] dem in der Gemeinde zuerst Sterbenden zukommen sollte	17
	schaute sie [Gemeinde] wehmütig hinauf in den starren Nebel, der ihrem Psalter zum Trotz wieder ordentlich fallen ließ	18
	der den gestrigen Psalter [Gemeinde] so gnädig aufgenommen hatte	77
Rat	Hatte doch der Freimaurer [Sepp] fast jedem von ihnen schon mit Geld oder gutem Rat geholfen	37
	Der Bauer höre auf den Rat jeder alten Pflastersibylle, weil es — doch wenigstens ein Rat sei	49
	Der Bauer höre auf den Rat jeder alten Pflastersibylle, weil es — doch wenigstens ein Rat sei	49
	Verwandtschaft, die den Kredit nie zum Wackeln kommen lasse, und im Notfall mit Rat und Tat aushelfen könne	53
	„Deinen Rat [Haldenbauer] b[r]auch' ich hoffentlich nie	54
	Seine [Sepp] Bereitwilligkeit, arme, aber arbeitsame Menschen mit Geld und gutem Rat zu unterstützen	55
	alles wolle gleichberechtigt sein und oft fänden sogar die ärgsten „Bettler“ auf dem Gerichte Rat und Hilfe	80

	Nun soll gestern der Adlerwirt beim Sepp gewesen sein, um sich guten Rat und vielleicht auch noch etwas mehr von ihm zu holen	83
	daherkomme und Rat [Sepp] und Hilfe suche, so sei für einen Mann wie ihr Sepp die Versuchung, aus einem Feind einen Freund zu machen	94
	den Rat des Sennen	136
	Wenn Franz meinem Rate [Senn] gefolgt hätte	202
	Einen Freund [Sepp], der ihn bald mit Rat und Tat noch ganz zugrunde richten wird	269
	„Da frag’ einen, der gerade mehr guten Rat [Sepp] bei sich hat	307
	Der wahre Frieden ist dann aber durch diesen Rat [Pfarrer]	336
	dem lieben Manne, der für jedes Kind etwas Süßes und für jeden Vater ein freundlich Wort, Rat [Sepp] und Hilfe hatte	415
	Wer einmal Rat [Sepp] und Hilfe suchend zu ihm kam	415
Ratgeber	Wunderlich, daß ich auf einmal so freundliche Ratgeber [Pfarrer] bekomme	59
	Du bist also wenigstens ein guter Ratgeber [Senn]	202
	allen war er [Pfarrer, neuer] noch der Mann nach ihrem Herzen, ihr Ratgeber , Tröster, Helfer	417
Rede	Man hatte durch die Rede [Bauer] des im Alpenleben so Unerfahrenen zwar keinen Grund	26
	Da sei vom Gescheitsein freilich keine Rede [Bauern]	27
	etwas unbäurisch und sonderbar sind wohl dem geneigten Leser schon die Reden Sepps vorgekommen	40
	Dem jungen Sepp, der mehr als der Vater auf die eigene Kraft vertraute, kamen diese Reden [Nagler] etwas wunderlich vor	47
	diese Reue fand häufig in lieblosen Reden [Gemeinde] und noch Ärgerem ihren Ausdruck	52
	Sepp brachte ohne viel Kopfzerbrechen der langen Rede [Haldenbauer] kurzen Sinn heraus	53
	Daß dem Sepp solche Reden [Haldenbauer] nicht besonders gut gefielen, kann man sich denken	54
	Nach der Rede des Haldenbauers war eine lange Pause entstanden	54
	Es wußte ja jedermann, was man von seinen Reden [Sepp] zu halten habe	63
	Wo ist wohl die Mutter, der so eine Rede [Sepp] nicht wohl täte	90
	aber ihre [Marie] Rede ist nicht mehr Sturmgeläute	90
	von einem Rechte des Finken ist vernünftigerweise keine Rede [Sepp]	93
	Weiber und Mädchen ängstigend mit unverschämten Blicken und Reden	94
	Sie mochte seine Reden [Sepp] umkehren, so oft sie wollte	94
	Die einsam Lebende, die schon oft tagelang über ein unbedeutendes Ereignis, eine einzige Rede [kein Sprecher] nachgedacht hatte	96
	Seit der Klausmelker da fortgelaufen, ist mir diese Rede [Mutter des Hansmichel] schon viel und oftmals in den Sinn gekommen	102

Dem Hansmichel gefiel diese Rede [Weberle] ungemein wohl	108
Sepp kümmerte sich nicht viel um die Reden der ihm Nachsehenden [Gemeinde]	113
ist mir eine Rede des Seilers oben im Dorf eingefallen	122
Sepp hielt diese Rede [Senn] nur für das heuchlerische Geschwätz eines eiteln Frömmers	124
Marien ging ein Stich ins Herz, so oft sie solche Reden [Sepp] hörte	131
solche Reden [Arbeiter des Sepp] durch die Wände hindurch zu hören	132
Marien kamen diese Reden [Sepp] grausam hart vor	133
Diese Rede [Senn] machte auf Franzen einen merkwürdigen Eindruck	149
ihm sei diese Rede [Weib des alten Martin] so — so, er wisse nicht wie, vorgekommen	159
Von Freundschaft ist hier keine Red' [Sepp]	168
[Franz] hatte in der letzten Zeit wunderschöne und ungemein lange Reden zusammengestellt	172
„Davon ist auch nicht die Rede “, beruhigte Sepp	200
Die Rede des Sennen ärgerte ihn weniger	201
Solche Reden gehen heut' überall im Dorf herum [Gemeinde]	203
wovon denn eigentlich die Rede [Älpler] sei	206
von Gefühl ist hier keine Rede [Franz]	219
der Sinn seiner [Doktor] Rede ist so	223
auch die harmloseste Rede [Vorsäßgesellschaft] ihn an seinen Hochmut [...] erinnerte	227
Er schien auch nicht der einzige zu sein, der des Hausvaters Rede auf ihn und seinen Vater bezog	227
Mir ist wieder des Seilers Rede eingefallen	235
zeigte sich in all seinen [Barthle] Reden und Handlungen	237
Ein Sterbzeichen nennt man die Rede [Mensch, von dem man eine solche Rede oder Tat am wenigsten erwartet hätte] oder die Tat eines Menschen	238
Diese Rede [Barthle] kam Mariannen so unerwartet	241
Mariann war noch zu erschrocken, um diese und andere Reden lächerlich zu finden	246
bewunderte sie seine [Franz] männliche Rede	250
sie [Mariann] erschrak über das, was diese Rede verraten hätte und schwieg	254
Anfangs war Mariann über solche Reden [Barthle] beinahe erschrocken	257
auch sie wurden durch diese und ähnliche Reden des Sennen und seiner Freunde beseitigt	263
ob die in dieser Rede [Barthle] enthaltenen Vorwürfe	268
„von Gnaden ist hier [Barthle] gar keine Rede “	272
Vom gegenseitigen Geben und Empfangen ist keine Rede [Mariann]	276
der diese Rede [Klausmelker] wunderlich vorkam	281

	Durch Sepps Rede nun war er daran erinnert worden	301
	Auf Reden [Gemeinde], wie die oben erwähnten	323
	Es muß ihm nachgesagt werden, daß seine Eifersucht und sein Unmut sich nie durch lieblose Reden [Klausmelker] Luft machten	325
	Franzens Feuer in seinen Reden gegen die drückendsten Übelstände hatte auch sie erwärmt	328
	Einige lachten über diese Rede [Gesellschaft beim Adler, mehrere]	339
	aus Ihren [Doktor] bilderreichen Reden aber	341
	Mit einer Herzlichkeit, die Franzen seine harte Rede bereuen machte	354
	bis er sich von seinem Staunen über diese Rede [Franz] wieder ein wenig erholt hatte	362
	Die unbedeutendste Rede jedes einzelnen [Retter des Sepp] freute ihn	401
	noch mehr der Schluß seiner ziemlich langen Rede [Sepp], welcher eigentümlich feierlich klang	402
	Nach dieser langen Rede schloß Sepp erschöpft die Augen	402
	Alle Reden und Handlungen des Vaters [Barthle], die ihm sonst hart vorkamen	404
	Klausmelkern war es während dieser Rede [Pfarrer] warm und kalt worden	405
	die Rede des Glaubenden, Liebenden, der sich nur für das Werkzeug einer höhern Macht hält	422
Redender	die dem Redenden [Sepp] nicht wieder gut würde	90
	obwohl der Redende [Franz] etwas leiser sprach als vorher	246
	Die verstellte Stimme läßt den Redenden [Nächtler] nicht erkennen	247
	sie strengte sich vergebens an, den jetzt ganz leise Redenden [Franz] zu verstehen	247
	Das Rösle sah den Redenden [Klausmelker] erschrocken, erstaunt an	315
	Der Doktor fuhr heftig auf und sah den Redenden [Pfarrer] starr an	341
Redensart	Die alte Redensart [Erzähler]: „Wer Geld hat, läßt bauen, und wer es recht dick hat, läßt malen und anstreichen auch noch“	84
	Der Senn begegnet meinen Weltverbesserungsplänen stets mit der bekannten Redensart	116
	Wie furchtbar muß ich [Franz] jetzt den Ernst einer Redensart empfinden	182
	Nur sich selbst befahl sie [Marie] stets mit Sprüchen und allgemeinen Redensarten	225
	Der Sammler von Sprichwörtern und treffenden Redensarten [Vorsäßgesellschaft]	229
Rederei	wie Vater und Sohn [Franz] [Sepp] heut noch lachen über euere Redereien	161
Redestrom	welche [Bauern] bisher noch den Redestrom zurückgehalten hatten	158
Redner	Eine Musik ist schön wie eine Orgel, ein guter Redner [kein Sprecher] kann's wie ein Pfarrer	124

Rosenkranz	Erst beim dritten Rosenkranz [Gemeinde] ist er kommen	25
	„Den Rosenkranz [Gemeinde] und das Benedizieren und den Skorpion“	89
Rosenkranzbeten	der einst in seiner Gemeinde das gedankenlose Rosenkranzbeten [Gemeinde, die frühere des neuen Pfarrers] ein wenig hab’ einschränken wollen	418
Rosenkränzler	was sie von solchen formstrengen Rosenkränzlern [Gemeinde] zu halten habe	244
Ruf	Durch solche Streite komme man in bösen Ruf [Gemeinde]	90
	Ich bring’ dir noch etwas Neues mit von einem, der bei deiner öffentlichen Meinung auch nicht im besten Ruf [Gemeinde] ist	117
	das war für Franzen der Ruf [Senn] zum Heimfahren	123
	wie dann die Rufe einzelner wackerer Vaterlandsfreunde allüberall ihr Echo gefunden	347
	bis die Retter [Retter des Sepp] mich wecken mit dem Ruf : Er lebt!	401
Rufender	daß sie herzlich gern der Stimme des Rufenden [Pfarrer] wieder folgten	331
Sänger	nachdem er eine Zeitlang den Sängern [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] zugehört hatte	178
	Beide hörten den Sängern [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] zu	178
	Man hieß die Sänger [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] schweigen	180
	eigentlich ihre Abneigung gegen solche Lieder und solche Sänger [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag]	203
	oder [Franz] ein guter Sänger wäre	212
Schilderung	Nur glaubte Mariann aus der traurigen Schilderung [Klausmelker] seiner ersten Erlebnisse	68
	Abendelang hatte es [Weberle] ganze Gesellschaften unterhalten mit der prachtvollen Schilderung eines Hoffestes	331
Schimpf	ist er [Gemeinde] trotz allem Schimpf und Spott so ziemlich der nämliche geblieben	51
	seine Heirat mit Marien wurde daher [...] von allen Reichen und Angesehenen als ein Schimpf [Gemeinde], eine Beleidigung angesehen	54
Schimpfrede	die, welche zum erstenmal da sind, wollen etwas mehr hören als Schimpfreden [Doktor]	346
Schmeichelei	die Schmeicheleien der allerdings viel unwissenderen Mitgesellen	49
Schmeichler	Der Bettler findet Wohltäter, der Schmeichler Freunde und der Heuchler Gönner [kein Sprecher]	192
Schrei	ein Mark und Bein durchdringender Schrei [Sepp]	389
Schreihals	Kommt am Ende noch gar eine Base oder Nachbarin mit all ihren Schreihälsen [Kind]	20
	Hab’ ich das weniger verdient als dieser Schreihals [Kind, das zur Taufe getragen wird]?	41
	es waren so schöne Träume, die du träumtest, wenn du deinen kleinen Schreihals [Franz] auf den Knien wiegstest	197
	Sitzen oder stehen irgendwo euer etliche beisammen, so fängt natürlich eine von ihrem kleinen Schreihals [Kind] zu erzählen an	427

Schwätzer	Abah, Weberle! Du bist ein Schwätzer	39
	sie glauben und trauen dem nächsten Schwätzer [Gemeinde]	58
	Warum darf der Pfarrer jedem Schwätzer [Gemeinde] und Lump, den er im Grund' selbst verachten muß, glauben	58
	Himmel, ich wollte dir den frommen Schwätzer [Franz]	117
	Der erste glattgestriegelte Schwätzer [Adlerwirt], der sich ihr genaht	318
Schwätzerin	„Ich kann es nicht und vor der erbärmlichen Schwätzerin [Zigeunerin] hab' ich mich noch schämen müssen für ihn.“	293
Schwatzhaftigkeit	zuweilen wird sie sogar zur Schwatzhaftigkeit [Mariann]	173
Segen	und hat Gebeter [Gemeinde, früher] und Segen gehabt und alles, wie sich's gehört	33
	Düngen und dergleichen sei besser als Segen [Geistlicher] und Gebet	34
Segenswunsch	Begleitet von den Segenswünschen der Zurückbleibenden [Angehörige der Retter des Sepp]	398
Seilerrede	Diese Seilerrede hab' ich nie vergessen	122
Singender	so daß die Singenden [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] erstaunt schwiegen	178
	Eine Zeitlang sah er starr die Singenden [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] an	179
Spaßmacher	Der [Älpler] ist ein Spaßmacher	212
	ein lauter, etwas derber Spaßmacher [Klausmelker]	243
	Man brauchte keinen Spaßmacher [Weberle]	426
Spott	Da mochten dann die Besonneneren die seinen Spott [Sepp] und das Gelächter seiner Anhänger fürchteten	50
	ist er [Gemeinde] trotz allem Schimpf und Spott so ziemlich der nämliche geblieben	51
	so war den Ärmeren sein [Sepp] Spott über ihren Aberglauben noch verdächtiger	55
	zum Schaden auch noch Spott [Sepp] nehmen müssen	63
	den schonungslosesten Spott [Beiknecht] [Senn] anhören mußte	138
	„Was gehn dich meine Suchten an?“ fuhr Franz, der heute den Spott des Sennen nicht ertragen konnte	213
	aber was kümmerte ihn der Spott [Gemeinde]	285
	in Dornbirn habe ihn eine Gesellschaft studierter und halbstudierter Herren mit Spott und Gelächter aus dem Lesezimmer getrieben	288
	denen, die sich trotz allem Spott [Gemeinde] noch einstellten	328
	und Spötter behaupteten, eine billigere Mode sei noch gar nie dagewesen	329
Spöttrede	die denn auch die Spötter bald zum Schweigen brachten	329
	Die Spottreden [Gemeinde] derjenigen, denen von Sepps Tagelöhnern diese und ähnliche Auslassungen desselben mitgeteilt wurden	60
	die Spottreden desselben [Sepp] taten ihm doch weh	133

Sprache	so würden die beim Adlerwirt die Sprache der Wahrheit errötend gehört und verstanden haben	185
	Franz wurde durch diese entschiedene Sprache [Klausmelker] lebhaft an seinen ehemaligen Spielkameraden erinnert	354
Sprache des Herzens	wo der [Klausmelker] wohl so die Sprache des Herzens reden gelernt habe	353
Sprichwort	„Mit deiner [Franz] Sprichwörter - und Altweiberweisheit laß ich dich nicht obenauf	116
	„Die Sprichwörter [Gemeinde] sind öffentliche Meinungen und ich habe dieselben in letzter Zeit zu sammeln und zu studieren angefangen.“	123
	Der Sammler von Sprichwörtern und treffenden Redensarten [Vorsäßgesellschaft]	229
Spruch	Der Spruch [kein Sprecher]: trenne und herrsche! schien sich zu bestätigen	219
	Nur sich selbst befahl sie [Marie] stets mit Sprüchen und allgemeinen Redensarten	225
	Wie kann man [Lieferant] aber die Fehler der Stickerinnen und die Frömmelei zusammennehmen und verurteilen mit dem gleichen Spruch ?	365
Stichelrede	„Daß er unrecht hatte, läßt sich durch solche Stichelreden [Doktor] nicht beweisen	346
Strafpredigt	In den nächsten Tagen erzählte man immer und überall von der Strafpredigt des Pfarrers	345
Tadel	die Leidenschaften zeigten sich nur da, wo es ohne Tadel [Gemeinde], ohne Schaden geschehen könnte	49
Tagesgeschwätz	„Ich meine, so entstehe nur das Tagesgeschwätz [Gemeinde].“	116
Tedeum	daß sie [Gemeinde] alle jubelnd hätten einstimmen mögen in das feierliche Tedeum	421
Tischgebet	Sepp kam erst nach dem Tischgebet [Marie] aus einem Nebenzimmer	83
	Nach dem Tischgebet schickte Barthle die Heuer rechts, die Heuerinnen links	99
	der unter dem langen Tischgebet [Barthle]	101
	Nach dem Tischgebet verließ Barthle das Haus	274
Tröster	allen war er [Pfarrer, neuer] noch der Mann nach ihrem Herzen, ihr Ratgeber, Tröster , Helfer	417
Trösterin	sie [Arbeit, die] war ihm die dankbarste Freundin gewesen und die beste Trösterin , der es immer gelang, den Aufgeregten zu beruhigen	87
Trostspruch	habe der gute Mann [Sepp] immer einen frommen Trostspruch	19
Unterhaltung	Das machte der Unterhaltung [Bauern] ein Ende und alle eilten der Heimat oder dem Wirtshause zu	27
	besuchte der von Kindheit an an die Einsamkeit und die Unterhaltung mit sich selbst Gewöhnte [Sepp]	50
	Er war niemals ein Freund und Liebhaber von Unterhaltungen [Gemeinde] gewesen	157
	Das seien doch Unterhaltungen [Bauern]	157
	über die Unterhaltungen der Bauern	157

	dachte er wieder an sein früheres Urteil über solche Unterhaltungen [Bauern]	158
	diese ihm ganz neue Unterhaltung [Bauern]	159
	wenn euch unsere [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] Unterhaltungen nicht gefallen	202
	An der Unterhaltung der Nahtstubat [Vorsäßgesellschaft]	236
	war's schon nicht mehr bloß um Unterhaltung zu tun [Versammelte beim Franz]	328
	in der Unterhaltung [Retter des Sepp] [Sepp] mit den ihn durch Speise und Wein Erquickenden	401
Unterredung	Nach einer leisen, ziemlich lange währenden Unterredung [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag]	179
	wie ängstlich der Doktor bisher jede Unterredung mit ihm gemieden hatte	215
	Der Zweck des Doktors bei dieser Unterredung war ja doch nur der	215
	wenn sie sich wieder bei einer Unterredung [Mariann] mit dem Jugendspielen fand	243
	als die Mutter ihm von der Unterredung der beiden Männer [Barthle] [Sepp] erzählte	275
	Als das Rösle der Mutter am Sonntag seine Unterredung mit Klausmelker erzählte	316
Urteil	Seinen [Sepp] Urteilen wie einseitig sie zuweilen auch sein mochten	49
	Es ist selten, daß ein — Mensch die Kraft besitzt, sich über die Urteile [Gemeinde] und Meinungen der Menschen zu erheben	63
	milderte das Mitleid mit dem Verstoßenen ihr [Mariann] Urteil : „Es wäre ja schrecklich	69
	Er war nur gerecht und ging, ohne sich um die Urteile der Welt und um das Zucken des Vaterherzens bei dem Worte Gerechtigkeit zu kümmern	70
	Weil er gegen die Urteile [Gemeinde] und Meinungen anderer noch nicht gleichgültig ist	122
	seine [Sepp] Urteile über die Bauern	133
	um sich um ihr Urteil [Gemeinde] über ihn zu kümmern	160
	das allgemeine Urteil [Gemeinde] über Euch	170
	nach Gottes Urteil immer hierzu bleiben habe	188
	dieses Urteil [Franz]	211
	dann sein [Rösle] Urteil über ihn hörte	312
	„Allerdings, aber wer, he was! wer kümmert sich um unser [Gesellschaft beim Adler] Urteil ?“ fragte das Weberle	338
	nicht nur an die Gegner [Gegner des Sepp] dachte er, deren Urteil er bestätigt hätte	392
Vaterunser	Bettler, die ein Vaterunser bringen vor jede Tür und dafür ein Almosen fordern	291
Versprechen	Sie [Franz] [Klausmelker] schieden mit dem Versprechen , bald wiederzukommen	369

Verteidiger	Ja, Klaus war sogar Sepps Verteidiger	37
Verteidigung	die [Bauern], die etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen gewußt hätten, wagten nicht zu reden	23
Verteidigungsrede	die lange Verteidigungsrede des Vaters [Barthle]	242
Volksgesang	und den Wälder Volksgesang [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] im allgemeinen	189
Vorsatz	Daß dann dieser Vorsatz [Sepp] gewöhnlich bald wieder vergessen wurde	45
	Marie ging wieder in die Küche, aber ihren Vorsatz , „dem Gesagten nicht mehr nachzusinnen“, hielt sie nicht	93
Vorschlag	der Vorschlag des Sennen, in Zukunft beim Adler zusammenzukommen	331
Vorurteil	wenigstens für den Augenblick auch die letzten Vorurteile [Bauern] gegen den Sonderling beseitigt	158
Vorwort	Dann stürmte letzterer [Barthle] durch das ganze Haus, und als er Klausmelkern endlich fand, fragte er ihn ohne Vorwort und Einleitung: „Ist's wahr, daß du verstohlen zum Adler hinabgehst?“	334
Vorwurf	da er bald jedes ihrer Worte [Naglerin] für einen Vorwurf hielt	43
	Häufig mußte er von ihr [Marie] den Vorwurf hören, er mache sein Kind unglücklich	60
	die Vorwürfe des Barthle noch nicht vergessen hatte	101
	Auf solche Vorwürfe [Marie] pflegte Sepp [...] zu erwidern	132
	mit wahren Sündermienen hörten sie die Vorwürfe derjenigen [Bauern] an	161
	der letzte Verzweiflungskampf gegen den Vorwurf [Bauern] der Dummheit und Schwäche	161
	den in denselben liegenden Vorwurf [Doktor] verdient zu haben	215
	Es gelang dem Barthle fast jedesmal, mit diesem Gedanken die in ihm sich regenden Vorwürfe zum Schweigen zu bringen	239
	ob die in dieser Rede enthaltenen Vorwürfe [Barthle]	268
	„Ist's ein Vorwurf [Sepp] dem Pfarrer, daß man ihm mehr glaubte als dir	273
	fragte das Mädchen [Mariann] im Tone zärtlichen Vorwurfs	275
	„Und unsere Lieben?“ fragte Franz im Tone des Vorwurfs	354
	Klausmelker empfand den Vorwurf [Franz], der in diesen Worten lag	354
	Auch ich hab' mir selbst deinen Vorwurf [Franz] umsonst zu überlärmen versucht	364
Wahrheitsgeiger	nach welchem er [Franz] einst als Wahrheitsgeiger hätte auftreten sollen	129
	die Wahrheitsgeiger [Franz] sind keine beliebten Musikanten	201
Warnung	Der Pfarrer mit seinen Warnungen hatte recht	63
	Jetzt aber lief er trotz der Warnung der Mutter [Marie]	212
Warnungsruf	die diese heiligen Klänge [Kirchenglocken] nur für einen polizeilichen Warnungsruf halten	214
Wehklagen	Da [Barthle] [Pfarrer] ist dann groß Wehklagen in Israel	272

Wehruf	das Krachen der Tannen komme ihnen wie ein donnernder Wehruf der Natur vor	317
Wehschrei	das ihn wie ein Wehschrei der Natur durchschauende Donnern der Laien zu hören geglaubt	393
Widerrede	den man ohne Widerrede [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] ungehindert hatte nachgehen lassen	180
Widerspruch	indem er die derbsten Widersprüche [Beiknecht] [Senn]	138
	Franz, der an Widerspruch [Beiknecht] [Senn] nicht gewöhnt war	138
	dann sei er durch Widerspruch [Pfarrer] immer hitziger geworden	345
	ihr Widerspruch [Mariann] scheint dem Vater fast lieber zu sein als mein Beifall	352
Wort	als auch Barthle in die Stube kam [...] ohne einen Gruß oder ein freundlich Wort	28
	Mit diesen Worten schlug er [Barthle] die Stubentür hinter sich zu	35
	da er bald jedes ihrer Worte [Naglerin] für einen Vorwurf hielt	43
	und auch jedes freundliche Wort [Gemeinde], jeder Liebesdienst standen fest wie in Erz gegraben in seinem Gedächtnis	47
	Nur zuweilen kann er sich nicht enthalten, „ Worte [Sepp] — in den Sand zu schreiben“	51
	Das war wohl ein merkwürdig stolzes Wort für des armen Naglers Sepp	52
	jedes seiner [Sepp] Worte wurde auf der Goldwaage gewogen	55
	jetzt war er mit einem Wort [Gemeinde] „der Freimaurer“, ein Mann, dem nichts heilig war, der nichts glaubte, als daß zweimal zwei vier sei	55
	Der aber, von der ungeheuern Macht seines Wortes überzeugt, sah so lange großmütig zu, als Sepp zu den Stammgästen des Adlerwirts gehörte	56
	nicht so verächtlich gemacht haben als durch diese wenigen Worte [Sepp]	56
	„Jetzt nichts mehr, kein Wort [Marie]!“	61
	um sich damit ein gutes Wort und ein Bröcklein Zucker zu verdienen	64
	denn jedes harte Worte des Vaters [Barthle] rief die im Herzen des Mädchens schlummernden Anklagen gegen denselben wieder wach	70
	Ein kalter Schauer hatte sie überlaufen, als sie dieses Wort [Barthle] hörte	72
	Du verstehst das freilich nicht, aber glaub's auf mein [Sepp] Wort	93
	Barthle fuhr bei diesen Worten [Weberle] so heftig auf	99
	er müsse sich von den Worten des Pfarrers besonders getroffen gefühlt haben	160
	Die Kinder lockt man mit Zucker und die Narren mit freundlichen Worten	161
	Bei diesen Worten [Marie]	166
	Er erinnerte sich wohl noch an die Worte des Vaters [Sepp]	171
	das Wort des Sennen bestätigt	171
	jene Worte [Mariann], die dann Franzen so sehr aus der Fassung brachten	173
	die letzten Worte [Franz] hatte er nicht mehr gehört	181

[Mariann] ihn nicht schon durch den ersten Blick, das erste Wort an das Vorgefallene erinnerte	183
Mein ganzes Leben war ein Beweis der Wahrheit dieser Worte [Senn]	185
Ihr drittes Wort [Herren im Traum] ist immer Aufklärung gewesen	188
Er hatte über die letzten Worte [Doktor] nachgedacht und gestand sich	215
der Doktor, der ihm vielleicht mit einem einzigen Wort hätte helfen können	216
um auf jedes der Worte zu achten, die Ihr [Marie] mir schon gesagt habt	223
Ich fühle die Wahrheit Eurer Worte [Marie]	223
Die Worte der guten Mutter [Marie]	224
Daß Franz bei diesen Worten [Martin, der alte] nicht auffuhr	227
Wie hatte der Vater [Sepp] damals ihm die schönste Freude verdorben mit den wenigen Worten	230
Zwar folgte es ihm [Barthle] noch aufs Wort wie früher	237
„Lügner und Dieb“, an diesen zwei Worten hielt Barthle sich fest	239
auch dieser Name, auch das Wort Vater hatte seine Macht über sie [kein Sprecher] verloren!	240
bevor sie [Mariann] das rechte Wort zum Anfangen gefunden hatte	240
das just ist das rechte Wort [Mariann]	241
daß sie [Mariann] nicht mehr Zeit hatte, ihre Worte auf der Goldwaage zu wägen	241
konnte Mariann jedes Wort [Franz] verstehen	246
da bin ich und meine, dem ehemaligen treuen Freund sollte man doch auch noch ein Wörtlein [Mariann] gönnen	248
nur noch seine [Franz] Worte hörte sie	250
Worte [Franz], die wie Himmelsmusik alle Erdenklagen in sich verschlangen zu einem namenlos schmerzvoll süßen Hymnus, der zu Tränen rührte, wie der Sterbliche sie nur in den größten Augenblicken seines Daseins weint	250
Sogar die letzten Worte Barthles waren nicht imstande gewesen, sie in dieses Jammertal zurückzubringen	250
beinahe sein [Franz] erstes Wort war	251
Was alles konnte sie nicht in Franzens Worte hineinlegen und aus denselben herausnehmen!	253
daß sie gelauscht, jedes Wort [Franz] gehört habe	255
was sie [Mariann] mit diesen Worten aussprach	257
„Und euer [Gemeinderäte] [Vorsteher, der] letztes Wort ?“	269
durch die letzten Worte [Barthle] sich beleidigt fühlend	272
Sie [Zigeunerin] schien mit jedem Worte größer zu werden	291
für alle hatte er [Barthle] einen Spaß oder ein freundliches Wort	299
Franz wußte nicht, was er aus diesen Worten [Barthle] machen sollte	305

Die letzten Worte [Franz] vermochten aber heute nicht mehr, wie sonst schon hundertmal, Franzen zu beruhigen	306
Aus jedem ihrer [Franz] [Marie] Worte suchte er den bösen Sinn	309
daher denn das Rösle von ihm [Senn] gewiß kein unfreundliches Wort zu gewärtigen hatte	320
Dem aber klangen diese Worte [Senn] wie ein Vorwurf	320
Gewöhnlich brachten solche Worte [Weberle] den Pfarrer bald wieder zum Lächeln	331
Was wollte der [Klausmelker] wohl sagen mit diesen Worten ?	353
Klausmelker empfand den Vorwurf [Franz], der in diesen Worten lag	354
das [Margretle] mag nur nicht so ganz ohne Wort und Werk gehen	355
„Ja, so lang ich [Klausmelker] ihm von jedem Schritt und jedem Wort und jeder Absicht erwünschte Auskunft gab.“	357
wie und mit welchen Worten ihm dann das Haus verboten worden [Barthle]	357
Mit dem festen Vorsatz, unter diesem Dache kein ernstes Wort mehr zu reden [Franz]	363
in diesem Worte [Franz] liege etwas	363
jedes freie männliche Wort bei schweren zeitlichen und ewigen Strafen verboten	368
Ihre Worte [Mariann] waren nur der schwache Ausdruck dieses Gefühles	375
Aber jetzt wollte Sepp dem Barthle noch kein Wort gönnen	380
Schon waren sie Barthles Hause so nahe, daß jedes ihrer Worte [Heuzieher] dort hätte verstanden werden müssen	384
Jetzt trat der Senn hervor und mit den Worten : „Verarget doch der Armen diese Übereilung nicht!“	396
Jedes Wort [Retter des Sepp], laut genug, um von einigen verstanden zu werden, hätte die unheimlichen Berggeister wecken können	398
Die zurückgelegte Strecke aufatmend überschauend, wagten sie [Retter des Sepp] endlich wieder ein lautes Wort zu sprechen	399
Diese Worte [Senn] brachten die Gesellschaft wieder auf ganz andere Gedanken	400
Er [Klausmelker] verließ den Pfarrhof, ohne noch ein Wort zu sagen	405
da fühlt man's, daß nur wir durch unser Wort [Geistliche] den Menschen wahrhaft glücklich machen	406
Barthle, der jedes Wort [Pfarrer] hörte und verstand	406
Ihr „Beherrschen“ hat mich eben an diese längst vergessenen Worte wieder erinnert	409
Unwillkürlich hab' ich dabei an Lenaus vielfach wahres Wort [Lenau] denken müssen	409
Die letzten Worte hatte der Pfarrer auf einen Seitenweg einbiegend zurückgerufen	410
macht er [Sepp] [...] mit den Worten ein Ende	414

	dem lieben Manne, der für jedes Kind etwas Süßes und für jeden Vater ein freundlich Wort [Sepp], Rat und Hilfe hatte	415
	Jeder Zug, jedes Wort [Gemeinde], das unbedeutendste, was von dem Erwarteten erzählt werden konnte	417
	Alles drängte gegen den Bogen, um des Pfarrers erstes Wort zu hören	419
	daß auch die Fernstehenden die Worte der ihn begrüßenden und auf einem Kranze die Kirchenschlüssel überreichenden Schulkinder ganz gut verstehen konnten	419
	und doch redete keiner [Gemeinde] ein Wort	421
	Diese Worte [Lieferant] hatten Franzen an so manchen Liebesdienst seiner Mutter erinnert	428
	Es gab eine Zeit, wo Klausmelker diese Worte vom Sennen sehr ungern gehört hätte	429
Worte, jemandes letzte	Das waren Sepps letzte Worte , die er laut und feierlich aussprach	393
	Das sind Barthles letzte Worte gewesen	412
Wunsch	Der Wunsch [Franz], aus dem Dorf und von den Leuten fortzukommen	133
	diesen Wunsch [Sepp] zu erfüllen	403
	All ihre [Marie] schönsten Wünsche und Hoffnungen waren erfüllt	428
Zeitungsgeschwätz	die ihnen sicher wenigstens ebenso dumm vorkommen als uns ihr [Franz] [Senn] Zeitungsgeschwätz	161
Zurechtweisung	Der Doktor aber, der schon viel höflichere Zurechtweisungen [Senn] sehr übel aufgenommen und grob zurückgegeben hatte, blieb diesmal ganz still und ließ den Kopf hängen, wie ein angedonnerter Werktagsschüler	346

Tabelle 3: Verbonominale Gefüge

Abendgebet beten	dann die Eltern [Eltern des Nachtbuben] allein das Abendgebet beten	225
Abschied nehmen	Dann nahmen Franz und der Beiknecht Abschied vom Sennen	154
	Von keinem Menschen hab' ich [Klausmelker] Abschied genommen als vom Margretle	358
	Er [Klausmelker] war zurückgekommen, um ordentlich Abschied zu nehmen	403
	nehmen wir Abschied [Erzähler] von unsern Freunden und Bekannten	429
Antrag machen	wenn nicht der nach kurzer Krankheit erfolgte Tod des Vaters und ein Brief des Veters [Vetter des Sepp], der Sepp den Antrag machte , zu ihm in die Fremde zu kommen	47
	Als nun Marie sogleich den Antrag machte	170
Antwort entrinnen	da entrann ihr [Mariann] dann in der Verlegenheit eine Antwort	96
Antwort finden	Die richtige Antwort auf diese Frage war um so schwerer zu finden [Gemeinde]	265
Antwort geben	so hätte er [Franz] ihm doch eine Antwort geben mögen	198
	Ich [Rösle] will nachsinnen und dir bald eine so offene Antwort geben , als dein gutgemeinter Antrag verdient	315

	Man [Adlerwirtin] [Rösle] beschloß, dem Klausmelker eine abschlägige Antwort zu geben	316
Aus- und Einfälle ver- schießen	seine witzigen Aus- und Einfälle , die der in Gesellschaften überaus Lustige [Sepp] sozusagen pfundweise verschoß	50
Auskunft geben	„Da kann ich Auskunft geben “, sagte das Weberle, indem es mit beiden Händen auf einmal aus den Hosentaschen fuhr, das Gläschen ergriff und einen herzhaften Schluck tat	38
	der [Sepp] kann dir schon Auskunft geben , wenn er will	39
	Franz gab allen Auskunft , so gut er konnte	154
	„Da könnt’ ich [Senn] wohl Auskunft geben	201
	„Ja, so lang ich [Klausmelker] ihm von jedem Schritt und jedem Wort und jeder Absicht erwünschte Auskunft gab .“	357
Ave Maria beten	bis die 150 Ave Maria gebetet waren [Gemeinde]	17
Bedingungen machen	aber es fiel ihm doch nicht ein, dem Sennen Bedingungen zu machen [Rösle] wie Klausmelkern	321
Beispiel geben	Das war nur so geredet [Rösle] und ein Beispiel gegeben	284
Belehrung geben	Belehrung [...] geben [Senn]	135
Bemerkungen machen	künftig zu mir ins Nebentüble zu kommen; da kann man [Doktor] ungestört reden, lachen und Bemerkungen machen	216
Bescheid tun	nachdem er [Franz] dem Sennen Bescheid getan hatte	175
Bitte richten an jemanden	sein Eifer, eine solche Bitte [Älpler] zu erfüllen, so groß gewesen sein, daß sie nachher wohl nie mehr an ihn gerichtet worden wäre	206
Dankgebet schicken	[Bauern] schickten ein fröhliches Dankgebet hinauf zum Allgütigen	77
das Dreimalheilig singen	[Herren im Traum] dann das Dreimalheilig zu singen begannen	188
	diesen Haufen [Herren im Traum] das Dreimalheilig singen zu lehren	188
Einwendung machen	es [Mariann] machte weniger Einwendungen	237
Englischen Gruß beten	Die beiden Heuer [Hansmichel] [Weberle] beteten laut und langsam den Englischen Gruß	112
Erzählungen austäfeln	Sprichwörter und Redensarten, mit welchen der Senn und der Beiknecht [...] ihre Erzählungen „auszutäfel[n]“ pfl egten	148
Frage tun	eine Frage sei doch jedem erlaubt und die müsse man [Schnäpsler] tun , wenn sie einem einfalle	40
Gebet emporsenden	zu dem sie [Marie] die heißesten Gebete für den Gatten emporsandte	397
Gespräch anfangen	wenn ein Schnäpsler im Wirtshause mit einem vierschrötigen Weintrinker ein vertrauliches Gespräch vom guten oder schlechten Wetter anfangen will	79
	Es war ihm [Franz] daher leicht möglich, mit jedem ein Gespräch [...] anzufangen	157
	Sie [Mariann] wollte es noch einmal scherzend versuchen, ein Gespräch mit ihm anzufangen	173
	welcher [Franz] hoffte, nun endlich mit dem heute Uermüdlichen ein vernünftiges Gespräch anfangen zu können	177

Gespräch führen	Das war nicht mehr der eitle Bücherwurm [Franz] von ehemals, der keine Gespräche führen	262
	Die beiden [Senn] [Lieferant] saßen nun beisammen am Brauttische und bald wandte sich die Aufmerksamkeit aller Anwesenden ihrem ziemlich laut geführten Gespräche zu	426
Gleichnis geben	ich [Pfarrer] will ein Gleichnis geben , wie es am besten für verknöcherte Materialisten paßt	410
Glück wünschen	Von allen Seiten eilten Leute [Gemeinde] herbei, den „Erbprinzen“ zu sehen und ihm Glück zu wünschen	41
Glückwunsch überbringen	Aus jedem Hause befand sich jemand hier, um den Glückwunsch all der Seinen zu überbringen	425
Grabrede halten	Der Pfarrer hielt keine Grabrede , dennoch nahm jedermann eine gute Lehre mit heim	413
Grüße übergeben	ohne noch auf die vielen Grüße zu hören, die das Mädchen [Mariann] ihm an den Bruder übergeben wollte	274
Grüße zusenden	lächelnd sandte er [Franz] seinem Dorfe [...] seine Grüße zu	213
ins Verhör nehmen	Barthle nahm den Jungen ins Verhör	107
Johannisevangelium beten	Davon muß man unter dem Melken im Stalle verbrennen und das Johannisevangelium dazu lesen oder beten	293
Johannisevangelium lesen	Davon muß man unter dem Melken im Stalle verbrennen und das Johannisevangelium dazu lesen oder beten	293
Klage vorbringen	denn jeder [Gemeinde] wollte bei der nächsten Gelegenheit sich durch das Vorbringen einer neuen Klage [...] als guten Christen zeigen	55
Klage vortragen	Ich höre jeden seine Klagen vortragen	278
Kopf schütteln	als die anderen [Schnäpsler] die Köpfe schüttelten	38
	[Hausväter, die] schüttelten unbefriedigt den Kopf	56
	Franz schüttelte noch immer den Kopf	217
	schüttelten sie [Kühe, die] verwundert die Köpfe, schlichen langsam weg	254
	[Mariann] schüttelte traurig den Kopf	289
	Klausmelker schüttelte den Kopf : „So wenig als du	365
	noch viele von denen [Retter des Sepp], die gestern zweifelnd und zagend die Köpfe schüttelten , schlossen sich den Mutigen an	398
	Sepp aber würde vermutlich den Kopf schütteln und lächeln	413
Lärm machen	Macht [Klausmelker] doch keinen Lärm!	363
Lärmen machen	„Machest jetzt du [Barthle] einen Lärmen “	268
Lederhosenpredigt halten	als Ihr [Marie] mir noch beinahe täglich Lederhosenpredigten hieltet	166
Lied singen	Bis zum Abend sang er [Senn] ein Lied nach dem anderen	177
	man [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] singt lauter fremde [Lieder]	178
	daß ihr [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] da fast lauter Lieder singt , die ihr nicht versteht	179

	Es dämmerte erst, als die beiden [Franz] [Klausmelker], ein fröhliches Lied singend	371
Litanei beten	wie wenn in der Kirche die Litanei gebetet wird [kein Sprecher]	400
Litanei plappern	mit dem Munde, mit dem ihr [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] sonst Rosenkränze und Litaneien plappert	180
Litanei zur göttlichen Vorsehung beten	die Litanei zur göttlichen Vorsehung [Gemeinde] [...] gebetet werden	17
Lob spenden	das Lob , das in derselben dem Freimaurer gespendet wurde [Barthle]	268
Lügen zusammenschmieden	damit keine Lügen mehr zusammengeschmiedet werden könnten [Hansmichel] [Hansmichels Kinder]	383
mitbeten	das Kommen und Gehen, Fragen und Erzählen derer, die den Psalter mitbeten wollten [Besucher, Todfall]	393
Morgenlied singen	wenn im Frühling dort die Vögel ihr Morgenlied sangen	97
	die Vögel, die [...] ihr Morgenlied sangen	113
Not klagen	Wenn andere [Gemeinde] ihm Hilfe suchend ihre Not klagten	19
	Gott weiß meine Not, ohne daß ich [Senn] sie ihm klage	142
	Wütend lief sie [Weib, des Doktors verstorbenes] zuerst zum Pfarrer und dann heim, um ihre Not zu klagen	336
Predigt halten	die [Marie] würde mir sonst noch einmal eine Predigt halten	95
	da hat der Pfarrer einmal eine Predigt gehalten	125
	haben lange und zum Teil wunderschöne Predigten hergesagt, die du [Franz] gehalten haben solltest	203
	wie es dem Pfarrer möglich sei, über eine ganz kurze Bibelstelle die längste Predigt zu halten	253
Predigt hersagen	[Bettlerinnen] haben lange und zum Teil wunderschöne Predigten hergesagt , die du gehalten haben solltest	203
Psalter beten	ein Psalter um gutes Wetter gebetet [Gemeinde]	17
	Der [Sepp] habe heut sicher den ersten Psalter gebetet	25
	Sepp hat auch heute keinen Psalter gebetet	25
Rat geben	und guten Rat [Senn] einander geben	135
	daß er [Sepp] ihm nicht nur Geld, sondern auch guten Rat geben werde	265
Rat halten	Nun fing man [Bauern] an Rat zu halten , auf welchen Hof die jungen Leute wohl ziehen würden, wenn sie zusammenkämen	22
	Franz fing jetzt an auseinanderzusetzen, wie und warum nun bald auf den Landtagen über die Angelegenheiten jedes Landes und Ländchens Rat gehalten werde [Abgeordnete der Landtage]	339
Red und Antwort geben	nur den Vorübergehenden Red' und Antwort gegeben [Franz] [Marie]	162
Rede führen	wie gottlose Reden beim Kronenwirt droben geführt würden [Sepp]	56
Rede halten	Reden [...], die er [Franz] bei dieser längst ersehnten Gelegenheit zu halten gedachte	172
	Mariann aber hielt das alles nur für eine Folge der vielen Reden , die sie jetzt zur Verteidigung des Bruders zu halten wagte	239

	„Nun tät ich [Franz] gerne eine kleine Red’ halten ; ihr nennt’s gewöhnlich eine Predigt!“	337
Rede verdrehen	die von ihm aufgeschnappten Reden erst noch zu verdrehen [Gemeinde]	55
Rosenkranz beten	aber so eine [Mariann] [...] muß [...] Rosenkränze beten	20
	den Aberglauben gehabt, der Christ [Gemeinde] müsse für sein Seelenheil nichts tun als Rosenkränze beten , Weihwasser nehmen und Kreuze machen	33
	Sollte der Alte [Barthle] noch seinen Rosenkranz beten ?	231
	aber daß sie [...] [Weib, des Doktors verstorbenes] das Licht, zu dem ja sie das Öl bezahlt, auslöschte und einen Rosenkranz zu beten anfang	336
Rosenkranz mitbeten	Barthle konnte die drei Rosenkränze für Hansmicheln nicht mehr mitbeten	397
Rosenkranz plappern	mit dem Munde, mit dem ihr [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag] sonst Rosenkränze und Litaneien plappert	180
	Der gedankenlos geplapperte Rosenkranz [Gemeinde] ist ein Tagwerk wie ein anderes	219
Rosenkranzbeten	So ein freisinniger Herr hat vor kurzem in seiner G’meind das Rosenkranzbeten [Gemeinde] unter der Mess’ abgeschafft	32
	das Rosenkranzbeten sei meistens nur Lippengottesdienst, leeres Geplärr [Gemeinde]	32
Saustallgeschrei machen	solches Saustallgeschrei zu machen [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag]	180
Schandlied singen	beim Adlerwirt Schandlieder gesungen [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag]	203
Schilderung geben	nun gab er [Sepp] eine Schilderung vom Zustand eines solchen Menschen	402
Schlußlied singen	Hernach aber wurde dann das Schlußlied gesungen [Gemeinde]	17
Segen erteilen	Bald stand er [Pfarrer, neuer] in der weißen Feiertagskleidung vor der Gemeinde und erteilte derselben zum erstenmal seinen Segen	420
Strafpredigt halten	Diesmal kam Klausmelker von Franzen weg, ohne daß dieser ihm eine Strafpredigt hielt	289
Ton anschlagen	vergebens versuchten Franz und seine alten Freunde einen mildern Ton anzuschlagen	416
um Verzeihung bitten	hier unter Gottes heiterem Himmel muß ich [Franz] Euch um Verzeihung bitten	223
Urteil fällen	der Stolzeste unterwirft sich endlich dem harten Urteile , welches die Allmächtige [Gemeinde] über ihn gefällt hat	161
Vaterunser beten	drei Vaterunser zum Andenken an die glückliche Heimkehr der Bregenzerwälderinnen aus dem Schwedenkrieg [Gemeinde] gebetet werden]	17
	Barthle schlug ein Kreuz und betete ein Vaterunser um des sündhaften Gedankens los zu werden	64
	[Mutter des Hansmichel] hat manches Vaterunser gebetet	102
	Dann fing er [Franz] ein Vaterunser zu beten an	134
	und [Eltern des Nachtbuben] noch besonders ein Vaterunser für ihn beten	225

	„Den ärgsten Bettler, der doch wenigstens noch ein ordentliches Vaterunser beten könnte	249
	bete geschwind ein Vaterunser [Hansmichel], dann geht's wieder wie geschmiert	376
	ein sanftes Lüftchen trug die laut gebeteten fünf Vaterunser [Gemeinde] weit über das Dorf hinaus	397
	Mancher [Gemeinde, manche], der die fünf Vaterunser für den Geschiedenen längst gebetet hatte	411
	Zuletzt wurde laut ein Vaterunser gebetet [Gemeinde], daß das alles erfüllt werde	422
Verzeihung erbitten	und wenn möglich seine Verzeihung zu erbitten [Klausmelker]	403
Vorsatz machen	fast jedesmal machte dann der traurig Heimschleichende [Sepp] den Vorsatz , von nun an immer daheim zu bleiben	45
	Das gute Mädchen [Mariann] machte einen Vorsatz nach dem anderen, seine Kindespflicht getreulich zu erfüllen	246
Vortrag halten	sondern nur Vorträge halten [Franz]	262
Vorwurf machen	so daß Sepp [...] ihr deswegen nie Vorwürfe machte	62
	doch konnte Sepp weder sich selbst noch seinem Weibe darum Vorwürfe machen	62
	Die Nachbarinnen machten ihr oft wegen ihrer Liederlichkeit Vorwürfe	132
	brauche [Franz] ihm darum keine Vorwürfe zu machen	186
	über so etwas durfte ihm niemand [Gemeinde] Vorwürfe machen	271
	Oft machte sie [Mariann] dem Bruder Vorwürfe	286
	als ob seine ganze Vergangenheit neben dem Mädchen stehe und ihm Vorwürfe mache	313
	Vielleicht ihm Vorwürfe machen [Klausmelker] wegen seiner Kälte gegen ihn?	353
	Er [Franz] machte sich selbst Vorwürfe	353
	er sah Mariannen kummerbleich und mit verweinten Augen vor ihm stehen und ihm Vorwürfe machen	358
	ja er [Barthle] machte sich Vorwürfe	377
	man [Marie] macht uns noch Vorwürfe darum	396
Wahrheit geigen	drum soll er [Franz] [...] ein Musikant werden, der den Leuten die Wahrheit geigen kann und darf	59
Wahrheit sagen	der [Sepp] die Wahrheit immer zu sagen wagte	270
Wort einlegen	ein gutes Wort einlegen [Franz]	145
Wort erwidern	[Marie] kein Wort erwiderte	132
Wort geben	wo er [Franz] nicht einmal seinen Gefühlen Worte geben durfte	233
	es gilt mein [Barthle] Wort , dem Freimaurer öffentlich gegeben	252
	Ich glaubte, ich werde dir nie mehr ein gutes Wörtle geben “, sagte das Rösle	322
Wort mitreden	Barthle hatte auch noch ein Wort mitzureden , und zwar ein sehr lautes	266

Wort richten an jemanden	an den die letzten Worte des Sennen gerichtet waren	203
Wort sagen	bis der [Barthle] hereinstürmte und sich, ohne ein Wort zu sagen	66
Wort sprechen	Gesprochen wurde [Marie] [Retter des Sepp] [Sepp] lange Zeit kein Wort	402
	Die letzten Worte hatte Klausmelker so laut gesprochen	404
Wort wechseln	Ein Wort , ein Blick, ein Händedruck konnte immer wieder gewechselt werden [Franz] [Mariann]	258
Wörtlein sagen	So z. B. hätte Mariann [...] es früher nie gewagt, vor dem Vater auch nur ein Wörtlein vom Bruder zu sagen	238
Zugeständnis machen	Wie würde er stolz den Kopf aufgerichtet haben, wenn ihm ein Mann dieses Zugeständnis gemacht hätte	224
	jenes vom Vater [Barthle] dem Urteile der Leute gemachte Zugeständnis sei ein Beweis	242

Tabelle 4: Redensarten, Idiome, Phraseologismen

Ach und Weh sein	Hernach war wieder ganze Wochen Ach und Weh [Naglerin]	43
an den Tag bringen	und [Sepp] habe schon allerhand an den Tag gebracht , das sie wohl lieber im Dunkeln gelassen hätten	81
auf die Nase binden	einem Menschen [Sepp], „der recht bäurisch grob jedem auf die Nase band , was er von ihm dachte	50
aufmerksam machen	in einer recht scharfen Predigt Kinder und Eltern aufmerksam zu machen [Pfarrer] auf den Abgrund mitten im Dorf	263
auskramen	wenn man [Sepp] solche Sachen im Kopf hat und sich nicht einmal schämt, sie in einem öffentlichen Wirtshaus auszukramen	34
beim Namen nennen	und [Sepp] die Fehler anderer beim Namen nennt	175
das Maul offen haben	„Gelt du, der [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag, Bauer], welcher vorhin das Maul offen hatte	176
das nahende Wetter auf eine andere Seite treiben	und es [Weberle] suchte daher das nahende Wetter noch geschwind auf eine andere Seite zu treiben	99
das Seine zur Unterhaltung beitragen	[Hochzeitsgesellschaft] gern das Seine zur Unterhaltung beitrug	426
dem gepressten Herzen Luft machen	[Hansmichel] machte jetzt seinem gepreßten Herzen Luft	102
	Das allergrößte für den Adlerwirt aber war, daß er dem gepreßten Herzen nicht einmal mehr Luft machen konnte	263
des Sennen Kunststücke machen	dich [Franz] des Sennen Kunststücke machen sah	167
die Achseln zucken	Der Doktor zuckte die Achseln . „Hier ist nicht allein das Fleisch nur schwach	406
die Hölle heiß machen	ein Kapuziner [Geistliche] die Hölle sehr heiß gemacht hatte	56
	aber man [Vater des Barthle] machte ihm die Hölle furchtbar heiß	251

die Kapuziner beten lassen	Zum Tisch beten ließ man die Kapuziner	191
ein langes und ein breites machen	Gewiß mache auch heut der Adlerwirt dem Pfarrer wieder ein langes und breites	91
ein Maul haben, das sticht und haut	Klaus wird nicht so schnell still; der hat ein Maul, es sticht und haut	108
einblasen	dir wird wohl der Vorsteher oder der Pfarrer im Beichtstuhle eingeblassen haben	60
einpflanzen	als einmal die vom Vater [Sepp] ihm eingepflanzten Vorurteile gegen die „dummen Bauernkerle“ überwunden waren	138
erwärmen	„Meinetwegen könnt ihr [Bauern] so lang bleiben, als ihr wollt, und da ausmachen, wie man’s nennen soll, um dabei etwas zu erwärmen “	20
etwas auf den Punkt bringen	froh den Ärger auf einen Punkt zu bringen [Franz]	306
etwas Neues von jemandem bringen	Ich [Sepp] bring’ dir noch etwas Neues mit von einem, der bei deiner öffentlichen Meinung auch nicht im besten Ruf ist	117
freundlich tun gegen jemanden	Er [Doktor] mußte nun schon ein wenig freundlich tun gegen den Grobian	221
Gebet zum Himmel schicken	Daß sie aber den Bruder darum noch nicht vergaß, bewiesen die vielen Gebete , die sie [Mariann] in stillen Stunden für ihn zum Himmel schickte	243
gegen den Strom schwimmen	Einige der Beherztesten [Lobredner Franzens] wagten nun gegen den Strom zu schwimmen	160
gegen die Welt ausziehen	Je fester der Kaplan sein treues Häuflein um sich scharte, je heftiger er gegen die Welt auszog	416
geladene Gewehre mit sich herumtragen	Da trug keiner [Senn] [Beiknecht] „ein geladenes Gewehr mit sich herum“	138
groß tun	welches [...] vor den Bauern oft damit groß tat [Weberle], alle in deutscher Sprache gedruckten guten Bücher gelesen zu haben	38
	In Bezau draußen konnte man [Klausmelker] groß tun und die Geistlichen herunterreißen	405
heißt es [= es heißt]	hieß es jetzt allgemein [Gemeinde]	27
	„Der Mann wird immer noch schlechter!“ hieß es [Gemeinde] fast überall	112
	so hieß es [Mitschüler des Franz]: „Ja, man weiß schon sonst, daß du der Gescheiteste bist!“	131
	„Allerdings!“ hieß es [Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag]	179
	Aber die Leute wollten „keinen Verstand annehmen“ und es hieß	210
	Wenn ich als Arzt etwas dagegen sagte, hieß es : [Gemeinde]	218
	„Da hört ihr’s!“ hieß es [Gemeinde]	396
	„Hört ihn nur predigen“, heißt es [Gemeinde]	423
in den Sinn geben	ich [Sepp] sollt’ dir eigentlich nichts davon in den Sinn geben	92
	„Von was solltest du [Sepp] mir nichts in den Sinn geben ?“	92
in Vermutungen ergehen	Während Klausmelker sich nun in Vermutungen darüber erging	370
ins Blaue kommen	Doch wir [Mariann] [Klausmelker] sind ins Blaue gekommen	284

ins Gerede kommen	Die beiden Verliebten würden in ein böses Gerede gekommen sein [Gemeinde]	275
ins Reden kommen	[Franz] mit den Bauern ins Reden gekommen	167
	aber recht ins Reden kam man [Gesellschaft beim Adler, Zurückbleibende] doch nicht mehr	345
	Man [Retter des Sepp] war nun einmal ins Reden gekommen	399
jemandem den Kopf warm machen	wenn Sepp den Unzufriedenen die Köpfe noch wärmer gemacht hatte	264
	Noch im letzten Winter war das Dorf, in welchem der junge Freimaurer [Franz] den Leuten die Köpfe warm machte	330
jemandem die Zähne weisen	Sie mögen mir die Zähne weisen [Gemeinde], wenn ich durchs Dorf gehe	52
jemandem einen Stein in den Garten werfen	Du [Sepp] hast dem Barthle einen Stein in den Garten geworfen , den er wohl nie wieder herausbringt	90
jemandem etwas unter die Nase halten	Meinst du, man werde es [Gemeinderäte] jedem alten Weiblein unter die Nase halten , wofür es soundsoviel zahlen muß?	268
jemandem etwas zu beherzigen geben	ihm noch besonders zu beherzigen gegeben [Klausmelker]	289
jemandem etwas zu Gemüte führen	Das alles nun habe er, Klausmelker, auch dem Vater zu Gemüte geführt	289
jemandem grob begegnen	Auch jetzt mußte er [Franz] sich ordentlich Gewalt antun, um dem Doktor nicht noch einmal grob zu begegnen	217
	Franz war allerdings dem „Schattenschwager“ noch nie so grob begegnet	352
jemandem in die Rede fallen	„Ja freisinnig!“ fiel Barthle dem Sepp in die Rede	32
	„Und nun auch einsehen lernen, warum wir folgen“, fiel Franz dem Weberle in die Rede	338
	daß er [Franz] sich nicht enthalten konnte, dem Lieferanten in die Rede zu fallen	428
jemandem mit etwas kommen	wer ihm mit dem kommt [Gemeinde], der bringt ihn ganz aus dem Zeug“, bemerkte Klaus	36
jemandem sein Herz ausleeren	[Barthle] mußte das volle Herz ausleeren	270
jemandem zu nahe treten	Das Weberle war eigentlich eines jener Männchen, die niemand zu nahe treten , jedermanns guter Freund sein möchten	98
jemandem zu verstehen geben	mir auch deutlich genug zu verstehen gegeben [Barthle]	282
jemanden als ganz kenntlich zeichnen	Die Frommen und die, welche der Kaplan in der Kirche als die Schlechten ganz kenntlich zeichnete	219
jemanden auf die Äste hinaus treiben	welcher wohl merkte, daß Sepp ihn nur auf die Äste hinaus treiben wollte	202
jemanden aufmerksam machen	Einen anderen ihm Begegnenden würde er [Barthle] gleich auf die bemerkte Gefahr aufmerksam gemacht haben	381

jemanden aus dem Sattel werfen	war es dann Ehrensache für ihn, sich von seinen Gegnern nicht so leicht aus dem Sattel werfen zu lassen [Gegner des Klausmelker]	335
jemanden gegen jemanden aufbringen	Jetzt kam es dem Barthle vor, ob nur diese zwei Elenden [Hansmichel] [Zigeunerin] ihn so gegen den guten Nachbarn aufgebracht hätten	387
jemanden herunterreißen	In Bezau draußen konnte man [Klausmelker] groß tun und die Geistlichen herunterreißen	405
jemanden in den April schicken	„Euch muß einer [Unterlehrer] gewaltig in den April geschickt haben“, lachte er	365
	als der von der Hexe [Zigeunerin] so arg in den April geschickte Frömmeler	380
jemanden in einen Ruf bringen	in den Ruf eines unverbesserlichen Sonderlings bringen werde [Gemeinde]	160
	solle nicht so das Dorf in üblen Ruf bringen [Gesellschaft beim Adler]	342
jemanden in Verruf bringen	Man [Gemeinde] hab’ ihn in Verruf gebracht	304
jemanden von der Kanzel herab unschädlich machen	daß der Gewaltsmensch nur durch den Pfarrer von der Kanzel herab ganz vernichtend und unschädlich gemacht werden könne	56
jemanden warm machen	Lassen Sie sich von den Bücherhelden nicht allzu warm machen	216
jemanden zum Schweigen bringen	Es gelang dem Barthle fast jedesmal, mit diesem Gedanken die in ihm sich regenden Vorwürfe zum Schweigen zu bringen	239
kein Haar ungerupft lassen	daß man [Mäher] heute an Sepp wieder einmal kein gutes Haar ungerupft lasse	81
Klatscherinnen ins Handwerk pfuschen	Man ist eben nicht gewohnt, Männer [Bauern] so den ärgsten Klatscherinnen ins Handwerk pfuschen	26
Mischmasch kochen	der Mischmasch , welchen die beiden Sonderlinge [Franz] [Sepp] aus dem Ereignisse beim Adlerwirt zu kochen begannen	205
mit Sprüchen vor sich hertreiben	der mit seinen Sprüchen und Kraftschlägen alles vor sich hertreibt [Franz]	117
offen gegen jemanden sein	doch ist es meine [Franz] Pflicht, offen gegen sie zu sein	195
sich auf jemandes Seite stellen	Diejenigen [Bauern], die sich öffentlich auf seine Seite zu stellen wagten	25
sich mit jemandem in ein Gespräch einlassen	[Vorübergehende] absichtlich vermieden, mit ihm sich in ein Gespräch einzulassen	170
sich über jemanden lustig machen	Sogar die Tagelöhner, die beim Sepp arbeiteten, machten sich über ihn lustig und sagten	132
Trübsal blasen	aber so eine [Mariann] [...] muß nun mit dem Alten Trübsal blasen und Wehmut schnupfen	20
über jemanden wie ein Wetter losbrechen	dann aber plötzlich brach sein Zorn los über den Frömmeler wie ein Wetter , welches die grasbewachsenen Fluren kahl wäscht, die reinsten Wasser trübt und den Menschen seine Schwäche einmal recht empfinden läßt	334
um jemandes Tochter aufhalten	aber bei keinem ist die Abneigung gegen den Naglersepp so groß, daß er ihn [...] fortschickte, wenn er [Sepp] um seine Tochter aufhalten tät	52

um Verzeihung bitten	um Verzeihung bitten dafür, daß er [Barthle] nicht längst zur Einsicht kam	270
umblümeln	Du [Mariann] umblümelst alles und umnebelst das Unheiligste mit Weihrauch	284
umnebeln	Du [Mariann] umblümelst alles und umnebelst das Unheiligste mit Weihrauch	284
Urteil	etwas gegen die Urteile der Gesalbten einzuwenden	165
Verse zusammen-schrauben	Es waren keine mühevoll zusammengeschaubten Verse , mit denen ein armes Poetlein sich zu Ehren bringen wollte	417
von einer Landplage zur andern kommen	So kam man [Mäher] von einer Landplage zur andern und wäre vermutlich noch weit gekommen	80
	So kam man [Mäher] von einer Landplage zur andern und wäre vermutlich noch weit gekommen	80
Vorwurf machen	daß ihm diese [Marie] [Sepp] nicht helfen, sondern nur Vorwürfe machen würden	134
Wahrheit geigen	„Ich hör’ es gern, wenn man [Franz] trotzdem die Wahrheit geigt “	201
weh tun	ich kann’s nicht mehr hören, wie Ihr [Sepp] unnötig Euch selbst und mir weh tut	168
Wehmut schnupfen	aber so eine [Mariann] [...] muß nun mit dem Alten Trübsal blasen und Wehmut schnupfen	20
Wort an jemanden richten	Ihre [Marie] Worte waren mehr an sie selbst als an Franzen gerichtet	225
zu jemandes Verteidigung sagen	was von ihnen [Lobredner Franzens] gesagt wurde zu seiner Verteidigung	161

7 Sprechen und Sprechakte der Figuren

Die Hauptpersonen meiner Erzählung sind keine Dorfgeschichtshelden, keine Tolpatsche und keine Luziane (Auerbach) sondern es sind ganze Gemüthsmenschen oder kluge Köpfe die mit Gott und der Welt handeln und schachern.¹

In diesem letzten Kapitel soll unsere Aufmerksamkeit den Figuren, die im Roman „Sonderlinge“ auftreten, gelten: Basierend auf den in Kapitel 6.4.3 angeführten Listen sowie jenen (hier nicht gesondert dargestellten) Ergebnissen, die in einem eigenen, aufwändigen Markierungsvorgang gewonnen wurden (Kennzeichnung aller Redebeiträge als illokutionärer Akt), gelangen wir zu unserer Figurencharakterisierung, die primär zeigen soll, welcher Sprecher über welche kommunikativen (In)Kompetenzen verfügt.

Aus pragmatischen Gründen können wir uns freilich nicht allen Sprechern, die im Roman vorkommen, widmen: Dies würde den Rahmen der Arbeit mit Sicherheit sprengen. Um zu zeigen, wie breit das Spektrum aller Figuren, Gegenstände, Tiere, Phänomene u.ä. ist, welche mit Verba dicendi oder einem anderen Ausdruck kommunikativer Semantik beschrieben werden, sei an dieser Stelle folgende Tabelle angeführt, die sämtliche Sprecher — es sind insgesamt 341 an der Zahl — in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet. Wie oft diese „Figuren“ tatsächlich zu Wort kommen, gibt die dazugehörige Zahl an:

Abgeordnete der Landtage	1	Angehörige, Todfall	1
Adlerwirt	29	Angesprochene, beim	2
Adlerwirtin	9	Fensterln	
alle	4	Anhänger des Sepp	1
alles	1	Antonius, heilige der	1
Äpler	23	Apostel, die	1
Alten, die	1	Apotheker	1
andere	1	Arbeit, die	1
Angehörige der Heuzieher	2	Arbeiter des Barthle	1
Angehörige der Retter des	1	Arbeiter des Sepp	13
Sepp		Armen, die	1
Angehörige der Soldaten	1	Armenvater	1

¹ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 10

Aufgeklärteren, die	3	Dummkopf	1
Ausdruck tiefsten Kummers	1	Eigenliebe, die geschlagene	1
in Mariannens lieblichem		ein halbes Tausend Joseffe,	1
Gesichte		Hansmichel und Marien	
Bärbel, Frau des Weberle	7	ein sich dem wunderlichen	1
Barthle	373	Glauben Überlassender	
Bauer, der dem Klausmelker	2	einer	9
begegnet		einer, da oder dort	1
Bauer, ein sechskrippiger	1	einer, dem es Ernst ist mit	1
Bauern	94	dem, was er sagt	
Beiknecht	40	einzelner	1
Beobachter, ein	2	Eltern der beim Fensterln	1
aufmerksamer		Angesprochenen	
Berg	3	Eltern des Nachtbuben	2
Berg und Tal	1	Eltern, alle	1
Berge, Wälder, Ströme	2	Engel im Traum	5
Besten und Gebildetsten, die	1	Erinnerung, die	1
Besucher, Todfall	9	ermüdete Wanderer,	2
Bettler	3	ausruhende Lastträger	
Bettler, der ärgste	1	und arme Hirten, doch	
Bettlerinnen	1	gute, zufriedene, neidlose	
Bibel, die	1	Menschen	
Böllerschuß, ein	1	Erröten Mariannens, das	1
Bregenzerwälder Kaiserjäger	1	Erzähler	26
Bregenzerwälder, die	2	Etwas, ein gewisses	1
Bruder des Sennen, jüngster	2	Familie des Weibes, des	3
Bruderliebe, die	1	verstorbenen, des Doktors	
Bruderschaften, eine der	1	Familie, eine arme	1
vorteilhaftesten		Fastnachtsgesellschaft	4
Bücher, die alten	1	Fastnachtsgesellschaft,	2
Bursche, wunderlicher	4	anderer	
Christenmensch, ein	1	Fastnachtsgesellschaft,	1
Christian	3	Burschen	
der imstande gewesen wäre	1	Fastnachtsgesellschaft, dritter	1
die, welche mit dem	2	Fastnachtsgesellschaft, einer	1
Adlerwirt in Amerika		Fastnachtsgesellschaft,	1
wirtschafteten		Tänzerin der	
Doktor	92		
Dorfkatzen, verwöhnte	1		

Fastnachtsgesellschaft, viele	1	Gerichtsherren	1
aus der		Gesalbte	2
Feinde, alte	1	Gescheite und Fromme	1
Feldherr, Ossianischer	2	Gesellschaft beim Adler	18
Feuer, das	1	Gesellschaft beim Adler am	37
Fink	5	Alpsonntag	
Franz	635	Gesellschaft beim Adler am	1
Freimaurer, die	1	Alpsonntag, Alpknecht	
Freunde der Sonderlinge	1	Gesellschaft beim Adler am	2
Freunde des Franz	2	Alpsonntag, Bauer	
Freunde des Sepp	1	Gesellschaft beim Adler am	1
Gäste, seltene	1	Alpsonntag, einige	
Gegner des Klausmelker	1	Gesellschaft beim Adler,	2
Gegner des Sepp	1	mehrere	
Geistliche	14	Gesellschaft beim Adler,	5
Geistlicher, herrschsüchtiger	2	neuerliche	
Geldsäcke, die	1	Gesellschaft beim Adler,	1
Gemeinde	244	niemand	
Gemeinde Bezau	2	Gesellschaft beim Adler,	5
Gemeinde, andere	1	Zurückbleibende	
Gemeinde, böse Leute	1	Gesellschaft studierter und	2
Gemeinde, die übrige	2	halbstudierter Herren	
Dorfbewohner		Gesellschaften, kleinere	1
Gemeinde, die Umstehenden	1	Gesetzgebung	1
Gemeinde, einige	1	Gesicht, verzerrtes	1
Gemeinde, Fromme	1	Gewissen, das	1
Gemeinde, früher	2	Glaubender, Liebender	1
Gemeinde, jeder	3	Glockenschlag, zwölfter	2
Gemeinde, keiner	1	Gott	9
Gemeinde, Leute	1	Gott und die Welt	1
Gemeinde, manche	2	Greise, weißhaarige und	3
Gemeinde, Mutter aus der	1	Mütterchen, alte	
Gemeinde, viele	7	Großmutter des Sennen	1
Gemeindediener	12	Großvater des Sennen	1
Gemeinderäte	10	Haldenbauer	9
Gemeindevorsteher, der	1	Händedruck, warmer	1
Gemüter, liebevolle	1	Hans	12
Gendarmen, zwei	3	Hans oder Gret	1
Gericht, das	2	Hans und Grete	1

Hansmichel	60	Klaus	25
Hansmichels Kinder	10	Klausmelker	216
Hausväter, die	1	Klausmelkers Bekannte	6
Heimgekommene aus dem italienischen Krieg	1	Kleinhändler, der	1
Herr im Evangelium	1	Krämerle	3
Herren im Traum	4	Kreuzwirt	1
Herren, fette mit Brillen	1	Kuh des Barthle	1
Herz, das sündhaft schwache	1	Kühe, die	9
Heuleute	6	Lehrer	1
Heuzieher	10	Lehrer der Werktagsschule	1
Hochzeitsgesellschaft	6	Lehrer, geistliche und weltliche	1
Holzschnitt, der einfache	1	Leidenschaften	1
Humor, guter	1	Leidenschaften, viele	1
Inschriften an dem vor dem Dorfe aufgerichteten Festbogen	1	Lenau	1
Jahr, ein	1	Leser	2
jemand	1	Leute, ärmere	1
Kamin, der	1	Leute, die älteren	2
Kapitel, viertes	1	Leute, die bösen	3
Kaplan	4	Leute, die guten	1
Kaplan in Sepps Geschichte	9	Leute, gewisse	4
Kapuziner, die	2	Liebe und Sorgfalt der Seinigen	1
Katze, die	1	Lieferant	20
kein Sprecher	34	Lobredner Franzens	8
keiner	2	Lustspieldichter, französischer	1
Kind	2	Macht, die ins Dasein ruft	1
Kind, das zur Taufe getragen wird	1	Mädchen aus ärmeren Häusern	2
Kind, mißhandeltes	1	Mädchen, die	1
Kinder anderer Leute	1	Mäher	20
Kinder der reichen Arbeitgeber	3	man	35
Kinder, die	1	Mann, ein	3
Kinder, die kleineren	1	Mann, kluger	1
Kinder, ein Häuflein	1	Männer	1
Kirche	1	Margretle	7
Kirchenglocken	2	Mariann	270
		Mariannens ganzes Wesen	1

Marie	162	Pfarrer	123
Martin, der alte	12	Pfarrer, Bezauer	1
Meister des Sepp	2	Pfarrer, neuer	30
Mensch, der schwache	1	Pfarrersköchin	1
Mensch, jeder	1	Pflastersybill	2
Mensch, von dem man eine solche Rede oder Tat am wenigsten erwartet hätte	1	Poetlein, ein armes	1
Menschen beim Jüngsten Gericht	2	Ratgeber des Sepp	2
Menschen, die sich selbst weder zu raten noch zu helfen wissen	2	Rauch, der	1
Menschen, schuldlose, mit sich und der Welt zufriedene	1	Reiche, der	1
Menschenfreund, der	1	Retter des Sepp	19
Meßner	1	Rösle	70
Metzger	2	Rot, ein grelles	1
Mitgesellen des Sepp	2	Schein, ein rötlich-gelber	1
Mitschüler des Franz	1	Schellkuh des Sennen	2
Mittagsgeläute, das liebliche	1	Schiffbrüchiger, ein	1
Mutter des Hansmichel	2	Schnäpsler	36
Mutter des heiligen Augustin	1	Schoppernauerin	1
Mutter des Sennen	1	Schulkinder	2
Mutter von Klausmelker und Mariann	1	Schutzengel	2
Nachbar, der	1	Schwager, der	1
Nachbarinnen von Marie	1	Schwein, das	2
Nachbarn des Barthle	2	Schwester des Sennen	5
Nächtler	7	Seiler	4
Nagler	24	Selbstliebe, die	1
Naglerin	11	Senn	218
Name Freimaurer, der	1	Sepp	499
Natur	4	Sohn, der verlorene	1
niemand	1	solche, die es verstehen und redlich meinen	1
Nordwestler, der	5	solche, die nach dem Pfarrer noch etwas zu sagen haben	1
Paare, die zärtlichsten	1	Sprichwort, das	5
Papst	1	Städter und andere Stubenmenschen	1
		Sterbeglocke	1
		Stimme, eine donnerähnliche	1
		Sturm, der	4
		Susanne	3
		Tannen, ernste	2

Tat, böse	1	Vorsteher, der und seine	3
Teufel	2	Anhänger	
Therese	4	Vorübergehende	2
Tier und Tierlein	1	Wagner	1
Tiroler	1	Wahrheit, die	1
Tochter des Bezauer Wirts	1	Weberle	84
Tugendbündlerinnen,	1	Weib des alten Martin	2
versauerte		Weib, das	1
Unparteiischer, ein	2	Weib, des Doktors	5
Unterlehrer	6	verstorbenes	
Unterlehrer, Bezauer	1	Weib, ordnungsliebendes	1
Vater des Barthle	3	Weiber und Mädchen	1
Vater des Hansmichel	1	Weiber, die eine Schüssel	1
Väter, unsere	1	zerschlagen	
Vaterlandsfreunde, einzelne	1	Weiberleut	4
wackere		Weiberstimme, grelle	1
Vergangenheit, Klausmelkers	1	Weiblein, fromme	1
Versammelte beim Franz	1	Weintrinker, ein	1
Verwandte des Rösle	5	vierschrötiger	
Verwandschaft, eine rechte	1	Welt Gottes, die	1
Vetter des Sepp	1	Welt, die	1
Vögel, alte	1	wer den Kaufmann nicht mag	1
Vögel, die	6	wer will	1
Vögelein	1	Widerhall, der	1
Vorgesetzten, die	3	Wirt, Bezauer	4
Vormund des Rösle	1	Wirte und Wirtinnen, junge	1
Vorsäßgesellschaft	14	Wirtin, Bezauer	7
Vorsäßgesellschaft, Burschen	2	Witwen und Waisen, arme	1
aus der		Wolken von trockenem	1
Vorsäßgesellschaft, der	2	Schnee	
Hausvater der		Wort, Barthles hartes	1
Vorsäßgesellschaft, Schneider	4	Zeitungsnachrichten, die	1
aus der		Zigeunerin	30
Vorsäßgesellschaft, Stickerin	2	Zuhörer des Weberle	2
aus der		,der am besten bezahlen soll‘	1
Vorsteher, der	20		

Den Auftakt des Romans bildet eine Liste der *Dramatis Personae*, so wie wir es eigentlich aus Dramentexten kennen, welche mit „*HAUPTPERSONEN*“ [16]

überschrieben ist und folgende Figuren erwähnt:

Sepp, der Freimaurer
Barthle
Klausmelker, der Sohn Barthles
Franz, der Sohn des Freimaurers
Der Senn
Marie, die Frau des Sepp
Mariann, die Tochter Barthles
Rösle, die Tochter des Adlerwirts

Diese Figuren, die bereits in der Inhaltsangabe (vgl. Abschnitt 1.2.1) vorgestellt wurden, zählen — vor allem quantitativ — zu den wichtigsten Sprechern im Roman. Mitunter sind aber die Aussagen der (in dieser Liste nicht aufscheinenden) Nebenfiguren erheblich folgenreicher und gewichtiger:

Das Weberle, beispielsweise, hat eine wichtige Rolle inne, auch der Hansmichel: Die beiden gelten als Vertreter jener Sprecher, die die Handlung nicht nur aus einer Nebenperspektive kommentieren, sondern wesentlich dazu beitragen, dass wichtige Informationen aus dem Privatleben mancher Figuren zum Gerede im Dorf werden.

Eine wichtige Randfigur ist auch jene nachhaltig auf den Barthle einwirkende Zigeunerin, der es durch ihre List gelingt, den Barthle „*so mir nichts dir nichts hinüber[zu]schwätzen*“ „*auf den breiten Weg des Verderbens*“ [292], womit sie auch Franz und Mariann das Leben schwer macht.

Als bedeutender Sprecher ist zweifellos der Pfarrer des Dorfes zu nennen: Sowohl er als auch die reichlich Einfluss nehmenden und im Romandorf Stimmung machenden Sprecher-Kollektive „Gemeinde“, „Bauern“ und „Schnäpsler“ sorgen für Einschüchterung und so manche böse Zuschreibung.

Insgesamt lässt sich sagen, dass die Romanhandlung von den männlichen Figuren dominiert wird²: Franz ist die Figur, die am häufigsten zu Wort kommt — auch wenn die negativen Einträge wie *nicht sagen*, *nicht meinen* etc. miteinberechnet werden. An zweiter Stelle rangiert der Sepp, gefolgt vom Barthle, der

² Dies ist übrigens anders beim Nachfolgeroman, dem 1868 erschienenen „Reich und Arm“: Hier haben die *Frauen* mehr zu sagen, was vor allem daher rührt, dass sie insgesamt eine tragende Rolle einnehmen: Eine der Protagonistinnen, die verwitwete Stighofbäuerin, muss dem Sohn nicht nur ökonomisch seinen verstorbenen Vater ersetzen, sondern sie versucht auch in allen anderen Bereichen den leeren Platz des Mannes einzunehmen. Das macht sich in ihrem Sprechen deutlich bemerkbar: So finden sich im Repertoire der Stigerin nämlich einige Verba dicendi sowie andere Ausdrücke kommunikativer Semantik, die ansonsten vor allem männlichen Sprechern vorbehalten sind (z. B. *schrie die Stigerin, mit dem Fuße stampfend* [225] oder *die Stigerin aber schnitt bald mit der trockenen Bemerkung: „Andere Leute sind auch wieder Leute“, jede weitere Erörterung ab* [250]). Die weiblichen Hauptfiguren in „Reich und Arm“, Dorothee, Zusel und Angelika, erhalten zudem häufiger die Gelegenheit sich zu äußern als etwa unsere Mariann. Auch wird beispielsweise das Schicksal der Stickerinnen indirekt thematisiert, die somit freilich auch ein Wort mitzusprechen haben, und eine wichtige Rolle nimmt die Stimme der Betschwestern ein, welche ebenfalls auf die Handlung einen bedeutenden Einfluss ausüben.

vierte Platz wird bereits von Mariann besetzt, deren Liste an negativen Einträgen — im Vergleich zu den männlichen Sprechern — mit 13% besonders ausgeprägt ist: *nichts erwidern, ohne ein Wort zu sagen, nicht widersprechen*, aber auch *nicht verleugnen* etc.

Zur vergleichenden Veranschaulichung findet sich hier eine kurze Auflistung der ersten 10 ‚Sprecher-Listenplätze‘, die — von der linken Spalte aus — zunächst den Namen des Sprechers, die Gesamtanzahl der jeweiligen Einträge und die Anzahl der erfolgten (positiven) Redebeiträge verzeichnet, ferner die Anzahl der nicht erfolgten (negativen) Redebeiträge zeigt und schließlich den prozentuellen Anteil der negativen an den gesamten Einträgen, wodurch es möglich wird, die Ergebnisse der jeweiligen Sprecher miteinander zu vergleichen (z. B. machen Franzens 53 negative Einträge 9% seiner insgesamt 635 Einträge aus).

Sprecher	gesamt	positiv	negativ	% (negativ)
Franz	648	589	59	9%
Sepp	509	462	47	9%
Barthle	377	346	31	8%
Mariann	271	237	34	13%
Gemeinde	238	229	9	4%
Senn	222	214	8	4%
Klausmelker	218	194	24	11%
Marie	163	147	16	10%
Pfarrer	125	118	7	6%
Bauern	93	87	6	6%

7.1 Leitgedanken zur Figureninterpretation

In den unter Abschnitt 6.4.3 sich befindlichen Tabellen sind sämtliche Verben und Ausdrücke kommunikativer Semantik verzeichnet. Alle diese Belege wurden schließlich noch einmal, und zwar gemäß ihrer illokutionären Qualität, kategorisiert. Die dabei entstandenen Listen scheinen hier nicht gesondert auf, sind aber die Basis der Figureninterpretationen und erlauben einen genauen Einblick in die Beschaffenheit der jeweiligen Redeeinträge: Dass beispielsweise das Verb *sagen* bei den meisten Figuren als häufigster Redeeintrag vorkommt, mag nicht wirklich überraschen. Dass aber dieses *sagen* verschiedene illokutionäre Akte bezeichnen kann, zeigt die Kontext bezogene Interpretation: Wenn es beispielsweise vom Barthle heißt, dass er Mariannens Buch *„mit den Händen zusammen [preßte]*

und sagte: „Ich hätt’ Lust, den verdammten Fetzen ins Feuer zu werfen““ [72], so rückt hier das Verb *sagen* in die qualitative Nähe eines Expressivs.

Für die systematische Zuteilung der Redeeinträge zu einer bestimmten Illokution musste ein eigenes Schema generiert werden: Da wir es bei den gängigen Ansätzen zur Klassifizierung von Sprechakten oder Verben entweder mit einer Einteilung von Sprechakten oder einer Kategorisierung von Verben zu tun haben, konnten wir unsere Belege, die ja *beide* Phänomene umfassen, nicht mit einer der herkömmlichen Einteilungen beschreiben.

Hätten wir uns nur auf die Auswahl der Verben beschränkt, dann ließe sich (beispielsweise mithilfe des Handwörterbuchs von Gisela Harras et al.) für jede Figur ermitteln, welche Anzahl an expressiven oder direktiven Verben ihr zugeordnet sind; oder wir könnten das Redeverhalten einer Figur beschreiben, indem wir sagten, diese oder jene Figur drücke sich mehrheitlich anhand von repräsentativen oder deklarativen Verben aus. Wo brächten wir aber dann Belege wie *über jemanden wie ein Wetter losbrechen* oder *Mischmasch kochen* oder *jemanden auf die Äste hinaustreiben* unter?

Umgekehrt zeigt der Versuch, die Belege anhand einer typischen Sprechaktklassifikation, also beispielsweise anhand des von John R. Searle vorgeschlagenen Modells zu den „grundlegenden Kategorien illokutionärer Akte“³, einzuteilen, auch keinen Erfolg: Denn wie könnten wir dann die Verben, die Gisela Harras et al. zu den „Allgemeine[n] verba dicendi“ zählen, also jene Verben, „mit denen auf Situationen Bezug genommen wird, in denen der Sprecher etwas äußert“ im Sinne des Erfinders dieser Einteilung erfassen, wenn Searles Taxonomie die Verben *sagen*, *sprechen* gar nicht berücksichtigt?

Da wir es also bei unserem auszuwertenden Material nicht nur mit Verben zu tun, sondern wir auch andere Ausdrücke kommunikativer Semantik (nach Götz Hindelang sogenannte „sprechhandlungsbezeichnende Ausdrücke“⁴) unterzubringen haben, gilt es an dieser Stelle eine angemessene Einteilung bzw. Klassifikation der Sprechakte, genauer: *der illokutionären Sprechhandlungen*, die die Figuren vollziehen, vorzuschlagen. Eine Beschreibung derselben soll nun so kurz und pragmatisch wie möglich erfolgen.

7.1.1 Illokutionäre Bewertung der Verba dicendi und Ausdrücke kommunikativer Semantik

Der Ausgangspunkt unserer Einteilung bildet die fünffache Klassifikation von John R. Searle, die, um unserem auszuwertenden Material gerecht werden zu können, um neun weitere Kategorien erweitert wurde: So sind es insgesamt 14

³ Searle, Taxonomie illokutionärer Akte, S. 31

⁴ Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 21

Kategorien, in die die jeweiligen illokutionären Sprechhandlungen der Figuren — unter Berücksichtigung ihrer semantischen Vielfalt — systematisch eingeschrieben wurden. Ein wichtiger Wegweiser war dabei das Handbuch deutscher Kommunikationsverben.

Diese Einteilung, die die Möglichkeit bietet, das Sprechaktrepertoire für alle Figuren festzulegen und deren Sprechhandeln auch untereinander zu vergleichen, erfüllt gleichsam den Minimalanspruch, dass

1. alle isolierten Textsequenzen damit erfasst werden können,
2. sich die Kategorien so wenig als möglich überschneiden,
3. die Kategorien so aussagekräftig wie möglich sind und
4. die jeweilige Zuteilung so einsichtig als möglich erscheint.

Wie jedes Schema weist auch das unsrige Stärken und Schwächen auf:

Die einzelnen Belegstellen (in denen der indexierte Ausdruck kommunikativer Semantik enthalten ist) wurden jeweils einem bestimmten Sprechakttyp zugeordnet, wodurch sich eine quasi semantische Ordnung der Belege ergab. Anhand derer lässt sich anschaulich überprüfen, ob es eine Entsprechung zwischen dem illokutionären Akt bzw. der Sprechhandlung und dem es bezeichnenden Ausdruck kommunikativer Semantik gibt (wenn wir das oben angeführte Beispiel in Betracht ziehen: Ob *sagen* ein bloßes Sich-Äußern beschreibt oder ob es die Qualität eines Expressivs hat). Die Zuordnung in die jeweiligen Kategorien erfolgte aufgrund einer — möglicherweise nicht immer auf den ersten Blick erkennbaren, aber hoffentlich auf den zweiten Blick nachvollziehbaren — Interpretation, da sich sehr schnell herausstellte: Es gibt *keinen* illokutionären Indikator (z. B. ein Verbum dicendi), der den Sprechakt seinem illokutionären Typ gemäß eindeutig ausweist. (Freilich waren wir von dieser Tatsache nicht überrascht, vielmehr in unserer Annahme bestätigt.) Das macht die Einteilung zwar einerseits inhomogen, aber andererseits sehr interessant und bunt.

Unberücksichtigt bleiben musste der Aspekt der Verkettung der einzelnen Sprechakte untereinander bzw. die Darstellung ihrer Reihen- und Abfolge.⁵ Eine gewisse Verzerrung ist weiters insofern gegeben, als wir jene, eine direkte Rede enthaltenden Passagen, die nicht durch ein redeein- bzw. ausleitendes Verbum eingerahmt sind, in unserer Auflistung nicht zu berücksichtigen imstande sind. Es lässt sich aber mit Bestimmtheit sagen, dass die Fälle, in denen die Rede ohne Kommentierung durch eine Redeeinleitung erfolgt, in nur geringer Zahl vorkommen —

⁵ Eine Analyse, die auf die illokutive Vernetzung eingeht und zeigt, wie die einzelnen Sprechsequenzen miteinander verzahnt sind, gibt beispielsweise die bereits mehrfach erwähnte Untersuchung von Katrin Unrath-Scharpenack.

dies ist freilich auch ein Grund dafür, warum die Erfassung jener Redeeinleitungen qualitativ und quantitativ derart ergiebig ist: Genau aus diesem Grund galt, von Anbeginn der Beschäftigung mit Felters Text, unsere Aufmerksamkeit jenen Ausdrücken; deshalb sind sie das zentrale Anliegen unserer Untersuchungen geworden und geblieben.

Worauf wir beim Kategorisieren der Textstellen ebenso nicht eingehen konnten, ist, aus wessen Sicht die Zuschreibung des jeweiligen die Rede einleitenden Ausdrucks erfolgt: Nicht nur der Erzähler charakterisiert die Rede der Figuren, sondern auch die Figuren selbst urteilen über das Redeverhalten ihrer „Mitbürger“.

Abschließend sei noch angemerkt, dass jene *Verba dicendi*, die das Verhalten von Tieren, Naturphänomenen etc. (vgl. Abschnitt 6.3.2) beschreiben, in dieser Auflistung, die die illokutionären Rollen verzeichnet, nicht berücksichtigt sind.

7.1.2 Vierzehn Kategorien

Wie bereits erwähnt, bilden die fünf von John R. Searle vorgeschlagenen Gruppen von „Illokutionsakten“ (in denen sowohl Verben als auch Sprechhandlungen unterzubringen sind) die Basis unserer Einteilung. Für unsere Einteilung halten wir uns an die von Searle in seiner „Alternativ-Taxonomie“⁶ gegebenen Definitionen. Auf die seiner Meinung nach „(mindestens) zwölf wichtige[n] Dimensionen, in denen sich Illokutionsakte voneinander unterscheiden“, gehen wir an dieser Stelle aus pragmatischen Gründen nicht näher ein, erwähnen aber, dass die ersten drei der genannten „zwölf Dimensionen“ laut Searle die wichtigsten sind: Es sind dies:

1. „Unterschiede im Zweck (oder Ziel) des Sprechaktes bzw. Sprechakttyps“,
2. „Unterschiede in der Entsprechungsrichtung (direction of fit) von Welt und Worten“ und
3. „Unterschiede in der psychischen Einstellung (psychological status) des Sprechers“.

„Auf diesen drei Dimensionen — Illokutionszweck, Entsprechungsrichtung und psychische Einstellung oder Aufrichtigkeitsbedingung — [...] werde [ich] meine Taxonomie größtenteils [...] gründen.“⁷

⁶ John Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, in: Sprechakttheorie. Ein Reader. Herausgegeben und aus dem Englischen übersetzt von Paul Kußmaul. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, 1980 (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft. Herausgegeben von Werner Abraham und Roland Posner. Band 17), hier: Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 92

⁷ Als weitere Dimensionen nennt Searle: 4. Unterschiede in der Kraft oder Stärke, mit der der Illokutionszweck dargeboten wird, 5. Unterschiede im sozialen Status des Sprechers und

An dieser Stelle werden nun, beginnend mit dem Searle'schen Quintett, alle 14 Kategorien kurz vorgestellt:

1 Repräsentativa: „Der Illokutionszweck der Sprechakte der repräsentativen Klasse besteht darin, den Sprecher (in verschiedenen Graden) darauf festzulegen, daß etwas der Fall ist, d.h. ihn an die Wahrheit der ausgedrückten Proposition zu binden. Alle Mitglieder dieser Klasse lassen sich innerhalb eines Bereichs einordnen, der die Begriffe *wahr* und *falsch* umfaßt.“⁸ Der einfachste Test, um festzustellen, ob es sich um einen repräsentativen Sprechakt handelt, ist die Frage: „[L]äßt er sich (unter anderem) wörtlich als wahr oder falsch bezeichnen?“⁹ Es geht bei den Äußerungen, die dieser Gruppe zuzuordnen sind, also um mehr als ein bloßes „Feststellen“ von Tatsachen: Götz Hindelang benennt im Anschluss an Hundsnurscher diese Klasse mit der (Searles Anliegen vereinfacht darstellenden) Kurzdefinition: „Repräsentativa sind solche Sprechakte, durch die der Sprecher zu erkennen gibt, was er glaubt, daß in der Welt der Fall ist.“¹⁰

Insgesamt lässt sich sagen, dass dieser Bereich in unserem Text — von „Abhandlung“ bis „zweifeln“ — der quantitativ stärkste ist: Von den 4164 Einträgen sind 1187 dem Bereich der Repräsentative zuzuordnen, das sind rund 28%, also gut ein Viertel aller Einträge.

Dieses Ergebnis findet auch in den Einzelinterpretationen seinen Niederschlag: Die Repräsentative rangieren auch im Sprechaktrepertoire der einzelnen Figuren in den meisten Fällen an erster Stelle: Die Figuren legen Wert darauf, ihre eigene Meinung als solche kundzutun.

2 Direktiva: „Der Illokutionszweck dieser Sprechakte besteht darin, daß sie Versuche des Sprechers sind, den Hörer zu einer Handlung zu veranlassen. (Diese Versuche unterscheiden sich graduell [...].) Es kann sich hier um sehr bescheidene „Versuche“ handeln, z. B. wenn man jemanden einlädt, etwas

Hörers und zwar insofern, als sich diese auf die Illokutionskraft der Äußerung auswirken, 6. Unterschiede in der Art und Weise, wie sich Äußerungen auf den Nutzen des Sprechers und des Hörers beziehen, 7. Unterschiede im Bezug zum übrigen Diskurs, 8. Unterschiede im propositionalen Gehalt, die vom Illokutionsindikator abhängen, 9. Unterschiede zwischen solchen Akten, die immer Sprechakte sein müssen und solchen, die auch als andere Akte vollzogen werden können, 10. Unterschiede zwischen Sprechakten, die zu ihrem Vollzug außersprachliche Institutionen erfordern, und solchen, bei denen das nicht der Fall ist, 11. Unterschiede zwischen solchen Sprechakten, deren zugehöriges Illokutionsverb performativ gebraucht werden kann, und solchen, bei denen dies nicht möglich ist, 12. Unterschied im Vollzugsstil eines Illokutionsakts, vgl. Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 83–88

⁸ Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 92 f.

⁹ Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 93

¹⁰ Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 49

zu tun oder einen Vorschlag macht. Es kann sich aber auch um sehr nachdrückliche Versuche handeln, z. B. wenn man darauf besteht, daß jemand etwas tut.“ Die „Verwendung des Ausrufezeichens“ kann zu einem „Indikator des Illokutionszwecks“ werden, so Searle.¹¹ Hindelang charakterisiert diese Gruppe als jene „Sprechakte, durch die der Sprecher zu erkennen gibt, was er will, das der andere tun soll.“¹²

Diese Gruppe vereint in unserer Darstellung vor allem die Bereiche des Bittens, Einladens und Fragens, aber auch des Befehlens, Drohens und Aufforderns.

3 Kommissiva: Die Kriterien für die Kommissiva übernimmt Searle (mit wenigen Vorbehalten¹³) von Austins Definition der kommissiven Verben: „Unter Kommissiva sind also Illokutionsakte zu verstehen, deren Zweck darin besteht, den Sprecher auf eine zukünftige Handlung festzulegen oder dazu zu verpflichten (dies wiederum in verschiedenen Graden).“¹⁴ Hindelang verdeutlicht durch seine Definition den Aspekt der Intention des Sprechers: „*Kommissiva* sind solche Sprechakte, durch die der Sprecher zu erkennen gibt, was er selbst vorhat zu tun.“¹⁵

In dieser Liste finden sich neben den Verben wie *schwören* oder *versprechen* auch viele ‚untypische‘ Ausdrücke: Bei genauerem Hinsehen entpuppen sich mitunter Belegstellen, die unter der Stammform *sagen* oder *sprechen* indiziert sind, ebenfalls als Kommissiva, wie etwa:

- „*es muß anders mit mir werden*«, sagte Franz kurz“ oder
- „*Ja morgen*«, sprach der Senn feierlich“.

4 Expressiva: „Der Illokutionszweck dieser Klasse besteht darin, die in der Aufrichtigkeitsbedingung spezifizierte psychische Einstellung zu einem im propositionalen Gehalt spezifizierten Sachverhalt auszudrücken.“¹⁶ Die „Paradigmen expressiver Verben“, so führt Searle aus, sind „*danken, gratulieren, entschuldigen, kondolieren, beklagen* und *willkommen heißen*“. Vereinfacht mit Hindelang können Expressiva als Sprechakte beschrieben werden, „durch die der Sprecher zu erkennen gibt, wie ihm zumute ist.“¹⁷

¹¹ vgl. Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 94

¹² Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 49 f.

¹³ „[...] ich übernehme sie mit dem einen Vorbehalt, daß einige der von ihm [Austin] aufgeführten kommissiven Verben nicht in dieses Klasse gehören, z. B. *sollen, beabsichtigen, bevorzugen* u.a.“, vgl. Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 94

¹⁴ Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 94

¹⁵ Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 50

¹⁶ Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 95

¹⁷ Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 50

Diese Gruppe fällt in unserer Darstellung besonders bunt aus: Von *abwettern* bis *zurufen*, über *Saustallgeschrei* bis zum *Spaßmacher* sind die verschiedensten Belege hier zu finden, die zeigen, auf welche Art die Figuren ihrem Innersten Ausdruck geben. Während Harras et al. für jene „Verben [...], in denen ein Sprecher einem Hörer gegenüber etwas mit einer bestimmten Lautstärke äußert“¹⁸ eine eigene Kategorie (die der „Modale[n] Kommunikationsverben“) einrichtet, haben wir uns entschlossen, Ausdrücke mit dererlei semantischem Gehalt dem Bereich der Expressiva zuzuteilen: Natürlich geben diese Aufschluss über das Empfinden des jeweiligen Sprechers. Auch die auf den ersten Blick neutral anmutenden Verben *sagen*, *sprechen* oder *singen* bezeichnen mitunter Sprechakte von expressiver Qualität.

5 Deklarationen: Nach John R. Searle besteht das „Definitionsmerkmal dieser Klasse [...] darin, daß der erfolgreiche Vollzug dieser Sprechakte ihren propositionalen Gehalt mit der Wirklichkeit zur Deckung bringt.“ Hindelang umschreibt dies mit: „*Deklarationen* sind solche Sprechakte, durch die der Sprecher zu erkennen gibt, was in einem bestimmten institutionellen Rahmen der Fall sein soll.“¹⁹

Die Tatsache, dass Deklarationen eine „Veränderung im Status oder im Zustand“ mit sich bringen und zwar allein aufgrund dessen, „daß die Deklaration erfolgreich vollzogen wurde“²⁰, unterscheidet die Deklarationen von den anderen Gruppen.

In unserem Text finden sich nur wenig Deklarationen, sie machen mit nur 51 Einträgen kaum 1,2% aller Belege aus: *anklagen*, *beichten*, *bekennen*, *bedinzieren*, *Segen verteilen* oder *sich verkünden lassen* sind Beispiele dafür.

Damit haben wir nun einmal für einen erheblichen Anteil unserer Belege Kategorien zur Einteilung bei der Hand. Obwohl wir freilich bestrebt sind, die jeweiligen Äußerungen so dezidiert wie möglich einem Sprechakt zuzuordnen, werden wir nicht umhin kommen, auch die von Gisela Harras et al. vorgeschlagene Kategorie

6 allgemeine verba dicendi zu eröffnen. In einigen Fällen geht es tatsächlich schlicht und ergreifend darum „etwas sprachlich zum Ausdruck bringen“. Den Verben dieses Bezugssituationstyps sind, wie die Beschreibung lautet: „die folgenden typbestimmenden Bedeutungsaspekte gemeinsam: Ein Sprecher S äußert einem Hörer H gegenüber eine oder mehrere Sa(P), Sätze oder Wörter“²¹, wobei „Sa(P)“ für „Äußerungsprodukt mit (prototypisch) pro-

¹⁸ Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 427 ff.

¹⁹ Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 50

²⁰ Searle, Eine Klassifikation der Illokutionsakte, S. 97

²¹ Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 27

positionalem Gehalt“ steht. Als syntaktische Umgebungen, in denen solche Verben vorkommen können, sind *sagen*, *sprechen*, *(sich) äußern* genannt. Diese Gruppe macht in unserem Fall fast 7% aus.

Zur Ergänzung und genaueren Beschreibung von besonders zwei Sprechaktgruppen, die in Felders Roman eine große Rolle spielen, seien noch zwei weitere Kategorien angeführt, nämlich die des [7] Betens und die der [8] bewertenden Sprechakte:

7 Der Bereich des **Betens** lässt sich tatsächlich keiner der hier genannten Gruppen wirklich zuordnen. Wie Sybille Krämer festhält, habe beispielsweise Wilhelm Vossenkuhl am Beispiel von fiktionalem und religiösem Sprechen die Grenzen von Searles Klassifikation aufgewiesen und die Behauptung Searles, es gebe „nur fünf Typen illokutionärer Punkte“ angezweifelt.²² Wir kreieren für diesen Bereich jedenfalls eine Sondergruppe, die sowohl das freie Beten (im Sinne eines Gesprächs mit bzw. zu Gott) als auch das formelhafte Beten (*Avemaria beten*, *Vaterunser beten* etc.) als auch das gesungene Beten (*Schlußlied singen*) umfasst. Im Anschluss an Searle teilt Hindelang den Ausdruck „(um etw.) beten“, welchen Austin der Klasse der exerzitiven Äußerungen zugeordnet hatte, der Gruppe der Direktiva zu.²³ Allerdings ist damit nur das Bittgebet adäquat erfasst. Es scheint unbestritten, dass *beten* eine andere Qualität hat als die typischen direktiven Sprechakte wie *auffordern*, *verlangen*, *appellieren*, *aufrufen*, *wünschen* oder gar *einen Antrag stellen*, *an jmdn. eine Petition richten* oder *eine Forderung stellen*.²⁴ Harras et al. nennen den Bereich des *Betens* nicht, nur das Verb „(he)runterbeten“ findet sich — allerdings unter der Rubrik der modalen Kommunikationsverben in der Bedeutung von „(he)runterleiern / leiern“. ²⁵ Immerhin lassen sich 3% all unserer Einträge ganz eindeutig in diese Gruppe einordnen.

8 Die Verben *(etw.) verurteilen*, *tadeln*, *rügen*, *billigen*, *anerkennen*, die Götz Hindelang in einer seiner Beispiellisten anführt, bewertet er als Problemgruppe insofern als sie „in Searles Klassen schwer unter[zu]bringen“ sind: „Sie können weder den repräsentativen noch den expressiven Sprechakten problemlos zugeordnet werden“, obwohl so eine Äußerung natürlich Aufschluss über die Einschätzung des Sprechers zur Welt (Repräsentative) gibt

²² Krämer, Searle. Wie Regeln Sprechakte konstituieren, S. 67, Fußnote 22

²³ vgl. Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 105. Der Beleg findet sich bei der „Auflösung der Aufgaben zu Kapitel 3“.

²⁴ vgl. Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 53

²⁵ Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 457

und obwohl sie freilich auch vorführt, wie dem Sprecher zumute ist (Expressive). Da aber genau diese so schwierig zu fassende Gruppe von Verben und sprechhandlungsbezeichnenden Ausdrücken in unserem Roman eine wichtige Rolle spielt, versuchen wir es im Anschluss an den Vorschlag von Hindelang mit einer eigenen „**Klasse für bewertende Sprechakte**“²⁶. (Im „Handbuch“ werden Verben, die dem, was wir soeben als „bewertende Sprechakte“ bezeichnet haben, entsprechen, der Kategorie der „Expressive“ zugeordnet.²⁷)

9 Des Weiteren verlangt der Bereich des **Nichtsprechens, der verhinderten oder unterlassenen Rede und des Schweigens** (*schweigen, innehalten, still sein, den Zuhörer machen* etc.) eine eigene Gruppe, der — wenn überhaupt — per definitionem am ehesten auch in den Bereich der repräsentativen oder expressiven illokutionären Akte fallen würde (schließlich gibt auch ein Schweigen Aufschluss über die Einstellung des Sprechers zur Welt wieder (Repräsentative) oder zeigt ein plötzliches *Verstummen* oder *Innehalten* wie dem Sprecher zumute ist (Expressive). Weil uns dies aber als keine wirklich zulässige Einteilung erscheint, setzen wir für die genannten Ausdrücke eine eigene Gruppe fest.

10 Ebenfalls in keine der hier vorgeschlagenen Gruppen passend und von daher in einer neuen Sondergruppe mit der Bezeichnung **Emotionale Äußerungen** zusammengefasst, erscheinen Ausdrücke wie *stöhnen, fiebern, flüstern, hauchen, weinen* etc. Es handelt sich dabei zwar nicht um Kommunikationshindernisse physischer Art, wie sie Searle unter den „Normale[n] Eingabe- und Ausgabebedingungen“ beschreibt, also durch „z.B. Taubheit, Aphasie oder Kehlkopfentzündung“²⁸ verursacht, aber es gibt durchaus den Zustand einer — wenn wir so wollen — *psychischen* Aphasie, etwa durch ein emotionales Überwältigtsein, bei Angstzuständen oder in Situationen der Einschüchterung: Wenn es etwa vom Rösle heißt, dass es als Reaktion auf

²⁶ Hindelang, Einführung in die Sprechakttheorie, S. 105. Hindelang geht an dieser Stelle — bis auf den Hinweis, dass es „zu erwägen“ sei, „eine eigene Klasse für bewertende Sprechakte“ anzusetzen — nicht weiter darauf ein.

²⁷ Harras et al. unterteilen diese wiederum in verschiedene Subkategorien, wobei zwei dieser Untergruppen in unserem Zusammenhang eine Relevanz haben und eine nützliche Definition geben: [1] „Verben, mit denen auf Situationen Bezug genommen wird, in denen ein Sprecher durch seine Äußerung(en) bewirkt, dass das gesellschaftliche Ansehen einer Person herabgesetzt ist.“ Als syntaktische Umgebungen, in denen solche Verben vorkommen können, sind *diffamieren, diskriminieren, kompromittieren* genannt, vgl. Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 305–309. [2] „Verben, mit denen auf Situationen Bezug genommen wird, in denen ein Sprecher zum Ausdruck bringt, dass er P lächerlich findet“, wobei P als Abkürzung für „propositionaler Gehalt“ fungiert. Als syntaktische Umgebungen, in denen solche Verben vorkommen können, sind *spotten, necken, höhnen* angeführt, vgl. Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 310–313

²⁸ Searle, Sprechakte, S. 88

den Heiratsantrag nur „*Du — ich —*“ zu *stottern* vermag und das *glühende Gesicht* zu verbergen sucht, so erlauben diese Äußerungen keine wirkliche Einordnung in eine der bisher festgelegten Kategorien.

- 11 Schließlich wollen wir noch eine Sonderform berücksichtigen: Das **Zu-sich-selbst-Sprechen**. In den Beispielen, die für diese Gruppe auszumachen sind, denkt sich die Figur nicht nur etwas, sondern sie *sagt* es zu sich selbst. Und das soll in einer Untersuchung wie der unsrigen nicht unberücksichtigt bleiben.

- 12 Eine weitere Gruppe bilden jene Ausdrücke, die veranschaulichen, dass es sich primär um eine durch die Struktur des Gesprächs vorgegebene Äußerung handelt: Wenn der Barthle als Antwort auf den Gruß der Zigeunerin „*In Ewigkeit*“ murmelt, dann hat dies nichts mit einer repräsentativen oder deklarativen Aussagen zu tun, auch nicht mit dem Bereich des Betens: Er erfüllt schlicht die (offenbar sehr machtvollen) Konvention, die durch die Anrede vorgegeben ist. Vor allem der Bereich des Antwortens (und hierfür beispielsweise die Belegstellen *antworten*, *beantworten*, *bemerk**en*, *sagen* oder auch das *Antwort entrinnen*) fällt in diese Kategorie. Wir bezeichnen diese Gruppe — in Anlehnung an Harras et al. — **gesprächsstrukturierende Ausdrücke**.²⁹

- 13 Auch sind wir nicht umhin gekommen, eine eigene Gruppe zu eröffnen, die — auch hier nehmen wir Anleihe bei Harras et al. — „auf **Sequenzen sprachlicher Äußerungen**“ Bezug nimmt: Harras et al. schreiben Verben wie *besprechen*, *debattieren*, *diskutieren*, *(sich) streiten*, *sich unterhalten* den „Redesequenzverben“³⁰ zu, in unserer Auflistung gehören unter anderem die Ausdrücke *ausmachen*, *Diskurs*, *disputieren*, *Geschwätz*, *ins Reden kommen*, *plaudern*, *Unterhaltung* in den Fällen, in denen der Kontext es zulässt, in diese Gruppe.

²⁹ Harras et al. legen als „Gesprächs- und themenstrukturierende[n] Verben“ einerseits jene Gruppe von Verben fest, [a] „mit denen auf gesprächs- und themenstrukturierende Akte Bezug genommen wird“. Als syntaktische Umgebungen dieser Untergruppe sind *abschweifen*, *andeuten*, *anführen*, *anmerken*, *ansprechen*, *aufgreifen*, *differenzieren*, *erwähnen*, *fortfahren*, *hervorheben*, *hinzufügen*, *kommentieren*, *resümieren*, *wiederholen*, *zurückkommen auf* angeführt. Einige der hier erwähnten Verben finden sich in unserer Einteilung anderen Gruppen zugeordnet: *kommentieren* gehört unserer Ansicht nach in unserem Zusammenhang in die Gruppe der Repräsentative. Hilfreich für uns ist aber die zweite Untergruppe, die Harras et al. anführen, nämlich [b] „Verben, mit denen auf Situationen Bezug genommen wird, in denen ein Sprecher mit seiner Äußerung auf Gesprächssequenzen und Themen der anderen Gesprächsteilnehmer Bezug nimmt“, hier sind die Verben *antworten*, *einhalten*, *einwenden*, *einwerfen* als syntaktische Umgebung angeführt, vgl. Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 387 ff. bzw. 408 ff.

³⁰ Harras, Handbuch deutscher Kommunikationsverben, S. 415 f.

14 Und schließlich haben wir für jene Ausdrücke, mit denen entweder **eine Kommunikation eröffnet oder abgeschlossen wird**, eine eigene Gruppe vorgesehen. Sie ist insofern von der Gruppe, welche die durch die Struktur des Gesprächs vorgegebenen Äußerungen umfasst, abzugrenzen, als es sich hierbei um intentional angestrebte sprachliche Äußerungen handelt, die bewusst und selbst bestimmt erfolgen und nicht nur eine Reaktion auf das Gesagte des jeweiligen Gegenübers (wie dies eben bei den durch die Struktur des Gesprächs vorgegebenen Äußerungen ist) darstellen: *anreden*, *beginnen*, *schließen* gehören beispielsweise hierher.

Nicht nur diese vierzehnfache Einteilung, sondern auch eine Überlegung, die wir Katrin Unrath-Scharpenack zu verdanken haben und die wir im jetzt folgenden Abschnitt noch zusätzlich einbringen möchten — die Dichotomie von *monologischer* und *dialogischer* Gesprächshaltung, die „die illokutive Struktur von Gesprächen determinieren und ihre Resultate beeinflussen kann“³¹ —, soll für unsere Figurenanalyse eine Art Leitlinie darstellen.

7.1.3 (Sprach)Philosophische Vorüberlegungen

In ihrer Untersuchung geht es Katrin Unrath-Scharpenack — neben der Analyse von ausgewählten Dialogszenen aus verschiedenen literarischen Texten — darum, die Bedeutung der dialogischen Gesprächshaltung aufzuzeigen und auf bestimmte „Techniken“ hinzuweisen, um Gespräche „so strukturieren und gestalten zu können, daß sie zu wirklichem Verständnis und damit zu einer Verbesserung der Dialogkultur führen“³².

Nun lässt sich freilich das Anliegen Unrath-Scharpenacks mit dem unsrigen nicht direkt vergleichen — unsere Betrachtung der Sprechszenen hat nicht den Anspruch eines ‚Leitfadens‘ fürs gelingende Gespräch. Dass allerdings der Autor durch das kommunikative Agieren der Figuren in seinem Roman eine beispielhafte Szenerie entworfen haben mag, um vorzuexerzieren, was durch eine gelingende Kommunikation und Gesprächsbereitschaft über den Riss quer durch das Dorf hinweg alles möglich gemacht hätte werden können, das steht außer Zweifel und Felder schreibt sich hier auch in eine zu seiner Zeit vorherrschende literarische und ihm gut bekannte Tradition der Schaffung von Texten mit lehr- und beispielhaftem Charakter ein.

Worauf Katrin Unrath-Scharpenacks Darstellung allerdings aufmerksam macht, ist die eindeutige Aufwertung der *Zweiseitigkeit* des Sprechaktes und dies ist tatsächlich ein Aspekt, der in vielen Darstellungen zu kurz kommt. Will man nämlich

³¹ Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, S. 493

³² Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, unpaginiertes Vorwort (1)

ganz konkret etwas über die illokutionären Strukturen eines Gesprächs herausfinden, so ist es notwendig *beide* Seiten zu beachten: die des Sprechers und die des Hörers. Dabei gilt es freilich zu bedenken, dass die Äußerungen in einem Gespräch je nach Intention, Perspektive, Status oder hierarchischer Stellung der Gesprächspartner zueinander von den am Gespräch Beteiligten mitunter völlig unterschiedlich aufgefasst werden (können). Arno Dusini hat in seiner Vorlesung „Literatur und Sprechakt“ diese illokutionäre Doppelseitigkeit der Sprechakte an einer Gesprächssequenz aus Friedrich Schillers „Maria Stuart“ eindrucksvoll vorgeführt und aufgezeigt, wie komplex die illokutionären Rollen der beiden, auf einer unterschiedlichen Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie sich befindenden Sprecher ineinander verzahnt sind, und, wenn wir das weiterdenken, dass jede einzelne Äußerung eben — je nach Anzahl der Gesprächspartner und Zuhörer — zwei, drei oder mehr verschiedene illokutionäre Strukturen haben kann.³³

Um die Betonung der Beidseitigkeit des Gesprächsaktes zu untermauern, beruft sich Katrin Unrath-Scharpenack auf die Philosophie Martin Bubers und sie hebt vor allem vier Aspekte, „die gewissermaßen die vier Prämissen seiner dialogischen Philosophie darstellen“, hervor:

1. Ich und Du konstituieren sich gegenseitig durch das Gespräch.
2. Es entsteht im Gespräch zwischen den Partnern eine Sphäre des „Zwischen“.
3. Die Partner müssen sich vollkommen in ihrer Andersheit akzeptieren.
4. Das Ich hat die Wahl, zu seiner Umwelt in einem Ich-Du- oder Ich-Es-Verhältnis zu stehen.³⁴

Gleich vorab lässt sich sagen, dass vor allem Punkt 3 in unserer Figureninterpretation eine große Rolle spielen wird, da die meisten der Felder'schen Figuren den zu beherzigen nicht oder nur kaum imstande sind — ebenso wie seine Umsetzung vermutlich auch den Sprechern im Alltagsleben schwer fallen dürfte.

Die Philosophie des Dialogs³⁵ (und insgesamt die philosophische Tradition der personal-dialogischen Denkrichtung) erinnert uns daran, dass Kommunikation

³³ In seiner Vorlesung führt Arno Dusini aus: „Diese Passage [Anfangsszene, in „einem Zimmer“ im „Schloss zu Fotheringhay“] möge unserem Zweck vorerst genügen. Das Drama wird mit Sätzen der Kammerfrau Maria Stuarts eröffnet. Sie schleudert sie dem mit einem Gehilfen und einem Brecheisen in dem Gefängnisraum auftauchenden Paulet entgegen. „KENNEDY. Was macht Ihr, Sir? Welch neue Dreistigkeit! / Zurück von diesem Schrank!“. Das sind in diesen beiden Zeilen schon drei verschiedene Sprechakte, eine Frage, ein feststellender Ausruf und ein Befehl, zumindest aus der Perspektive Kennedys. Für Paulet, den „Hüter der Maria“ stellt sich das grundlegend anders dar. Die Frage wird für Paulet zur rhetorischen; sein Status verpflichtet ihn zu keiner Antwort. Die Feststellung Kennedys, der durch ein Rufzeichen Nachdruck verliehen wird, „Welch neue Dreistigkeit!“, ist für Paulet ein Vorwurf, den er überhört. Und der Befehl ist ihm höchsten Aufforderung, der er nicht folgen muß.“, in: Dusini, Literatur und Sprechakt, S. 79, Vorlesung vom 3. November 2004

³⁴ Unrath-Scharpenack, Illokutive Strukturen, S. 27

³⁵ Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass Katrin Unrath-Scharpenack unter Kapitel 7 „Weitere dialogische Ansätze“ beschreibt, vgl. Unrath-Scharpenack, Illokutive Strukturen, S. 31–59

nur dann gelingen kann, wenn sich die Sprecher auch wirklich dem „Du“ zu öffnen bereit sind. Damit ist aber nicht nur eine momentane Verfasstheit der Sprecher gemeint, sondern vielmehr geht es um eine für diesen Sprecher charakteristische Gesprächshaltung, durchaus im Sinne des Bourdieu'schen Terminus des *Habitus*.

Diese Überlegung stellt eine Bereicherung für die Figureninterpretation dar, insofern wir darauf achten können, ob die Felder'schen Ausdrücke kommunikativer Semantik eher einer monologischen Gesprächshaltung zuzuordnen sind oder ob sie tendenziell einer dialogischen Grundhaltung entsprechen, wobei wir sie in dem von Unrath-Scharpenack vorgeschlagenen Sinne verstehen wollen:

Eine dialogische Gesprächshaltung zeichnet sich nach Buber durch „Hinwendung“ zum anderen aus; der Mensch erlebt den anderen als lebendiges Gegenüber, als Du. In dieser Haltung entsteht Beziehung. Eine monologische Haltung dagegen ist dadurch gekennzeichnet, daß keine Hinwendung stattfindet. Der andere wird erlebt als Es, als Gegenstand. In diesem Falle entsteht keine Beziehung, es ereignet sich vielmehr vergegenständlichende Welterfahrung.³⁶

Die Begriffe von der monologischen bzw. dialogischen Gesprächshaltung sind als Leitgedanken in einer Figurencharakteristik, die sich mit dem Rede- und Sprechverhalten beschäftigt, durchaus brauchbar. Susanne Marten-Cleef verdanken wir den Hinweis, dass auch Friedrich Kainz (1962) eine Unterteilung in Sprechhandlungen monologischen bzw. dialogischen Charakters getroffen hat.³⁷ Anhand einer solchen Dichotomie lässt sich feststellen, ob es einer Figur mit einer bestimmten Äußerung innerhalb eines bestimmten Kontexts überhaupt um eine authentische Kontaktaufnahme, um eine Kommunikation mit Verständigungsabsicht geht oder ob es sich eher um eine im sozialen Kontext ausgeübte „Kundgabe“³⁸ handelt, die zwar durchaus auch eine kommunikative Seite haben kann³⁹), aber oft gar keine Rücksicht auf den Hörer nehmen will oder — von Emotionen überrumpelt — kann.

Ebenso ist nicht jede sprachliche Äußerung (unserer Figuren) ‚brauchbar‘, sich in eine wirkliche Interaktion zu begeben, die auf (gegenseitigem) Verständnis beruht und die Schaffung einer neuen, gemeinsamen Wirklichkeit, eines „Zwi-

³⁶ Unrath-Scharpenack, Illokutive Strukturen, S. 1

³⁷ Kainz trennt „Einstellungen ausdrückende Sprechhandlungen, die im Rahmen zwischenmenschlichen Charakters getätigt werden, von solchen monologischen Charakters“, vgl. dazu: Susanne Marten-Cleef, Gefühle ausdrücken. Die expressiven Sprechakte, Göppingen: Kümmerle Verlag J.B. Metzler, 1991 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik herausgegeben von Ulrich Müller, Franz Hundsnurscher und Cornelius Sommer, Nr. 559), hier: Marten-Cleef, Gefühle ausdrücken, S. 40–41. Katrin Unrath-Scharpenack berücksichtigt und nennt Kainz hingegen nicht.

³⁸ „Eine solche liegt vor, wenn innere Erlebnisse des Sprechers angezeigt werden, wenn jemand sich gedrängt fühlt, ein starkes, bewegendes Angesporensein in Worten zu äußern, so zwar, daß ein teilnehmender Partner über sie in Kenntnis gesetzt wird und diese Kundnahme in Rückwirkung auf den Sprecher die kathartische erleichternde Wirkung der Aussprache erhöht.“, Kainz zitiert nach Marten-Cleef, Gefühle ausdrücken, S. 40

³⁹ Marten-Cleef, Gefühle ausdrücken, S. 40

schen“⁴⁰ im Sinne Martin Bubers anstrebt. Die Gesprächsbeiträge der Figuren können daraufhin befragt werden, ob sie überhaupt ‚geeignet‘ sind, eine neue gemeinsame Welt(sicht) herzustellen.⁴¹

Auf der Basis dieser Fragen, vor allem aber der oben angeführten vierzehn Kategorien versuchen wir nun dem Sprechhandeln und (un)kommunikativen Agieren der Figuren in unserem Roman nachzuspüren. Dabei folgen wir der Einteilung „männliche“ und „weibliche“ Sprecher sowie „Sprecher-Kollektiv“. In jeder Figurenbesprechung ist eine Grafik zu finden, in der alle der jeweiligen Figur zugeordneten Ausdrücke kommunikativer Semantik dargestellt sind: Die sehr eigenwillige grafische Darstellung zeigt auch in welcher Häufigkeit die einzelnen Einträge vorkommen — die Häufigkeit des Ausdrucks ist proportional zu seiner Größe im „Wordle“⁴². Die Belegstellen können in den Tabellen unter Abschnitt 6.4.3 problemlos gegengeprüft und, in ihrem Kontext dargestellt, eingesehen werden.

7.2 Männliche Sprecher

7.2.1 Sepp

Wie aus Felders Briefen⁴³ hervorgeht, lautete der ursprüngliche Romantitel nicht „Sonderlinge“, sondern „[Der] Dorf-Freimaurer“. „(*Dorf-*)*Freimaurer*“, das ist der Über-, Ruf- oder Spottname des Sepp, den ihm seine dörflichen Mitbewohner verliehen haben. Die Tatsache, dass der Roman anfänglich den Titel „[Der] Dorf-Freimaurer“ getragen hatte — vielleicht war es eher eine Art Arbeitstitel —, lässt die Annahme zu, dass die Figur des Sepp zu Beginn im Mittelpunkt der Romankonstruktion gestanden haben dürfte. Schließlich aber „scheint Felder zur Ansicht gekommen zu sein, daß es in einem Dorfe mehrere Sonderlinge geben müsse“, Charaktere also, die „einseitige Ansichten vertreten“ und „in der Ge-

⁴⁰ Dieser Begriff des „Zwischen“ ist zu verstehen „als zwischenmenschliche Wirklichkeit, die sich im Gespräch ereignet“, es handelt sich dabei nach Buber um eine „Urkategorie der menschlichen Wirklichkeit“ und es ist mithin der „zentrale Begriff in der Dialogphilosophie“: „Ein wirkliches Gespräch“, so zitiert Katrin Unrath-Scharpenack Martin Buber, „vollzieht sich nicht in dem einen oder dem anderen Teilnehmer, nicht in einer beide und alle anderen Dinge umfassenden neutralen Welt, sondern im genauesten Sinn zwischen beiden, gleichsam in einer nur ihnen beiden zugänglichen Dimension.“, in: Unrath-Scharpenack, *Illokutive Strukturen*, S. 27

⁴¹ Auch insofern können wir also durchaus vom literarischen Sprechen als einer Handlung reden, weil ja jedes Gespräch innerhalb des Roman-Universums eine neue Situation ‚herstellt‘, auf der wiederum eine nächste Situation aufbaut, wodurch die Handlung schrittweise vorangetrieben wird.

⁴² <http://www.wordle.net>

⁴³ So z. B. in dem bereits an anderer Stelle zitierten Brief Felders an Kaspar Moosbrugger vom 7. 1. 1863, vgl. 5.1.1

meinschaft auffallen“⁴⁴, so erklärt auch Artur Schwarz die Ab- bzw. Umänderung des Romantitels.

[H]ier haben wir einen Emporgekommenen, der nun Fortschritt und Freiheit predigt: einen s g Freimaurer, der „schlechte Grundsätze“ aus der bösen Welt hereinbrachte und sich nun bei den altgläubigen Ärmeren sowohl als bei den besitzstolzen Reichen verfeindet macht [...] ⁴⁵,

so stellt Felder selbst die Figur des Sepp in seinem Brief an Rudolf Hildebrand vor.

„Freimaurer“ — ein Wort „als Waffe gegen Andersdenkende“ Einem vom Vorarlberger Historiker Werner Bundschuh verfassten Artikel, in dem er auf Franz Michael Felder zu sprechen kommt, können wir entnehmen, dass Vorarlberg ein Land ist, in dem „Freimaurerei“ und „Jakobinertum“ „auch heute noch zu jenen Feindbildern [zählen], die in diesem Lande gängig sind“:

Im 19. und 20. Jh. gehörten Protestanten, dann die Sozialisten und Kommunisten, sowie Freigeister aller Art in dieses Feindbildschema, das nicht nur die Politik, sondern auch die Geschichtsschreibung geprägt hat. ⁴⁶

Zu Felders Lebzeiten — „Felder starb 80 Jahre nach der Französischen Revolution“ — gehörte, so Bundschuh, die „freimaurerische Verschwörungstheorie“ „zum Standardrepertoire einer antiaufklärerischen und antirepublikanischen Geschichtsbetrachtung“⁴⁷. Franz Michael Felder habe in seinen „Skizzen aus Vorarlberg“ gezeigt, wie das Wort „Freimaurerei“ von den Konservativen als Waffe gegen Andersdenkende eingesetzt wurde.⁴⁸

⁴⁴ Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 442

⁴⁵ Felder an Hildebrand, Brief vom 3. 3. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 9

⁴⁶ Werner Bundschuh, Die „Leibhaftigen“: Freimaurer, Illuminaten und Jakobiner, in: KULTUR. Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft, Jahrgang 4 (Nummer 3), 1989, hier: Bundschuh, Die „Leibhaftigen“, S. 9

⁴⁷ Bundschuh, Die „Leibhaftigen“, S. 6

⁴⁸ Bundschuh, Die „Leibhaftigen“, S. 6. Die Textstelle, auf die Bundschuh sich hier bezieht, sei hier angeführt: *„Man hatte so lange jeden Denkenden einen Lutherischen genannt, bis dieses Wort seine furchtbare Spitze verlor. Da kam denn, wohl als eine Art Hinterlader für die Ultramontanen, das Wort „Freimaurer“ in das Land. Ähnlich einem versengenden Wüstenwinde kam es und traf jeden, der nicht tief genug kroch. Wer den Kopf auch nur ein wenig aufrichtete — und das tun selbst die kernigen Bauern nicht mehr so selten —, den brandmalte es, daß man ihn bald im ganzen Gerichtsbezirke kannte. Ja, da hörten sie zum ersten Mal von einander alle, welche bisher einzeln rangen, und unter dem grenzenlosen Haß einer ihnen auf den Leib gehetzten bildungslosen, frömmelnden Rotte die Hölle auszustehen hatten. Sie empfanden als gemeinsame Last, was bisher jeden einzelnen mit furchtbarer Gewalt gedrückt hatte. Wie brüderlich sie sich nun die Hand reichten, wie mutig sie selbst ihren allwissenden und allmächtigen Pfarrbeamten gegenüber für des Volkes Recht und Freiheit mit Wort und Tat einzustehen wagten, sagt schon ihr Name Freimaurer jedem, der die furchtbare Bedeutung kennt, welche er im Munde eifriger Seelsorger und unwissender Kapuziner gewann. Ein Freimaurer ist nämlich der Söldling des leibhaftigen Teufels, dem er sich mit seinem Blute verschrieb. Natürlich, wie sollte ein Mensch sich so dem Hasse und der Verfolgung aussetzen, wenn er dafür nicht besser als für friedliche Arbeit bezahlt würde!*

Der Sepp wird von den Leuten im Romandorf immer wieder mit dem Namen „Freimaurer“ apostrophiert, womit ihm Kontakte zu jenen „*Leute[n]*“ unterstellt werden, die, laut Diktion des Weberles, „*an keinen Gott glauben und mit dem Teufel einen Bund gemacht haben*“ [39]. Der Erzähler begegnet diesem Vorwurf (nur) indirekt, indem er ein objektives Bild von Sepps Lebenslauf zu zeichnen versucht: Nicht geheimnisvollen Verbindungen zur Hölle hat Sepp seinen wirtschaftlichen Aufstieg zu verdanken, sondern durch kluges Haushalten, innovative, landwirtschaftliche Ideen und nachhaltige Investitionen hat er es zu Wohlstand und Reichtum gebracht. In der Rede der am Dorfplatz beisammen stehenden Bauern kommt jedenfalls durchaus neidvolle Bewunderung zum Ausdruck:

Ja, in dem Stück sei der Sepp schon ein wahrer Kämpel. Nur schlechte, daher wohlfeile Güter habe er gekauft, und jetzt seien es fast oder gar die besten im Dorf; Sepp habe viel Mist gekauft von armen Leuten, die den Dünger zwar nötig, das bare Geld aber noch nötiger gebraucht hätten; ja, sogar Knochenmehl habe er später kommen lassen und sich allem Auslachen zum Trotz mit dem schlechten Gut mehr Arbeit gemacht als andere Leute mit besserem. Damals habe wohl jedermann gewähnt, es sei schad um die Arbeit und um alles; aber gar so dumm müsse es doch nicht gewesen sein; Sepp habe es so weit gebracht als einer [...]. [22]

Beim Ruf- oder genauer: Schimpfnamen „Freimaurer“ handelt es sich um eine autobiographische Spur: In mehreren Briefen finden wir den Beleg dafür, dass Felder (und auch seine Freunde) sich diesen Namen häufig nachsagen bzw. nachrufen lassen musste(n).⁴⁹ Im bereits genannten Artikel „Skizzen aus Vorarlberg“, welcher 1868 in der „Österreichische[n] Gartenlaube“ erschienen ist, schreibt Felder:

So ein Frömmeler, vor dem sein Schutzengel mit vollen Flaschen steht, und hinter dem der Teufel mit feurigen Ketten immer rasseln muß, damit er auf dem rechten Wege bleibt, so ein Erbärmlicher kann es nicht begreifen, wie ein Mensch sich für Wahrheit und Recht um ihrer selbst willen begeistern, wie er den Frieden und die Ruhe seines Hauses, das Wohl seiner Kinder aufs Spiel setzen könne.“, in: Felder, FMF Werke, Bd. 8, S. 243 f.

⁴⁹ Im Brief vom 4. April 1867 beendet Felder den an seinen Schwager Moosbrugger verfassten Brief mit folgender Schlussformel, in welcher eine Handvoll von Fremdzuschreibungen durch die Leute im Dorf ihren Niederschlag findet: „*Leb wohl mit Gruß und Handschlag Dein gottloser, deutschkatholischer, blutroter, hochmütiger, verführerischer, verkommener, eigensinniger, arbeitsscheuer, vom protestantischen Gelde sich mästender, auf Kosten der Seele berühmter, mit Freimaurern verbündeter, von der Gartenlaube gelabter und verzogener — und honorierter Freund und Schwager Felder*“ (Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 4. 4. 1867, in: FMF Werke, Bd. 6, S. 32). Am 2. Juli [1867] schreibt Felder an Kaspar Moosbrugger: „*Der Brief handelt von mir, ist an die Rößlewirtin gerichtet und bezeichnet mich in einer fein sein sollenden Umschreibung als im Solde der Freimaurer stehend*“ (Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 2. 7. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 6, S. 54). Im Auszug aus dem Protokoll (vom Juli 1867), welches das Verhalten Rüschers gegen Franz Michael Felder dokumentiert, ist zu lesen: „*Auch wurde gesagt, daß ich für mein Wirken als zweiter Luther, Freimaurer u.d.gl. von den Freimaurern und andern Agenten bezahlt werde. (Pfarrer Rüschler hat, wie ich in den letzten Tagen erfuhr, es mehrfach ausgesprochen, daß ich mein Geld nicht als Schriftsteller, sondern eher auf diese Weise verdiene.)*“. Im Brief vom 18. August 1868 heißt es: „*Zuerst redete er [Jochum in Schröcken] mit den andern von mir, aber Pfarrer Sieber machte den Kasinomännchen die Hölle heiß und plauderte von meinem Freimaurertum als ausgemachter Sache.*“, in: Bd 6, 171.

thatenarnes sich Hinschleppen von einem Tag in den Andern, und hinter Büchern, die, wie alle altern Klassiker (Zimmermann, Wielands Jugendarbeiten, Klopstock, Gleim u v a) vom Leben abziehen, verkroch er sich immer mehr in sich selbst [...].⁵²

Gemäß Sepps Naturell ist das Gros seiner Redebeiträge (zu 34%) der Gruppe der Repräsentative (z. B. *an den Tag bringen, bemerken, erklären, gestehen, leugnen, versetzen, widersprechen*) zuzuordnen: Er ist ein Mann, der stets sagt, was er denkt und Wert darauf legt, dass seine Meinung auch von (möglichst) vielen gehört und zur Kenntnis genommen wird. Eine beträchtliche Anzahl seiner Redebeiträge sind Expressiva (18%) (*aufbegehren, fluchen, klagen, maulen, rufen, schelten, schimpfen, trotzen, etc.*), auch dies passt zu seinem Habitus. An dritter Stelle rangieren mit 14% die Direktive (*ablehnen, anreden, bitten, Erlaubnis, fordern, fortschicken, nachfragen, Rat geben, trösten, weh tun, Wunsch etc.*) und schon an vierter Stelle steht mit 9% der Bereich der bewertenden Rede mit Redeaktionen wie *abmalen, begeistern, belächeln, schimpfen, tadeln, urteilen*, die meisten aber sind mit den Ausdrücken *spotten* bzw. *Spott* gekennzeichnet.

Dass der Sepp zuwenig betet, wird ihm ja mehrfach vorgeworfen, sogar das *Tischgebet* in der Familie umgeht er, indem er erst *nach* diesem aus dem Nebenzimmer kommt [vgl. 83]. Erst gegen Ende des Romans, nachdem er durch den Lawinenabgang von der Außenwelt abgeschnitten wurde,

[...] fuhr ein heiliger Schauer über ihn. Und wie damals begann er zu beten. Ja, Sepp betete und hörte bald nichts mehr von dem Sturm, der die Höhen und Tiefen durchbrauste; in ihm hatten sich die Stürme gelegt und es war ruhig worden und still. [393]

Dass die Gebete insgesamt doch gute 2% ausmachen, ist diesem „Erleuchtungserlebnis“ zuzuschreiben.

Weiters fällt auf, dass Sepp — etwa im Vergleich zum Barthle — einen relativ hohen Anteil an gesprächsstrukturierenden Äußerungen aufweist (*antworten, Antwort, bemerken, erwidern, fortfahren*): Es sind also mehrheitlich dialogische Züge in seinem Gesprächsverhalten festzustellen, insgesamt wirkt er recht kommunikativ und höflich, was sich etwa auch an der Verwendung von Anreden und Grußformeln ablesen lässt:

- „guten Abend, ihr Herren Stammgäste!“ rief Sepp [...] die Schnäpsler [...] freundlich an [28]
- „Nun grüß Gott, Küher[“], redete er ihn an und schüttelte ihm mit Heftigkeit die Hand [114].

⁵² Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 28. 5. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 35

In [414] heißt es, dass er nicht nur „*die, welche an Sonn- und Festtagen eine Halbe mit ihm tranken*“ und die „*welche ihn aus dem Vorsaß geholt hatten [...]* immer besonders freundlich grüßte“.

Der Sepp⁵³, der „Frei-Maurer“ gerufen wird, verlässt in jungen Jahren als gelernter *Maurer* [vgl. 47] das Dorf⁵⁴, und sattelt erst nach seiner Rückkehr auf die Landwirtschaft um. Er wird gleich im ersten Kapitel in die Geschichte eingeführt und seine erste Äußerung ist gleichsam programmatisch für die Rolle, die er in der Romanhandlung einnimmt:

„Das alles ist lauter Frömmigkeit,“ spottete der Maurersepp, ein blasser, halb fremd gekleideter Mann, der etwa in Barthles Alter sein mochte. [19]⁵⁵

Sowohl das Spotten (bevorzugt über den Barthle) als auch der Ärger über die Frommen sind typische Bestandteile von Sepps Redeweise. Als er den Kirchplatz, auf dem sich die Bauern eingefunden haben, um gemeinsam über das Schandwetter zu klagen und einander das Neueste zu erzählen, nach dem Barthle verlässt, wird er für die Zurückbleibenden sofort zum Gesprächsthema: „*Da man sich gerade nichts Neues zu erzählen wußte, redete man, wie gewöhnlich, von dem, der zuletzt fortgegangen war, nämlich vom Sepp*“ [20], „*dem sogenannten Freimaurer*“ [21], dem es, „*obwohl er sein Lebtage halb lutherisch gewesen sei*“, immer besser gegangen sei „*als anderen, so daß er jetzt zu den Wohlhabendsten im ganzen Dorfe gehöre*“ [21].

Interessant ist, dass hier auch vom Sepp gesagt wird, dass er „*unter den Angesehenen*“ sei, nicht nur wegen seines Reichtums, sondern weil er der „*einzigste*“ ist, „*der dem Vorsteher öffentlich zu widersprechen wagte*“ [24]. Hier findet sich also ganz klar der Zusammenhang zwischen Wohlhabend-Sein und eine Stimme haben, während der Arme es sich — in doppeltem Sinne des Wortes — vermutlich gar nicht ‚leisten‘ kann, so zu reden, wie er denkt.

Die „*Vorgesetzten im Dorfe*“ [24] begegnen dem Sepp vor allem „*achselzuckend*“ und bringen ihrerseits Meinungen in Umlauf, die die Äußerungen des

⁵³ In diesem Abschnitt gehen wir vor allem auf Sepps Charakterisierung durch seine Redeweise ein, der Beziehung zu Franz, seinem Sohn und zu seiner Frau Marie widmen wir uns in den diesen Figuren zugeordneten Besprechungen (vgl. Franz 7.2.3, Marie 7.3.3).

⁵⁴ Auch in Berthold Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ tritt in „Ein eigen Haus“ (im Kapitelabschnitt „An die große Glocke“) eine Figur namens „Maurerseb“ auf: Dieser Maurerseb wird das Opfer einer Naturkatastrophe, verliert seinen Besitz durch eine Überschwemmung und wandert daraufhin nach Amerika aus. Auch er ist — wie unser Sepp — „Maurermeister[]“ und heißt „mit richtigem Namen „Eusebius Groler, genannt Maurerseb“, in: Berthold Auerbach's gesammelte Schriften, Zweite Gesamtausgabe. Mit dem photographirten Bildnis des Verfassers. Achter Band, Stuttgart: Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1864, hier: Auerbach, Ein eigen Haus, S. 93

⁵⁵ Eine ausführliche Beschreibung von Sepps Aussehen findet sich nicht, allerdings ist ein Widerspruch augenfällig, der dem Erzähler in der Figurenzeichnung unterlaufen sein dürfte: An anderer Stelle ist nämlich vom Sepp die Rede als „*dem ausländisch gekleideten Manne, dessen sonnverbranntes Gesicht, dessen Gang und Redeweise aber doch, trotz fremder Kleidung und fremden Gedanken, den Bauer nicht verkennen lassen.*“ [84]

Sepp entschärfen sollen, etwa in dem sie behaupten, dass er „*nur darum so entsetzlich*“ „*belle und lärme*“, „*weil er noch zu keiner Ehrenstelle im Dorfe habe kommen können*“ [24]. Die Verben ‚bellen‘ und ‚lärmen‘ drücken aus, dass diese Art der Äußerung nicht beachtet werden muss oder soll, da es ja primär um das Element des Krachmachens [wie ein Hund] geht, der Inhalt seiner Aussage hat keine Wichtigkeit.

Andere urteilen, dass er „*ein rechter Streitkopf*“ sei, „*[g]ar nichts*“ könne er „*unbegeistert lassen*“ [24]. Weil also — und das ist eine interessante Anmerkung — die ‚Mächtigen‘ der Gemeinde gegen den Sepp sind und ihn gar nicht erst aufkommen lassen möchten, ist es quasi unmöglich, dass sich jemand unbefangen eine eigene, ehrliche Meinung über ihn bilden kann: „*Diejenigen, die sich öffentlich auf seine Seite zu stellen wagten, waren fast nur Leute, die niemand hören mochte*“ oder „*solche, denen man von ihrem Vater und Großvater her noch dies und jenes vorzuwerfen wusste, so daß auch sie Schweigen für das Klügste hielten*“ [25].

In der Szene im Gasthaus (im zweiten Kapitel des ersten Teils) geraten der Sepp und der Barthle heftig aneinander: Thema des Streits ist der Aberglaube des Barthle, über den sich der Sepp lustig macht: Die Auseinandersetzung der beiden wird lautstark und *choram publico*, in der Wirtsstube vor versammelter Stammtischrunde, ausgetragen. Auf dem Nachhauseweg gibt der Barthle via innerem Monolog eine ausführliche Charakteristik des Sepp, rasend zornig darüber, öffentlich vor „*Schnäpslern angestritten und ausgelacht*“ worden zu sein: „*Und von wem? Vom Naglersepp, diesem Bettlerbuben*“ [63]. Der Ärger über den Sepp reicht bereits bis in die Kindheit zurück: Barthle erinnert sich an das frühe Zurückgewiesen-Werden („*wo er und Hansmichel ihn [Sepp] vergebens aufs freundlichste einluden, mit ihnen zu spielen. Ja, schon damals war er stolz und frech [...], war der unverschämt genug zu trotzen*“ [64]) und er neidet dem Sepp dessen Reichtum und Glück:

Später, als er so merkwürdig reich geworden war, schien es seiner Eitelkeit noch nicht genug, die anständigsten Leute zu behandeln, ob sie auf einer Bettlersuppe dahergeschwommen seien; [...] Und was das ärgste war: alles glückte dem Spitzbuben — gar alles! [64]

Andererseits aber bewundert der Barthle — ebenfalls neidvoll — die Unabhängigkeit seines Kontrahenten, denn der Sepp „*konnte seinen Neigungen nachgehen, brauchte keinem Vater, keinem Pfarrer, keinem Landesbrauch usw. was nachzufragen und war doch von Jahr zu Jahr besser daran [sic!]*“ [64]. Und was dem Barthle ein besonderer Dorn im Auge ist: Der Sepp hat das Recht für sich in Anspruch genommen, die Frau seiner Wünsche zu heiraten. Aus der Erzählung von Sepps Biographie (vgl. drittes Kapitel des ersten Teils) geht hervor, dass er zunächst bei Haldenbauers Therese zur Stubat gegangen war, auf die auch der

Barthle ein Auge geworfen hatte, doch dann entscheidet sich der Sepp kurzerhand für die „*von ihm mehr geliebte Magd*“ Marie [66]. Barthle weiß, dass andere, wenn sie heiraten wollten, „*nach allen Seiten hin horchen und fragen [mußten] und alle Wünsche zu erfüllen suchen, als die eigenen nicht. Er [Sepp] aber hatte sich um nichts bekümmert*“ [64]. Statt dessen „*lebte*“ dieser nun glücklich „*im schönsten Frieden mit Weib und Kind, während er, Barthle, seinen Klausmelker für den verlorenen Sohn halten mußte*“ [64]. Und der Wind weht noch von einer anderen Seite: Barthle weiß nur zu gut: „*[A]us Kindern gibt's Leute, mit der Zeit sogar Brautleute, und was man im Frühling sät, das wächst im Sommer [...]* Franz mußte einmal ein nicht zu verachtender Töchtermann werden“ [65]. Doch sieht der ehrgeizige, wohl auch geldgierige Vater nun die Felle davon schwimmen:

An eine Heirat der Mariann mit Franzen war nach dem heute Geschehenen [Barthle war von Sepp öffentlich verspottet worden] gar nicht mehr zu denken. Das hatte Barthle aussprechen wollen mit den Worten: „Ich will und mag nichts mehr mit solchem Gesindel zu tun haben!“ nachdem er den Sepp vergebens zu bekehren oder doch zum Schweigen zu bringen versucht hatte. [65 f.]

Der Vater trifft also in Gedanken eine Entscheidung für seine Tochter über deren nichtsahnenden Kopf hinweg: Wo Mariann sich erst schrittweise ihrer Gefühle für Franz bewusst werden muss, hat Barthle bereits mit dem Gedanken an eine Hochzeit zwischen Mariann und Franzen aufgeräumt.

Der Erzähler — dies wurde auch in Abschnitt 6.2 bereits angedeutet — versucht an mehreren Stellen ein objektives Bild vom Sepp zu zeichnen und dem Leser Informationen an die Hand zu geben, damit dieser sich ein eigenes Bild machen kann von dem „*Mann, über den man heute wieder einmal so viel geschimpft hatte*“: Er sei nämlich „*kein Wucherer, kein Dieb und man wußte ihm überhaupt nichts Schlechtes nachzusagen, als daß er keinen Glauben habe und sich um niemanden kümmere*“. Wohl aber gibt der Erzähler zu, dass „*dem geneigten Leser*“ Sepps Reden möglicherweise etwas „*unbäurisch und sonderbar [...]* vorgekommen“ sind. Es werde ihm „*daher nicht unerwünscht sein, etwas mehr von dem Leben dieses Sonderlings zu erfahren, um sich daraus seine jetzige Denkungsart erklären zu können*“ [40] — das dritte Kapitel (des ersten Teils) ist aus diesem Grund der Biographie des Sepp gewidmet.

Was ist über Sepps Entwicklung im Laufe der Geschichte zu sagen? Er verändert sich, nicht nur in seinem Verhalten, sondern — damit einhergehend — auch in seinem Sprechen: Vom Sonderling und Einzelkämpfer wird er, der sich — was durchaus metaphorisch zu verstehen ist — durch die Lawinenkatastrophe in seine einsame Hütte am Berg flüchten musste, gleichsam gezwungen, fremde Hilfe, und vor allem: die Hilfe der Dorfgemeinschaft, anzunehmen. Durch dieses gleichsam kathartische Ereignis wird er von den anderen ins Tal herunter gebracht und somit zurückgeholt in die gemeinsame Lebenswelt.

Der Sepp versteht dieses Zeichen: Er lässt vom Bau der Säge (zerstörerisches Element) ab und macht ab sofort Stimmung für den Bau einer Straße (macht neue Verbindungen nach außen möglich). Vom mürrischen Eigenbrötler wird er zum „Götte“ im Dorf, der sich der Kinder im Dorf annimmt. In dem Satz: „*Der lange fremdlerische Rockflügel war nur noch da für die ihm überall nachlaufenden Kinder, um sich daran zu hängen und ihn zum Stehen zu bringen*“ [415] ist das Motiv des vom Fremdgekleideten noch einmal aufgenommen und umfunktioniert. Den Kindern erzählt er Geschichten „*vom Kätzlein und Mäuslein*“ oder er muss ihnen

[...] daheim etwas zeigen und erklären. Alles, was er mit ihnen anfang, war recht, wenn er sie nur nicht fortschickte. Fortgeschickt wurde jedoch niemand vom Götte, weder jung noch alt. Wer einmal Rat und Hilfe suchend zu ihm kam, wurde gerade so herzlich aufgenommen als die, welche auch außer ihrem Vertrauen noch etwas Erfreuliches für ihn mitbrachten. Jedem war wohl bei ihm und in seinem Hause, wo so viel Glück und Frieden wohnte, daß die ganze Gemeinde sich davon bereichern konnte. [415 f.]

Aus dem mürrischen Sonderling wird am Schluss des Romans der „*liebe[n] Mann[e]*“, mit dem man sich gerne „*verplauder[t]*“ und „*wer nur einmal in seiner Stube recht erwärmte, ging fröhlicher, besser, reicher wieder fort*“ [416]. Die Lawine hat also gute Arbeit geleistet.⁵⁶

7.2.2 Barthle

„*Er schlug ihn braun und blau, er betete für ihn [...]*“ [106] — dieses kurze Zitat, das der wörtlichen Rede des Weberles entstammt und den Umgang des Barthle mit seinem Sohn Klausmelker beschreibt, verdeutlicht, gleichsam knapp wie präzise, Barthles schwierigen Charakter:

Einerseits sind mit keiner anderen Figur so viele Belegstellen verbunden, in denen Gewalt ausgeübt wird — niemand wird so handgreiflich und brutal wie der Barthle —, andererseits ist kaum einer der Auftretenden so „*betig[]*“⁵⁷ [19] wie er. Das schlägt sich freilich auch in seinem Sprechaktrepertoire nieder: Die meisten Einträge sind eindeutig im Bereich der Expressiva anzusiedeln — sie machen insgesamt 29% aus — (wie etwa *abwettern*, *andonnern*, *aufbegehren*, *auffahren*, *beklagen*, *brüllen*, *eifern*, *fluchen*, *grollen*, *jammern*, *klagen*, *lärmen*, *poltern*, *schimpfen*, *schreien*), gefolgt von den Direktiven (20%) wie etwa *auffor-*

⁵⁶ „Wahrscheinlich offenbarte der versöhnende Schluß des Romans auch Felders geläutertes Bekenntnis zur Umwelt, der künftighin in der Begegnung mit seinesgleichen auch andere Wege zu gehen gedachte“, mutmaßt Artur Schwarz in seiner Besprechung der Figur des Sepp, vgl. Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 445–446. Die Verfasserin möchte sich diesem Urteil aufgrund des hohen Spekulationsgrads allerdings nicht anschließen.

⁵⁷ Worterklärung laut Ausgabe: „wer gern und oft betet“, in: Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 432, Fußnote 8

[illegible]

[...] noch jetzt läuft mir [Weberle] das Grausen den Rücken hinauf, wenn ich daran denke, wie der Vater dem Sohn den Prügel nachwarf und schrie: ‚Du verdammter Lummel du [...] komm nie mehr unter mein Dach, du Lügner! Nie, nie mehr!‘ — Unter dem Nachessen war es so still, ob eine Leiche im Hause liege und die Totenuhren hörte man gehen [...] und Mariannen weinen im Keller und überall tönte es nur: ‚Nie, nie mehr!‘ [109]

368

Romans zurück und trotzts so dem nachgerufenen „*Nie, nie mehr!*“. An anderer Stelle wird der Barthle diese Worte noch einmal verwenden: Nun ist es der Franz, der nichtsahnend des Weges kommt und vom Barthle verdächtigt wird, das Unglück über seinen Stall gebracht zu haben (so, wie es die Zigeunerin in ihrer Vorhersage ihm prophezeit hatte). In der folgenden Textstelle ist der Barthle am Wort:

„Heut’ macht man nicht den Anfang, sondern den Schluß macht man und den Marsch, verstanden?“ Und indem er sich hart vor Franzen hinstellte, erzählte er ihm von der Zigeunerin, und was die gesagt habe. Jetzt mochte Franz wieder lachen: „Das ist ein wunderliches Zusammentreffen.“

„Ja, sehr wunderlich, so daß ich es für einen wahren Fingerzeig Gottes ansehe, den ich auch nicht unbenutzt lassen will. Mag doch die Hexe sein, wer sie will, du geh und komm mir nie mehr unters Dach — nie mehr!“

„Vater, laßt doch reden mit Euch“, bat Mariann und schrie dann laut auf, als Barthle einen Stuhl ergriff und gegen Franzen erhob.

„Mach’ uns nicht Händel ins Haus, denn ausrichten tust du doch nichts“, flüsterte Klausmelker, dem Vater entgegentretend, Franzen zu, der dann, da er Mariannens Bruder nicht unrecht geben konnte, schnell die Stube verließ. [305]

Wieder behilft sich Barthle zur Verdeutlichung seines Anliegens mit einem Gegenstand, den er gegen den zu Verjagenden erhebt — diesmal ist es ein Stuhl. Dieses Hausverbot wirkt nachhaltig und eigentlich bis kurz vor den Tod des Barthle: Da Franz und Mariann aber schließlich doch noch zusammenkommen und sogar vom Barthle ihren Segen erhalten, darf man annehmen, dass Franz sich zu diesem Behufe wieder über diese Schwelle gewagt hat.

Ein drittes Mal, übrigens, wird Barthle die Prognose „*nie mehr*“ erstellen — und, Gottlob, irrt er auch hier: Als er nämlich erfährt, dass die von ihm verursachte Lawine den Sepp verschüttet zu haben scheint, ruft er mit einer Stimme, die „*wie aus einem Grabe klang*“:

„Heiliger, Gerechter! [...] Und ich bin sein Mörder! Ach, ihr guten Leute, der Sepp wird nicht mehr kommen — nie mehr!“ [395]

Auch für die Gruppe der bewertenden Sprechakte — sie machen immerhin 6% von Barthles Einträgen aus — werden wir fündig: „[G]erade die pflegte er am schonungslosesten durchzunehmen, welche ihm eigentlich die liebsten waren“ [75], lautet die Beschreibung von Barthles seltsamem kommunikativem Verhalten, *spotten*, *tadeln*, *verteufeln* und *schelten* gehören als fixe Bestandteile dazu. Um das eigene schlechte Gewissen nicht aufkommen zu lassen, welches ihn daran erinnern könnte, dass er seinen eigenen Sohn mit dem Prügel in der Hand davon-gejagt hat, entwickelt Barthle ein eigenes Ritual (eines bewertenden Sprechaktes): „*Der Spitzbube!*“ polterte Barthle und fing dann an, *Klausmelkers Fehler in gewohnter Ordnung herzuzählen*“ [241]. An anderer Stelle heißt es, dass es ihm

immer weniger gelang, „*Klausmelkers Fehler der Ordnung nach herzählend sich zu beruhigen*“:

„Lügner und Dieb“, an diesen zwei Worten hielt Barthle sich fest, wenn der Strom der Empfindung ihn fortreißen wollte, wie ein ins Wasser Gefallener an den am Ufer stehenden Dornbüschen sich zu halten, zu retten versucht. [239]

Besonders für die sich nach Harmonie sehrende Mariann ist das Benehmen des Vaters schwer zu ertragen und nicht nur „*heute*“, als der Barthle über den Sepp „*hergezogen war*“, versucht sie ihn für sein Verhalten (vor sich selbst) zu entschuldigen: „*Es war nie böse gemeint*“. Und „[...] *wenn der Vater einen seiner Freunde recht unbarmherzig herabsetzte, sagte Mariann lächelnd: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er!*“ [75] — ein Ausspruch, mit dem wohl viele Väter damals (wie heute) ihre Brutalität und Aggressionen gegenüber anderen zu rechtfertigen such(t)en. Auch in wüsten Beschimpfungen, die nicht durch ein typisches Verb (wie das soeben erwähnte *herabsetzen* oder *herziehen*) gekennzeichnet sind, führt Barthle bewertende Sprechakte aus:

„Ja, geh nur, du elendes Tier [...]“ rief Barthle dem langsam Gehenden [Franz] nach [...] [250]

oder zum

[...] Klaus hat er unter anderem gesagt, wenn er ein unverschämter, ehrvergessener Taugenichts sei, so dürfe man sich nicht wundern. [108]

Eine Nebenbemerkung sei an dieser Stelle gestattet: Der Barthle hat eine ganz beachtliche Vokabelsammlung vorzuweisen, was Schimpfwörter betrifft.⁵⁸

Der Barthle hat aber auch eine ganz andere Seite: Wie bereits angedeutet, ist der Bereich des Betens (der mit 6% zu Buche schlägt) sehr stark ausgeprägt. Mit den Worten:

„[...] außer im Heuet, geht er Tag für Tag zur Messe, läßt sich in alle Bruderschaften einschreiben und hat von dem ewigen Beten um die Knie herum die Lederhosen so verrutscht, daß man ihm schon auf hundert Schritte den Betbruder ansieht [...]“ [19],

wird er vom Klaus beschrieben. Der Barthle ist nicht nur ein regelmäßiger Kirchgänger, sondern er achtet auch darauf, dass zuhause sämtliche frommen Rituale eingehalten werden, das betrifft sowohl den *Abendrosenkranz* als auch das regelmäßig stattfindende *Tischgebet*, an dem freilich auch die Besucher teilzunehmen

⁵⁸ Neben den im bisherigen Text genannten, finden sich etwa Belegstellen wie: „*Mit solchem verfluchten gottlosen Gesindel will und mag ich nichts mehr zu tun haben, verstanden, du alter Heide, gar nichts mehr!*“ [35], „*dieser gottlose Querkopf*“ [63], „*der Elende*“ [63], „*Spitzbub*“ [64], „*Du Schafskopf!*“ [97], „*Sepp ist grad’ der rechte Hummel*“ [99]; „*Wißt ihr aber auch, daß ihr die schlechtesten und niederträchtigsten und erbärmlichsten Schufte seid, so weit man warm kocht?*“ [267]; „*Freimaurerpack*“ [267]; „*schämt euch, ihr Dummköpfe*“ [268], „*Gute Nacht, Schinderhannes!*“ [269]; „*Ja, du Verführer*“ [273], „*Geh, du alte Wetterhexe*“ [291], „*Du Trotzkopf du*“ [249].

haben. In Sepps Augen betet der Barthle nur aus Gewohnheit, doch der Erzähler klärt uns darüber auf, dass der Barthle in den Stunden, in denen die — damals kleinen — Kinder außer Haus waren und er somit ungestört war, die Zeit durchaus mit *Beten* verbracht hatte. Ein besonders gut gemeinter Zug am Barthle ist der des Betens für jemanden anderen: So betet er — wie bereits im Anfangszitat erläutert — für den Klausmelker (nachdem er ihn „*braun und blau*“ geschlagen hat) und er „*betete*“ bestimmt auch für Mariann, so mutmaßt der Franz (bzw. der Erzähler aus der Sicht des Franz), als er mit dem Gedanken spielt, Mariann des Nächstens einen Besuch abzustatten:

Aber wenn morgen auch alles ihn [Franz] auslachen und die neugierige Eifersucht nennen sollte, wissen mußte er jetzt doch, ob das Mädchen, welches den Leuten gegenüber immer tat, wie wenn es nicht fünf zählen könnte, ob Mariann, die er schon oft sowohl wegen ihrer strengen Gewissenhaftigkeit als wegen der Strenge ihres Vaters bedauerte, sich da eine Kurzweil anschaffe, während der abwesende Vater für sie betete. [232]

Diese hier zum Ausdruck gebrachte Ambivalenz (im bereits zitierten Umgang mit dem Klausmelker zeigt sie sich am deutlichsten) von unerbittlicher Strenge und Härte und dem Impuls, das Verbrochene gleichsam kompensatorisch gesund zu beten, ist gerade in dieser Figur so gekonnt gezeichnet, dass die Absurdität dessen besonders eindrucksvoll auf den Leser wirkt. Auch als Barthle Mariann „*in Gesellschaften geschickt*“ hat, „*die er nicht für die besten hielt*“, weil er sich davon erhofft, dass der Senn sich mit ihr „*auf Hochzeitswege*“ begeben werde, hat er darum „*gebetet, daß Gott ihm doch diese Sünde vergebe*“ [325].

Wir dürfen annehmen, dass es zu den illokutionären Absichten des Autors gehörte, auf eben diesen Aspekt der Doppelmoral der Frommen bzw. der „*Frömm-ler*“ [334] und Geistlichen — auf das „*Pharisäertum*“ [vgl. 86] — aufmerksam zu machen, auch in der Darstellung der Figur des Dorfpfarrers oder des Hansmichel tritt dieser Zug ganz deutlich zutage.

Das Frommsein und Beten fungiert beim Barthle auch als eine Maßnahme zur Unterdrückung ausbrechender Gefühle, die er unter strenger Kontrolle zu halten trachtet: Aus Angst vor dem Sturm geht Barthle „*hastig im Stalle auf und ab*“ und „*[murmelt] Gebete [...] um das und jenes*“ [374]. An anderer Stelle ist zu lesen:

Barthle schlug ein Kreuz und betete ein Vaterunser, um des sündhaften Gedankens los zu werden. „Nein, in Gottes Namen nein“, rief er, „die Marie hätt’ ich doch nicht nehmen dürfen, nicht nehmen können [...]“ [64]

Und das Gespräch mit dem Hansmichel und dem Weberle, bei dem der Barthle sehr emotional wird und merkt, dass er seinen Gesprächspartnern mit Argumenten nicht beikommen kann, beendet er mit den Worten: „*Doch wir wollen beten,*

den Narren kann man doch nichts sagen, alles ist umsonst“ [99] und leitet auf diese Art zum „Tischgebet“ über.

Insgesamt lässt sich sagen, dass Barthles kommunikative Grundhaltung mehrheitlich von monologischem Charakter ist: Weder die vielen expressiven Sprechhandlungen, die fast immer nur dazu dienen, *seinem gepreßten Herzen Luft* zu machen, noch die gebrauchten Direktiva — das ständige *Fordern* und *Verbie-ten*, *Tadeln* und *Schelten* — sind dazu angetan, eine echte Kommunikation mit Mariann und ihrem Bruder anzuknüpfen: Kein Wunder also, dass Mariann sich immer mehr zurückzieht⁵⁹ und dass Klausmelker aufbegehrt und versucht, den Vater zu hintergehen, um nicht „*sein Lebtag das willenlose Werkzeug jeder Laune des Vaters zu bleiben*“ [312].

Selbst Sprechhandlungen, die eigentlich dazu angetan sind, miteinander in einen Dialog zu treten, fallen beim Barthle eher ‚monologisch‘ aus: Das positiv besetzte (expressive) Verb *danken*, welches ohnehin nur an vier Stellen aufscheint, kommt beim Barthle nur in zynischem, aber niemals ernstgemeintem Zusammenhang vor: Das „*ich danke dir für die vielen Butterbrote*“ [248] ist sarkastisch gemeint und dient dazu, den fensterlnden Franz abzuweisen (ist also als Direktiv verwendet). Auch bei Barthles Äußerung

„Mein Bub ist also doch nicht nach deinem Wunsch? Nun, für die Meldung dank ich von ganzen Herzen und sonst hoff ich, dir nie mehr für etwas danken zu müssen [...]“ [273],

ist klar, dass es sich nicht um ein freundliches Bedanken handelt. Am ehesten können wir dem Barthle sein „*Gott Lob und Dank im hohen Himmel!*“ als authentisches Dankeschön anrechnen.

Eine *Antwort* von Barthle erfolgt entweder gar nicht (vor allem Marianns Fragen bleibt meist *ohne Antwort*) oder sie ist *unfreundlich*. Viele der Einträge, die durch das Verb *sagen* indexiert sind, sind interessanter Weise ebenfalls monologisch: Abgesehen vom *kein Wort sagen* oder *ohne ein freundlich Wort* trifft der Barthle oft *sagend* Äußerungen, die keines Kommentars mehr bedürfen bzw. keinen mehr erlauben würden, wenn er sie nicht ohnehin (*wie*) *zu sich* sagt.

Barthle und die Lawine Der folgenreichste Sprechakt des Barthle — er verspricht dem Gemeindediener einen Gulden, „*wenn du brechen lassest*“ [382], wenn dieser also einen Schuss aus dem Gewehr abfeuert — löst schließlich die Endkatastrophe aus: Der Sepp wird von der durch den Knall verursachten Lawine verschüttet. „Dieser „*L a w i n e n m o r d*“ ist einzigartig in der deutschen

⁵⁹ „*Er sah Mariannen herumgehen ohne Gefühl und eigenen Willen wie seinen Schatten, jedem Wunsche, jeder Bewegung folgend, ohne ein Wort zu sagen und — wie er glaubte — auch ohne alle Teilnahme an dem, was um sie her vorging [...]*“ [237]

Literatur“, ruft Josef A. Ilias in seiner Dissertation aus und bezeichnet denselben als „dramatische[n] Höhepunkt“⁶⁰ des Romans. Der „Lawinenmord“ bedroht aber nicht nur das Leben des Sepp, sondern schließlich den Barthle selbst: Dieser wird, weil er mit dem Wissen um seine Schuld nicht fertig wird, todkrank.

Als die Heuzieher am Morgen des Unglückstages zu ihrer Arbeit aufbrechen, ruft der Barthle ihnen noch nach: „*Nehmt um Gottes willen euch vor den Lawinen in acht!*“ Und während diese „*mit Schlitten, Heuseilern, Schaufeln und den unvermeidlichen Branntweinflaschen das Haus verließen*“, sagt Barthle — die Schlusskatastrophe vorab ankündigend — „*mit heiserer Stimme leise und doch weithin hörbar*“:

„Es ist heut' ein absonderlich trüber Morgen, der Himmel sieht aus wie ein Totenmeßgewand und auf mir liegt es grad, als ob ein großes Unglück geschehen müsse.“
[375]

Abschließend sei kurz auf das Bild von der Lawine eingegangen: In unserem Zusammenhang kann das Herunterdonnern der Schneemassen als verbildlichte perlokutionäre Wirkung der Rede(absicht) des Barthle gelesen werden: Die (illokutionäre) Kraft seines Sprechaktes ist hier unmissverständlich dargestellt. Die Kraft, die sich durch das Reden zusammenballen und mitunter lebensgefährlich werden kann, wird mit einer Naturgewalt verglichen, der der Einzelne ohnmächtig ausgeliefert ist. Wir sehen hinter der Lawinen-Metapher in unserem Zusammenhang, als Auslöser der Schlusskatastrophe in „Sonderlinge“, mehr als nur den Griff des Erzählers zum „Deus ex machina“⁶¹, wie wir es im Kommentartext von Artur Schwarz lesen können.

Auch in Felders Roman „Reich und Arm“ greift der Erzähler auf dieses Bild zurück, um die verheerenden Folgen, die durch das strategisch eingesetzte böse Wort verursacht werden, darzustellen: „*[I]ch halte mich nicht für schuldig*“, verteidigt sich die naive Zusel — sie hat die Betschwestern in Au angestiftet, damit sie ihre Nebenbuhlerin in Verruf bringen. Darauf angesprochen, sagt Zusel weiter:

„Nur eine Kleinigkeit, einen Schneeballen gleichsam hab' ich fallen lassen. Was kann ich dafür, daß er im Rollen zur Lawine heranwuchs, alles gewaltsam mit fortriß?“⁶²

Das Bild von der Lawine finden wir auch in Felders kurzem Text „Auch eine Dorfgeschichte“:

Ereignisse gleichen oft Schneeballen. An und für sich sind sie nicht gefährlich, aber auf dem Wege vom Wald ins Dorf können sie zur Lawine werden.⁶³

⁶⁰ Ilias, Franz Michael Felder: Seine sozialen und ethischen Werte, S. 88

⁶¹ Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 445

⁶² Felder, FMF Werke, Bd. 3: Reich und Arm, S. 199

⁶³ Felder, Auch eine Dorfgeschichte, in: Felder, FMF Werke, Bd. 1, S. 210

Auch im 1867 erschienenen „Tannberger Aufsatz“ kommt das Bild zum Einsatz, hier wird ebenfalls der Zusammenhang vom Gerede und seinen möglichen Folgen thematisiert:

[...] der Bauer [...] wird, besonders im Winter, wenn selten etwas seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, bald laut und gesprächig, besonders wenn die Eiszapfen ob seinem Haupte hübsch im Schatten sind und er keine schlummernden Lawinen zu wecken fürchtet.⁶⁴

Die Schreibweise „Lauine“, die sich dergestalt auch in „Sonderlinge“ findet, erregt übrigens Rudolf Hildebrands Interesse: In seinem Brief vom 10. Juni 1866 fragt er Felder: „Wie sprechen Sie Ihr lauine Lawine aus, lauíne oder láuine? wol das letztere. Wir sagen, als wäre es romanisch, lawine.“⁶⁵ Felder antwortet zunächst: „Lauine heißt Löue. Es kommt eine Lauine as löuolot“⁶⁶ und er lässt Hildebrand später eine weitere Erklärung zukommen:

[...] Lauine wird hier ohne das We ausgesprochen. Der Tannberger (Walliser) sogar sagt: d Lauolo und meint, das Wort komme von der lauen Luft, in der die Lauine entsteht eine in kalter Luft entstehende L. nennt man Staub.⁶⁷

Die Lauine in „Sonderlinge“ hat jedenfalls eine starke kathartische Wirkung: Nicht nur der Sepp wird durch sein Abgeschnitten-Werden zum Nachdenken gebracht, sondern Barthle erkennt mit einem Schlag die zerstörerische Kraft seines Redens und Handelns. Der Schock darüber ist so groß, dass er sich von seinem Schreck und seinem Kranksein nicht mehr erholen wird.⁶⁸

Bevor der Barthle allerdings seine „letzte[n] Worte“ sagt, gelingt es ihm noch, sich mit Klausmelker *auszusprechen* und auch vom Sepp ist er „*versöhnt geschieden*. *Gestern abends haben sie sich die Hände gereicht*“. Auch hat er „*Franzens und Mariannens Hände ineinander gelegt, die beiden gesegnet und ihnen das Weihwasser gegeben*“ [412] und somit das Happy-End gesichert: Wir können nämlich annehmen, dass Barthles Verbot, sich mit Franz abzugeben, auch über den Tod des Vaters hinaus Mariann so sehr beeinflusst hätte, dass sie nicht in eine Heirat eingewilligt hätte, wenn es ihr nicht der Vater durch seinen Segen *erlaubt* hätte.

7.2.3 Franz

⁶⁴ Felder, Ein Ausflug auf den Tannberg, in: Felder, FMF Werke, Bd. 1, S. 223

⁶⁵ Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 10. 6. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 43

⁶⁶ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 18. 6. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 46

⁶⁷ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 24. 7. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 52

⁶⁸ Über die Folgen einer Lauine heißt es an anderer Stelle in „Sonderlinge“: „*Man wisse aus Erfahrung, wie so ein Faschingstag, fast einer Lawine ähnlich, alles Bisherige über den Haufen werfe, alte Freundschaften zerstöre und neue schaffe.*“ [289]

lachen, Lied singen, rufen oder *um Verzeihung bitten*. Dass an der dritten Stelle seiner Redeeinträge (mit 15%) die Direktive stehen, ist nicht weiter verwunderlich, was es allerdings anzumerken gilt, ist, dass hier nicht die Ausdrücke wie *befehlen, fordern* oder *verbieten* (wie etwa beim Barthle) dominieren, sondern Franz deutlich moderatere Verhaltensweisen wie *bereden, bitten, betteln* und vor allem *fragen* zeigt — von seinen wenigen emotionalen Entgleisungen (die dann aber eher dem Bereich der Expressive zuzuordnen sind) abgesehen.

Eine wirkliche Ausnahme ist der Franz in den Redeeinträgen, die den Monolog dokumentieren: Franz spricht am öftesten von allen Figuren (mit 6%) — laut — zu sich selbst, wobei hier die Palette von *(sich) antworten, (sich) einreden, (sich) fragen* über *(sich) gestehen* bis hin zu *(sich) Vorwürfe machen* und *(sich) vielmal) zurufen* reicht. Diese Sprechhandlungen dokumentieren nicht nur die anfängliche Einsamkeit des Franz bzw. das Fehlen eines Gesprächspartners, dem er sich offen anvertrauen kann, sondern sie verbildlichen auch das Ringen mit sich selbst und das Hadern mit den eigenen Unzulänglich- bzw. Unfähigkeiten. Die Bereiche der gesprächsstrukturierenden (*Antwort, antworten, bejahen, entgegnen, seufzen, unterbrechen* etc., insgesamt 4%) bzw. kommunikationseröffnenden bzw. -abschließenden Redeaktionen (2%) (wie *anfangen, anreden, fragen, Abschied nehmen* u.ä.) sind, im Vergleich zu den anderen Figuren, ebenfalls stark ausgeprägt: Der Franz legt zwar zu Beginn noch des Öfteren ein monologisches Gesprächsverhalten an den Tag, doch im Laufe seiner Entwicklung verschiebt sich dies — wie bereits angedeutet — zugunsten eines echten Dialoges. Kommen wir nun zu einer detaillierten Betrachtung:

Der ungefähr zwanzigjährige Franz⁶⁹ ist zu Beginn des Romans — wie wir analog zu einer Äußerung eines Sprecher aus der Gesellschaft des Alpsonntags, der den Franz als „*des Freimaurers Freimaurer*“ [180] bezeichnet, sagen können — des „Sonderlings Sonderling“: Sein Vater hält ihn von Kindheit an vom Kontakt mit den Leuten im Dorf so weit als möglich ab, weil ihm diese kein guter Umgang für seinen Sohn zu sein scheinen. Vollgestopft mit Bücherwissen und den Ansichten seines Vaters, die Franz intellektuell gar nicht nachvollziehen kann und deshalb vielfach einfach nur nachplappert, kann er — ausgestattet mit einem solchen Repertoire — eigentlich gar kein vernünftiges Gespräch führen, das ihn in einen wirklichen Kontakt zu seinem Gegenüber bringen würde. Geprägt von den Auseinandersetzungen mit dem Vater, versucht Franz, wie er es zuhause auch gelernt haben mag, den Gesprächspartner wie einen Gegner niederzureden (niederzuringen), ungeachtet der Treffsicherheit und Zulänglichkeit der eigenen, vorgebrachten Argumente.

⁶⁹ „*Sein [Sepps] einziger Trost war noch die Hoffnung, daß es dem zwanzigjährigen Franz unmöglich sein werde, nach den Grundsätzen eines mehr als Dreißigjährigen zu leben.*“ [129]

Der Lernprozess, den der Franz im Laufe der Romanhandlung durchmacht, ist so gezeichnet, dass es dem Leser möglich wird, gemeinsam mit diesem, die richtige und erstrebenswerte Form des echten Miteinander-Kommunizierens zu erlernen:

Franzens mehrheitlich monologische Gesprächshaltung verschiebt sich durch diese Entwicklung hin zu einer dialogischen. Im Zuge des Romanverlaufs entwickelt er sich zu einem reifen Sprecher, der fähig ist, den Gesprächspartner zu hören und ihn in seiner Wirklichkeit anzuerkennen. Warum die falsche Art des Kommunizierens abzulegen sei und aus welchen Gründen hingegen man sich die richtige Art des Miteinander-Sprechens aneignen sollte, ist implizit (und teilweise durchaus auch explizit) in die Geschichte — geradezu verblüffend scharfsinnig — verpackt, so dass wir einige Textpassagen des Romans beinahe wie ein Lehrbüchlein zum besseren, richtigen Kommunizieren lesen können, wobei der Senn, in Opposition zu Sepp, Franzens Vater, den Lehrmeister macht.

Auf allen Ebenen — im Gespräch mit den Eltern, im Gespräch mit den Dorfbewohnern (der Gesellschaft), mit den Bauern, im Gespräch mit politisch Gebildeten und vor allem auch im Gespräch mit seiner späteren Gemahlin Mariann — findet der Franz zu einer neuen Sprache, weniger in einem grammatikalisch-lexikalischen Sinne, sondern vielmehr zu einem neuen, reifen kommunikativen Umgang, womit aus dem jungen, verzogenen Sonderling von einst ein echtes Mitglied der Gesellschaft (der Dorfgemeinschaft) werden kann. Und jene, die zu Beginn des Romans, wohl auch aus „*Langeweile*“ und „*Leidenschaft*“ ihre Freude daran haben, „*Franzen tüchtig durchzuhecheln*“ [26], weil dieser „*nur immer die Nase in den Büchern drin hab' und nie tun könne, wie's der Brauch sei*“ und dann die gelesenen Dinge „*fast jedem, dem es nicht zu dumm ist, sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen*“ [26 f.] erzählt, sitzen am Schluss gemeinsam mit ihm an der langen Hochzeitstafel.

Im Einflussbereich des Sennen Als die Romanhandlung einsetzt, befindet sich der Franz bereits als Küher auf der Alp und steht somit schon im Einflussbereich des Sennen. Weil der Sepp, der Vater des Franz, seinen Sohn (im siebenten Kapitel des ersten Teils) besuchen geht, erlebt der Leser auf diesem Weg den Franz erstmals leibhaftig und mittels Eigenrede.

Interessant ist, dass in dieser Szene auch die erste persönliche bzw. authentische Stellungnahme des Klausmelker erfolgt, allerdings erscheint er nicht in personam, sondern äußert sich durch den ausführlichen Brief, den der Sepp dem Franz mitbringt. Dieser Brief macht eine Opposition auf zwischen den beiden Altersgenossen, zwischen Klausmelker, dem Fremdling, und Franz, der in der Diktion des Klausmelker in der „*stammesfremde[n] bayuvarische[n]*“ Bezeichnung

„Bruderherzerl“ [118] genannt wird, den er daneben aber als „*verbregenzerwädeter Mensch*“ [118], „*frommes Bregenzerwäldergemüt*“ [118 f.] oder „*gutes Mädchenköpfchen*“ [199], nennt, während er sich selbst als „*mich Starrkopf*“ [119] bezeichnet. Klausmelker sei aber, so sagt er via Brief über sich selbst, ein anderer geworden [„*Bruder, ich bin nicht mehr der alte, ich will der nicht mehr sein. Ich habe dulden, tragen, mich fügen gelernt*“ [121]]. Die Wesensveränderung der beiden ist also gleichsam parallel verlaufen, nur sei sie, wie Franz feststellt, bei ihm, Franz, durch gute Ereignisse (Alp), bei Klausmelker durch schlechte (die bitteren Erfahrungen in der Fremde) evoziert worden.

Der Brief ist nicht nur deshalb wichtig, weil die Leser über Klausmelkers Verbleib in Kenntnis gesetzt werden und sich durch den authentischen Textzeugen, der die Wertigkeit eines Selbstvorstellungsmonologs in direkter Rede hat, ein Bild von Klausmelkers Charakter machen können; der Brief ist auch erzähltechnisch relevant, weil er eine neue Dynamik in verschiedene Richtungen aufmacht:

Zum einen entsteht daraus eine Diskussion zwischen Vater und Sohn über die öffentliche Meinung, zum anderen erfahren wir etwas über die Beziehungen zwischen Klausmelker 1.] zum Franz, 2.] zum Sepp („*Da sitzt er auf einem umgekehrten Melkkübel und beißt an den Fingernägeln herum, der stolze Schüler Deines Vaters*“ [118], der Sepp ärgert sich, weil der Klausmelker bei seinem Kurzbesuch im Dorf sich nicht Hilfe suchend an den Ersatzvater gewendet habe: „*Warum ist er nicht zu mir gekommen?*“ [122]), 3.] zum Rösle (wir werten das Erwähnen des Rösle als Beitrag seiner Entwicklung zum Mann; auch wird jetzt klar, warum das Rösle, als es dem Sepp den Brief übergibt, darüber nachdenkt, aus wessen Feder der Brief stammen könnte⁷⁰ und 4.] auch zu Mariann, die er allerdings nur peripher erwähnt: Dies lässt darauf schließen, dass ihm einerseits nicht bewusst ist, wie sehr Mariann an ihrem Bruder hängt bzw. welche große Wunde er ihr durch seine Flucht geschlagen hat, als auch andererseits, dass sie aus seiner Sicht keinen Einfluss hat, auf den Vater einzuwirken — womit er die Lage ja durchaus richtig einschätzt. Zum dritten — auch diesen Erzählstrang bringt der Brief in Gang — ist es ein potentieller Anlass für Franz sich auf dem Weg eines zweckmäßigen Vorwandes mit Mariann in Verbindung zu setzen.

Das hier angesprochene siebente Kapitel bildet auch den Auftakt zum Vater-Sohn-Konflikt: Während Sepp den Franz während dessen Kindheit und Schulzeit erfolgreich vom sozialen Leben und den Altersgenossen weitgehend abgeschottet hatte, lernt Franz nun im Umgang mit dem klugen und lebenserfahrenen Sennen und dem patzigen, provokanten Beiknecht das erste Mal etwas über sich selbst — anstelle der beißenden Bemerkungen des Vaters treten die Erklärungen des

⁷⁰ „*Wo er wohl den Brief her hat?*“, fragte das Rösle mehr sich selbst als die anderen. „*Mir ist's fast gewesen, als ob ich die Handschrift kennen sollte — aber nein, der hätt' doch an den Vater geschrieben.*“ [38]

Sennen. Franz lernt die Dinge zu verstehen und nicht nur: sie anzusprechen ohne den Zusammenhang dahinter zu beachten. Immer mehr wird ihm dadurch bewusst, dass er gar nicht anders als der *Bücherwurm* gelten konnte, da seine Argumentation sich immer nur an der Oberfläche bewegt, er aber keinerlei Menschenkenntnis hat. Machen dem Franz zu Beginn die „vom Vater eingepflanzten Vorurteile gegen die „dummen Bauernkerle““ [138] noch ordentlich zu schaffen, so lernt er mehr und mehr dieselben zu überwinden. Damit grenzt er sich auch sukzessive vom Wert- und Weltanschauungssystem des Vaters ab. Der jetzt evozierte Konflikt zwischen Franz und Sepp ist vorprogrammiert — und auch erzähltechnisch notwendig, um die Entwicklung Franzens nachzeichnen zu können und vor allem: um die unterschiedlichen Positionen dingfest zu machen. Obwohl der Sepp im bisherigen Romanverlauf — von seiner Verbitterung abgesehen, für die der Leser jede Menge Erklärungen erhalten hat und von daher möglicherweise milde über dessen Verschrobenheiten hinwegsehen kann — als mehrheitlich sympathischer Charakter gezeichnet wurde, wird nun, in der Konfrontation mit dem Franz, der die Sicht des Sepp indirekt oder direkt hinterfragt und gegen die Haltung des Vaters aufbegehrt, dessen Kehrseite beleuchtet.

Diese Veränderung ist beim ersten Zusammentreffen sofort spürbar: Sepp findet den Franz zunächst äußerlich verändert vor, nennt ihn zur Begrüßung „*Küher*“ [114] und merkt an, dass der Franz, weil die Sonne seine Haut schwarz gemacht habe, er den „*Mädchenkopf*“ bald ganz verloren haben würde; nur noch „*an den blauen Augen wird man dich als den Sohn deiner Mutter erkennen*“ [115]. Es liegt unbestritten im Bestreben des Vaters, dass aus seinem Sohn ein richtiger Mann werde, ja Sepps Wunsch zufolge soll Franz der „*Wahrheitsgeiger*“ [129] werden.

Der erste Wortwechsel zeigt die neue Distanz zwischen den beiden deutlich auf und Franz klammert sich, um gegen den Vater im Wortgewitter bestehen zu können, an die Redeweise des Sennen: „*Der Senn begegnet meinen Weltverbesserungsplänen stets mit der bekannten Redensart: Jesus wählte darum zwölf Apostel, weil er als Gott wohl wußte, daß ein einziger nicht alles ausrichten und verstehen kann*“ [116], womit er den Vater sofort auf die Palme bringt: „*Mit deiner Sprichwörter- und Altweiberweisheit laß ich dich nicht obenauf*“ und „*Laß mich um Gottes willen gehen mit dem Unsinn!*“ [116] ruft der Sepp empört aus.

Was der Senn, welchen der Sepp für einen „*ungesunden Patron*“ [117] hält, den Franz lehrt und womit er im krassen Gegensatz zu den Ansichten des Sepp steht, ist das Streben nach einer Gemeinschaftlichkeit, die freilich die Bauern miteinschließt, wie (un)intelligent diese auch sein möchten, und das Verständnis für Brauchtum und Tradition. Dass Franz immer wieder versucht, die Leute mit den — in der Diktion des Sepp — „*gedankenleeren Schädeln*“ [116] zu verteidigen, macht den Sepp rasend und sofort erkennt er, dass der Franz sich eine neue Art

zu sprechen (und möglicherweise auch zu denken) anzueignen im Begriffe ist:

„Dir hat der Senn den Kopf verdreht. Schäme dich! Ist's etwa besser, wenn man nach den Grundsätzen anderer handelt als nach den eigenen? Sicher nicht. Das Allerärgste, Unzufriedenheit mit sich selbst, würde der Lohn dafür sein. Du kannst meinetwegen dem Sennen das sagen, wenn du ihm selbst gar nichts zu entgegen weißt. Himmel, ich wollte dir den frommen Schwätzer, der mit seinen Sprüchen und Kraftschlägen alles vor sich hertreibt, mit Vernunftgründen und Erfahrungssätzen kitzeln, daß er sich nicht mehr regen und nicht mehr bewegen könnte!“ [117]

Im Gesprächsverlauf zitiert der Franz immer wieder Sprichwörter und Redensarten, diese seien „*öffentliche Meinungen*“, die er „*in letzter Zeit zu sammeln und zu studieren angefangen*“ [123] habe — was wohl auch als Bild zu verstehen ist, dass Franz versucht sich mit den tradierten Meinungen seiner Landsleute auseinander zu setzen. Ja, diese seien ihm Zeichen von „*Wahrheiten*“, die die Welt Gottes predige [148]. Diese Tendenz, Erzählungen mit den „*herrlichen Sprichwörter[n] und Redensarten*“ „*auszutäfel*“ gehört ganz klar zum Redeverhalten des Sennen, des Beiknechts und „*wohl alle[r] Bauern*“ [148]: Sie sind dem Sepp ein Dorn im Auge und mit „*Laß mich einmal gehen mit dieser Altweiberweisheit!*“ [123] weist der Vater den Sohn einmal mehr empört zurecht.

Bevor Sepp mehr oder weniger fluchtartig und deprimiert über die Entwicklung seines Sohnes die Alp verlässt, kommt es noch zum Treffen mit dem Senn. Sepp versucht seinen Sohn zunächst noch über den Sennen auszufragen, allerdings verweigert Franz hier die Auskunft: Er mochte ihn „*vor dem demselben sehr abgeneigten Vater weder loben noch tadeln*“ [124], mutmaßt der Erzähler.

Es ist auffällig, dass das Zusammenkommen der beiden Autoritäten großlos beginnt — wir haben den Sepp im bisherigen Romanverlauf als jemanden kennen gelernt, der bei seinem Auftritt immer grüßt. Schon in dieser kurzen Szenenbeschreibung wird der Gegensatz zwischen Sepp und dem Senn ganz deutlich:

„Kommt der Sonntag auch bis da herauf?“ fragte der Eintretende [Sepp] erstaunt, als er die Alpknechte in ihren besten Kleidern am Tische sitzen sah. „Allerdings“, sagte der Senn, „nur bleibt er allemal nicht lange da. Es muß dir, der nie Alpknecht war, etwas wunderlich vorkommen, daß wir uns da anziehen, als ob wir zur Kirche gehen wollten. Uns wird viel sonntäglicher zumute, wenn wir den Staub der Woche wieder einmal abschütteln.“ Sepp hielt diese Rede nur für das heuchlerische Geschwätz eines eiteln Frömmers. [124]

In der Rede des Sennen, der mit seiner Gelassenheit und Klugheit besticht und sich als religiöser Mensch positioniert [„*der Mensch sollte bei den Sorgen fürs Zeitliche auch den Dienst seines Erschaffers nicht vergessen, sollte etwas Besseres sein wollen als die Ameise*“ [125]] muss schließlich sogar der Sepp dessen angenehmes Wesen anerkennen, so heftig er auch dagegen ankämpft:

„Willst auch du wie Franz dich überschwätzen lassen und in den alten Tagen blinden Glauben zu achten anfangen? Nein, für einen Mann ist Demut keine Tugend!“

Das waren die Gedanken, womit Sepp seine „Schwäche“ bekämpfte und als er Sieger zu sein glaubte, rief er dem Senn lachend zu: „Der Pfarrer hat für seinen Gottesdienst zu essen, er hat gut reden.“ [126]

Der Besuch des Sepp findet sein jähes Ende, als es aus dem Dorf herauf „zur Wandlung“ läutet: Der Senn, der Beiknecht und der Franz „*knieten mitten in der Stube nieder und beteten*“, der Sepp aber „*ging zur Türe hinaus und schlug diese [...] heftig hinter sich zu*“ [127] — einen derartigen hektischen Abtritt sind wir eher vom Barthle gewohnt.

Sepp muss also während seines Besuchs feststellen, dass seine pädagogische Rechnung nicht aufzugehen scheint: Der Franz hat sich für ihn als Schwächling erwiesen, zu schwach zum Bestehen gegen die Meinung der anderen — und damit auch gegen die öffentliche Meinung. Und an dieser Stelle doppelt sich — behalten wir das Schicksal des Barthle mit seinem Klausmelker im Auge — das Motiv vom verlorenen Sohn: Allerdings sei der Barthle noch besser dran, denn dieser habe — wenn auch verloren —, so doch „*noch ein Kind*“, während der Sepp fürchtet, dass er im Herbst statt seines Sohnes eine „*Kreatur des Sennen ins Haus bekomme*“ [128].

Im achten Kapitel (des ersten Teils), welches wie ein vertiefender Kommentar zum voran gegangenen Kapitel wirkt, lesen wir von der Beschreibung der Aufgaben des Kühers, mehr noch aber über die Richtung der Entwicklung, die der Franz in der Zeit, seit er auf die Alp gekommen ist, eingeschlagen hat. Durch eine Rückblende erfahren wir, dass Franzens Eltern im Vorfeld eigentlich mehrfach — letztlich erfolglos — versucht hatten, Franz sein Vorhaben sich als Küher auf der Alp zu verdingen, auszureden. Schließlich aber hat der Vater seinen Sohn doch gewähren lassen, auch wenn er „*ihn ungern zu den andern Alpknechten*“ ließ, weil er diese

„[...] selbst unter Bauern für die dümmsten und rohesten Leute“ hielt. Doch er glaubte, daß er Franz nun gut und fest genug erzogen habe, um ihn unter die Leute lassen zu können. Er ahnte nicht, daß gerade diese Erziehung Ursache war von Franzens heißem Wunsch, aus dem Dorfe wenigstens eine Zeitlang fortzukommen. [131]

Die strenge Überwachung durch den autoritären Vater trägt, entgegen dessen Intention, keineswegs zum Selbstbewusstsein des Sohnes bei: Franz ist ein völlig verunsicherter Jüngling, der in der Schule von den Altersgenossen ausgelacht wurde und den Ruf hat, zu viel zu lesen und von den bäuerlichen Dingen keine Ahnung zu haben. Auch Marie, die Mutter, muss sich dem Diktat ihres Gatten beugen und ihre Mutterliebe des Gehorsams wegen hintanstellen⁷¹ und leidet still

⁷¹ „Im ganzen lebte sie [Marie] recht friedlich mit ihm [Sepp], denn sie kannte ihn und wußte alle Steine des Anstoßes zu meiden.“ [131]; „So gab sie in allen Stücken nach, soviel sie konnte, obwohl ihr manches, besonders Franzens Erziehung gar nicht gefiel.“ [132]

mit und für ihren Sohn, vor allem wegen seiner Einsamkeit und dem Umstand, dass er vielerorts verspottet wird. Die Meinungsverschiedenheiten seiner Eltern in Erziehungsfragen bleiben dem Franz nicht verborgen, er „*hatte schon oft bemerkt, daß Vater und Mutter uneins waren und daß er, wiewohl ohne seine Schuld, die Ursache kleiner Streite sei*“ [133].

Franz erhält also doch die herbei provozierte Erlaubnis, den Sommer als Küher verbringen zu dürfen, es bereitet ihm aber größte Sorge, ob er der Aufgabe gewachsen sein würde. Alpträume plagen ihn [vgl. 133 f.] ebenso wie die Furcht, neben den Knechten sozial bestehen zu können.

Wie ein Engel muss Franz der Senn vorkommen, der ihn, den Verschüchterten und Verunsicherten, lehrt, die Dinge, die ihn bewegen, offen anzusprechen, die vorherrschenden Meinungen klar herauszusagen, um sehen zu können, was dahinter liege. Weiters bedingt der Senn sich aus:

„[...] trage doch nie heimlich geladene Gewehre mit dir herum, red’ immer, wie du es meinst, sag’, was du auf dem Herzen hast, damit man dir offen, wie du redest, widersprechen oder deine Meinung annehmen kann!“ [136]

Das ist eine neue Erfahrung für den Franz, dem das Streitgespräch fremd ist, weil der Sepp ihm mehrheitlich seine Ansichten eingepflanzt und aufoktroziert hatte, weshalb eine Meinungsbildung aus eigener Überzeugung gar nicht möglich war. Franz, der zwar — vom Vater geprägt — mehrfach kundtut, dass er nichts vom oberflächlichen Formelwesen halte, bedient sich unwissend eben desselben, indem er Bücherwissen oder seines Vaters Ansichten reproduziert in der Meinung, er transportiere damit das absolute Wissen. Der Senn lehrt ihn, hinter die Formeln zu blicken: Das Dahersagen von leeren Phrasen ohne Bezug zum eigenen Nachspüren sei das gleiche wie das leere Lippenbekenntnis in der Kirche oder der metaphysiklose Vollzug von durch den Volksbrauch tradierten Ritualen. Franz lernt allmählich, dass er den Senn nicht mit leerem Wissen blenden kann und dass Demut mehr ist als ein schweigendes Sich-Unterwerfen:

„Du hochmütiger Tropf du!“ sagte er [Franz] zu sich selbst, „andere willst du lehren und bist selbst so blitzdumm; über anderer Leute Fehler willst du spotten und dich kennst du noch gar nicht! Das ist doch zu arg, das muß anders werden, Franz. Wenn du noch einmal über Sachen redest, die du nicht verstehst, oder anderen nicht erklären kannst, dann ist’s mit deinen Vorsätzen und deinem ganzen Wollen und Können nichts, dann ist’s, wie die Leute schon lang’ sagten, wahrhaft schad’ um das teure Mehl, welches du im Jahr siebenundvierzig gegessen hast. Du hohle Rübe du.“ [140]

So entdeckt Franz im liebevollen Umgang mit dem Vieh und im Suchen von Kräutern, die zur Heilung der Tiere verwendet werden können, sein Interesse, das er als etwas ihm Eigenes anzunehmen große Freude bereitet: Nicht Gutes tun wollen, um den anderen zu gefallen — diesen Vorwurf muss sich der Franz von

seinem empörten Vater gefallen lassen —, sondern das Erkennen der Sinnhaftigkeit, die dahinter steht, ist seine Motivation. Die gedankliche Weiterentwicklung ist durch die vielen inneren Monologe des Franz dokumentiert, die als direkte Rede „zu sich selbst“ [140] markiert ist.

Bei aller Euphorie, die er sprachlich deklariert — „[w]eg mit der traurigen Vergangenheit!“ rief er sich vielmals zu“ [144] — und dem heftigen Bemühen die Erfahrungen auf der Alp als Initiation einer neuen Zukunft zu sehen, ist ihm auch klar, dass er — sobald er wieder im Dorf und im Einflussbereich des Vaters stehen wird — harten Konfrontationen würde ausgesetzt werden sein. Andererseits malt Franz sich (in naiver Einfachheit) aus — die Veränderung an sich wahrnehmend und sich bestärkt fühlend, — wie schön es werden könnte, „dem Vater die Augen“ und in „Mariannens Hause dem Frieden und dem Glücke die Türe“ [152] zu öffnen.

Schließlich geht der Alpsommer zu Ende und es heißt voneinander Abschied zu nehmen:

Franz und die anderen gestanden sich gegenseitig, daß sie sich sehr viel zu verdanken hätten, obwohl sie anfangs nicht besonders viel Gutes voneinander erwartet. Der Beiknecht bemerkte, man sollte sich das zur Lehre nehmen und nie mehr urteilen, bevor man selbst gesehen und gehört habe. Er wenigstens nehme sich fest vor, dem allgemeinen Geschwätz allein nie mehr zu glauben. Da sagte Franz: „Wenn ich anders bin, als die öffentliche Meinung urteilte, wenn ich eure Zufriedenheit verdiene, so hab’ ich das nur euch zu verdanken; früher war ich wirklich der erbärmliche verbissene Sonderling, für den ihr mich hieltet.“ Nun versprach man einander, sich nur Gutes nachzureden, und wenn man sich später da oder dort wieder antreffe, daran zu denken, daß man einen Sommer friedlich und froh mitsammen gelebt habe. [153 f.]

Im prächtigen Alpzug gehts nun mit den geschmückten Kühen und Schellengeläute zurück ins Dorf. Wie Franz befürchtet hatte, stellt die neuerliche Begegnung zwischen ihm und dem Vater die alte Hierarchie wieder her, was sich formal am Einsatz der direkten Rede ablesen lässt: Mehrheitlich sind Sepps Redepassagen wörtlich zitiert, die des Franz nur in der indirekten Rede wiedergegeben.⁷²

⁷² „Nur Sepp blieb bei Franzen zurück. Er lobte ihn, daß er, wie der dem Alpsaum von ihm beigelegte Pack beweise, für die lange Weile Kräutersammler geworden sei. Zwar, sagte er, halte er nicht viel auf Hausmittel und solche auswendig gelernte Puschereien, „aber es ist doch ein Weg zu den Leuten, da man die ungemein hoch schätzt, welche so etwas treiben. Der Senn wäre ohne diesen Hokuspokus gewiß nicht bei jung und alt so beliebt geworden. Er hat dir also den Weg doch gezeigt, den er selbst geht und immerhin ist das mehr, als ich von ihm erwartet hätte.“ **Franz wollte nun anfangen, die Hausmittel und den Glauben an dieselben zu verteidigen; sie seien wie die Sprichwörter aus der Erfahrung entstanden und daher...** „Gut, gut!“ fiel Sepp ein, „spare deine Abhandlung nur für die Mutter, der wird sie besser gefallen. Ich halte jeden Hausmittelbraucher für einen Betrüger oder einen Betrogenen. Aber salbe du meinetwegen, bis du genug hast. Wenn du mich nur mit deinen Lobreden gehen lässtest, will ich dich gern machen lassen; ja sogar loben will ich dich — wie im Evangelium der Herr den ungerechten Haushälter lobte.“ **Franz beteuerte, daß er nicht betrügen, die Liebe und Dankbarkeit der Mitmenschen nicht mit List**

Wie entwickelt sich der Franz nun weiter? Der Prozess der Reifung dauert noch eine ganze Weile an, der Alpsonntag, bei dem es zum Eklat kommt, markiert eine deutliche Zäsur: Der genaue Hergang der Ereignisse wurde bereits in der Inhaltsangabe (vgl. 1.2.1) geschildert. Fest steht, dass der Franz, um die Ereignisse am besagten Sonntag bereichert, sich vornimmt, von nun an — insgesamt, besonders aber auch im Vorsaß — am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, den spöttischen Bemerkungen seines Vaters zum Trotz. Schritt für Schritt gelingt es Franz, mit Hilfe des Sennen, der sich als wahrer und treuer Freund und wichtige Stütze für den Franz erweist, sich in der Dorfgemeinschaft, bzw. in der jungen Generation der Gemeinde, einzubringen. So betreibt er gleichzeitig seine eigene Emanzipation vom Vater und damit geht auch Stück für Stück die Stärkung seines Selbstbewusstseins einher. Obwohl der Franz in Liebessachen bzw. bei der Kontaktaufnahme zu Mariann zunächst kläglich scheitert (vgl. 7.3.1), gelingt es ihm letztlich auch auf diesem Gebiet ein erwachsener junger Mann zu werden. Für Gesprächsstoff zwischen Franz, dem Senn, der Versammlung beim Adlerwirt im zweiten Teil des Romans (jetzt ziehen nicht mehr die Schnäpsler über Bewohner des Dorfes her, sondern hier wird ernsthaft politisiert und diskutiert), dem Klausmelker und dem Lieferant sorgen zunehmend politische und wirtschaftliche Themen.⁷³

Fazit Anhand der Figur des Franz, so behaupten wir, zeigt der Erzähler detailliert und sehr klug die schrittweise Etablierung der idealen — und somit anstrebenswerten — Kommunikationsform: Aus dem „*Bücherwurm*“ und „*Sonderling*“ wird im Laufe der Romanhandlung ein zur Reflexion seiner Aussagen und seiner Gedanken fähiger Sprecher, der seinen Mitmenschen zuhören kann und auf sie im Gespräch individuell eingeht. Er ist von nun an imstande, sie gefühlvoll dort abzuholen, wo sie sich sprechend und denkend befinden.

Wenn das stimmt — und ein kleiner philosophischer Nachsatz sei an dieser Stelle erlaubt — was Jürgen Habermas in seinem Aufsatz „Exkurs zur Einebnung des Gattungsunterschiedes zwischen Philosophie und Literatur“ konstatiert, dass

gewinnen, sondern verdienen wolle. „Dann ist's ganz recht“, sagte Sepp, „deine Absicht ist also gut, kurz, für dich ist alles gut, und um andere sich zu kümmern, ist jetzt nicht mehr Mode.“ Franz sah wohl ein, daß er und der Vater noch nicht so schnell eins werden könnten, doch tröstete er sich damit, daß er bald Beweise für sich haben werde, und sagte, er kümmere sich schon auch um andere [...]“ [154 f.]. Die Hervorhebung durch Fettdruck stammt von der Verfasserin, um Franzens (indirektes) Reden anschaulich zu machen.

⁷³ Zur „Abendgesellschaft“ merkt Artur Schwarz an: „Die Plattform, auf der sich im Dorfe die Wandlung vollzieht, ist [...] die Abendgesellschaft, ein politisches Forum, in dem jeder seine Meinung sagen konnte. Diese Institutionen auf freiwilliger Basis waren die Schrittmacher demokratischen Denkens. Bald waren es nicht mehr nur Gemeindeangelegenheiten, die diskutiert wurden, sondern Belange des ganzen Landes. Die Februarverfassung vom Jahre 1861 sah wieder die Einrichtung der Landtage vor, und so war es naheliegend, daß man sich über die Wahl der Vertreter Gedanken machte“, Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 467

nämlich durch die Dekonstruktivisten der Nachweis erbracht worden sei, dass es unmöglich ist, sich die Sprachen der Philosophie und der Wissenschaft als eine Sprache zu denken, die von „allem Metaphorischen und bloß Rhetorischen gereinigt, von literarischen Beimischungen freigehalten“⁷⁴ sei, und sich Gattungsunterschiede — in der Konsequenz dessen — letztlich als hinfällig erweisen, so muss es auch erlaubt sein, zu behaupten — und wir tun dies hier leidenschaftlich in Anlehnung an Habermas — dass nicht nur ein philosophischer Text literarische Qualitäten habe, sondern dass, umgekehrt, ein literarischer Text durchaus Philosophisches bereithalten kann. Jonathan Culler weist den Weg in diese Richtung, wenn er anmerkt:

Conversely, the most powerful [...] readings of literary works may be those that treat them as philological gestures by teasing out the implications of their dealings with the philosophical oppositions that support them.⁷⁵

Von daher dürfen wir mit Recht, einige der in „Sonderlinge“ vorkommenden Textpassagen, vor allem jene, die im Zusammenhang mit dem Franz, dem Sennen und der Lehre über das angemessene Kommunizieren stehen, als ‚philosophisch‘ bezeichnen.

7.2.4 Senn

Der Senn war wirklich ein merkwürdiger Mann, ein wahrer Tausendkünstler: Schuhflicker, Tierarzt, Wäscher, Zimmermann, Schneider, Philosoph und sonst noch vieles war er, und zwar nicht bloß für den Fall der Not. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geduld arbeitete er im Winter zuweilen tagelang an etwas, das ihm sein Nachbar, der Handwerker, für einige Kreuzer gemacht haben würde. Der größte Meister im Handwerk wäre vielleicht nicht imstande gewesen, mit dem Handwerkszeuge, welches dem Sennen zur Verfügung stand, einen Gegenstand zu verfertigen, der dem, was er sein sollte, so ähnlich sah wie das, was des Sennen zu allem geschickte Hand zu leisten imstande war. [148]

Der Senn, der keinen Personen- bzw. Vornamen trägt, ist in manchen Szenen gleichsam als Personifizierung der idealen Rederegeln zu sehen: Durch sein Sprechen und Handeln stellt er den Inbegriff an Besonnenheit und natürlicher Klugheit dar, er ist — wenn auch nicht sonderlich intellektuell so doch — von hoher sozialer Intelligenz und gilt als frommer und gottesfürchtiger Mann, vertraut mit dem Brauchtum der Väter und den ländlichen Traditionen, die er achtet und ehrt.

⁷⁴ Habermas, Exkurs, S. 223 f.

⁷⁵ Culler nach: Habermas, Exkurs, S. 227

Sepp einmal mehr bitter aufstößt. Aus seiner Sicht erscheint der Senn als „*un-gebildete[r], dumme[r] Bauer[]*, der nur wie das Vieh einen Instinkt hatte“ [128]. Klagend betritt er die Stube, in der Franz und Marie sich gerade unterhalten:

„Aber heut’ hab’ ich staunen müssen“, rief Sepp schon unter der Türe. „Steht dir der gelehrige Schüler des Sennen in einem Haufen Bauern wie einer, der etwas in einem Kasten für Geld sehen läßt, und erzählt von Weißfüßen und Schellkühen, daß auch Barthle mitsamt Haldenbauers Theresen daneben sich hätt’ schämen müssen. Ja, Franz, auf die Art gewinnt man die Leute; doch auf die Art wird man auch ein erbärmlicher Tropf. Ist das noch dein Franz, der freie mutige Trotzkopf? hab’ ich mich fragen müssen, als ich, aus dem Vorsäß kommend, dich des Sennen Kunststücke machen sah, und ‚nein‘ hab’ ich antworten müssen, das ist ein Schüler eines anderen, das ist —“

„Zum Davonlaufen“, fiel Marie ein. „Meinst du denn, Franz müsse ein Schüler sein, entweder deiner, oder der eines anderen?“

„Es wär’ traurig, wenn das heutige Fruchtlein auf seinem eigenen Acker gewachsen wär“, warf Sepp etwas rauh ein, „er wird doch nicht schon wie die ärgsten Frömmler wähen, der Zweck heilige das Mittel? Wer ein Gewissen hat, ist zu redlich, wer männlich denkt, zu stolz, um so den Komödianten zu spielen. Das sagt der gottlose Freimaurer und läßt dazu den Sennen ordentlich grüßen.“ Franz wollte nun dem Vater erzählen, wie er mit den Bauern ins Reden gekommen und wie wohl ihm dabei geworden, Sepp aber mochte davon nichts hören. [166 f.]

Der Senn tritt aktiv in Erscheinung, weil der Franz sich den Sommer als Küher auf der Alp verdingt und somit in seine Obhut gelangt. Unter seiner Führung lernt der vom Vater verzogene „Sonderling“ sich in der kleinen Arbeitsgemeinschaft einzufügen und sorgsam mit dem Vieh umzugehen und vor allem: eine neue Form des kommunikativen Umgangs miteinander.

Bereits durch den ersten Auftritt des Sennen wird seine Menschenfreundlichkeit, seine naive und gütige Lebensweisheit vermittelt und dessen sanftmütiges Naturell ansichtig. Zunächst fällt sein freundlicher Gruß auf: „*Ah! Grüß Gott, Küher, wirst auch einmal probieren wollen, wie Alpkost und Bergluft dir anschlagen?*“ ruft er schon von weitem dem soeben auf der Alp Angekommenen zu. Franz, voll von Selbstzweifeln, muss „*gleich von dem anfangen, was ihm just am schwersten auf dem Herzen lag. Er sei noch nie Küher gewesen, sagte er, man werde daher anfangs mit dem Neulinge Geduld haben müssen*“ [135]. Der Senn antwortet — wohl keine wirklich realistische Darstellung einer solchen Szene — sogleich mit einem Redeschwall, was zwar unnatürlich anmutet, immerhin aber verpackt der Senn in demselben sogleich die allgemeinen, auf der Alp geltenden Rederegeln:

„Das [Geduld haben] muß man immer und mit allen Menschen“, antwortete der Senn. „Du mußt das, ich und alle, die friedlich und froh auf der Welt leben und mit den Mitlebenden gut auskommen wollen. Es ist überhaupt dumm, durch Eigensinn und Ungeduld sich und andern das Leben hart zu machen, am dümmsten aber wäre das auf einer Alp, wo nur wenige beisammen leben und alle aufeinander

angewiesen sind. Ja, da wäre der Unfriede etwas Trauriges! Doch ich hoffe das nicht zu erleben, mit dir so wenig als mit andern. Lug, Küher, es kann und wird uns so wohl werden wie Vögeln im Hanfsamen, wenn wir wacker zusammenhalten, uns die Arbeit gegenseitig so leicht als möglich machen und Belehrung und guten Rat einander geben und voneinander annehmen, so oft es nötig ist.“ [135]

Wie ein Engel muss der Senn dem Franz vorkommen, der ihn, den Verschüchterten und Verunsicherten, lehrt, die Dinge, die ihn bewegen, offen anzusprechen, die vorherrschenden Meinungen klar herauszusagen, um sehen zu können, was dahinter liege. So sagt der Senn zum Franz:

„Ich merke, daß du gern etwas erwidern möchtest und es doch nicht tust, vermutlich dem Frieden zulieb‘; das ist aber nicht recht, denn ein geladenes Gewehr ist oft gefährlicher als der Schuß, vor dem man sich in acht nehmen kann. Wir haben zwar einander in diesem Stücke nichts einzureden; aber ich bitte dich — und gerade um des lieben Friedens willen bitte ich dich — trage doch nie heimlich geladene Gewehre mit dir herum, red’ immer, wie du es meinst, sag’, was du auf dem Herzen hast, damit man dir offen, wie du redest, widersprechen oder deine Meinung annehmen kann!“ [135 f.]

Das ist eine neue Erfahrung für den Franz, dem das echte Streitgespräch und das Äußern der eigenen Anliegen fremd ist: Bisher hat ihm der übermächtige Vater seine Ansichten „eingepflanzt“ (oder „eingeblassen“), eine echte Meinungsbildung aus eigener Überzeugung hatte der im Dunstkreis des Vaters stehende Franz gar nicht erlernen können.

Wohl ist Franz beeindruckt von den Worten des Sennen, denn *„[s]o frei und offen hatte er außer seinem Vater noch nie einen Menschen reden gehört“* [136]. In gewohnter Manier würde der Franz reflexartig am liebsten auch gleich zurückreden, war ihm doch das, was der Senn über die Gleichbehandlung der Kühe (des Vaters und der fremden Kühe) gesagt hatte, zunächst *„so dumm und unverschämt vorgekommen“*. Allerdings weiß er, dass er *„den Rat des Sennen noch manches Mal nötig haben werde“* und er verzichtet zunächst — allerdings nur aus Berechnung, nicht aus Einsicht — auf ein Zurückschnauzen: *„[D]urch seine Bereitwilligkeit, jedem seiner [des Sennen] Befehle zu gehorchen“*, hofft Franz nämlich den Sennen *„um so leichter für sich gewinnen“* zu können. Zunächst bedient sich Franz noch unreflektiert seines Bücherwissens oder zitiert seines Vaters Ansichten, doch allmählich gewinnt der Senn Franzens Vertrauen, auch erzeugt *„die gemeinsame Arbeit“* ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Selbst wenn es *„während dem Essen oft die heftigsten Streite“* gibt, so muss *„nachher aber [...] gemeinsam beraten werden, was nun wieder zu tun sei, und bis man dann an die Arbeit kam, war der Friede vollständig hergestellt.“* [138]

Sukzessive lernt Franz seine Überheblichkeit, die er sich durch das Vorbild des Vaters zueigen gemacht hatte, zu überdenken.

Der Senn stellt nicht nur Rederegeln auf, um die Harmonie innerhalb der kleinen Gruppe (neben dem Senn und Franz befindet sich auch der Beiknecht auf der Alp) zu sichern, sondern bringt dem Franz auch den Volksglauben näher: Hier ist also die Figur des Senn auch der Lehrmeister, wenn es um die Erklärung des Brauchtums und der Traditionen geht — damit wird auch die Wissbegierigkeit des städtischen Lesepublikums bedient und der Erzähler des Romans positioniert sich darüber hinaus als einer, der nicht Kritik übt an den Volksbräuchen, sondern diese achtet und ehrt.

Als einmal ein Gewitter aufzieht und der Senn „*in die Hütte [eilte], um gesegnete Kräuter (sogenannte Palmen) zu verbrennen*“, so liefert der Senn der Leserschaft zwar keine schlüssige Erklärung, warum dieses „*Hausmittel*“, das er „*bei der Mutter und Großmutter gesehen*“, taugen solle, aber er macht den Franz darauf aufmerksam, dass auch er viele Dinge erzähle und auf deren Wahrheit beharre ohne deren Hintergründe erklären zu können. Das Anerkennen des Anderen ist eine der weiteren Rederegeln, die der Senn vorschlägt (und damit liegt er ganz auf der Linie Martin Bubers):

„Wir sind also nicht gleich, daher tun wir am leichtesten, wenn jeder dem andern soviel Platz gönnt, als er braucht, um seinen Purzelbaum schlagen zu können. Ja, Franz, ich kann's dir sagen, du kommst unsereinem oft wenigstens so dumm und lächerlich vor als wir dir, und ich möchte wahrhaft gern hören, was ein Unparteiischer zu meinem Aberglauben und deiner Gelehrsamkeit sagen würde; was die Leute hier herum dazu sagen, wirst du wohl schon mehr als genug gehört haben.“
[139]

Diese „*Predigt des Sennen*“ macht dem Franz „*ordentliche Kopfarbeit*“ und einmal mehr überdenkt er sein Redeverhalten kritisch, muss sich eingestehen, dass er selbst oft „*jede weitere Frage mit den stolzen Worten „ich hab's gelesen“ oder „der Vater hat's gesagt“ zurückgewiesen habe*: „*Jetzt fing er allmählich an zu begreifen, warum die Leute sein Büchergeschwätz immer so langweilig, sein Reden überhaupt so dumm und stolz gefunden hatten*“ [139].

An einem anderen Beispiel, „*einem alten Brauch*“, der beim Heuziehen zum Einsatz kommt, gelingt es dem Senn ganz hervorragend, Franz — und den Lesern des Romans — nicht nur den Sinn und Nutzen desselben einleuchtend zu erklären: Auch die Gefährlichkeit, die die harte Bauernarbeit auf dem Lande mit sich bringt (und von der der städtische Leser zu erfahren wünscht), kommt dadurch zum Ausdruck.

„Du weißt selbst, was für eine gefährliche Arbeit das Heuziehen ist, besonders wenn Branntwein und Übermut die jungen Leute alle Vorsicht vergessen lassen. Pfeilschnell treibt es sie oft mit der schweren Last an toddrohenden Klippen und Abgründen vorüber; die kleinste Nachlässigkeit wäre ihr Untergang [...]. Da ist denn [...] vor uralter Zeit ein gar wunderlicher Brauch aufgekommen. Die Eltern,

die Schwestern oder die Schätze der Heuzieher haben diesen nämlich Äpfel, Birnenbrot oder Lebkuchen auf den Heuzug mitgegeben. Diese Sachen wurden dann beim Besteigen der Berge an den gefährlichsten Stellen hart neben den Fahrweg in den Schnee gelegt. Auf der Rückfahrt war es nun Ehrensache für jeden, das, was er von seinen Lieben bekommen hatte, wieder mitzunehmen und hernach, sobald man auf der Ebene angekommen war, zu essen. Hierdurch wurde jeder zum langsamen, vorsichtigen Fahren gezwungen und auf diese Weise sicher manches Unglück verhindert.“ [142 f.]

Franz muss eingestehen, dass er über viele der Bräuche immer gelacht habe, eben weil er sich denselben „*nicht zu erklären imstande gewesen sei*“ — und die weiteren Ausführungen des Sennen sind — wiederum — nicht nur an den Franz, sondern an alle, die sich über die Bräuche am Lande möglicherweise lustig machen, gerichtet:

„Das glaub’ ich gern“, sagte der Senn, „wärest du nur einmal mit auf den Heuzug oder hättest du dir alles recht vorgestellt, dann würde die Erklärung von selbst gekommen sein, aber wenn einer immer ein Buch vor dem Gesicht hat und über alles mit geschlossenen Augen nachdenkt wie du, dann ist’s nicht möglich, zu erfahren und zu begreifen.“ Solche Nutzenwendungen würde Franz noch vor kurzem sehr übel aufgenommen haben. Jetzt aber kam ihm sein bisheriges Leben zuweilen gerade so unnatürlich, so traurig vor wie dem Sennen. Er konnte gar nicht begreifen, warum ihm der Vater den Umgang mit den Menschen so ängstlich gewehrt habe. Wenn er etwas für sie tun sollte, mußte er sie doch erst kennen und lieben lernen. Oder wußte etwa der Vater nicht, wieviel Schönes und Gutes sein Franz von seinen Landsleuten noch lernen könne? [143]

Durch die gemeinsame Zeit auf der Alp werden der Senn und Franz schließlich Freunde — die missliche Szene beim Alpsonntag tut der Freundschaft nur einen kurzen Abbruch und ist bald vergessen, ja sie führt sogar dazu, dass „*der Senn und seine Freunde*“ von da an „*öfter zu besuchen versprochen*“ und sie „*hielten redlich Wort*“. Der Senn kann zufrieden sein mit dem Ergebnis seiner ‚Arbeit‘: Franz ist ein gelehriger Schüler und beherzigt dessen Ratschläge.

In beinahe jeder Situation weiß der Senn mit seinem Gegenüber umzugehen und sich blendend zu verhalten, nur zweimal fällt er deutlich unangenehm auf:

Zum Einen in der Szene beim Adlerwirt am Alpsonntag, in der er wie die anderen — aus der Sicht des Franz und des Sepp — verbauerten und plumpen Alpknechte „*einen Schoppen nach dem anderen*“ hebt und Volkslieder grölt: Davon, dass er „*sonst so sparsam*“ ist sowie „*von der Vorsicht, mit der er sonst jedes Wort auf der Goldwaage wog, war nichts mehr zu bemerken*.“ [176]

Und zum anderen besitzt er auffallend wenig Taktgefühl gegenüber Frauen, vor allem in den Situationen, wo es um eine eindeutige Kontaktaufnahme (zu potentiellen Partnerinnen) geht. Da auf die besagte Szene beim Adlerwirt bereits eingegangen wurde, sei an dieser Stelle der Umgang des Sennen mit den Frauen

thematisiert: Das ist nämlich die Lektion, die der ansonsten so kluge und beredte Mann noch zu lernen hat.

In der Szene am Faschingsdienstag stellt der Senn zuerst ein Mädchen, mit dem er das Tanzbein zu schwingen gedenkt, danach das Rösle öffentlich bloß — und er tut es damit jedem anderen Bauerntöpel gleich. In der geselligen Runde verspürt der Senn offenbar das Anliegen, sein Junggesellendasein zu thematisieren, denn hier ist zu lesen:

[...] der Senn aber sagte: „Recht ist's, daß zuweilen einige Tänzerinnen frei werden. Leute wie ich, die nur vom Gnadenbrot leben, müßten sonst hungrig wieder heimgehen.“ Dabei erfaßte er eins der neben der Türe stehenden Mädchen, warf den Musikanten einen Guldenzettel zu und rief: „Nun, drei Offene extra für den Sennen.“ [...] Es war so still, daß jedermann den Sennen verstand, als er, der Tänzerin die Hand reichend, fröhlich sagte: „Ich hab's längst behauptet, mir werde noch einmal eine nachlaufen und mich fassen und nicht mehr lassen. Das, hab' ich gemeint, sei dann die Meine, wenn sie auch niemand besonders hübsch nennen werde.“ „Aber ich lasse dich“, rief die Tänzerin und verschwand unter den lachenden Zuschauern. [297 f.]

Damit nicht genug, nun versucht der Senn noch „*das Rösle auf[zu]führen*“:

[...] das aber trat einen Schritt zurück und sagte ungewöhnlich aufgeregt: „Wenn du durchaus einen Narren haben mußt, so laß dir beim Herrgottmacher einen aus Holz schneiden, ich wenigstens mag's nicht sein.“ „Wißt ihr was? Ich mag auch nicht“, murrte der Senn. [298]

Das Rösle entzieht sich hier zwar schlagfertig der öffentlichen Szene, so locker, wie es scheint, sind ihr aber die Worte wohl nicht über die Lippen gegangen. Wie sich später herausstellen wird, liegt dem Rösle etwas am Sennen — und umgekehrt. Aber der Senn hat sich derart ungeschickt angestellt — und dies in aller Öffentlichkeit —, dass es nicht leicht ist, sich hier angemessen zu verhalten. Während Mariann und Franz diese Szene zu entschärfen versuchen, indem sie mit dem Senn „*ins Nebentübchen hinab [gingen]*“ und sich dort „*zusammen an einen Tisch [setzten]*“, versucht Mariann dem Sennen das Verhalten des Rösle zu erklären:

Mariann meinte, Liebe müsse zanken. Sie wüßte gar nicht, was sie getan hätte, wenn sie an Rösles Platz gewesen wäre und gerade an Franzen wäre es ihr am meisten zuwider gewesen, wenn er getan hätte wie der Senn. [298 f.]

Der Senn erklärt sein Fehlverhalten durch seine Eifersucht: Er habe gehört, „*wie der Klausmelker dem Mädchen vom Heiraten vorschwätzte [...] Ja so, Mariann, ich mach' da eine Dummheit nach der andern.*“ [299] Zum Trost begleitet die gute Mariann nun den betretenen Senn zum Tanzplatz. Ganz begriffen hat er aber immer noch nicht, in welcher unangenehme Situation er das Rösle gebracht hat: Als nämlich Mariann und er „*das Rösle neben der Stiege in einem Winkel stehen*

und sich die Augen wischen“ sehen, sagt der Senn „mit eigentümlich weicher Stimme“:

„Dem guten Tröpfle sollte man etwas Unüberlegtes nicht verargen; in so einem Durcheinander kann einem die Geduld schon einmal ausgehen.“ [299]

Ein Frauenverstehrer ist der Senn also wahrlich nicht. Wir dürfen ihm aber zugute halten, dass er dann — im letzten und entscheidenden Moment — schließlich doch das einzig Richtige tut: Als nämlich das Rösle versucht, nachdem ihr Vater, der liederliche Adlerwirt, nach Amerika durchgebrannt ist, Arbeit zu finden, um der hinterlassenen Schulden Herrin zu werden, da findet es sich auch vor der Tür des Sennen ein, und zwar als Bittstellerin:

„Rösle“, sagte der Senn nach einer Pause und seine Stimme klang gar nicht so wie sonst. „Was?“ „Willst du nicht lieber mein Weib werden als meine Magd?“ „Um Gottes willen, tu mich doch nicht plagen und auslachen schon am ersten Tag!“ rief das Mädchen in Tränen ausbrechend.

„Mir ist's heiliger Ernst“, versicherte der Senn. „Wegen meinen jüngeren Geschwistern hab' ich lang warten müssen mit dem Heiraten; doch du bist noch da und das ist mir genug. Noch nie hat mir eine gefallen wie du. Aber bei dem langen Warten auf dich bin ich ein bißchen alt worden; vielleicht fast zu alt. Doch nun sag du deine Meinung: Ja oder Nein?“ „Du — ich —“ stotterte das Mädchen und verbarg das glühende Gesicht, „so wie du bist, gerade so bist du mir lieb und recht. Ja, ich will!“ „So ist mir denn die Meine doch noch nachgegangen, wie ich's immer sagte!“ jubelte der Senn, „und gerade die ist gekommen, die mir die Liebste war und der sogar i c h einmal nachgehen wollte.“ [321]

Die Szene muss nicht weiter kommentiert werden — mehr Höflichkeit vermag der Senn offenkundig einfach nicht aufzubieten. Aber das Rösle weiß wohl, dass er im Grunde „*doch ganz der Mann, es zu verstehen*“ [320] ist. Und dass sich die beiden schließlich ganz besonders gut verstanden haben, zeigt das Schlussbild des Romans: Da kommt zwar der Senn alleine zum Mahl, aber nur, weil „*das Rösle mit den zwei jungen Sennen schon alle Hände voll zu tun hatte*.“ [426]

7.2.5 Klausmelker

In die Darstellung der Figur des Klausmelker mögen Züge von Felders Cousin Johann Josef Felder eingeflossen sein: In einem Brief an Rudolf Hildebrand erzählt Felder von seinem Cousin, dem Uhrenmacher, genannt Seppel. Er nennt ihn

[...] meinen mit der Post ankommenden Klausmelker [...] dem es leider nicht so gut gelang sich mit seinem von der Stiefmutter und vom Pfarrer beherrschten Vater auszusöhnen [...]. Mein Klausmelker ist ein Uhrenmacher und war 8 Jahre in Bordeaux. Wol schwerlich wird jemand daran denken, daß der mir stand als ich meinen Helden zeichnete. Auf meine Landsleute macht der ziemlich belesene etwas Leichtfertige Mann einen schwer zu beschreibenden Eindruck der nur für

den Kundigen des Landes und Volkes in den 3 Worten: Er fränzöselst überlaut (daß es jeder hören muß) zu finden ist.⁷⁶

Auch Ulrike Längle hebt Parallelen zwischen der Figur des Klausmelker und Johann Josef Felder, dem Sohn einer Schwester von Felders Mutter, hervor:

Johann Josef Felder verließ Schopperrau fluchtartig 1852 nach einem Zerwürfnis mit seinem Vater Johann Jakob Felder, der Schulaufseher war, aber seinem Sohn ein Studium verboten hatte und ihn mit 17 Jahren noch der Prügelstrafe unterzog [...].⁷⁷



In der Auflistung der dem Klausmelker zugeschriebenen Sprechakte rangieren die Repräsentative mit 37% an erster Stelle. Auffallend stark vertreten ist dabei der Bereich der Lüge: Von keiner anderen Figur im Roman wird so häufig gesagt, dass sie *lüge* bzw. ein *Lügner* sei, wobei festgehalten werden muss, dass nur von Seiten des Barthle, diese Zuschreibung erfolgt.

Dass Klausmelker, welcher mit richtigem Namen „*Niklaus Melchior Kleber*“ [122] heißt, ein geborener Lügner ist, würde wohl niemand, der seine Lebensgeschichte — über die vor allem das Weberle gut Bescheid weiß — kennt, behaupten

⁷⁶ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 9. 1. 1867, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 105

⁷⁷ Ulrike Längle, Kommentar in: „Ich will der Wahrheitsgeiger sein“. Ein Leben in Briefen. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Ulrike Längle. Eine österreichische Bibliothek. Gesamtleitung Wendelin Schmidt-Dengler. Residenz Verlag, Salzburg und Wien, 1994, hier: Felder, „Ich will der Wahrheitsgeiger sein“, S. 11

wollen (dass er dazu gemacht wurde, wohl viel eher): Die Mutter stirbt früh, der strenge (und vielleicht häufig mit der Situation überforderte) Vater „*schlug [...] den Buben nicht oft, aber dafür dann tüchtig*“ [103]. Für das Weberle ist die Sache klar: „*Klausmelker überkam daher einen mächtigen Respekt und tat verstohlen vor dem Alten, was er nur immer konnte.*“ Da auch die Magd, „*welche nach dem Tode der Mutter ins Haus gekommen war [...] den beiden Kindern manches Mal Schläge an[richtete]*“ waren sie, so das Weberle, „*so ungern zu Hause*“ [103 f.]. Klausmelker gerät zunehmend auf die schiefe Bahn, verspielt sein als Ministrant verdientes Geld, ist in Schleichhändler verwickelt und verheimlicht freilich alles vor seinem Vater. Schließlich kommt ihm dieser auf die Schliche: Er fängt Klausmelker, „*[w]ie der Hund im Kalender [...] den Mörder seines Herrn*“, zuhause ab, jagt ihn, „*mit einem Prügel in der Hand*“, davon

[...] und schrie: ‚Du verdammter Lümmel du! Lauf dir die Füße ab bis ans Knie herauf, und so weit der Himmel blau ist, aber komm nie mehr unter mein Dach, du Lügner! Nie, nie mehr!‘ [109]⁷⁸

Dass die Kommunikation zwischen Vater und Sohn zutiefst gestört ist, wurde auch im Abschnitt über Barthle erörtert: Ein offenes Gespräch zwischen den beiden gibt es — von der Aussöhnung am Sterbebett des Vaters abgesehen — nicht, die herzlichste Annäherung, wenn wir überhaupt so sagen können, findet bei Klausmelkers Heimkehr (im vierten Kapitel des zweiten Romanteils) statt. Doch auch hier steht die Begrüßung des Zurückkehrenden unter dem Diktat des Vaters, welches keine rechte Freude aufkommen lässt:

An einem Mittwoch — also einem verworfenen Tage — hatte sich Barthle [...] auf den Weg gemacht, um seinen Klausmelker aufzusuchen, und am Sonntag abends kam er mit einem ganz fremd gekleideten Menschen zurück, dessen schwarzen trotzig aufgerichteten Krauskopf Mariann sogleich als den ihres Bruders erkannte. „Grüß Gott, Mariann“, redete er die keines Wortes mächtige Schwester an, aber er sagte das so ruhig, so trocken, wie er früher als Ministrant sein Latein hergeplappert hatte. Mariann reichte ihm zögernd die Hand, die er dann, scheu zu dem Vater hinüberblickend, hastig erfaßte und drückte. Barthle stand noch immer hart neben der Stubentür und sah seine Kinder wehmütig an. Eine Zeitlang schien er zu beten, dann plötzlich, seinem Sohn entgegengehend und ihm die schrundenvolle Rechte reichend, sagte er: „Mariann! Klausmelker! Ich hab’ in Gottes Namen einen wichtigen, den allerwichtigsten Schritt meines Lebens getan. Ich weiß nicht, was Gott und was die Welt dazu sagen wird, aber er ist nun einmal getan und ich hab’ ein Recht, von euch zu fordern, daß ihr ihn mich nie und nimmer bereuen lassen werdet. Ihr sollt, ihr müßt euren zeitlichen und ewigen Nutzen einsehen. Um das bat ich, das hoff ich und reiche drum Klausmelkern, dem verlorenen, wiedergefundenen Sohne fröhlich die Hand zum Gruß.“ [278 f.]

In der Anwesenheit des gestrengen Vaters erleben wir Klausmelker nach seiner Rückkehr nur wenig, wenn überhaupt, sprechend und wenn, dann ist sein Spre-

⁷⁸ Die gesamte Textstelle ist im Artikel zu „Weberle“ (vgl. Abschnitt 7.2.6) wiedergegeben.

chen nicht authentisch: „*Hast du nicht gesehen, wie ich mich vor ihm verstellen mußte?*“ fragt Klausmelker seine entsetzte Schwester im Geheimen:

„Warum hast du müssen?“

„Weil ich nun einmal dableiben und im Frieden leben will.“ [282]

Insgesamt erfährt der Leser kaum, was im Klausmelker eigentlich vorgeht: Er hat weder einen Menschen, „*dem er sich gänzlich anvertrauen durfte und mochte*“ [325] noch spricht er laut mit sich selbst.⁷⁹ Im Vergleich zum Vater und zur Schwester macht er von einem Gebet so gut wie nie Gebrauch, vom formelhafte Beten bei Tisch oder dem Abendrosenkranz (zu dem es vermutlich keine Alternative gibt) abgesehen (so sind die 1% zu erklären). Ebenso lassen sich die Expressive des Sohnes, insgesamt 21%, mit denen des Vaters in keinsten Weise vergleichen: Angenommen hat der Sohn die aufbrausende Art des Barthle offenbar nicht, auch wenn er ein schwieriges und „*lebhaft[es]*“ [104] Kind war:

„[D]u glaubst gar nicht, wie der Klausmelker eine Unruhe gewesen ist, gerade als ob er Quecksilber im Leib habe. Auf alles kletterte er, alles hatte er in den Händen und immer mußte man ihm etwas wehren“ [105],

erinnert sich das Weberle. Dennoch: In Klausmelkers Sprechaktrepertoire ist nichts Auffälliges zu finden — wirklich laut oder ausfällig wird er in seinen Äußerungen nie. Und dass er „*wie ein Husar zu fluchen anfang*“ [362], als er den Diebstahl seines wertvollen Reisegepäcks bemerkt, darf ihm durchaus verziehen werden.

Während sich Mariann und Franz von Klausmelker tendenziell abwenden und er auch mit seinem Heiratsantrag beim Rösle, „*nachdem es den ehemaligen Gespielen einige Male gesehen*“ [287] hatte, abblitzt, gelingt es ihm schließlich erst im Margretle, der kleinen Schwester des Rösle, eine Vertraute — am Ende des Romans wird sie seine Braut — zu finden. Die Annäherung zwischen den beiden findet spielerisch, auf sprachlicher Ebene, statt:

Am liebsten und auch am häufigsten disputierte er [Klausmelker] mit dem eigensinnigen Margretle, wohl stundenlang sann er bei der Arbeit nach, wie er den Trotzkopf wieder gehörig abzahlen könne, wobei ihm dann das Mädchen immer noch lieber wurde. [335]

⁷⁹ Es finden sich nur drei reflexive Textstellen, in denen auch Verba dicendi vorkommen: In [314] heißt es: „*Er [Klausmelker] konnte sich daher nicht erklären, warum das Rösle fast jeden Sonntag in der Kirche weine [...]*“. Zwei (auf sich selbst angewendete) Direktive zeigen, wie der Klausmelker versucht, mit seinen Sorgen fertig zu werden: In [369 f.] ist zu lesen: „*[...] immer weniger hab' er [Klausmelker] sich diesen Gedanken [ein Schelm zu sein] auszureden vermocht mit der Ausflucht, daß er ja nur einen geringen Teil seines mütterlichen Vermögens mitnehme.*“ — Es geht hier bereits um den Fluchtversuch, von dem er dem Franz auf der gemeinsamen Reise nach Dornbirn erzählt. Und als Franz ihn dazu zu überreden versucht, das dem Vater — diesmal tatsächlich — entwendete Geld zurückzubringen, denn sonst sei er „*[w]ie der Adlerwirt, wie ein Dieb*“, sagt Klausmelker: „*Auch ich hab' mir selbst deinen Vorwurf umsonst zu überlärmern versucht.*“ [364]

In der Darstellung der Liebesgeschichte von Klausmelker und dem Margretle ist eine Analogie zu der von Franz und Mariann zu entdecken, insofern als in beiden Fällen das Wissen um die Liebe und das Interesse des bzw. der Angebeteten Klausmelker bzw. Mariann die nötige Kraft gibt, dem Vater als Sprecher(in) entgegenzutreten. Ja, im Fall des Klausmelker scheint es durchaus so, als verwandle ihn die Verbundenheit mit seinem Margretle in seinem Denken und Sprechen.⁸⁰

Sehen wir uns dazu folgende Szene genauer an: Der Klausmelker nimmt schon seit einiger Zeit im Geheimen an den abendlichen Versammlungen beim Adlerwirt teil, bei denen Franz, der Senn und die anderen zusammen kommen, um über politische Ereignisse und andere gesellschaftliche Vorgänge im Dorf zu sprechen. Aber „[b]ald kam Hansmichel und erzählte dem Barthle, sein Bub sei schon mehrere Male in Franzens Gesellschaft gesehen worden.“ [332] Es ist nicht schwer zu erraten, dass der Barthle daraufhin wutentbrannt nach Hause stapft, dann

[...] durch das ganze Haus [stürmte], und als er Klausmelkern endlich fand, fragte er ihn ohne Vorwort und Einleitung: „Ist's wahr, daß du verstohlen zum Adler hinabgehst?“ Das war eine Frage auf Leben und Tod. [334]

Dass der Erzähler mit dem letzten Satz keineswegs übertreibt, dürfte vom bisherigen Schicksal des Klausmelker unschwer abzuleiten sein. Erstaunlich gereift nimmt sich nun allerdings die Reaktion des derart Überrumpelten aus:

Klausmelker fürchtete, der Vater sei darauf gekommen, wie gern er neben — der breiten Ofenbank sitze, und da er sich noch ganz gut an das erinnerte, was der Vater früher über seine Neigung zum Rösle gesagt hatte, so sah er jetzt auf einmal alles verloren, wenn er die Wahrheit gestand. Und doch mochte er nicht lügen. Was hatte er bisher mit aller Verstellung, mit allem Dulden und Zwängen erreicht? Nichts, rein gar nichts, als das tägliche Brot. Schlimmer konnte es kaum kommen, es mochte geben, was es wollte. „Ja“, sagte er herzhaft, „das ist wahr; ich gehe hinunter und werde hinuntergehen, so lang' ich in diesem Dorf bin.“ So entschieden hatte Barthle seinen Klausmelker noch nie reden gehört [...]. [334]

Auf diese Sprechszene folgt beinahe so etwas wie eine Aussprache, ja, wir lesen sogar davon, dass dem Klausmelker danach „*ungemein leicht*“ zumute ist.

Trotzdem ist er im Begriff den Vater noch einmal zu hintergehen, wie er dem Franz auf der Reise nach Dornbirn erzählt: Er und das Margretle wollen nämlich gemeinsam nach Amerika durchbrennen, um so der „*Knechtschaft*“ [354] entkommen zu können. Nicht nur der Umstand, dass die Zigeunerin dem Klausmelker seine Papiere stiehlt, sondern auch die Tatsache, dass Klausmelker und der Franz — durch ihre langen Gespräche sowie im Bezauer Gasthaus mit den dort Anwesenden — einen Draht zueinander finden, bewegt den Klausmelker schließlich dazu, wieder mit dem Franz heimzukehren, gerade noch rechtzeitig übrigens, um

⁸⁰ Wie bereits im biographischen Abschnitt (vgl. 1.1.1) angedeutet, gibt es hier auch eine Parallele zu Felders Leben: Mithilfe seiner Frau Nanni ist es dem Dorfsonderling gelungen, sich der Gesellschaft anzunähern und sich zu integrieren.

sich mit dem Vater, der zum ersten und zum letzten Mal in seinem Leben offene Reue zeigt, noch auszusöhnen:

„[...] Ich habe durch meine Härte Klausmelker auf Abwege getrieben, habe —
„O Vater“, rief dieser, weinend neben dem Bette niederstürzend, „verzeiht, vergebt!
Ich bin der Elende, ich der Herzlose, aber das ist zu Ende. Reicht mir die Hand,
Vater, und nichts mehr soll sich zwischen uns stellen.“ [...] Der Doktor versetzte
mit eigentümlichem Lächeln: „Es tut ihm aber doch wohl, sich auszusprechen.“
„Ja, wunderbar wohl“, versicherte Barthle, des Sohnes Hand krampfhaft erfassend.
„Gott läßt uns doch noch im Frieden scheiden. In diesen Tagen hab’ ich gewähnt,
dich fort, in Not und Elend zu sehen. Es war nur Traum — alles nur Fieber —
jetzt erst bin ich wach und sehe klar — furchtbar klar. [...] Großer Gott, verzeih
mir alle sündhaften Gedanken! Nicht du, ich hab’ mir die Welt zur Hölle gemacht,
ich!“
So hatte man den Barthle noch nie reden gehört. Nun aber schien seine Kraft auf
einmal gebrochen. Erschöpft sank er ins Bett zurück und schloß die Augen. [408]

In der letzten Szene des Romans, bei Franz und Mariannes Hochzeit, finden wir Klausmelker (ebenfalls) völlig verwandelt und in die Gesellschaft reintegriert vor: „*Jubelnd erhob auch er das gefüllte Glas*“ [429], können wir da lesen. Und dass das Margretle neben ihm sitzt und „*mit dem kleinen Kindergesicht zu Klausmelkern so schalkhaft und doch so innig aufschaute*“ scheint auch die Gewähr dafür zu sein, dass dem Klausmelker von nun an eine frohe Zukunft beschieden ist.

7.2.6 Weberle

In seinem Brief an Kaspar Moosbrugger vom 13. Mai 1863 legt Felder das („vom Wible“ abgeschriebene) „*Eorgotags-Gedicht*“ bei: Es ist ein Gedicht zum Namenstag des Gemeindefarztes, Dr. Georg Walser, welcher am 23. April in der Gemeinde gefeiert wurde. Eine der 15 vierzeiligen Strophen des Gedichts lautet:

Nautars Jokele *) schwehrt gottslästerli,
Hebt und kebt si a sinnom Knüh
Iz kunst du und gist um Pflästerli
S’Jokele bruchts und hat ka Ruh.⁸¹

Als Erklärung des Namens „*Nautars Jokele* *)“ fügt Felder in diesem Brief hinzu:

Nautars Jokele — Einer der originalsten Schoppennauer, der in meinen Dorffreimaurern unter dem Namen Hansjauk wahrheitsgetreu geschildert wird; er ist „Bilogtsch“ 64 Jahre alt.⁸²

Nun gibt es in dem vier Jahre, nachdem dieser Brief geschrieben wurde, später erschienenen Roman „Sonderlinge“ weder einen *Jokele* noch einen *Hansjauk* noch

⁸¹ Eine Übersetzung des Gedichtes könnte lauten: Natter’s Jokele spricht gotteslästerlich, er hält sein Knie. Jetzt kommst du und gibst ihm ein Pflasterlein, das braucht der Jokele, hat sonst keine Ruhe.

⁸² Felder an Kaspar Moosbrugger, Brief vom 13. 5. 1863 Felder, FMF Werke, Bd. 5, S. 73

einen Herrn mit dem Familiennamen „*Natter*“, wie die hochdeutsche Transkription des Namen „*Nautars*“ lauten würde. Es spricht allerdings einiges dafür, dass mit dem „*Hansjauk*“ nicht der *Hansmichel* gemeint ist — dafür ist die Figur zu wenig originell gezeichnet! —, sondern dass aus dem *Jokele* der *Jakob* geworden ist, wie der eigentliche Vorname des Weberles lautet.⁸³

Das Weberle ist, — was seine Redeaktionen betrifft —, besonders detailliert gezeichnet und verkörpert die originellste Nebenfigur des Romans. Die Charakterisierung verleitet immer wieder zum Schmunzeln und die Szenen, in denen das Weberle in Aktion tritt, gehören zu den lebendigsten. Neben der Zeichnung dieser spezifischen Figur und ihrer Funktion für die Handlung, fungiert das Weberle auch als eine Art von Stereotyp:

Das Weberle war eigentlich eines jener Männchen, die niemand zu nahe treten, jedermanns guter Freund sein möchten, dabei aber konnte es keine Gelegenheit unbenutzt vorbeigehen lassen, seine Klugheit und die Einsicht seiner Bärbel gehörig hervorzuheben, wobei es dann oft alle andern Rück- und Vorsichten vergaß.
[97]

Erzählen kann und tut das Weberle wie kein anderer (die Repräsentative machen — dem entsprechend — 58% all seiner Redeeinträge aus): Was die Einträge des Verbums *erzählen* betrifft, ist das Weberle der absolute Spitzenreiter: 10 Prozent aller diesbezüglichen Belegstellen gehen auf seine Rechnung, keine andere Figur *erzählt* so viel wie er:

Von allem wußte das Weberle zu berichten, von Geistlichem und Weltlichem. Was es las, erzählte es, und was es erzählte, war gewöhnlich aus entlehnten alten und neuen Büchern Gelesenes. Den Bauern gefiel am besten, daß es nicht, wie andere, aus erlogenen Büchern das Lügen gelernt habe. Und das war auch richtig; von dem, was es erlebte, sah und hörte, tat seine Einbildungskraft nie etwas hinweg und nie kam etwas dazu, außer vielleicht hier und da, wenn es von seiner Bärbel erzählte. [101]

Das „*kleine Stücklein Mann*“ [38], das im zweiten Kapitel (des ersten Teils), im Wirtshaus, zum ersten Mal die Bühne betritt, versteht es, sich bei seinen Auftritten gekonnt in Szene zu setzen. Besonders augenscheinlich wird dies gleich zu Beginn der Handlung, wo es beim Adlerwirt die anwesende Stammtischgesellschaft über das Wesen und den Kult der Freimaurer zu belehren versucht. Sehen wir uns diese Szene, die nicht einer gewissen Komik entbehrt, genauer an:

In der Wirtsstube wird gerade Sepp gesprochen, der soeben den Adlerwirt verlassen hat: Dabei hat ihm das Rösle einen Brief zugesteckt [vgl. 36], es ist der Brief des Klausmelker an den Franz. Da es etwas Besonderes ist, einen geheimnisvollen Brief zu erhalten, wird der Sepp einmal mehr seiner Rolle als Sonderling

⁸³ In [97] heißt es in einer Rede des Weberles: „*Mir hat man die Bärbel auch ausreden wollen, Jesus, Maria! Aber Bärbel hat gesagt: ‚Du wirst sehen, Jakob [...]‘*“.

gerecht. Der Klaus macht sich wichtig — „*Ich könnt’ euch Dinge von ihm erzählen, wenn ich wollte*“ [38] — und erklärt den anderen, dass er beim Sepp schon oft Briefe gesehen habe, „*die sind so studiert und vornehm geschrieben gewesen [...] daß unsreiner sie ums Leben nicht hätt’ lesen können.*“ [38]

Dies ist nun das Stichwort für das am Gespräch bisher unbeteiligte Weberle, das nun eine Chance wittert, sein Wissen anzubringen:

„[...] Briefe von den Freimaurern, hä hä, hä!“, wieherte das Weberle [...], welches — nebenbei gesagt — sich vor den Bauern oft damit groß tat, alle in deutscher Sprache gedruckten g u t e n Bücher gelesen zu haben. [38]

Die kleine Szene ist dramaturgisch klug gebaut: Als Reaktion auf die Frage des Rösle „*Was sind denn Freimaurer eigentlich? [...] Sind es Zwerge oder Venedigermännle oder was?*“ läuft das Weberle zur Hochform auf: Unterstrichen wird die Wichtigkeit seiner nun folgenden Aussage mit seiner Gestik, „*indem es mit beiden Händen auf einmal aus den Hosentaschen fuhr, das Gläschen ergriff und einen herzhaften Schluck tat*“ [38], so als müsse es Anlauf für eine große Rede nehmen. Allerdings übt es sich noch in einigen rhetorischen Schlangenbewegungen und versucht einen Spannungsbogen aufzubauen, bevor es zur Sache kommen mag:

„[...] alles redet von den Freimaurern und wenn du jemand fragst: was sind Freimaurer, he was? ja dann weiß keiner etwas. Ihr aber habt euch just an den Rechten gewendet. Auf derlei Fragen weiß das Weberle schon Bescheid, hä hä hä! Das sind ihm nur Kleinigkeiten. Natürlich! Wenn man viel liest, lernt man viel und wird bekannt mit rechten und gescheiten Leuten, von denen man recht grausam viel und allerlei Sachen inne wird. Also paßt auf! Freimaurer sind Leute, die an keinen Gott glauben und mit dem Teufel einen Bund gemacht haben.“ [38 f.]

Der zu erwartende Knalleffekt bleibt allerdings aus — es scheint eigentlich niemand wirklich erstaunt über diese Erklärung zu sein. Der Klaus „*fragte*“ nur: „*Wie machen sie es aber, daß sie mit dem Teufel zusammenkommen?*“ [39] Und noch einmal nimmt das Männlein einen Anlauf:

„Ja, gelt, das tätest du gern wissen? hä hä! Du wärest es am End’ noch gar selbst zu tun imstand’, wenn man dir die Mittel und Wege zeigen würde. [...] Es ist am besten, wenn wir heut’ von solchen Sachen still sind; ich will keine Verantwortung haben!“ [39]

Das an sich kluge und scharfsinnige Wissen, dass eine Äußerung auch ein Verantworten des Gesagten bedeuten kann, wirkt in diesem Fall wohl eher vorgeschoben — es fungiert aber als gute Ausrede für das Weberle, „*von solchen Sachen*“ lieber „*still*“ zu bleiben. Mit „*Abah, Weberle! Du bist ein Schwätzer und weißt nichts mehr, sonst würdest du es schon sagen*“ [39], entlarven die anderen das Schweigen freilich als Vorwand.

„Ich wisse das nicht — he was?“ rief das beleidigte Weberle mit einer Stimme, die man bei einem so kleinen Männlein gar nicht vermutet hätte. [39]

Damit ist aber der Glanzmoment des Weberles schon vorbei, es folgen nur noch einige Vermutungen, die mal von diesem, mal von jenem angestellt werden, ob der Sepp ein Freimaurer oder gar deren „*Großmeister*“ oder mit dem Teufel im Bund sei. Ein letztes Mal noch „*wollte das Weberle aufbegehren, man brauche ihm nicht immer dreinzureden, wenn er [sic!] etwas auseinandersetze*“ [40] — doch schlägt sein Ringen um die Aufmerksamkeit der anderen fehl.

Im sechsten Kapitel (des ersten Teils) erhält das Weberle in der Heuer-Szene noch einmal einen wichtigen Auftritt. Dieses Gespräch trägt nicht nur dazu bei, das Weberle als echten Kenner der Familiengeschichte des Barthle auszuweisen, sondern es hat auch eine andere illokutionäre Kraft: Durch sein *Erzählen* nimmt das Weberle dem Erzähler Arbeit ab, da es den Leser über den Hergang der Vertreibung Klausmelkers durch dessen Vater Barthle informiert. Einmal mehr trumpft das Weberle mit exklusivem Wissen auf; dieses Wissen bezieht es aus seinem direkten Naheverhältnis zur Familie des Barthle:

[...] das Weberle war nicht einzig wegen dem bei Barthle, was es als Heuer zu leisten imstande war. Aber es war ein pffiffiges Männchen, das sich überall und besonders beim Barthle sehr beliebt zu machen gewußt hatte. Als das Kind armer Leute war es überall herumgeschoben worden, hatte bald die Launen eines jeden kennen und ertragen gelernt. Mit seiner Bärbel, die wohl jedem andern zu „gesalzen“ gewesen wäre, lebte es im schönsten Frieden, denn es hielt sie für ein Muster der Klugheit und hatte nie etwas dagegen einzuwenden, daß sie alles regierte. Es selbst hatte seine größte Freude am Lesen und daran, den Bauern aus den gelesenen Büchern und den Zeitungen, die es vom Pfarrer holte, zu erzählen. Daß es sich auf seine Gelehrsamkeit viel einbildete, war ganz natürlich, denn noch sein Lebtage hatte ihm niemand im Ernst widersprochen als Sepp und um den kümmerte es sich gerade nicht viel, da es wußte, wie unbeliebt er war. [...] Dem Barthle, bei dem es manchen Tag im Jahr arbeitete, hatte es schon viele vergnügte Stunden gemacht und war ihm so lieb, als ihm ein Tagelöhner nur werden konnte. [101]

Die Gesprächssituation in der Heuer-Szene ist — im Vergleich zum Auftritt beim Adlerwirt — intimer, als Gesprächspartner fungiert diesmal nur der Hansmichel, nicht ein ganzer Haufen Wirtshausgäste. Auch ermöglicht der Gesprächsort eine andere Art des Redens: Man unterhält sich „*unter dem Apfelbaum*“ [103]. Das Gespräch unter freiem Himmel verläuft oft authentischer als das in geschlossenen Räumen⁸⁴, immer wieder begeben sich die Figuren in die Natur, um dort mit sich ins Reine zu kommen, was mitunter eine reflektiertere, authentische Rede mit sich bringt, vielleicht auch — und das mag beim Weberle ganz besonders zutreffen — weil es hier nicht um das Sich-Präsentieren vor einem großen

⁸⁴ Dieses Phänomen lässt sich mehrfach beobachten, so auch beispielsweise im Gespräch zwischen Doktor und Franz, Franz und Mariann, Klausmelker und Franz, Senn und Franz, Marie und Franz usw.

Publikum geht.⁸⁵ Während des Heuens kommen die beiden Heuer des Barthle auf den Klausmelker zu sprechen, wobei das Weberle es einmal mehr versteht, sich durch sein geheimes Wissen beim Hansmichel interessant zu machen:

„Mit dem [Klausmelker] ist es etwas anderes; der ist zuerst durch Sepp verderbt worden“, sagte das Weberle. „Ei Weberle, erzähl’ mir einmal, wie es gewesen sei! Du bist viel beim Barthle um und an, du mußt den ganzen Hergang wissen. Das Heu da kann trocken werden ohne uns, [...] — dort wär’ prächtiger Schatten unter dem Apfelbaum — komm!“ [102 f.]

Die Stelle wird vom Erzähler kommentiert: *„Im Schatten sitzen und erzählen, das war sein [des Weberles] Gaudium, auch wenn es nur einen Hansmichel zum Zuhörer hatte“* [103]. Auffallend ist aber, dass die Figur des Weberles hier anders bzw. viel differenzierter als in der Wirtshausszene charakterisiert und zugleich die Funktion seines Sprechens genau erklärt wird:

Eigentlich erzählte es [das Weberle] doch am liebsten Selbsterlebtes oder Gesehenes. Da zog während dem Erzählen ein Stück Leben an ihm vorüber; es begriff da alles, hatte darüber mehr oder minder nachgedacht und konnte daher nicht so leicht mit Fragen in Verlegenheit gebracht werden. Wenn es dagegen erzählte, was es gelesen oder von „glaubwürdigen Männern“ gehört habe, so war es ganz anders. Es begriff nicht alles, erzählte daher auch nicht so deutlich und wußte auf manche Frage keine andere Antwort, als daß ein Dummkopf in einer Minute mehr fragen, denn ein kluger Mann in einem ganzen Tage beantworten könne [...] [102].

Nun erzählt das Weberle, wie der Klausmelker, als Folge der unglücklichen Kindheit (Verlust der Mutter, Prügelstrafe durch den ungeduldigen Vater) auf die schiefe Bahn gerät und schließlich in den Handel von Ziegenfellen verwickelt wird. Und da er *„vom Alten kein Geld bekam“*, haben das Weberle und seine Frau Bärbel ihm anfangs finanziell ausgeholfen. Jetzt, da das Weberle gleichsam in der eigenen Erzählung vorkommt, lässt sich wieder beobachten, wie er seinen Auftritt gekonnt ausstaffiert, ein Indikator dafür ist etwa das *„Jetzt, Hansmichel [...]“*:

„Die Bärbel hat sich nicht wenig darauf eingebildet, ja in ihrer Unschuld es sogar weiter erzählt. Ich bin fast krank geworden vor Schreck, als der Barthle mich einmal fragt: ‚Ist’s wahr, daß du meinem Buben Geld leihst zum Handeln und ihn verstohlen seine Ware bei dir aufhängen läßt?‘ — ‚Ja.‘ ‚Und warum hast du mir nichts gesagt?‘ — Jetzt, Hansmichel, jetzt galt es meinen Dienst und meine Ehre! Ich sagte: ‚Man könnt’ oft viel sagen, wenn man dürfte.‘ ‚Was weißt du noch mehr?‘ ‚Daß dein Bub’ den Schleichhändlern ihre Waren verkauft.‘ Mich reute gleich, das gesagt zu haben, denn Barthle wurde rasend.“ [106 f.]

Bärbel übernimmt die Funktion des Ausplauderns, des Tratschens also, wenngleich dies auch in *Unschuld* geschehen sein mag. Vom Barthle zum Reden auf-

⁸⁵ Dies können wir beispielsweise auch bei der Figur des Sennen beobachten, der sich im Wirtshaus ganz anders gibt als in der Einsamkeit des Älperlebens, vgl. Szene beim Adlerwirt am Alpsonntag, 10. Kapitel des ersten Teils.

gefordert, macht das Weberle wiederum einen Bogen — wie dies bereits bei der Wirtshausszene zu beobachten war: Diese Verzögerungstaktik ist ganz typisch für sein Sprechen. Dass es sich geheimnisvoll gibt („[m]an könnt' oft viel sagen, wenn man dürfte“), weckt die Neugier beim anderen, thematisiert aber auch ein soziologisch relevantes Phänomen: Heikle Details haben konsequent unter den Teppich gekehrt zu werden. Und wieder ist hier die perlokutionäre Wirkung des Sprechens angezeigt: Die Erkenntnis des Weberles, dass es durch seine Rede etwas ausgelöst hat, für das es auch die Verantwortung zu übernehmen hat, erscheint hier in der Form der *Reue etwas gesagt zu haben*.

Das Weberle setzt in der Geschichte des Klausmelker fort, es berichtet von einer Aussprache zwischen Vater und Sohn, wobei das Weberle die Redeweise des Barthle wörtlich wiedergibt:

„Er [Barthle] sagte zum Buben: ‚Warum tust du denn alles verstohlen vor mir? Was recht ist, was sich schickt für unsererlei Leute, das hat man dir noch nie gewehrt, überdies wärest du auch zum Folgen lang noch nicht zu alt — verstanden! Den Schleichhandel gibst du mir auf, sonst aber will ich's nun einmal mit Güte versuchen.‘ So endend ging er fort, kam dann mit dem Hausgeldbeutel wieder in die Stube, zählte zehn Krontaler auf den Tisch und sprach: ‚Da nimm und mach' damit so gut als möglich, daß du mir dann ordentlich alles wieder zurückgeben kannst.‘“ [107]

Unklar bleibt hier, woher das Weberle seine Informationen hat — dass es in dieser Szene zwischen Vater und Sohn persönlich anwesend war, kann man sich nur schwerlich denken. Auffällig ist, dass das Weberle den Klausmelker nicht zu Wort kommen lässt und der Leser kann sich — gesetzt den Fall, das Weberle gäbe das Vorgefallene objektiv wider — kein Urteil darüber bilden, wie Klausmelker seinerseits mit der Situation umgegangen ist, wie *er* mit dem Vater verblieben ist.

Jedenfalls gelingt es dem Klausmelker nicht, mit dem erhaltenen Geld Gewinn bringend zu wirtschaften: „*Wenn er nur auch da dem Vater alles gesagt hätte! Doch zu dem fehlte Klausmelkern, der den Barthle zu gut zu kennen meinte, der Mut*“ [107]. Schließlich bringt der Zimmerer Klaus den Barthle auf die Spur des unrechten Tuns seines Sohnes: Der Klaus sagt nämlich zum Barthle — seine Worte sind in indirekter Rede in den Worten des Weberles wieder gegeben:

„Der Klausmelker, müsse er [Barthle] wissen, sei der heimtückischeste Spitzbub', ein Spieler, ein Schwärzer und alles, was zu einem Lumpen gehöre. Er solle daher seine Besen nur wieder mitnehmen und vor der eigenen Tür sauber machen. Darauf ist Barthle still geworden und heimgegangen, als ob man ihn an den Kopf geschlagen hätt'. Er hatte da zwar nichts Neues vernommen, aber ‚sich so etwas von einem sagen lassen‘, murmelte er, als er bei mir vorbeiging, ‚und dabei stehen müssen wie stumm — nein, nein, das ist zu viel!‘“ [108]

Mit „*murmelte er, als er bei mir vorbeiging*“ bezeugt das Weberle seine eigene

Anwesenheit, was die Aussagekraft seiner Erzählung stärken soll.

Barthle, der, wie der Erzähler treffend schildert, von der perlokutionären Kraft der Worte des Klaus physisch getroffen wirkt, stellt seinen Sohn zur Rede und fragt dem ihm gegebenen Geld nach, aber „*der Spitzbub*“ antwortet nur mit einer Ausrede („*der Tiroler, dem er verkauft, hab' ihm noch nicht alles gezahlt*“). Als der Barthle aber wenig später vom Tiroler bezeugt erhält, dass er sehr wohl alles bezahlt habe, kommt es zu jener, bereits mehrfach angesprochenen Szene von der Vertreibung des Klausmelker. Auffällig ist dabei, dass das Weberle zu dem Zeitpunkt gerade wieder vor Ort ist: „*Ich sollte Holz spalten, aber ich konnte keinen rechten Streich mit der Axt tun [...]*“. Den folgenden Hergang schildert das Weberle überaus eindrucksvoll:

„Hansmichel! [...] Ich lese gern Geschichten, in denen es recht unter und über hergeht; aber zum Erleben ist so etwas kein Spaß. — Mit einem Prügel in der Hand erwartete Barthle hinter der Haustür Klausmelkers Heimkehr. [...] Wie der Hund im Kalender auf den Mörder seines Herrn, fährt Barthle auf ihn heraus. Was er dabei sagte, weiß ich nicht, es war mehr gebrüllt als geredet. [...] Aber noch jetzt läuft mir das Grausen den Rücken hinauf, wenn ich daran denke, wie der Vater dem Sohn den Prügel nachwarf und schrie: ‚Du verdammter Lummel du! Lauf dir die Füße ab bis ans Knie herauf, und so weit der Himmel blau ist, aber komm nie mehr unter mein Dach, du Lügner! Nie, nie mehr!‘ — Unter dem Nachtesen war es so still, ob eine Leiche im Hause liege und die Totenuhren hörte man gehen in den Wänden und die Fenster klappern und rasseln im Abendwind und Mariannen weinen im Keller und überall tönte es nur: ‚Nie, nie mehr!‘ Das war ein Abend!“
[109]

Wieder ist der Barthle der alleinige Herrscher über die Situation. Er *brüllt mehr als er redet*, er *schreit* und hantiert wild mit dem Prügel. Wieder bleibt Klausmelker stumm, das *Nie, nie mehr!* beherrscht die Szene. Der direktive Redeakt tut seine Wirkung: Der Klausmelker flüchtet zunächst in einen Stadel, am nächsten Morgen verlässt er das Dorf: „*Nur mit einem kleinen Bündel hab' ich ihn am Morgen nach jenem Abend [...] herausklettern gesehen [...]. ‚Wo aus?‘ habe ich ihn gefragt. ‚Lustenau zu‘, hat er geantwortet wie immer, wenn er nicht gern sagte, wohin er gehe.*“ Es ist das einzige Mal, dass wir von Klausmelker eine Antwort bekommen: es ist eine ausweichende, nichtssagende. Die Erzählung geht dem Weberle nahe, es „*wischte sich verstohlen mit dem Hemdärmel die Augen*“ [110] und traurig berührt ruft es sich die Szene in Erinnerung, in der es den Klausmelker zum letzten Mal auf der Geige spielen hörte:

„So ging er [Klausmelker] mit der Geige hinaus und bald hörte ich ihn dann vor dem Hause aufspielen, aber Hansmichel! so traurig, so wie in der Kirche beim Seelenamt, und doch wieder nicht so. Es war gerade, als ob er die ganze Geschichte, das ganze Elend dieses Tages aufspielen tät.“ [110]

In der Rede des Weberles kommen so gut wie keine Äußerungen des Klausmelker vor: Die *Geige* aber bietet hier dem, der vielleicht nie gelernt hat, seine Gefühle

zu zeigen oder über sein eigenes Befinden zu sprechen, eine Möglichkeit sich auszudrücken.⁸⁶

Das Spiel mit der Geige rührt das Weberle so, dass es *„sicher gleich zum Barthle gegangen wär’, um ihm einmal die Meinung zu sagen, wenn Bärbel es mir nicht ausgeredet hätte. Sie hat eigentlich recht gehabt, es würde wohl nichts genützt haben.“* Dennoch ist sich das Weberle sicher, dass es der Barthle

„[...] doch gern [sähe], wenn er [Klausmelker] wiederkäm’. Ich hab’ ihm Klausmelkers Kleider abkaufen wollen für meine Buben; aber er hat gesagt, wenn er wieder heim komme, müsse er auch Kleider haben. Das ist das einzige Mal gewesen, daß er von seinem Buben geredet hat.“ [110]

Als die Geschichte beinahe schon zu Ende scheint, hält das Weberle aber noch eine Überraschung bereit: Es weiß nämlich etwas über den Verbleib des Flüchtlings: *„Er [Klausmelker] hat einmal geschrieben [...] Man sollt’ eigentlich nichts davon sagen.“* Einmal mehr tut die Ankündigung eines neuen Details, kombiniert mit dem selbst auferlegten Redeverbot seine Wirkung. Der Hansmichel kann seine aufgeregte Neugier nicht verbergen und präsentiert sich als personifizierter Widerspruch: Mit seiner Antwort

„A bah! Mir darfst du’s schon sagen; ich meine nicht, daß alles geplaudert sein müsse. So hab’ ich zum Beispiel noch keinem Menschen gesagt, wie schlecht der Adlerwirt stehe und daß er bald alles verkaufen müsse.“ [111],

dokumentiert er, dass er nicht logisch mitvollzieht, was sein Mund gerade vor sich hersagt: Dass er in einem Atemzug sagt, was er noch keinem Menschen gesagt habe, ist ein Indiz dafür, dass sein Mund schneller arbeitet als sein Kopf. Das Weberle hat die richtige Antwort:

„Aber ich weiß es jetzt doch, hä hä hä!“ lachte das Weberle. [111]

⁸⁶ Der Geige, oder richtiger: dem Topos des „Wahrheitsgeigers“ (oder *jemandem die Wahrheit geigen*) kommt in Felders Texten eine spezielle Bedeutung zu: In den „Grobe[n] Federzeichnungen aus dem Bregenzerwalde“ wird sich Felder selbst einen „Wahrheitsgeiger“ nennen: *„Ich will der Wahrheitsgeiger sein und bleiben, wenn man mir auch die Geige am Kopfe zerschlagen sollte, worauf auch wirklich immer mehres hinzudeuten scheint“*, Franz Michael Felder, Grobe Federzeichnungen aus dem Bregenzerwald, in: Felder, FMF Werke, Bd. 8, S. 247. Auch in „Mosaik“, einem ungedruckten Manuskript (Original im Besitz von Pius Moosbrugger), ist zu lesen: *„Gegenüber dieser Gefälligkeit muß ich gegengefällig sein und bekennen was mir tröstlich ist: Dem Wahrheitsgeiger schlägt man die Geige am Kopf zusammen, dafür aber ist und bleibt er der Wahrheitsgeiger“*, Franz Michael Felder, Mosaik, ungedrucktes Manuskript, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 379. In „Sonderlinge“ spielt das Motiv in der Rede des Sepp zweimal eine Rolle: *„mein Bub’ [...] soll [...] etwas viel Selteneres, ein Musikant werden, der den Leuten die Wahrheit geigen kann und darf, daß es eine Lust ist. Ja, ja, so muß es werden! Wie er das bekommt, was mir fehlte, so wird er auch das mir Unmögliche erreichen“* [59] bzw. in [129]: *„Nun fürchtete er [Sepp], der Senn werde Franzen so gleichgültig machen gegen alles, was um ihn vorgehe, wie er selbst sei, und mithin seinen Racheplan vereiteln, nach welchem er einst als Wahrheitsgeiger hätte auftreten sollen.“*



Von den hier beschriebenen Szenen abgesehen, spielt das Weberle keine tragende Rolle. Die Gesamtheit seiner Redebeiträge betreffend, fällt auf, dass es im Romanverlauf — bis auf den *Englischen Gruß*, den es im Anschluss an diese Szene gemeinsam mit dem Hansmichel „*laut und langsam*“ betet (ergibt 1%), — niemals betet, obwohl es als ein frommer Mann gilt, der im besten Kontakt zum Pfarrer steht und ihm so manche wichtige Information für dessen Sonntagspredigt liefert:

Wenn das Weberle dem Pfarrer, von dem es alle Wochen die „Tirolerstimmen“ holen durfte, getreulich berichtete, was Franz und seine Freunde wieder gesagt hätten, schloß es fast jedesmal mit den Worten: „Ja, ja, wunderliche Dinge hört man heutzutage“, so daß man fast fürchten muß, die Schreckenszeiten seien da, welche die alten Bücher verkünden.“ [330]

Der Großteil seiner Äußerungen sind der illokutiven Gruppe der Repräsentative zuzuschreiben, 12% sind Expressive (*aufbegehren*, *groß tun*, *rufen*, *Schwätzer*, *wiehern*) und 10% Direktive (vor allem *fragen*) sind zu finden.

Wie fast alle anderen Figuren im Laufe der Romanhandlung eine gewisse Entwicklung durchleben, so gilt dies auch fürs Weberle: Für es (und beispielhaft für all jene, die so agieren) bedeutet dies einen klaren Karriereabstieg — auch diesen Aspekt hält die Vision des Erzählers der „Sonderlinge“ am Ende für die Leser bereit: Je besser die Kommunikation der Dorfbewohner untereinander funktioniert, da „*jeder froh und frei war und gern das Seine zur Unterhaltung beitrug*“ [425], desto weniger „*brauchte*“ man einen „*Spaßmacher*“. Vor allem der Franz, der die Leute beim Adlerwirt um sich schar, um ihnen aus den Zeitungen vorzulesen

und ihnen einige politische Zusammenhänge zu erklären, stiehlt dem Weberle die Show: Früher nämlich, so erinnert sich der Erzähler, war

[...] das Männchen [...] „der Mann“ gewesen [...]. Abendlang hatte es ganze Gesellschaften unterhalten mit der prachtvollen Schilderung eines Hoffestes, und wenn dann die Staunenden all das Gold und die Edelsteine funkeln sahen [...] dann sagte wohl da oder dort einer: „Das tausendsappers Weberle kann einem den Schlaf und alles rein vertreiben. He, bringt ihm wieder einen Schoppen, daß es uns noch eine Zeitlang erzählt!“ Ja, so war es früher gewesen und nun war alles hin, der Schoppen und die Ehre. Das Weberle galt nur noch soviel als ein alter Webstuhl neben einer Fabrik. Einzig noch dem Pfarrer konnte er erzählen und für den wußte das unstudierte Männchen natürlich nichts als Dorfereignisse, und was man beim Adler wieder ausgemacht habe. [331]

In der Rolle des Informanten für den Pfarrer fungiert das Weberle wohl auch als Verkörperung einer Verhaltensweise, die übrigens keine literarische Fiktion ist, sondern zur damaligen Zeit in der damaligen Gesellschaft durchaus gebräuchlich war: Dem Pfarrer Informationen über die (unzulänglichen, nicht frommen, unchristlichen) Vorgehensweisen im Dorf zukommen zu lassen, damit dieser sie in seine Predigten einbauen kann, ist nicht nur eine Form der Denunziation, sondern auch eine Möglichkeit, sich selbst als frommen und guten Christen auszuweisen und damit auch einen besonderen Platz im Herzen des Pfarrers zu sichern. Der *neue* Pfarrer, der am Ende des Romans ins neue Dorf einzieht, hat mit dererlei übrigens nichts am Hut: Es heißt nämlich, dass das „Weberle, welches noch immer gern die Tiroler Stimmen oder gar eine andere Zeitung vom Pfarrer entlehnt hätte“, sich bald auch zum neuen Pfarrer aufmacht, um dort einen „greulichen Bericht [...] von den aufklärerischen Zusammenkünften beim Adler, deren Zweck sicher kein anderer sei, als die Leute ganz nur zu Kindern dieser Welt zu erziehen und den alten heiligen Glauben über den Haufen zu werfen“, loszulassen, worauf der aufgeschlossene neue Pfarrer nur erwidert: „[I]ch bin froh, daß hier Leute sind, mit welchen man nicht nur von Kuh- und Milchpreisen reden kann.“ [425]

Das Weberle, „welches sonst bei solchen Festen nie fehlte“, ist jedenfalls beim Hochzeitsfest des Franz „nirgends zu erblicken“: „Ja, jetzt fühlte es, daß seine Zeit vorüber sei. Vergessen von allen früheren Freunden saß es daheim, lächelte erhaben herab auf Weltglück und Menschengunst [...]“ [425]. So wäre es also dieser Sorte von Dorfbewohnern ergangen, wenn die Vision Franz Michael Felders von der gelingenden Gemeinschaft Wirklichkeit geworden wäre.

7.2.7 Männliche Sprecher mit akademischer Bildung

Die Entscheidung, eine eigene kleine Rubrik — dass diese Rubrik klein ist, liegt in der Natur der Sache — für die (männlichen) Sprecher zu eröffnen, die über eine akademische Bildung verfügen, speist sich aus der Beschäftigung mit der

Frage, ob eine solche Bildung sich auf das Sprechverhalten niederschlagen würde. Des Weiteren handelt es sich bei den hier eingeordneten Figuren, dem Pfarrer, dem neuen Pfarrer und dem Doktor um die einzigen von außerhalb des Dorfes kommenden Personen. Ansonsten verfügen nur der Sepp, der Klausmelker und vermutlich die Zigeunerin über eine „Auslandserfahrung“. Und alle drei haben auf ihre Art von daher auch einen Sonderstatus im Dorf.

Pfarrer



Der Pfarrer — und hier geht es freilich um den alten Pfarrer des Dorfes — gehört zu den wenigen Figuren, die wissen, dass das Sprechen und seine Folgen enorme Kräfte entwickeln können: Er ist einer, der von „*der ungeheuern Macht seines Wortes überzeugt*“ ist [55].

„Nur die Diener der Kirche können dem Menschen helfen und ihn aufrichten im letzten, bängsten Stündlein, wenn der Versucher noch einmal mit aller Gewalt ankämpft. Da wird man inne, was wir sind und was wir können, da fühlt man's, daß nur wir durch unser Wort den Menschen wahrhaft glücklich machen“ [406],

so lautet des Pfarrers eigene Einschätzung des Nutzens und Werts seiner Rede.

Was an der Darstellung der vom Pfarrer eingesetzten Sprechakte sofort unangenehm auffällt, ist, dass er selbst kein einziges Mal betet. (Zum Vergleich: Das Gebet macht beim neuen Pfarrer, der erst am Schluss der Handlung und nur kurz erscheint, immerhin einen Anteil von 10% all seiner getätigten Redehandlungen aus.) An erster Stelle rangieren — und das ist keine große Überraschung — die Direktive (41%), wobei hier (nach ihrem häufigsten Vorkommen geordnet) *Predigt*, *predigen* und *Predigt halten* den größten Stellenwert innehaben. Aber auch die kraftvollen verbalen Ausdrücke wie *auffordern*, *ausreden*, *dreinmischen*,

*drohen, einblasen, fordern, Gleichnis geben, raten, Strafpredigt, verdammen, ver-
hören, Warnung* gehören zu seinem direktiven Repertoire. Mit 23% steht der
Bereich der Repräsentative an zweiter Stelle, wobei hier auch das eher neutrale
Verb *sagen* immer den eindeutigen repräsentativen Charakter besitzt: Was der
Pfarrer sagt, hat nun einmal besonderes Gewicht⁸⁷.

An dritter Stelle stehen die Expressive: Ausdrücke wie *anbellen, anfahren, auf-
begehren, eifern, jammern* oder *klagen* dokumentieren die Gefühlsausbrüche des
Pfarrers, der sich, entgegen den eigentlichen Anforderungen seines Berufsprofils,
oft so gar nicht unter Kontrolle zu haben scheint.

Es ist wohl durch das bereits Gesagte klar geworden, dass die hier dargestellte
Pfarrersfigur keine ideale Zeichnung eines frommen Dorfhirten ist, wie etwa der
gute „Pfarrer Roderich“ im „Goldmachedorf“⁸⁸. Beim Pfarrer unseres Roman-
dorfs, der ohne nähere Benennung bleibt und dessen Namen auch nicht bekannt
wird, handelt es sich vielmehr um eine überaus konservative und nebstbei macht-
gierige Person, die alles daran setzt, die Oberhand über das Dorf zu haben: Er ist
einer, der, wenn ihm etwas anfängt „*lästig zu werden*“, darüber „*alles schnell er-
fahren*“ möchte, damit er „*Zwietracht säen und die Gemeinde wieder in den Sack
stecken*“ [286] kann, so beschreibt Klausmelker das Tun des Gemeindegirten.

Ihm obliegt die Interpretation des menschlichen Schicksals der Einzelnen („*Sagt
ja der Pfarrer selbst, ein Unglück auf der Welt sei entweder Prüfung oder Stra-
fe*“ [236]) und er bestärkt seine Schäfchen, im Glauben und in Tugendsachen
standhaft zu bleiben:

„Frag’ nur den Pfarrer, der hat’s schon manchmal gesagt und geklagt, wie man
oft wider Willen getrieben und geschoben werde von oben und unten, daß man
sozusagen das sündhaft zuckende Herz in beide Hände nehmen, mit Gewalt zu-
sammendrücken müsse.“ [279]

⁸⁷ „*Der kann’s einem sagen*“, hieß es“ [58] oder „*Ihr Vergleich*“, sagte der Pfarrer nach einer
Pause mit eisiger Ruhe“ [410] oder „*Der Pfarrer [...] habe schon oft gesagt und es sei auch
wahr und nun aufs neue erwiesen*“ [26].

⁸⁸ Auch im „Goldmachedorf“ ist zunächst von einem alten Pfarrer die Rede, der schließlich von
einem neuen, jungen ersetzt wird: „Die Stelle des verstorbenen Herrn Pfarrers blieb nicht
lange unbesetzt. Der neu erwählte Herr Pfarrer Roderich, damals noch ein junger Mann von
siebenundzwanzig Jahren, kam ins Dorf. [...] Es gab auch Leute im Dorfe, die sahen wohl, daß
der Pfarrer Roderich ein recht frommer, würdiger und gelehrter Mann war, ungeachtet seiner
Jugend, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Ja, wenn man ihn lange beobachtete, ward einem
zu Muthe, als wäre er mehr als ein gewöhnlicher Mensch, und von wahrhaft himmlischer
Abkunft. Denn er war leutselig und doch voll Ernstes; er war demüthig, und flößte doch
in seiner Demuth große Ehrfurcht ein. Er schalt nie, er zürnte nie, und war immerdar voll
Sanftmuth und Geduld; und wenn er tadelte, hörte man nur die Stimme der Liebe, die den
Verirrten zurechtwies. [...] Und wenn er Sonntags auf die Kanzel trat und redete, war es
ein wunderbares Wesen. Denn Jeder glaubte, der Herr Pfarrer rede und predige nur zu ihm
allein.“, vgl. Heinrich Zschokke. Das Goldmachedorf. Berlin: Veröffentlicht in der Zenodot
Verlagsgesellschaft mbH. Sammlung Zenodot, 2008, hier: Zschokke, Das Goldmachedorf,
S. 82–84

Von der Kanzel herab — niemand anderer hat einen derart privilegierten Redeort und diese Art von unantastbarer Redeautorität wie er — kommentiert er das Gemeindegeschehen und prangert öffentlich das Verhalten jener, die abweichend von dem agieren, was er sich unter einem ordentlichen Dorfbewohner vorstellt, an. Die Predigt, die traditionell die illokutionäre Rolle hat, von der Christenlehre zu erzählen und das Seelenheil der Gemeinde zu pflegen, wird hier ganz bewusst missbraucht und mit anderen Illokutionen belegt: Im Eigentlichen handelt es sich dabei um eine massive Manipulation der braven Zuhörer, indem der Pfarrer ihnen vorgefertigte Meinungen anbietet und Vorurteile schürt.

Da der Pfarrer nicht an allen Orten zugleich sein kann, um zu erhören und zu erspähen, wer sich nicht den Konventionen entsprechend zu verhalten weiß, ist er auf seine Informationshintermänner angewiesen. Als solche fungieren beispielsweise der Adlerwirt, aber auch das Weberle oder der Hansmichel: *„So, das will ich dem Pfarrer sagen, daß du auch noch in eine Predigt kommst wie der Sepp“*, warnt beispielsweise der Hansmichel den Barthle, als dieser Hansmichels Familie beschimpft: *„Ihr alle miteinander seid schlecht und neidisch und verlogen.“* [333] Freilich werden jene, die dem Pfarrer die Informationen zutragen, mit einer besonderen Zuneigung bedacht: *„[D]er Pfarrer, der beim Adlerwirt so viel aus der Gemeinde und aus den Haushaltungen heraus inne werde, sei eben darum dem Adlerwirt sehr geneigt“* [164], weiß beispielsweise Marie zu berichten.

Auch versuchen die Bauern den Sepp in Gespräche *„über Sepps religiöse Gesinnung“* [55] zu verwickeln, denn *„jeder wollte bei der nächsten Gelegenheit sich durch das Vorbringen einer neuen Klage gegen den Freimaurer als guten Christen zeigen“* [55]. Schließlich sind auch sie davon überzeugt, *„daß der Gewaltsmensch nur durch den Pfarrer von der Kanzel herab ganz vernichtend [sic!] und unschädlich gemacht werden könne“* [56].

Als Sepp *„[a]n einem Sonntag“* beim Kronenwirt die Existenz von Teufel und Hölle anzweifelt [*„Alles Gräßliche, Ungeheure hat man in die Hölle hineingedichtet“*], hält es die Frömmeler nicht mehr auf ihren Sitzen: *„Hätte Sepp eine Woche lang getrunken oder geflucht wie ein Holzhacker, hätte er unzüchtig geredet oder geschimpft über Staat und Regierung“* [56], so hätte er sich nicht so *„verächtlich gemacht haben als durch diese wenigen Worte“*. Der Adlerwirt selbst überbringt die Kunde von der gottlosen Rede dem Pfarrer: *„Der Adlerwirt hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Pfarrer zu erzählen, wie gottlose Reden beim Kronenwirt droben geführt würden“* [56]. Damit schlägt der Schwätzer gleich mehrere Fliegen mit einer Klatsche: Zum einen geht es nicht nur um die bloße Mitteilung der Nachricht, die sein großes Vertrauen in den Pfarrer suggeriert, die zugleich aber dazu dient, den Sepp gehörig anzuschwärzen, sondern es ist auch ein Seitenhieb

auf den Konkurrenzwirt, in dessen Haus so gottlos geredet werde.⁸⁹ Die Antwort des Pfarrers ist „kurz und trocken“: „Wollen ihn schon kriegen!“ [57] Die Aussage erinnert eher an den Jägerjargon als an das Wortschatzrepertoire eines Pfarrers.

Am darauf folgenden Sonntag ist der vom Adlerwirt geschilderte Vorfall in der Predigt der Redegegenstand des Pfarrers: Er predigt „von den falschen Prophe-ten“, mit dem Effekt, dass danach „aller Augen“ auf Sepp gerichtet werden, ja die Kirchgeher ihm sogar „scheu“ ausweichen. Sepp geht nichts ahnend heim, doch die schlechte Nachricht überholt ihn gleichsam auf dem Weg zu seinem Haus. Daheim angekommen

[...] mußte er noch eine Predigt hören: „Um Gottes und Christi willen!“ rief Marie ihm entgegen, „was tust du, daß alles auf dich zeigt, wenn man von den Schlechtesten predigt? Ich glaub’ fest, daß du unschuldig seist, aber sag’ mir doch, wie das alles so hat kommen können!“ [57]

Maries Reaktion und die Beschreibung ihrer Worte durch den Erzähler zeigt uns eindrucksvoll: Die Sprechhandlung der Predigt ist nicht nur dem Pfarrer vorbehalten. Als Sepp, durch Maries Reaktion zum Nachdenken angeregt, schließlich die „beim Kronenwirt vorgekommene Abhandlung über die Hölle [...] seinem Weibe wortgetreu mitteilte“, „rief“ Marie:

„Gottlob! [...] Der Pfarrer hat’s nehmen müssen, wie es die bösen Leute ihm gegeben haben.“ — „Nehmen müssen!“ eiferte Sepp, „die Pf—, die Geistlichen sagen: ‚Trau dem nicht und glaub’ jenem nicht‘, und sie glauben und trauen dem nächsten Schwätzer. Warum darf der Pfarrer jedem Schwätzer und Lump, den er im Grund’ selbst verachten muß, glauben, während ich nicht glauben und sagen soll, was mir vernünftig scheint [...]?“ [57 f.]

Sepps Kritik am Pfarrer ist freilich berechtigt — und worüber hier gehandelt hat, hat zur damaligen Zeit durchaus eine große Brisanz: Felder selbst wurde mehrmals in Predigten denunziert. Auch Sepp selbst widerfährt dieses Schicksal, vom Pfarrer derart angeprangert zu werden, nicht zum ersten Mal: Im Gespräch mit dem Senn, als er den Franz auf der Alp, wo dieser seine Küherdienste verrichtet, besucht, klagt er über den Pfarrer:

„Als ich vor etwa dreißig Jahren in unser Ländchen zurückkam, wollte ich den Leuten nur Gutes tun, wollte vor allem der Freund jedes Armen, jedes Unterdrückten sein, denn ich selbst hatte erfahren, was diese Leute ausstehen müssen. Ich glaubte auch zu wissen, woran es fehle; ihre Religion war Form, heuchlerisches Wesen, träge Ergebnisheit in Gottes Willen und dummer Aberglaube. Nun glaubte

⁸⁹ Auch als sich die Stube des Adlerwirts abermals leert, weil sich die Bauern vermehrt zur abendlichen Versammlung, erst beim Franz, später im Sennhaus, lieber einfinden als am gewohnten Stammtisch, versucht der Adlerwirt, sein Geschäft zu retten und seinen Ausdruck über die Sorge um die Jugend zu teilen, indem er sich an den Pfarrer wendet: „Nur noch dem Pfarrer durfte er seine Sorgen für die liebe Jugend anvertrauen, ihn ersuchend, ja in einer recht scharfen Predigt Kinder und Eltern aufmerksam zu machen auf den Abgrund mitten im Dorf, der alles zu verschlingen drohe.“ [263]

ich dagegen kämpfen zu dürfen, ohne daß ich dem wahren Christentum schaden werde, und noch jetzt halte ich es für ein schlechtes Zeichen, daß der Pfarrer anderer Meinung war. — Mit jener Predigt hat er mich ausgestoßen aus der Gemeinde, das Band zerrissen, welches mich an die andern knüpfte, an die, von denen ich Gutes empfangen, denen ich auch Gutes tun wollte. Es war ein Glück für mich, daß ich bei der Arbeit meine Unterhaltung fand.“ [126 f.]

Eindringlicher und anschaulicher lässt sich nicht schildern, welche perlokutionäre Kraft in einer solchen Rede des Pfarrers steckt: „*Mit jener Predigt hat er mich ausgestoßen aus der Gemeinde, das Band zerrissen, welches mich an die andern knüpfte*“.

Wie weit in den intimen Bereich des Einzelnen hinein das Wort des Pfarrers mitunter reicht, zeigt die Episode aus Barthles Schicksal: Wir haben bereits in dem ihm gewidmeten Abschnitt (vgl. 7.2.2) erwähnt, dass Barthle zu Jugendzeiten eigentlich auch — so wie der Sepp — ein Auge auf die damals junge schöne Magd Marie geworfen hat. Sein Vater aber war gegen diese Verbindung und er hat offenbar — mit der Schützenhilfe durch den Pfarrer — seine Interessen durchzusetzen gewusst:

Barthle hätte nun, wie Sepp, lieber die Magd haben wollen. Er war ungemein zäh, aber man machte ihm die Hölle furchtbar heiß, und als endlich gar der Pfarrer dem Unfolgsamen mit Verweigerung der Absolution drohte, da mußte er nachgeben und mit der Therese machen, so gut er konnte. [251]

Noch im Totenbett beschäftigt den Barthle diese Ungerechtigkeit und verzweifelt resümiert er vor seinen Kindern und den von den beiden herbei gerufenen Helfern, dem Doktor und dem Pfarrer, über sein trauriges Leben:

„Wie glücklich wär’ ich worden ohne den Glauben! Wenn ich dem Herzen gefolgt hätte, dann — ja dann ständ’ Freimaurers Weib an meinem Bett und alles — alles wär’ ganz anders.“

„Mein Gott, der Mann fiebert“, warf der Pfarrer ein. „Was hat der Glaube mit seinen Weibern zu tun?“

„Das“, versetzte Barthle hastig, „habt Ihr mir vielmal auseinandergesetzt, als die Liebschaft im Gang war. Im Beichtstuhl und überall ist meine sündhafte Neigung verdammt worden.“ [407]

Auf dem Nachhauseweg, den der Doktor und der Pfarrer gemeinsam beschreiten, gibt der Pfarrer sein Erstaunen über den sonst so braven und frommen Barthle zum Ausdruck:

„Mir ist gar nicht wohl“, klagte der Pfarrer etwas langsamer gehend. „Mein Gott, schon dreißig Jahre bin ich hier und noch keiner hat mir so gefehlt⁹⁰ wie dieser Barthle, den ich so ganz zu kennen und zu beherrschen meinte.“

⁹⁰ „*fehlgeschlagen, die Hoffnung getäuscht (F)*“ vermerkt Artur Schwarz an dieser Stelle zur Erklärung des Wortes. Das (F) deutet auf den Namen Felders hin, der diese Information selbst den Lesern beigefügt haben wollte, vgl. Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 440

„Beherrschen“, lachte der Doktor. „Wissen Sie nicht mehr, wie unbegreiflich Sie einst fanden, daß es Menschen geben könne, die ihre Brüder wie seelenlose Wesen, wie Uhren behandelten, die man nur zu stellen und zu treiben brauche? Ihr ‚Beherrschen‘ hat mich eben an diese längst vergessenen Worte wieder erinnert.“ [408 f.]

Als der Doktor dem noch etwas hinzufügen möchte, überrascht der Pfarrer, dem wohl die Stimmung im Dorf durch Franzens und des Sennens volksaufklärerische Bestrebungen und Aktivitäten zu ungemütlich geworden ist, mit der Mitteilung, dass „[d]rin im Tirol [...] gerade jetzt ein Dorf ausgeschrieben“ worden sei:

„Das Einkommen ist schlecht und darum wird es mir vergönnt werden, dort bei lieben guten Leuten meine Tage in Ruhe zu schließen. Hier muß das bald unmöglich sein, da sogar die Wetterfahnen der öffentlichen Meinung sich auf jene Seite wenden.“ Die letzten Worte hatte der Pfarrer auf einen Seitenweg einbiegend zurückgerufen. Nun eilte er hastig seiner Wohnung zu [...]. [410]

Dass die Darstellung des Pfarrers — sein Romanauftritt endet also im persönlichen Rückzug nach Tirol, eine Region, die schon zu Felders Lebzeiten als besonders traditionell-konservativ gilt — so wenig schmeichelhaft ausfällt, mag ein autobiographischer Reflex auf Franz Michael Felders eigene Erlebnisse mit Pfarrer Georg Rüscher sein: Während Felders Verhältnis zum alten Pfarrer, Pfarrer Stockmayr, ein sehr gutes war, landeten die erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Rüscher und Felder schließlich sogar vor Gericht⁹¹. Die Anzeige gegen Pfarrer Rüscher wegen Ehrenbeleidigung und Bedrohung der persönlichen Sicherheit bei der Staatsanwaltschaft in Bludenz hat Felder später zurückgezogen.

Der neue Pfarrer

Die Figur des neuen Pfarrers sei nur kurz erwähnt: Sie spielt während des Romanverlaufs keine gewichtige Rolle, sie nimmt auch keine ‚individuellen‘ Züge an und fungiert zum Schluss beinahe als eine Art — der Begriff ist deshalb hier erwähnt, weil wir ihn mit Artur Schwarz bereits eingeführt haben und er im Abschnitt über Barthle (vgl. Barthle und die Lawine in 7.2.2) seinen Niederschlag findet — *Deus ex machina*.

Interessant ist, dass die Figur bereits zu Beginn der Geschichte erwähnt wird: In der ersten Szene beim Adlerwirt, in der der Sepp und der Barthle so folgenreich verbal aneinander krachen, echauffiert sich der Barthle über einen „*freisinnig*“[en] Pfarrer:

„So ein freisinniger Herr hat vor kurzem in seiner G’meind das Rosenkranzbeten unter der Mess’ abgeschafft, verboten, und hat gesagt, das Rosenkranzbeten sei

⁹¹ Vgl. dazu Felders Brief an Kaspar Moosbrugger vom Juli 1867, der einen Auszug aus dem Protokoll über die Anfeindungen durch Pfarrer Rüscher beinhaltet, in Abschnitt 3.2.3

meistens nur Lippengottesdienst, leeres Geplärr. Gelt du, das ist freisinnig, das?“
[32]

Dass der Sepp zu erklären versucht, warum das — seiner Ansicht nach — gar keine so schlechte Idee sei, kann als ein Aufklärungsversuch des Autors selbst (vgl. Auslagerung der eigenen Anliegen in das Sprechen der Figuren) bewertet werden:

„Das ist wenigstens nicht dumm. Und weißt du’s auch noch, was der freisinnige Pfarrer zu den ganz wie du aufbegehrenden Pfarrkindern gesagt hat? ‚Er wolle‘, hat er gesagt, ‚ihnen alle Zeichen der Mess‘ erklären, dann könnten sie derselben mit größerem Nutzen als bisher beiwohnen. Wenn einer fünfzig Ave Maria wie sie herunterhasple, daß selbst Gott kaum ein Wort verstehe, so sei damit nichts gewonnen, drum wolle er die, welche nichts anderes zu beten wüßten, belehren, was der Priester bete.‘ Der gute Pfarrer hat dann unermüdlich gelehrt und erklärt in Predigt und Christenlehr‘; aber den frommen Schäflein hat das gar nicht gefallen. ‚Es sei ihnen zu langweilig‘, haben sie gesagt. Ist das christlich? Ist es katholisch?“
[32]

Es ist stark anzunehmen, dass sich die zeitgenössischen dörflichen Leser von Sepps Stellungnahme nicht beeindrucken ließen (oder sich vermutlich sogar darüber aufregten) — sie haben wohl eher wie Barthle reagiert, der erbost erwidert: *„Man braucht keine neue Lehr’ und keinen neuen Glauben da hereinzubringen; — das braucht man!“* Es hilft auch nichts, dass der Sepp noch versucht, die Absurdität der Anschauung, *„der Christ müsse für sein Seelenheil nichts tun als Rosenkränze beten, Weihwasser nehmen und Kreuze machen, dann geh’ einem zeitlich und in alle Ewigkeit wohl“* [33], aufzuzeigen. Er befindet sich mit seinem Weltbild — am Stammtisch mit den frommen Bauern und Schnäpslern — auf verlorenem Posten.

Diese Erzählung vom freisinnigen Pfarrer wird also im Schlusskapitel wieder aufgenommen: Als der Sepp den *„ältere[n], ruhigere[n] Leute[n]“*, welche *„im Adler beim Schoppen [saßen] und [...] der Dinge [warteten], die da kommen sollten“*, erzählt, *„daß der so sehnlich Erwartete der nämliche sei, der einst in seiner Gemeinde das gedankenlose Rosenkranzbeten ein wenig hab’ einschränken wollen“*, sorgt er mit dieser Mitteilung kurzfristig für Aufregung:

Die erschrockenen Bauern meinten, das sei kein guter Bericht. Ein herrschsüchtiger Geistlicher — ob auch gut oder nicht so gut — bringe stets Unfrieden in die Gemeinden, er möge anordnen oder abschaffen wollen. [418]

Dass die Bauern damit gar nicht so falsch liegen, bestätigt auch der Sepp, er gibt aber zu bedenken, *„daß denn bei uns doch nicht alles gut ist und daß wir uns schon noch einreden lassen dürfen von solchen, die es verstehen und redlich meinen.“* Außerdem sei der *„gute Pfarrer um manche Woche älter“* geworden und sei *„nicht mehr der alte Hitzkopf“*, sondern *„ein fester Mann“*, der *„sich*

mehr um seinen Beruf kümmert als um seine Person“ [418]. Das wirklich schlagende Argument aber für die Bauern, den neuen Pfarrer anzuerkennen oder ihm zumindest eine Chance zur Bewährung zu geben, ist allerdings der Hinweis des Sepp, dass dieser, „obwohl talentvoll, in eine Gemeinde versetzt wird, in der sein Einkommen kleiner ist, als in der er bisher wirkte. Damit ließen sich alle wieder beruhigen.“ [418 f.]

Die Beschreibung des Einzugs des neuen Pfarrers in das Romandorf führt den Lesern eindrucksvoll vor Augen, welch bedeutende und für die Gemeinde Sinn und Zukunft stiftende Position der Erzähler der Rolle des Dorfpfarrers beimisst:

Feuchten Auges lächelten Greise und Greisinnen dem entgegen, der sie wohl bald zum Heimgang ins Jenseits ermutigen und stärken sollte. Mütter hielten ihre Kinder hoch empor, um ihnen ihren geistlichen Vater, ihren Ratgeber und Führer durchs Leben zu zeigen. [419]

Der Einzug dieses neuen Pfarrers wird zum Festakt für die ganze Gemeinde und er markiert gleichzeitig auch eine Art Neubeginn:

Aus aller Augen hab' es geleuchtet wie eine freudige Ahnung, daß nun Falschheit und Neid und Aufpasserei zu Ende seien, daß Liebe und wahre Andacht nun alle wieder vereinen und erheben werde. [419]



Dass der neue Pfarrer „ganz der Mann“ ist, „wie die Gemeinde ihn brauchte“, zeigt sich, besonders auffallend, an seiner Art zu sprechen:

Zuerst war freilich die begeisterte Sprache, mit der er seine Lehren und Ermahnungen vortrug, manchem etwas ungewohnt, doch an Reichtum gewöhnt man sich leichter als an Armut; die Rede des Glaubenden, Liebenden, der sich nur für das Werkzeug einer höhern Macht hält, ist nicht leere, berechnende Volkstümelei, sie

ist der wahre natürliche Ausdruck eines guten Herzens, der überall, in Stadt und Dorf, wieder zum Herzen dringt und sowohl Verstandes- als Gemütsmenschen hebt und erbaut. [421]

Nachbemerkung

[W]ir wünschen dem Schriftsteller von Herzen, daß ihm das schöne Bild des den Zeloten ablösenden geist- und liebevollen katholischen Priesters aus dem Bereich der Idealität bald in den der Wirklichkeit treten möge [...] ⁹²,

so schreibt Heinrich Hirzel im Feuilleton der Züricher Zeitung 1868. Es ist bitter und wie eine schreckliche Ironie des Schicksals, dass es Felder realiter selbst nicht vergönnt war, einen solchen feierlichen Einzug eines neuen Pfarrers — wie er ihn literarisch imaginiert — in seiner Heimatgemeinde Schoppernau mitzuerleben. Josef Gschließner, der Rüscher als Pfarrer in Schoppernau ablöst, fährt den Kurs Rüschers weiter: 1875 untersagt Gschließner die Aufstellung eines Felder-Denkmales auf dem Friedhof, woraufhin es gegen den Willen des Pfarrers in der Nähe von Felders Grab, an der Friedhofsmauer, aufgestellt wurde. Walter Methlagl gibt die von Gschließner damals in der Schoppernauer Pfarrkirche gehaltene Rede wörtlich wieder:

Ein Mann ist aufgestanden, der in unverschämter Frechheit es wagte, seinen Seelsorger mit Wort und Schrift zu verhöhnen und sich als Richter über ihn aufzuwerfen. — Gott hat ihn abberufen aus diesem Leben, er hat ihm bei Gerichte ohne Zweifel die Frage gestellt, warum er sich so frech hinausgesetzt habe über die Warnung ‚rühre mir meinen Gesalbten nicht an‘. — Allein sein Geist lebt fort in seinen Gesinnungsgenossen. [...] Jenes Denkmal draußen auf dem Friedhofe, das eine das Gesetz verachtende Rotte gegen die geistliche Obrigkeit gesetzt hat, es überliefert den unseligen Namen des Mannes, der die Fackel des Aufruhrs gegen die Seelsorger in diese Gemeinde getragen hat. ⁹³

Doktor

Auch auf den Doktor der Gemeinde soll vor allem vor dem Hintergrund der Frage der höheren schulischen Bildung eingegangen werden. Er ist — neben dem alten und dem neuen Pfarrer — der einzige im Dorf, von dem wir wissen, dass er sich in akademischen Hallen bewegt hat: „[V]on Wien her kam ich als unerfahrener Tropf in ein Dorf im Bregenzerwalde“ [217], erzählt er Franz. Wie auch die beiden Pfarrer trägt er keinen Namen und wird von allen nur „der (Herr) Doktor“ genannt.

⁹² Heinrich Hirzel, Franz Michael Felder, der Dichter aus dem Bregenzerwald, Neue Zürcher Zeitung, Jg. 48 (1868), Nr. 248 bis 254 (6. bis 12. September), Feuilleton, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 510 f.

⁹³ Wiedergabe einer Predigt in der Kirche von Schoppernau, 1. September 1889. Aus dem Gerichtsbescheid an das Generalvikariat Feldkirch vom 18. November 1889. Pfarrer Josef Gschließer nach: Methlagl, Der Traum des Bauern, S. 5

Interessanter Weise fehlt in diesem ‚dörflichen‘ Roman die — häufig auch akademisch gebildete — Figur des Dorflehrers, welche oft zum typischen Personal einer Dorfgeschichte gehört. Da aber unsere Hauptprotagonisten dem Schulalter schon deutlich entwachsen sind, begegnen wir einem solchen nicht — nur einmal und indirekt findet das Redeverhalten eines Lehrers seinen Niederschlag: In einer Verhaltensbeschreibung des Doktors (Beleg für *schweigen*) ist zu lesen:

Der Doktor aber, der schon viel höflichere Zurechtweisungen sehr übel aufgenommen und grob zurückgegeben hatte, blieb diesmal ganz still und ließ den Kopf hängen, wie ein angedonnerter Werktagsschüler. [346]

Da diese Aussage ganz klar dem Erzähler zuzuordnen ist, handelt es sich dabei offenbar um einen Reflex auf die Erinnerungen an *seinen* Lehrer in der Werktagsschule. Die Rolle derjenigen Person, die Kinder und Ungebildete auf das Leben vorbereitet und Lehrhaftes vermittelt, übernimmt, wie bereits gezeigt wurde, in vielen Situationen der Senn.

Inwieweit schlägt sich nun die akademische Bildung auf das Sprechverhalten des Doktors nieder? Der Doktor ist natürlich von „*jene[r] schöne[n] Zeit*“ des Studiums geprägt, er erinnert sich, wie

„[...] man uns junge Studenten täglich vor den ‚deutschen Schlampen‘ warnte und uns die guten Klassiker verbrannte, mit der Bemerkung: Sie schreiben gegen den Glauben, alles in allem, zum Ruin der Sittlichkeit, kurz es sind Schlampen.“ [410]

Der Doktor könnte — wenn es die anderen hören wollten — von den „*deutschen Dichtern und Denkern*“ [347] erzählen oder philosophische Vorträge über die Beschaffenheit des Volkes halten⁹⁴ und kann aus dem Stegreif „*Lenaus vielfach wahres Wort*“ [409] zitieren. Doch ist es genau diese rationale Aufgeklärtheit, die es ihm schwer macht, einen wirklichen Zugang zu den Leuten im Dorf zu finden. Marie kreidet ihm das ganz besonders an, vor allem in den Fällen, in denen die Kranken „*ihn zu sich kommen lassen*“, ihn also ans Sterbebett rufen: Sie hält ihm zwar zugute, dass der Doktor

„[...] in gutgesetzten und wohl auch gutgemeinten Worten von der Geduld [redet], aber der Sinn seiner Rede ist so, daß man damit allenfalls eine kranke Kuh zu trösten versuchte, wenn die etwas davon verstehen tät, aber nicht einen Christenmenschen, der die vier letzten Dinge erwartet. Gut meinen tut er’s wohl, aber Gutes stiftet er nicht und ist zu bedauern, wenn er selbst keinen besseren Trost hat auf seinem Lebensweg als den, den er anderen gibt.“ [223]

⁹⁴ „Nur eine einzige Pflanze ist es, ein Baum, dessen Stamm, tausend und tausend Jahresringe zählend, im Boden der Geschichte, der Erfahrung wurzelt. Stolz und fest steht er da, dieser Baum, trotzend allen Stürmen, die statt ihm zu schaden, ihn verjüngen, indem sie nur das Erstarrende, Sterbende und Faulende von ihm entfernen. Wohl täuscht sich das einzelne Blatt und hält sich für ein Ganzes, weil es die Form des Ganzen an sich gewahr wird [...]“ [220].

Der Doktor hat mit der Frömmigkeit der Dorfbewohner gar nichts am Hut — um dies gleich vorwegzunehmen: die Einträge des Doktors, was den Bereich des Betens betrifft, betragen 0% —, was sich auch in der Einrichtung seiner Wohnstube widerspiegelt: Es ist im Dorf allseits bekannt, dass *„der Ehrenplatz im Herrgottswinkel [...] fast ganz mit weltlichem Zeug besetzt [war], mit Äpfeln, Blumen, weltlichen Bildern und dergleichen“* [84].

Obwohl der Doktor (zu Beginn des Romans) keine große persönliche oder rein menschliche Anerkennung genießt, hat er doch als Arzt und Studierter großes Ansehen. Seine Worte haben naturgemäß einen nachhaltigen Einfluss — nicht nur, weil die Kranken seinen (direktiven) Vorschriften aus Sorge um die Gesundheit gehorchen, auch andere seiner Aussagen werden rezipiert: So zitiert beispielsweise der Hans seine Redeweise: *„„Schon gut“, sagte Hans, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen. „Eben aus dem Alten entwickelt sich das Neue, behauptet der Doktor“* [82]; an anderer Stelle ist zu lesen: *„Ja, viele sagten dem Doktor nach, Gott mache den Menschen wie alles so gut und ganz, daß er nie mehr mit Wundern nachhelfen müsse.“* [413]

Der Sonderstatus des Doktors zeigt sich auch darin, dass er sich im Gasthaus im *Herrenstüble* (also im Nebenzimmer⁹⁵) aufhält und nicht in der großen Stube mit der stickigen Luft, in der die Schnäpsler vor sich hinqualmen und Schnaps trinken: Allerdings werden die wirklich wichtigen Dinge, die im Dorf vor sich gehen, genau dort besprochen.



⁹⁵ „In manchen Wälderhäusern, besonders aber im Gasthaus des Bregenzerwaldes unterschied man zwischen der großen Stube und der Herrenstube. In dieser nahmen die Honoratioren des Ortes Platz“, vgl. Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 437

Die Analyse des Sprechaktrepertoires des Doktors zeigt, dass mit 47% ganz klar die Repräsentative dominieren: *Aufklärer, behaupten, erklären, erzählen, gestehen, reden, schildern, versetzen, zurückgeben*. Die Direktive — zwar weit abgeschlagen, aber doch — rangieren an zweiter Stelle; dies hat mit der bereits erwähnten Redeaufgabe des Doktors zu tun: Er „redet“ „in gutgesetzten und wohl auch gutgemeinten Worten“ [223], muss manchmal den Kranken eine Aktivität „ausdrücklich“ [245] oder gar „aufs strengste“ [403] verbieten, oder sogar — bei grober Uneinsichtigkeit — auch einmal „mit dem Tode des Lieblings“ drohen [218].

An dritter Stelle stehen die Expressive (9%), die Belege *aufbegehren, aussprechen, klagen, prahlen* oder *Vorwurf* gehören hierher. Seine Äußerungen (beschrieben durch *reden* und *sagen*) liegen mit 7% mit den bewertenden Sprechakten gleich auf: Seine elitäre Haltung dem „*Haufen*“ [220] gegenüber spiegelt sich in den Belegen *Bemerkungen machen, murren* („*Dummer Bauernstolz*“, *murrte der Doktor* [339]), *Schimpfrede, spotten* oder *Stichelrede*.

Insgesamt ist anzumerken, dass der Doktor erst in der zweiten Hälfte des Romans wirklich aktiv in Erscheinung tritt, von daher ist auch die Anzahl seiner Redebeiträge eher gering: Seine Liste rangiert mit 91 Belegstellen, nach den Bauern, an elfter Stelle.

Ausführlich sprechend erleben wir den Doktor zum ersten Mal im Gespräch mit dem Franz: Auf dem Weg zu einem Verletzten (ein „*Holzhacker ist von einem Stein getroffen*“ [214]) begegnen sich die beiden unter freiem Himmel, in der Natur. Das ist eine Kulisse, die sich gut eignet — wie dies beispielsweise auch in der Szene des ersten ernsthaften Gesprächs zwischen Mariann und Franz der Fall ist — offen und unbelauscht miteinander zu reden. Die Episode vom Alpsonntag, die der Doktor vom Nebentüble aus beobachtet hatte, hat ihn auf Franz aufmerksam gemacht; seit damals hat er die Absicht einer „*Unterredung*“ mit dem „*Sonderling*“, kann er sich doch Franzens Benehmen am Alpsonntag „*nicht mehr recht erklären*“: Für einen Bauer scheint ihm Franz viel zu sehr „*vernarrt in seine Bücherwelt*“ und überhaupt scheint er nicht „*zu einer Alpsonntagsgesellschaft zu passen*“ [215]. Der Umstand, dass die beiden Sprecher einander siezen, zeigt, dass es noch kaum zu einem privaten Wortwechsel gekommen sein dürfte und sich die beiden nicht näher kennen.

In diesem Gespräch wird die Haltung des Doktors den Leuten im Dorf gegenüber offenbar: Sie erscheinen ihm als unkritische Masse, von der der „*freier Denkende*“ sich eigentlich fernhalten sollte. Belehren ließe sich diese ohnehin nicht, selbst „*die Mächtigsten, denen der Beichtstuhl und alles zur Verfügung steht, auf die Menschen zu wirken, richten [...] erbärmlich wenig aus*“ [217]. Die Einstellung des Doktors gründet auf seiner Erfahrung mit einem herrischen Kaplan, der

die Leute in dem Dorf, in das er „*von Wien her kam*“ [217], in einem solchen Ausmaß zum Beten anhielt und verpflichtete, „*daß die Leute nicht einmal mehr zur Arbeit, geschweige denn zur Besinnung kommen konnten*“:

„[...] die lieben Weiblein und die immer vom Wind herumgetriebenen Männlein wurden so fromm, daß sie jeden verabscheuten, der nicht mit ihnen sprang [...] Ältere Frauen ließen das einzige Kind pfleglos daheim und gingen zur Messe. Wenn ich als Arzt etwas dagegen sagte, hieß es: man könne nichts Besseres tun, als für das Kind beten; drohte ich, um die Mutter aus ihrer unnatürlichen Ruhe herauszubringen, einmal mit dem Tode des Lieblings — hol mich der und jener! dann wurde mir erwidert, das wär' eben das Rechte, dann wär' das Tröpfle wenigstens sicher vor der ewigen Verdammnis.“ [218]

Der Doktor sieht in diesem blinden und kopflosen Vertrauen in die Kraft des Betens und Frömmelns die gleiche Gefahr, die an anderer Stelle vom Sepp thematisiert wurde: Das eifrige Gebet tritt an die Stelle der Obsorge und Pflege des Kindes bzw. soll es die Arbeit auf dem Feld ersetzen (vgl. Sepps Geschichte vom Benedizieren der Alpe, 33 f.). Eine Umkehr in den starren Köpfen erfolgte (damals) allerdings nur durch einen äußeren Umstand — und nicht durch eine rationale Einsicht:

„Eine Überschwemmung, die großen Schaden tat und noch viel größeren hätte tun können, machte plötzlich dem Unfug ein Ende, der durch das Dorf gehende Riß war gleichsam mit Schlamm und Steinen ausgefüllt, die guten Leute traten darauf zusammen, reichten sich die Hände, als ob sie sagten: Sind wir doch Narren gewesen!“ [219]

Ungemein offen plaudert der Doktor in diesem Gespräch seine Ansichten aus, weil er davon überzeugt ist, dass „*er herzhaft fortreden*“ dürfe, weil „*des Freimaurers Franz[], de[r] Freundlose[]*“ „*sicher das ihm vom Doktor geschenkte Vertrauen zu hoch [schätze], um es zu mißbrauchen*“ [220]. Franz und der Leser erfahren also, dass der Doktor der Ansicht ist, dass — das zeige das Beispiel von der Überschwemmung — „*nur Berechnung [...] im Menschen den Wunsch [wecke], friedlich mit dem Nebenmenschen zu leben*“ und er wirft die Frage auf, wie man „*so ein[en] Haufen — Gesellschaft kann man das nicht nennen —*“, dem „*Glück und Unglück, Tugend und Laster, alles Zufall*“ ist, zum „*[Z]usammenhalten*“ bringen könne. Bevor dies allerdings hinreichend erörtert werden kann, unterbricht sich der Doktor selbst in seinem Redeschwall:

„[...] da seh' ich Ihre Mutter kommen und der würde wohl fast schwindlig werden, wenn sie uns gar so hoch oben fände. [...] Das Gehörte bleibt natürlich unter uns“, sagte der Doktor aufstehend. Franz meinte, es werde wohl niemand stark danach verlangen. „Also auf Wiedersehen im Herrenstüble!“ rief der Doktor noch zurück. [220 f.]

Mit dem Abschiedsgruß nimmt der Doktor auf seine zu Beginn des Gesprächs ausgesprochene Einladung, der Franz möge doch in Zukunft zu ihm ins Neben-

zimmer kommen, „*da kann man ungestört reden, lachen und Bemerkungen machen*“ [216], Bezug. Ganz offensichtlich ist der Doktor auf der Suche nach einem Verbündeten, mit dem er ein Gespräch auf schwindelnder Höhe führen kann und glaubt, in Franz, dem „*Freundlosen*“, jemanden dafür gefunden zu haben. Dieser zeigt sich allerdings von den Aussagen des Doktors wenig beeindruckt:

„Da schreiten jetzt etwa zwölf Studierjahre und fast ein Zentner Büchergelehrsamkeit hinab“, sagte Franz dem Forteilenden lachend nachsehend. Das war nun einer der Gebildeten, deren Umgang er sich längst wünschte. [221]

Aus der Bemerkung des Franz wird deutlich, dass er von der durch den Doktor in dieser Textstelle verkörperte Wissens- ohne Herzensbildung nicht beeindruckt ist:

„Der Sonderling paßt nicht zu den Bauern in die Stube, der Bauernsohn mit seinem Stallgeruch nicht zum Doktor ins Herrenstübchen. So, Mutter, so steht dein Franz nun immer zwischen Tür und Angel“ [197],

hören wir ihn sagen. Mutter Marie ist erleichtert, dass Franz sich von den Worten des Doktors nicht hat mitreißen lassen: „*[D]er Doktor, [...] der ist keiner von den Besten; Leuten, denen es an der Glaubensgnad' fehlt, solchen trau' ich nun einmal nicht mehr*“ [222], gibt sie zu bedenken.

Zu denken geben dem Franz die Worte des Doktors über die Beschaffenheit der Menge aber schon: Am Abend beobachtet er die Vorsaßgesellschaft ganz besonders eingehend und stellt für sich ganz klar fest: „*Nein, das war nicht die kalte, willenlose, nur vom Druck der Verhältnisse bewegte Welt des Doktors.*“ [229] Und je mehr er das Gespräch mit dem Doktor — „*[d]as ist doch ein rechter Griesgram*“ — reflektiert, desto mehr wird er zum Fürsprecher „*unserer wackern Landsleute*“: „*Ich und der Doktor und alle Grübler und Griffler hätten keine solche Gesellschaft zusammendenken können und die, die dabei sind, gewiß auch nicht.*“ [230]

Die Rede des Doktors, ein Versuch, den Franz auf seine Seite zu ziehen, bleibt also ohne Erfolg: Und als der Doktor am „*folgenden Sonntag*“ den Franz, der „*mit mehreren Burschen aus seinem Vorsaß fröhlich plaudernd beim Adlerwirt saß*“, einlädt, „*mit ins Nebentübchen zu kommen*“, lehnt der Franz — öffentlich und entschieden — ab. (vgl. [236])

Der Doktor heiratet Dass sich der Doktor mit seiner Rolle als Arzt im Dorf entschieden schwer tut, zeigt auch die Episode von seiner Verheiratung: Dass hier die Hochzeitsglocken läuten, erfährt der Leser in einem Gespräch des Barthle mit dem Klausmelker: Die Textstelle beginnt mit einem Seitenhieb Barthles auf die „*Studierte[n]*“: „*Für unser Land ist Arbeiten das beste, dazu hat Gott jeden, besonders aber dich, hierher gestellt, denn zum närrischen Studieren bist du zu alt und zu reich*“, erklärt der Vater seinem Sohn.

„Wohin bringt's ein Studierter? [...] Nein — so ein Weltherr — geh mir! Da unser Doktor muß der Diener aller sein. Er selbst weiß gut genug, was er dann davon hat, und erst vor kurzem hat er gesagt, ein Arzt habe gar nichts als sein Ansehen und allenfalls Hoffnung auf eine reiche Heirat. Nun, das hast du auch und des alten Vorstehers Isabell hättest du ihm wohl auch weggeschnappt, wenn du etwas früher gekommen wärest.“ „Wie“, fragte Klausmelker, „hat er denn eine Liebschaft mit der Gans?“ „Am Sonntag werden die beiden verkündet.“ [279 f.]

Umgekehrt stellt das Rösle für die Isabell fest, dass es „*eben das*“ sei, „*was ein Mädchen zum Heiraten treibt: Hochachtung anderer und das Gefühl seiner Schwäche*“ [284]. Die beiden sind also — wenn wir der Einschätzung von Barthle und dem Rösle Glauben schenken dürfen — ein sehr pragmatisches Paar. Dass die Isabell eine „*Gans*“ ist, mag wohl auch bald der Doktor empfunden haben: Die Ehe verläuft unglücklich, Isabells Stolz, Geiz und vor allem ihre Bigotterie machen dem Doktor das Leben schwer.⁹⁶ Zwar begehrt der Doktor „*einmal, bald nach der Hochzeit, fürchterlich auf*“, davon war aber „*nur der dritte Teil [...] der Neuverehelichten verständlich, doch die hatte schon an dem genug*“ [336]. Es gibt also ein tief greifendes Kommunikationsproblem zwischen den Eheleuten, Isabell läuft daraufhin zum Pfarrer, aber weder „*durch diesen Rat*“ noch „*durch das Dreinreden der Eltern*“ ist der Frieden „*ins Haus gekommen*“. Ein halbes Jahr nach der Hochzeit erkrankt

[...] die „Frau Doktorin“ [...] und starb. — „Der Kummer habe sie umgebracht“, meinten ihre Verwandten; andere Leute aber sagten, sie sei am Gallenfieber gestorben und vor lauter Freude darüber habe dann der Doktor ihrem Vater freiwillig einen Teil des ihm schon vor der Hochzeit verschriebenen Vermögens wieder zurückgegeben. [336]

Nach seiner missglückten Heirat, durch die der Doktor „*nicht nur um manchen Gulden, sondern auch um manche Erfahrung reicher geworden*“ [335] ist, schließt sich der Doktor der Abendgesellschaft an: „*Hart neben Klausmelkern auf dem Kanapee unter der Uhr war des Doktors Platz*“ [335]. Nun sitzt er nicht mehr im Nebenstüble, sondern mitten in der „*Gesellschaft frischer junger Leute*“ beim Adlerwirt, weil er sich da „*ordentlich erwärmen und auf andere Gedanken kommen konnte*“: Hier lebt er auf, ist bald einer der gesprächigsten und hat seine Freude an „*diesen merkwürdig gelehrigen Bauernburschen, bei denen das so leicht Erfaßte so schnell in Fleisch und Blut übergang*“ [337]. War der Doktor früher auf der Suche nach Gesprächspartnern gewesen, so ist er hier fündig geworden und kann

⁹⁶ „Daß sie dann mit ihm haderte, wenn er ein neues Buch kaufte, für welches sie ein neues Kleid hätte haben können — daß sie gegen Fremde und Arme erzgrob war und ihm durch ihr unvorsichtiges Geschwätz da und dort böses Spiel machte, hätte er sich auch wirklich noch — gefallen lassen; aber daß sie alle seine Gewohnheiten bekämpfte, ihm z. B. abends, wenn er ausruhen und lesen wollte, die Zeitung wegnahm, das Licht, zu dem ja sie das Öl bezahlt, auslöschte und einen Rosenkranz zu beten anfang, das und viel Ähnliches wurde ihm dann doch gar zu arg.“ [336]

sich ganz in seinem Sinne einbringen: Aufmerksam hören hier die Versammelten „dem Doktor, der ja als ein Studierter so etwas aus dem Grunde verstehen mußte“ zu und er tritt hier in der Rolle eines Lehrenden und Vermittlers von historischen und politischem Wissen auf, wie seine Redeeinträge zeigen:

- „als wichtigste Neuigkeit das sogenannte Februarpatent [...] vom Doktor erklärt“ [337]
- „Er hätte nun gern etwas recht Großes von diesem so verschrienen Deutschland erzählt“ [347]
- „Einleitend erzählte er, wie Selbstsucht und Uneinigkeit den Franzosen Tür und Tor geöffnet“ [347]
- „Schon während der Doktor von den Aufständen in Tirol und Norddeutschland erzählte“ [347]
- „dann schilderte er die Not des Vaterlandes unter der Fremdherrschaft“ [347]

Dass er damit vor allem den Zorn des Pfarrers auf sich zieht, ist nicht verwunderlich, schließlich macht der Doktor (und an seiner Seite freilich der Senn und Franz) dem Gemeindevorstand den Platz um die Führung der Schäflein streitig. Als der Pfarrer eines Abends die Gesellschaft durch eine Moralpredigt stört, woraufhin auch viele der dadurch verunsicherten Bauern (vgl. 7.4.2) die Versammlung fluchtartig verlassen, ist er sehr zerknirscht. Er schlägt auch sofort vor — und daran ist erkennbar, dass er als Arzt wohl schon des Öfteren mit Behörden und Amtswegen zu tun gehabt hat — den Pfarrer „wegen Ehrenbeleidigung [zu] klagen“ [344], was der Senn und Franz allerdings ablehnen. Noch einmal bekräftigt der Doktor an anderer Stelle: „Verklagen sollten sie den Pfarrer!“ [345] Diese Episode findet im öffentlichen Gerede ihren Widerhall: „Es hieß [...], [e]igentlich sei der Doktor an allem schuld. Man wisse wohl, wie der es habe; er rede, daß man daraus immer machen könne, was man wolle.“ [345 f.]

Interessanter Weise verursacht diese (öffentliche) Rede nicht, dass die Leute von nun an den Gesellschaften fernbleiben („ich hab’ das letztmal mit Franzen bereits gewettet, ihr würdet nicht mehr kommen“, sagt der Doktor [349]), sondern sie hat vielmehr eine Art Werbewirkung: „Voller war die große Stube beim Adler noch nie gewesen als am nächsten Versammlungsabend“ [346].

Dass sich der Doktor nun derart einbringen kann und so die soziale Akzeptanz und Aufnahme durch die Leute im Dorf erhält, die er sich gewünscht hat, kann durchaus als seine persönliche Erfolgsgeschichte gewertet werden.

Auch in der Fehde zwischen dem Doktor und dem Pfarrer geht der Doktor schließlich — nach dem Motto ‚der Sieger bleibt am Platz‘ — als Gewinner hervor: Nachdem er und der Pfarrer Barthle einen Besuch an dessen Sterbebett abgestattet haben, hat er auf dem Nachhauseweg noch die Gelegenheit, dem herrschsüchtigen Gemeindevorstand noch einmal so richtig seine Meinung zu sagen. „Behalten Sie derlei gute Lehren lieber für meinen Nachfolger“, sagte der

Pfarrer, der sich keine Mühe mehr machte, seinen Zorn zu verbergen“ [410]. Der neue Pfarrer aber ist eine derartige Idealbesetzung, dass hier nicht einmal der intellektuelle Doktor ihm etwas einzureden hat: Des neuen Pfarrers „*„göttliche[]“ Predigten*“ hat *„sogar der Doktor an keinem Sonntag mehr versäumt“* [422].

7.3 Weibliche Sprecherinnen

7.3.1 Mariann

Mariann ist zwar die weibliche Hauptfigur des Romans, allerdings ist ihre Rolle um vieles unbedeutender als die ihrer männlichen Kollegen. In einer ersten pragmatischen Einschätzung wäre man versucht zu sagen, dass sie nicht einmal eine (Inhalts)tragende Rolle hat, soll meinen: Der Inhalt würde mehr oder weniger auch ohne sie „funktionieren“: Obwohl Franzens Werben dem Barthle freilich die eine oder andere Situation liefert, sich über den Nachbarn lautstark zu empören, fällt es leicht, sich vorzustellen, dass Barthle auch einen anderen Grund gefunden hätte, über den Sohn seines Feindes herzuziehen. Das Augenmerk liegt eindeutig auf der Entwicklung der Figur des Franz, der Veränderung des Sepp hin zu seinen guten Seiten und den Vorgängen (Gespräche der Abendgesellschaften, verstärktes Interesse an den Vorgängen im Dorf etc.), die insgesamt zur positiven Stimmung im Dorf führen.

Verfolgt man aber die Entwicklung der Mariann genauer, dann zeigt sich, dass sie nicht nur als Staffage fungiert, sondern dass der Erzähler auch ihr sprachliches Verhalten bzw. ihre Weiterentwicklung auf diesem Gebiet akribisch genau dokumentiert: Wenn es auch nicht so explizit das Thema ist wie bei Franz, auch Mariannens Art sich sprechend zu verhalten, verändert sich ganz erheblich. Während sie nämlich zu Beginn des Romans vor allem als eine im Haus des Vaters Eingesperrte und somit zum Schweigen, Erdulden und Beten im stillen Kämmerlein Angehaltene auftritt, gelingt es ihr im Laufe der Handlung selbstbewusster zu agieren und zu sprechen und sich über das Diktat des Vaters gemäß ihren Möglichkeiten hinweg zu setzen. Interessant ist vor allem die Beobachtung, dass sich ihr Sprechverhalten auffallend verändert, als sie das erste Mal gemeinsam mit Franz die Bühne betritt: Durch sein Erscheinen wird in ihr eine Unbeschwertheit ausgelöst, die wir bis dahin noch nicht an ihr bemerken konnten. Die Szenen, die sich zwischen Franz und Mariann ereignen, werden in den Rezensionen und Reaktionen nach dem Erscheinen der „Sonderlinge“ immer wieder positiv erwähnt und bewertet⁹⁷:

⁹⁷ „Selten hat mich die Darstellung eines weiblichen Wesens so lieblich angemutet als die Mariannens, das ist das holdseligste Bild einer stillen süßen Mädchenblüte! Was soll ich sagen von den herrlichen Szenen im Walde beim Brombeersuchen u. am Fenster Mariannens?“, Albert Ilg an Felder, Brief ohne Datum, in: Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 379

richtet beispielsweise Franz Hirsch, „Mitglied d. Leipz. Germanistenclubs“ für den „Dichter der „Sonderlinge“ Herrn Franz Michael Felder zum Wiegenfest 1867“⁹⁸.

⁹⁸ Franz Hirsch aus Leipzig an Felder, Brief ohne Datum, in: Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 317

Mariannens Direktive (17%), und auch hier ist ganz deutlich zu sehen, dass es sich dabei um Direktive von deutlich sanfterer Qualität handelt: *abschmeicheln*, *anraten*, *bitten*, *fragen*, *vorschlagen* oder *zureden*. Dies gilt auch für die Expressive, die sich (mit 16%) an dritter Stelle befinden: Das *aufschreiben* geschieht nicht aus Zorn, sondern aus Angst vor dem Vater, ihr *entgegenrufen* ist freundlich gemeint, auch *jauchzen* und *jubeln* gehören dazu und selbst ihr *Vorwurf* wird in zärtlichem Ton formuliert. Interessant ist — und darauf gehen wir im Folgenden noch näher ein —, dass bereits an vierter Stelle der Bereich des Schweigens (12%) steht, dicht gefolgt — und auch das ist keine Überraschung — von der Kategorie des Betens (mit 6%): Auffällig ist, dass Mariann nicht nur über das Repertoire des rituellen Betens (im familiären Kreis) verfügt — vom *Tischgebet* bis zum *Rosenkranz* bzw. *Abendrosenkranz* —, sondern sie betet auch zu ihrem *Schutzengel* oder gibt ihren Gefühlen im *Dankgebet* Ausdruck. Man darf die Vermutung anstellen, dass Mariann, weil ihr diese Art des Sich-Aussprechens vor Gott vertraut ist und sie von dieser Möglichkeit auch Gebrauch macht, nur an wenigen Stellen (es sind insgesamt fünf) zu sich selbst spricht. Insgesamt handelt es sich hier um eine intentional dialogische Gesprächshaltung, Mariannens Einfühlsamkeit und Sorge um das Wohlergehen des Anderen prägen ihre Art des kommunikativen Verhaltens. Einige Textstellen belegen ihre Versuche, sich in kommunikationseröffnenden Sprechakten zu versuchen — warum diese, besonders in einem Fall, entgegen der eigentlichen Intention wirken, erklären wir im folgenden Abschnitt.⁹⁹

Im Umkreis des Vaters Im Haus bzw. im Umkreis des Hauses und somit in der Gegenwart des Vaters sind Mariannens Sprechakte häufig von Attributen wie *leise* oder *kaum hörbar* begleitet. Sie erscheint hier vornehmlich als Fragende oder Bittende, wobei weder ihre Fragen beantwortet, kaum ihre Bitten erhört werden. Ihre Gebete verrichtet sie zumeist im Stillen, um sich auszuspochen und sich von ihrer Last erleichtern zu können. Wird sie zum Antworten aufgefordert, so redet sie, *auch wenn sie lieber schweigen würde*, ihr widerstrebt es, unehrlich zu sein — nicht aus selbst bestimmter, bewusst moralisch begründeter Entscheidung heraus, sondern viel eher aus Angst vor der Autorität des Vaters und der Furcht als gute und rechtschaffene Tochter zu versagen.

Mariann wird in den Romantext eingeführt, indem von ihr in der ersten Gesprächsszene des Romans — im ersten Kapitel (des ersten Teils) „[a]uf dem Kirchenplatze“ — die Rede ist: Sie ist — wenngleich nur kurz gestreiftes — Thema des Dorfklatsches, bei dem es eigentlich um Barthle geht. Mariann wird hier

⁹⁹ Auszüge dieses Abschnittes finden sich in veränderter und gekürzter Form im folgenden Artikel: Feierl, Sprechakte in den Schriften Franz Michael Felders, S. 66–70

von den tratschenden Männern — vom Erzähler zunächst unkommentiert — gleichsam als geduldige, sich in ihr Schicksal fügende Tochter ihres gestrengen Vaters beschrieben, eine fromme Erdulderin der Launen des *betigen* Barthle, der „[s]einen Buben, den Klausmelker, [...] wegen etlichen teuern Streichen fortgejagt“ hat. Die Männer mutmaßen, dass Mariann „wohl auch gehen“ [19] würde, „wenn sie so leicht könnte wie der Bruder, aber so eine ist halt angebunden“ [20]. Stattdessen aber müsse sie „mit dem Alten Trübsal blasen und Wehmut schnupfen, Rosenkränze beten und Pfennige spalten dazu“ [20].

„Leibhaftig“ erscheint Mariann erstmals im vierten Kapitel (des ersten Teils) („*Ein unglücklicher Vater*“): Der Erzähler lässt den Leser gemeinsam mit Barthle das Haus betreten, in dessen Stube Mariann sitzt: Heute, nach einer Auseinandersetzung mit dem Sepp, schlägt Barthle beim Nachhausekommen „*die anderhalb Zentner schwere Haustüre*“ derart heftig hinter sich zu, „*daß Mariann [...] erschrocken auffuhr und fast noch ärger zitterte als das Kaffeegeschirr, welches vor ihr auf dem Tische stand*“ [66]. Dieses Bild hat durchaus programmatische Qualität und ist typisch für die Begegnungen zwischen Barthle und Mariann: In der Gegenwart des forschenden, übermächtigen Vaters erscheint sie schreckhaft und zitternd. Ist der Vater allerdings abwesend und im wahrsten Sinne des Wortes ‚außer Haus‘, so erhält Mariann Raum sich zu entfalten — was übrigens auch auf der Erzählebene Ausdruck findet: Die meisten Informationen über das Mädchen erhält der Leser dann, wenn Barthle ‚nicht dabei‘ ist:

Wären wir einige Minuten früher ins Haus gekommen, so hätten wir das Mädchen lesend angetroffen. Das wohlgeformte Köpfchen mit den dasselbe umschließenden braunen Zöpfen auf die schöne Hand gestützt, der man kaum ansah, wie viele und strenge Arbeiten sie zu tun hatte, saß es am alten runden Tische, das freundliche Gesicht mit dem ungewöhnlich ernsten Ausdruck einem Buche zugewendet [...], bis der [Vater] hereinstürmte und sich, ohne ein Wort zu sagen, auf die breite Ofenbank setzte. [66]

Das Auftreten des Vaters erschreckt nicht nur Mariann aufs Heftigste, sondern unterbricht auch den Erzähler beim Beschreiben der Szene. Es ist, als würde der Scheinwerfer umgeschwenkt, alle Aufmerksamkeit, einschließlich der Marianns, gilt nun dem, der da sitzt und stumm vor sich trotzt. Mariann ist es, die sich um die Kontaktaufnahme bemüht:

„Um Gottes willen, Vater, was fehlt Euch?“

„Nichts.“

Mariann schenkte den Kaffee ein und setzte sich, ohne jedoch auch nur einen Tropfen hinunterbringen zu können. Barthle blieb auf der Ofenbank und schien Mariannens Bitte, doch etwas Warmes zu sich zu nehmen, gar nicht zu hören. [67]

Es gehört zu Mariannens Schicksal, dass sie nur peripher mitbekommen kann oder darf, was um sie herum passiert. Sie ist selten in einem Geschehen direkt

und gleichberechtigt integriert: Meistens tritt etwas von außen her auf sie zu und sie versucht sich, ihren Reim darauf zu machen. Sie wird — wie auch hier — mit zuschlagenden Haustüren, polterndem Auftritt oder ähnlich lautstarkem und forschem Erscheinen in eine Situation hineingezogen, woraufhin sie versucht, durch zaghaftes Fragen herauszufinden, was passiert sei. Doch — und auch das gehört zu ihrem Schicksal — werden ihre Fragen vom Vater nur selten als solche wahrgenommen: Meist verhallen diese ungehört oder bleiben unbeantwortet.

In der hier erwähnten Szene versucht Mariann sich also einen Überblick über die Situation zu verschaffen — freiwillig erhält sie keine Informationen, die der Erzähler dem Leser allerdings inzwischen hat zukommen lassen: Für den Leser ist es nicht überraschend, dass Barthle wutschnaubend zuhause eintrifft, er hat gute Gründe für seinen Zorn¹⁰⁰ — doch was soll Mariann sich denken, dass der Vater „ohne ein Wort“ wie angewurzelt auf der Ofenbank sitzt, nachdem er lautstark in die Stube hereingepoltert ist.

Mariann versucht ein Gespräch anzufangen — im Übrigen auch aus erzähl-technischen Gründen: Sie ist der Motor, über den diese Szene zu ihrer Entfaltung kommt. Sowohl der Erzähler als auch Barthle vertrauen darauf, dass sie sich einbringt und aus der Situation des Verstummens heraushilft. Zweimal beginnt Mariann (in der oben erwähnten Szene) eine Sprechaktion: Sie tut dies, erstens, mit einer *Frage* („Um Gottes willen, Vater, was fehlt Euch?“), auf die sie nur eine Scheinantwort erhält (es ist obsolet darauf hinzuweisen, dass das „Nichts“ des Barthle mit seinem Auftreten aber schon überhaupt nichts gemeinsam hat, die Antwort von daher ungültig zu bewerten ist). Und zweitens tut sie dies mit einer *Bitte* („doch etwas Warmes zu sich zu nehmen“), die ebenfalls ungehört, jedenfalls unbeantwortet bleibt.

Noch einmal versucht Mariann herauszufinden, was passiert ist: „*Habt Ihr etwas von Klausmelkern vernommen?*“ *fragte sie kaum hörbar.*“ Auch wenn Mariann hier „kaum hörbar“ nach ihrem Bruder fragt, so ist dies ausgesprochen mutig, denn das Gesprächsthema ‚Klausmelker‘ hat so etwas wie einen Tabustatus. Dementsprechend abweisend antwortet der Vater: „*Nein — laß mich mit [sic!] Ruh!*“ [67]. Wieder geht der Vater auf ihre Frage, die sie sich ohnehin kaum zu artikulieren getraut hatte, nicht ein. Und wieder reagiert Mariann (wie oben: „*Mariann schenkte den Kaffee ein*“) auf die abschlägige Antwort mit einer Hausfrauentätigkeit: „*Mariann räumte langsam den Tisch ab.*“

Als sie in der Küche war, hörte sie den Vater mit schweren Schritten hin und her gehen, plötzlich kam er mit dem Regenschirm in der Hand heraus.

¹⁰⁰ Der Barthle kehrt Zorn entbrannt nach der Auseinandersetzung mit dem Sepp beim Adlerwirt nach Hause: Er ist soeben „als einfältig ausgelacht worden. Und von wem? Vom Naglersepp, diesem Bettlerbuben [...] in einem Wirtshause vor Schnäpslern angestritten und ausgelacht“ [63], die Szene wird genauer beschrieben in der Inhaltsangabe am Beginn der Arbeit, vgl. Abschnitt 1.2.1

„Wohin wollt Ihr schon wieder?“
 „In die frische Luft.“
 „Aber es regnet so.“
 „Hat schon lang geregnet, das hat es!“
 Unter der Haustüre kehrte sich Barthle noch einmal um und sagte streng befehlend: „Mariann, du bleibst mir daheim!“
 „Ich bin immer daheim. Ihr werdet wohl bald wiederkommen.“
 Ohne Antwort war Barthle fortgeeilt.
 Mariann sah ihm traurig nach. [67]

Der hier durch direkte Rede ohne Verba dicendi (von „sagte streng befehlend“ abgesehen) gestaltete Dialog zwischen Vater und Tochter endet mit einer neuerlichen Niederlage für Mariann: Wieder muss sie seinem Agieren (dem Ergreifen des Regenschirms) hinterher fragen, wieder verhält ihr Einwand und damit die Sorge um das leibliche Wohl des Vaters (wie oben: „*Mariannens Bitte, doch etwas Warmes zu sich zu nehmen*“) ungehört. Bei Verlassen des Hauses ordnet Barthle selbst indirekt die (die nicht funktionierende Gesprächsführung kompensieren sollende) Hausfrauentätigkeit an — zum Daheimbleiben gehört auch das Schalten und Walten im Haus¹⁰¹. Mariannens „*Ihr werdet wohl bald wiederkommen*“ zeigt, dass sie von ihrer Ambition nachzufragen bereits abgelassen hat und sich an keine Frage mehr heranwagt — allerdings ist sie noch nicht verstummt. Es verwundert aber keineswegs, dass Barthle „*Ohne Antwort*“ forteilt, sein Abtritt ist analog zu seinem Auftreten in dieser Szene ein hektisches, aber wortloses.

Die Liste von Mariannens bisher vorgekommenen Verba dicendi zeigt deutlich, dass ihre Sprech- und Handlungskompetenz bestenfalls ausreicht zum Re-Agieren auf die anderen Figuren: Wenn sie sich nicht gerade im *stille[n] Kämmerlein* befindet, um da zu beten (oder *zu seinem* [Klausmelkers] *Schutzengel* spricht), so äußert sie sich *kaum hörbar* oder *ganz leise*. Im Gespräch mit dem Vater *redete* Mariann *vergebens dagegen*, hätte aber „*von Herzen gern geschwiegen, wenn der Vater sie nicht geradeheraus zum Reden aufgefordert hätte*“ [71]. Ringt sich Mariann dann doch zu einer Handlung durch (beispielsweise ihr Besuch beim Sepp), so tut sie dies „*nicht heimlich, doch ohne dem Barthle etwas davon zu sagen*“. Zum Antworten aufgefordert „*schwie*“ Mariann „*eine Zeitlang und sah auf den Boden, als ob sie dort die Antwort lesen wolle*“, schließlich „*entrann ihr dann in der Verlegenheit eine Antwort, die sie gleich danach für so grob, so ungeschickt hielt, daß sie sich zu schämen anfang, und daher fortmachte, so schnell sie konnte*“ [95]. Am häufigsten wird sie als Fragende oder Bittende gezeigt, wobei sie hier noch fürchten muss „*mit ihrer Bitte ganz zur Unzeit*“ [71] zu kommen. Wirklich beherzt und hörbar ist eigentlich nur ihr „*lautes Weinen*“ [72], in das

¹⁰¹ vgl. dazu auch: „*Sie [Mariann] war froh, daß endlich der Vater kam, vor dem sie sich nun doch wieder mit gutem Gewissen sehen lassen durfte; es erinnerte sie auch an ihre Hausarbeit, an die sie gar nicht mehr gedacht hatte.*“ [97]

sie ausbricht — allerdings tut sie dies nur, wenn keiner sie hören kann.

Franz Es ist, als sei das Erscheinen des Franz der Katalysator für Mariann, aus sich heraus zu gehen und so Schritt für Schritt zu einer ‚erwachsenen‘ Form des Sprechens zu gelangen.

Wenn Franz in ihrer Nähe ist, wenn es um ihre — ob noch latent wachsende oder bereits ausgesprochen angezielte — gemeinsame Liebessache geht, spricht Mariann beherzt, humorvoll, mutig, heiter; ihre Rede erscheint spontan, schlagfertig, selbstbewusst und sie spricht ohne zu überlegen — mit dem Effekt, dass sie nach dem Aussprechen der Worte manchmal gerne das Gesagte würde zurücknehmen wollen.

Schon die Szene der ersten Begegnung zwischen Mariann und Franz zeigt ein völlig anderes Bild von Mariann als Sprecherin. Analog zum schon besprochenen Auftritt Barthles, hat auch hier der Leser Mariannen gegenüber einen Wissensvorsprung, weil er vom Erzähler informiert wird, was im Franz vorgeht, während er sich auf den Weg zu Mariann macht:

Nach dem Essen spazierte Franz wieder vor dem Hause auf und ab. [...] Er hatte [...] Barthles Mariannen in ihrem Garten sorgfältig die noch nicht verwelkten Blumen begießen sehen, und nun entfernte er sich im Auf- und Abgehen immer mehr vom Vaterhause, um so nach und nach wie zufällig zum Garten zu kommen. [170]

Einerseits will Franz den Anschein erwecken, er komme „*wie zufällig*“, andererseits überlegt er sich, dass es taktisch klug wäre, einen Vorwand für den Besuch zu haben, so legt er sich zurecht, er wolle nur

[...] der kranken Kuh nachfragen. Das war gewiß das beste Mittel, ihm [dem Barthle] sogleich alles andere aus dem Kopfe zu bringen. So rechnete Franz, während er immer schneller auf und ab lief. [170]

Die Ausrede, er wolle der Kuh nachfragen, erweist sich für Franz theoretisch als sehr brauchbar: Nicht nur, dass er „*die kranke Kuh*“ „*ja wirklich [...] von Herzen gern gesund gemacht*“ hätte, er „*glaubte sich sogar vor seinem in diesem Stücke ungemein strengen Vater rechtfertigen zu können*“. So kommt er zu dem Schluss, dass er, um „*sich zu helfen [...], im Fall der Not seine tierärztlichen Kenntnisse und alles benützen*“ müsse — „*denn unmöglich konnte hier eine kleine unschuldige List so viel Böses anrichten, als sie vielleicht verhinderte*“ [171]. So nähert sich Franz also dem Garten, in dem Mariann sich — wieder ist sie nichtsahnend — nützlich macht. Doch hat er Mariannens mögliche Reaktion völlig falsch eingeschätzt:

„Ah, grüß Gott, Alpnecht!“ rief jetzt Mariann dem hart zum Garten Gekommenen heiter entgegen, „du mußt heuer einen besseren Sommer gehabt haben als die Erdäpfel, denn du siehst wirklich gut aus und trägst bei weitem kein so schullehrermäßig mageres Kreidegesicht mehr in der Welt herum wie früher.“ [171]

Hier hören wir Mariann erstmals heiter rufen und *was* sie ruft, wirkt fröhlich, ja geht ins Ironisch-Neckische, was nicht nur für den Leser, sondern im gleichen Maße auch für den so Angeredeten überraschend ist. Bisher waren Äußerungen solcher Art doch eher den männlichen Figuren vorbehalten gewesen. Demgemäß fällt auch die Reaktion des verblüfften Franz aus:

Wenn der alte Barthle — mit Prügeln in beiden Händen — zum Hause heraus und auf Franz losgesprungen wäre, so würde ihn das nicht so sehr überrascht haben als diese Anrede derjenigen, die er für so grenzenlos unglücklich, so sehr seines Trostes bedürftig hielt. Der mitleidsvolle Jüngling hatte es sich so wunderschön ausgedacht, wie er nun der Verlassenen, Bekümmerten als tröstender Engel erscheinen könne. [171]

Franz muss sein Bild von Mariann gründlich revidieren. Das hatte er nicht erwartet. Doch nicht genug, von der „gute[n]“ Mariann heißt es weiter, dass sie „*sich so herzlich gefreut hatte, da sie ihn immer näher zum Garten herankommen sah*“,

[...] da hätte sie von Herzen gern ihm zugerufen, er solle nur kommen, der Vater sei heute fort, um nicht zu den Fröhlichen beim Adlerwirt gehen zu müssen. „Komm nur!“ hatte sie schon gerufen; dann aber hatte sie, erschrocken über sich selbst, geschwiegen und war froh gewesen, daß Franz noch nichts gehört hatte. [172]

Durch Franzens Auftritt wird Mariann so ungewohnt forsch und großklappig, dass sie über sich selbst erschrickt und einmal mehr nehmen wir an ihr wahr, dass sie ihr Geäußertes gerne zurückgenommen hätte. Allerdings ist dem zuträglich, dass Franz sie nicht gehört zu haben scheint. Franzens Erscheinen fördert hier — wie oben angedeutet — eine neue Facette von Mariannens Charakter zutage, und wenn wir bereits festgehalten haben, dass ihre Figur quasi von außen konturiert wird, so stimmt dies auch hier — allerdings im positiven Sinne.

Obwohl der Erzähler die Frage aufwirft: „*Was hätten sie denn einander Wichtiges zu sagen gehabt?*“, weiß er, dass, obgleich davon bisher nicht die Rede war, Mariannen „*vieles ungemein schwer auf dem Herzen lag, doch nichts, das sie ihm hätte anvertrauen dürfen*“ [172]. Auch diese Seite haben wir bisher an ihr, die ständig verspannt ist in eine Situation des Sich-einer-Vorgabe-entsprechend-Verhalten-Müssens, noch nicht wahrnehmen können. Es ist, als überrumpelten sie die Ereignisse und kaum wird sie sich dessen bewusst, drängt es sie selbst wieder zurück in ihre Rolle der guten Tochter, die weiß, spürt, dass sie die Spannungen zwischen Barthle und Sepp konsequenter Weise mittragen muss. Und so befindet sie sich — kaum befreit — wieder in einem Konflikt:

Nein, alles lieber als ein vertrautes ernsthaftes Gespräch über etwas ihr am Herzen Liegendes! Reden wollte sie, mußte sie mit ihm, aber nicht um ihm etwas zu sagen, sondern bloß um zu reden und dadurch zu zeigen, daß sie an der Abneigung ihres Vaters gegen Sepp und die Seinigen keinen Anteil nehme. Aber durfte sie das

tun? Durfte sie öffentlich zeigen, daß sie in diesem Stücke mit dem Vater nicht einverstanden sei? [172]

Diese Szene zeigt, dass ein privates Sprechen zwischen jungen Leuten nur dort möglich ist, wo es von der Dorfgemeinschaft anerkannt wird. Bewacht allerdings das strenge Kollektiv die Gesprächssituation — Franz hat sich schon nahe genug an den privaten Bereich eines Mädchens, das noch nicht einmal offiziell zur Jungfrau erklärt wurde¹⁰² herangewagt — so heißt es, sich den Konventionen zu unterwerfen. Der Erzähler betont durch seine Schilderung der Szene die Absurdität der Situation des Nicht-Sprechen-Dürfens zusätzlich, indem er Mariannens Verhalten zu rechtfertigen scheint:

Sie wollte ja nichts Unrechtes tun, nur ein wenig reden mit einem Nachbarn, und zwar von den gleichgültigsten Dingen, um ihn ja durch nichts an das zwischen den Vätern Vorgefallene zu erinnern. [172]

Der heitere Ausbruch ist also nur von kurzer Dauer, aber immerhin: Mariann hat sich in dieser Begegnungsszene mit Franz durchaus als eine Frau zu erkennen gegeben, die doch nicht ganz auf den sprichwörtlichen Mund gefallen zu sein scheint.

Die Suche nach dem angemessenen Gesprächsort Sehr aufschlussreich ist es zudem, das Augenmerk auf die Bewegungen der beiden Gesprächspartner zu lenken. Wir haben bereits angemerkt, dass der Gesprächsort das Thema bzw. das, was zu besprechen möglich gemacht wird, mitbestimmt.

Beide, Franz und Mariann, tänzeln in der Begegnungsszene gleichsam zwischen dem Haus und Garten — dem familieneigenen Terrain des jeweiligen Vaters — und der Gasse hin und her. Sie haben als gleichberechtigte Gesprächspartner noch keinen konkreten Raum in der Öffentlichkeit und bewegen sich sowohl als das, was sie füreinander sind oder sein könnten, als auch in dem, was sich in dem Fall miteinander zu sprechen geziemte, in einem Niemandsland. Sehen wir uns die Szene nochmals genauer an:

Während Franz sich auf dem Weg zu Mariann befindet, heißt es dezidiert, dass er sich *„nun [...] im Auf- und Abgehen immer mehr vom Vaterhause [entfernte], um so nach und nach wie zufällig zum Garten zu kommen“* [170]. Während er darüber nachdenkt, wie er wohl am unauffälligsten das Gespräch mit Mariann suchen könnte, lesen wir, dass er *„immer schneller auf und ab lief“* [171]. Schließlich ist er der *„hart zum Garten Gekommene“* [171], der mit den logischen Sanktionen rechnen muss, dass nämlich *„der alte Barthle — mit Prügeln in beiden Händen — zum Hause heraus und auf Franz losgesprungen wäre“* [171].

¹⁰² Den offiziellen Freibrief, der es Mariann erlaubt, von jungen Herren öffentlich angesprochen zu werden, erhält sie erst zu einem späteren Zeitpunkt, nämlich ab 247 ff., der Fensterl-Szene.

Mariann hingegen, die ihm so neckisch ihre Aufwartung macht, verblüfft ihn dermaßen, dass er „jetzt aber [...] mäuschenstill da [stand], und seine Sonntagspfeife an der Gartenmauer ausklopfend und in Stücke zerschlagend“ [172] nicht mehr weiter weiß. Der Hinweis auf die Gartenmauer macht einmal mehr auf die vom Vater gezogene Begrenzung aufmerksam. Franz lässt sich zwar dadurch nicht von seinem Versuch der Kontaktaufnahme abhalten, aber doch ist die Mauer stark und steinig genug, dass er daran sein Pfeifchen zerschlägt. So ist es also um Franzens Erwachsensein bestellt: Anstatt seine „in der letzten Zeit wunderschöne[n] und ungemein lange[n] Reden [...], die er bei dieser längst ersehnten Gelegenheit zu halten gedachte, um sein volles Herz ein wenig zu erleichtern“ [172] zu halten, steht er mäuschenstill vor der Gartenmauer der Angebeteten. Übrigens ist Rudolf Hildebrand von dieser Szene gar nicht angetan: Er kritisiert selbige mehrfach, besonders deutlich in seinem Brief vom 13. August 1866:

Wenn Sie änderten, würde ich dazu wieder das Capitel mit dem Pfeifenkopf vorschlagen, da ist mir Franz doch zu blöde, es geschieht zu wenig darin; in diesem Cap. wie in dem nach der Wirthshauscene ist mir Franz zu hypochondrisch, er wühlt zu sehr nur in seinem Inneren (NB. Das Traumbild ist vortrefflich).¹⁰³

Wie geht es Mariann mit dieser für sie völlig unerwarteten Situation? Auch sie erleben wir ratlos. Während nämlich Franz draußen seine Mätzchen macht, tun sich in ihrem Kopf große Fragen auf: Ist es ihr überhaupt erlaubt

[...] zu reden und dadurch zu zeigen, daß sie an der Abneigung ihres Vaters gegen Sepp und die Seinigen keinen Anteil nehme [...] ? Durfte sie öffentlich zeigen, daß sie in diesem Stücke mit dem Vater nicht einverstanden sei? [172]

Wenn wir Mariann bisher als eine von ihrem Vater massiv eingeschüchterte junge Frau kennen gelernt haben, so täuscht dieser Eindruck nicht:

Es war ihr immer, ob sie vom Zimmer des Vaters her jenen grellen, weithinschallenden Pfiff höre, dessen Bedeutung sie schon als kleines Kind nur zu gut kennengelernt hatte. [172 f.]

¹⁰³ Rudolf Hildebrand an Felder, Brief vom 13. 8. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 56. Mit „Traumbild“ meint Hildebrand die Schilderung des Traums, den Franz nach den Erlebnissen am Alpsonntag, an dem besagte „Wirthshauscene“ stattfindet, träumt, vgl. 186 ff. Zwei Briefe später reagiert Felder offenbar auf den Vorschlag Hildebrands: „Den Entwurf meiner Sonderlinge hab ich durchgesehen und bin nun entschlossen im 9 Kapitel 1 Band Franzen etwas anders erscheinen zu lassen. Statt daß Mariann dem vor dem Hause auf und abgehenden Franz von der Abwesenheit des Barthle sagen möchte, hätte sie fast Lust ihm zu melden daß er „sein Mittagschlöfchen mache“. Später nun, wenn sie Franzen den Strauß reicht, wenn er in ihre feuchten Augen schaut und das Zittern ihrer Hand fühlt, da will, da muß er reden, doch da ruft ihr Barthle. „Marsch, herein es ist die größte Zeit in die Kirche das ist es.“ Nun erscheint Franz ganz anders u geht doch als der Alte heim.“, vgl. Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 8. 9. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 70. Ganz offensichtlich hat Felder die in diesem Brief selbst vorgeschlagenen Änderungen dann aber doch nicht umgesetzt.

Gleichsam abgerichtet bzw. wie ein Hund zum Gehorsam dressiert¹⁰⁴, hält sie das Pfeifen „für die Stimme ihres Gewissens oder ihres Schutzengels, der sie warnen wollte, ja nichts hinter dem Rücken ihres Vaters zu tun, was er nie und nimmer geschehen lassen würde, wenn er da wäre“ [173].

Mariann überlegt sogar, „um der Versuchung zu entgehen, sogleich den Garten zu verlassen. Und doch ging sie nicht, denn auch etwas anderes regte sich mächtig in ihr und hieß sie bleiben“ [173]. Ihre Unsicherheit zwischen Sollen und Wollen äußert sich — analog zu dem Auf- und Abgehen des Franz — ebenfalls in ihren Bewegungen, indem sie, wie es heißt, „schwankend bald einen Schritt gegen ihr Haus, bald zwei Schritte gegen die Gasse ging“ [173]. Das unruhige Torkeln macht es ihr schwer, die Situation zu erfassen. Erst als

[...] Mariann, die bisher ihr Gesicht dem Hause des Vaters, selbst wenn sie gegen die Straße schritt, zugewendet hatte, das Köpfchen wieder drehte, um sich verstohlen nach Franzen umzusehen, erblickte sie ihn hart neben sich. [173]

Das ist in der Tat spannend: War oben noch von der Vorgabe, nichts hinter dem Rücken ihres Vaters zu tun, die Rede, so entschließt sich Mariann nun zu einer Kehrtwende: Sie wendet ihr Gesicht vom Hause des Vaters, welches sie bisher immer im Blick behalten hatte, ab und dem Besucher zu und bemerkt mit „Wohlgefallen“, dass dieser gesund und kräftig wirke und sagt deshalb, wenn auch „um nur etwas zu sagen, jene Worte, die dann Franzen so sehr aus der Fassung brachten“ [173]. Wohl wollte Mariann nicht bezwecken, ihn damit vor die „Scherben der in der Erregtheit zerschlagenen Pfeife“ zu bringen, sie hatte vielmehr „eine scherzende Antwort erwartet“ [173]. Da Mariann sich — einmal mehr — einem stummen Mann gegenüber befindet, versucht sie

[...] noch einmal scherzend [...] ein Gespräch mit ihm anzufangen und sagte: „Du hast’s wie die Weiber: wenn die eine Schüssel zerschlagen, so ordnen sie die Scherben wieder sorgfältig zusammen und sagen, so wär’s gewesen!“ [173]

Die Situation entbehrt nicht einer gewissen Komik: Franz, der sich hier in der Rolle des werbenden Mannes versucht hat, wird nun mit einem eine Schüssel zerschlagenden Weib verglichen; es ist nicht weiter verwunderlich, dass er „sich zu schämen anfing, noch immer auf den Boden sah und schwieg“ [173].

Da Mariannens Scherze ganz offensichtlich nicht zum gewünschten Erfolg, nämlich eine gute Stimmung zu erzeugen, führen,

[...] sagte das ängstlich werdende Mädchen wehmütig: „Aber Franz, ich habe dich doch nicht erzürnen wollen! Noch von früher her solltest du wissen, wie ich zuzeiten

¹⁰⁴ Wir haben bereits an früherer Stelle darauf hingewiesen, dass auch Gottfried Kellers Vrenchen auf eine ganz ähnliche Art von ihrem Vater „gerufen“ wird: „Zugleich zeigte sich Marti auf seinem Grund und Boden und, seine Tochter gewahrend, pffte er derselben schrill und gebieterisch durch den Finger, dass sie erschrocken hineilte [...]“, in: Keller, Romeo und Julia auf dem Dorfe, S. 14 f.

eine Plaudertasche bin. Offenherzigkeit habe ich schon von deinem Vater gelernt und zuweilen wird sie sogar zur Schwatzhaftigkeit. Ich glaube bald, es sei nur ein Glück für mich, daß ich nicht mehr oft zu den Leuten komme, wenn ich sie schon erzürne, sobald ich nur einige Worte mit ihnen rede.“ [173]

Mariann nimmt zurück, soviel sich zurücknehmen lässt, sie nennt sich eine „*Plaudertasche*“ und spricht von „*Offenherzigkeit*“, die bei ihr mitunter zur „*Schwatzhaftigkeit*“ werde. So würde vielleicht ein Mann über die Klatscherinnen, die in Felders Erzählungen immer wieder auftreten, urteilen. Der Leser der „*Sonderlinge*“ hat Mariann im bisherigen Romanverlauf jedenfalls nicht als jemanden kennen gelernt, für die derartige Attribute gerechtfertigt sind. Dass sie unbeholfen agiert, weil sie „*nicht mehr oft zu den Leuten*“ kommt, lässt sich schon eher denken; auch, dass sie, was das Kommunizieren betrifft, aus der Übung gekommen ist — falls sie es jemals erlernen hatte können.

Nun ergreift endlich Franz das Wort und, in den Fokus der Erzählung gekommen, bleibt der Scheinwerfer von jetzt an auf ihn gerichtet.

„Du hast mich nicht erzürnt“, entgegnete Franz.

„Wenigstens wollte ich’s nicht“, sagte sie.

„Schon vormittags in der Kirche“ — Mariann errötete und fuhr erst nach einer kleinen Pause wieder fort — „schon vormittags hab’ ich mich über dein gutes Aussehen wundern müssen, fast noch mehr als darüber, daß du keinen Maien auf dem Hut hattest. Soll ich dir einen geben?“ Franz hatte noch nicht geantwortet, als sie ihm schon ein Sträußchen überreichte. Seine Hand zitterte, da er es ihr abnahm. Dann sagte er kurz und kaum hörbar: „Vergelt’s Gott!“ und ging. [174]

Mit Franzens Abtreten vom Vorgärtchen des Sich-Einander-Begegnens verschwindet zugleich die Bühne, auf der Mariann steht. Die Erzählung folgt nun Franz, wie er, sich Selbstvorwürfe über seine eigene Dummheit machend, den Weg zur Kirche einschlägt. Mariann bleibt zurück und der Leser, der gerne wissen würde, wie der Auftritt des Franz auf sie gewirkt hat, ebenfalls.

Der mit dem Maien Beglückte hat noch lange über dieses Zusammentreffen zu sinnieren und der Erzähler folgt dem keinen Schlaf findenden Franz. Dieser fühlt sich von der herzlichen Art Mariannens überrumpelt, sie hat ihm die Gesprächsführung abgenommen, das Tempo vorgegeben und er stellt ganz richtig fest: „*Vor dem so freundlich, so liebevoll mir entgegenkommenden Mädchen stand ich so starr und stumm, wie eine geschlossene Haustür*“ [182 f.] — auch hier, in dem Bild von der ‚geschlossenen Haustür‘ finden wir eine Metapher, welche das ‚Überschreiten bzw. Einhalten der Grenzen‘ thematisiert. Auch grübelt er, welche Rolle „*der beiden Väter Streit*“ [183] in der Begegnung gespielt haben könnte:

Warum hätte Barthles Kind ihm, dem Sohne Sepps, auf alle Weise schon entgegenjammern sollen [...] Mariann hatte doch deutlich genug bewiesen, wie sie denke, da sie ihm, dem scheinbar ängstlich sich Nahenden, so freundlich entgegenkam,

und ihn nicht schon durch den ersten Blick, das erste Wort an das Vorgefallene erinnerte. [183]

Franz versucht, Mariannens Rede zu interpretieren. Auch im *Entgegenjammern* sowie dem *ängstlich sich Nahenden* freundlichen Entgegenkommen finden sich Anklänge an das Aufeinander-Zustreben. Und wieder ist da das Motiv des unruhigen, sich seiner Sache keineswegs im Klaren Befindlichen, es heißt, dass Franz

[...] von dem Bette [sprang], auf welches er sich, noch vollständig angekleidet, geworfen hatte. Ihm war es immer unmöglich gewesen, bei einer unangenehmen Erinnerung ruhig an einem Platze zu bleiben. Lange Zeit schritt er in dem nur vom Scheine des Mondes erleuchteten Zimmerchen auf und ab. [183]

Die Begegnung mit Franz verändert Mariann jedenfalls nachhaltig, was sich anhand der Sprechszenen, in denen sie agiert, überprüfen lässt, besonders im zweiten Kapitel des zweiten Teils [„*Mariann*“], welches eigens ihr gewidmet ist und von Artur Schwarz als „hohes Lied der Wälder Frauen bezeichnet“¹⁰⁵ wird. Der Erzähler weist hier implizit auf ihr verändertes Verhalten hin: Er blendet zurück in die Zeit, als sie

[...] bei allem, was sie redete und tat, [...] sich vor allem gefragt [hatte], was wohl der Vater dazu sagen werde, und sie erschrak, sobald der ihr immer Gegenwärtige ihr nicht mehr freundlich zulächelte. [237]

Das ist nun ganz offensichtlich nicht mehr so. Selbst dem oft sich so verschlossen und gleichgültig ihr gegenüber verhaltenden Barthle entgeht die Veränderung nicht „und oft fragte er sich, warum denn das Anneli auf einmal so anders, so still und ernst geworden sei“:

Zwar folgte es ihm noch aufs Wort wie früher, ja es machte weniger Einwendungen gegen das, was er sagte, als sonst, doch das ehemalige „Aber Vater“ hatte viel lieblicher, herzlicher geklungen als das jetzige: „Ja —, ja, ich weiß wohl, daß Ihr’s immer gut meint.“ Er sah Mariannen herumgehen ohne Gefühl und eigenen Willen wie seinen Schatten, jedem Wunsche, jeder Bewegung folgend, ohne ein Wort zu sagen und — wie er glaubte — auch ohne alle Teilnahme an dem, was um sie her vorging. [237]

Zu Beginn des Romans war es stets Mariann, die sich um das Gespräch bemühte, die nachfragte, um den Anschluss an ihre Umgebung nicht zu verlieren. Dass sie dies jetzt aber *nicht* mehr tut, löst einen Nachdenkprozess beim Vater aus, der sehr wohl registriert, dass sie „ohne alle Teilnahme“ durchs Haus wandelt. Es reicht ihm auch nicht, dass sie ihn zwar immer noch, wie früher, mit „Vater“ anspricht, sondern es geht Barthle darum, wie seine Tochter das „Aber Vater“ herausbringt. Als er erkennt, dass „er sich auch Mariannen fast wie eine Fremde gegenüberstehen sah“ [239], beginnt er schließlich auch seine gestörte Beziehung

¹⁰⁵ Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 450

zum von ihm verstoßenen Sohn Klausmelker zu überdenken. Der Stein ist ins Rollen gebracht und der Weg geebnet, um nun auch Klausmelker auf die Romanbühne zu holen. Wie wir im anschließenden Unterkapitel sehen werden, verhilft der Bruder, noch vor seinem leibhaftigen Auftreten, ebenfalls einer neuen Facette von Mariannens kommunikativer Aktivität zum Durchbruch.

Entzauberung der Macht des Vaters und verändertes Sprechen Die dem geliebten Bruder widerfahrene Ungerechtigkeit, der vom Vater ob eines vermeintlichen Diebstahls des Hauses verwiesen wurde, ist der bleibende Stachel in Mariannens Fleisch. Immer wieder muss sie sich selbst ermahnen, sich nicht in die Dinge zwischen Vater und Bruder zu mischen und dem Vater die Rechtsprechung über die Situation überlassen. Doch nehmen wir eine Veränderung an ihr wahr, wobei uns der Erzähler darüber im Dunkeln lässt, *warum* diese eingetreten ist. Wenn Mariann, die „*es früher nie gewagt [hatte], vor dem Vater auch nur ein Wörtlein vom Bruder zu sagen*“ [238], plötzlich „*Reden, die sie jetzt zur Verteidigung des Bruders zu halten wagte*“, vorbringt, so wirkt der Hinweis, es „*[w]ar [...] ihr [...] gewesen, als ob eine höhere Macht ihr den Mut zum Reden gebe*“ [239] doch etwas lapidar.

Die folgende Szene erinnert an die eingangs besprochene Textsequenz von Barthle und Mariann [vgl. 66 ff.], hier finden wir bereits bekannte Motive (Mariannens Erschrecken, den zur Stube hereinstürzenden Barthle) wieder:

Dennoch erschrak sie [Mariann] fast zu Tode, als Barthle an einem nebligen Augusttag auf einmal ganz bleich in die Stube hereinstürzte und einen Geldbeutel emporhaltend mit halb erstickter Stimme endlich, als Mariann schon alles erraten hatte, die Worte hervorbrachte: „Ich hab’s — gerechter Gott, ich hab’s!“ Klausmelker war also kein Dieb! Doch das hatte sie sich längst gesagt; jetzt aber war es bewiesen. [239]

Für Mariann bricht eine Welt zusammen, in der der Vater bisher als allmächtig und unfehlbar gegolten hatte. Es sind nicht mehr nur Vermutungen oder Ahnungen, nein, jetzt ist es wirklich *bewiesen*. Und, durchaus schmerzvoll ist die Erkenntnis: „*[D]ieser — Ungerechte — war ihr Vater!*“ [240]. Und damit kommt es auch zur folgenschweren Entzauberung der Vaterfigur und zum Zusammenbrechen eines Konstrukts:

Ach, auch dieser Name, auch das Wort Vater hatte seine Macht über sie verloren! Sie fand keinen Gedanken, gar nichts mehr, woran sie sich hätte festhalten können. Am ähnlichsten war ihr Gemütszustand dem eines Menschen, der eben das erste Erdbeben erlebte und nun nirgends mehr sicher gehen und stehen kann, nachdem er das erschüttert, wankend sah, was er für fest, unbeweglich halten zu dürfen glaubte. [240]

Da sie es jetzt „*neben dem immer wieder seufzenden, von tausend Vorwürfen gequälten Vater*“ nicht mehr aushält, wählt sie einen Ausbruch aus dem ihr zu

eng gewordenen Raum: „*Es war so furchtbar still, daß man jeden Atemzug hören konnte. Sie mußte reden oder gehen; reden aber konnte, durfte sie nicht und so verließ sie denn die Stube*“ [240]. Hier stehen also ‚reden oder gehen‘ in einer für Mariann nicht auflösbaren Opposition einander gegenüber, als sie jedoch

[...] wieder zurückkam, hatte sie Mut zum Reden. Der Vater saß am Tische, sah sie lächelnd an, und bevor sie das rechte Wort zum Anfangen gefunden hatte, sagte er:
„[...] Früher ging der verlorene Sohn zum Vater und bat demütig um Verzeihung — du lieber Gott und Heiland! Jetzt sollte der Vater zum Sohn gehen.“ [240]

Der Vater findet wieder zurück in seine hierarchisch überlegene Rolle: Er ist es, der die passenden Worte findet, da nützt Mariannen weder *ihr Mut zum Reden* noch *das rechte Wort zum Anfangen*. Und somit ist auch die Ordnung wieder hergestellt: Der Vater spricht, Mariann findet sich „*[s]prachlos vor Erstaunen*“. Dann aber fasst sie sich, wird

[...] beredt, und wer will es ihr verargen, daß sie nicht mehr Zeit hatte, ihre Worte auf der Goldwaage zu wägen. „O“, rief sie, „Klausmelker ist nicht der, für den Ihr ihn haltet; schon hundertmal hab’ ich’s gesagt und jetzt ist’s erwiesen.“ [241]

Hier wird noch einmal die bereits oben genannte Doppelform *gesagt - bewiesen* [(vgl. „*Doch das hatte sie sich längst gesagt; jetzt aber war es bewiesen*“ [239])] aufgenommen. Das bestärkt Mariann, sie ergreift das Wort und kommt — für ihre Verhältnisse — so richtig in Fahrt, der Vater wehrt sich verbal so gut er kann. Von einem Zurücknehmen des den Vater in Rage bringenden Gesagten ist allerdings nicht [mehr] die Rede, das „*„Ihr könntet aber doch in Eurem Zorn, Eurem Eifer*“, fügte Mariann sich verbessernd bei, „*etwas zu weit gegangen sein*““ [241] zeigt das zunehmend erworbene Geschick der Sprecherin. *Verbessernd beifügen* ist ein reiferes, tauglicheres Instrumentarium als das Verstummen oder Erschrecken über die eigene Äußerung.

Dem Vater erscheint die Tochter jetzt wie „*seine Richter*in [...] *Es gewährte ihm etwas fast wie Trost, Mariann das aussprechen zu hören, was er sich selbst nicht zu widerlegen vermocht hatte*“, auch wenn sich — wohl auch, weil ein Vater das Sagen hat vor seinen Kindern und nicht umgekehrt. Wieder beweist Mariann durch ihre Rede Mut, auch wenn das den „*Geist des Widerspruchs*“ im Vater hervorruft und Barthle beeilt sich zu sagen, dass

„[...] unsereiner [...] mehr zu bedenken und zu fragen [hat], als so ein Mädchenkopf erfassen und begreifen kann. — Kurz und gut! Es ist noch nie Brauch gewesen, daß der Vater beim Betteln und ich werde das auch nicht anfangen — schon der Leute wegen.“ [242]

Obwohl sich der Erzähler zu sagen beeilt, dass „*Mariann jetzt nicht in der Verfassung war, die lange Verteidigungsrede des Vaters zu zerlegen und Schlüsse aus ihr zu ziehen*“, so kommt sie dennoch zur Überzeugung, „*jenes vom Vater dem*

Urteile der Leute gemachte Zugeständnis sei ein Beweis, daß ihm das frühere Selbstbewußtsein fehle“ [242]. In diesen Worten ist nicht nur die Macht der öffentlichen Meinung angesprochen, auf deren Zug der Hinkende gerne aufspringt, um ein Stückchen mitzufahren, sondern sie belegen auch die Weiterentwicklung Marianns: Vom eingangs so verschreckten und zurückgewiesenen Mädchen ist hier nichts mehr zu entdecken, sie fühlt sich befähigt, die Situation ungeachtet der Worte des Vaters auszulegen. Sie ist nicht mehr wie „früher zu innig mit dem Vater verwachsen“ und sie beginnt auch ihre Bande zum Bruder zu überdenken: „Früher hatte der Drang sich mitzuteilen immer die Sehnsucht nach dem verstoßenen Bruder geweckt, jetzt aber hätte sie sich auch vor ihm nicht mehr auszusprechen gewagt“, wobei ihr jetzt auch zu dämmern beginnt, dass „gerade er [...] am wenigsten zu wissen [brauchte], wie sie über den Vater urteilen mußte — er hätte sie vielleicht jetzt überhaupt gar nicht mehr verstanden“ [242].

Analog zur Entzauberung des Vaters geht es nun auch Klausmelker an den strahlenden Kragen: Die Wichtigkeit, mit der Franz sich in das Herz und die Gedanken des Mädchens einschleicht, wird größer und Klausmelker, der „viel weniger begriffen [hatte] als der gemütliche Franz“, muss sich dem Vergleich mit dem Geliebten stellen. Auch nimmt Franz in Mariannens Gedanken sukzessive den Platz des Bruders ein: Hatte Mariann früher den „Drang sich mitzuteilen“ verspürt, löste das „immer die Sehnsucht nach dem verstoßenen Bruder“ aus; jetzt, aber, wo Mariann an den Franz denkt — wobei „Mariann [oft] errötete [...]“ — imaginiert sie sich eine „Unterredung mit dem Jugendgespielen [...], der jetzt hoch auf der Alp droben bei den Kühen sich wohl sein lassen konnte“ [243].

Verfolgen wir nun aber Mariannens Geschichte weiter: Mariann befindet sich nun im Vorsatz, da, wo „abends alles vor den Hütten fröhlich beisammen [war]. [...] Nur Mariann saß still und traurig vor der Stalltür“ [244]. Durch das Isoliertsein und die Traurigkeit regt sich nun wieder eine Sehnsucht nach Gesellschaft, aus Mangel an für Unterhaltung in Frage kommendes Personal ist Mariann einmal mehr auf den Vater angewiesen, der „am Sonntag abends mit ihr ins Vorsatz ging“, worüber sie „herzlich froh war“, war es doch „so öd und geisterhaft still in der Hütte“ gewesen [245]. Obwohl sich, wie oben gezeigt, im Streit um den Klausmelker die Emanzipation Marianns vom Vater angekündigt hat, wird sie an dieser Stelle — allerdings nur für kurze Zeit — wieder zurück genommen: Der entzauberte Vater gewinnt wieder an Terrain, da Mariann selbst

[...] sich zu bereden [suchte], es hab's auf der Welt nur selten ein Mensch besser als sie [...] brauchte sie nur zu gehorchen, ohne weiter denken zu müssen. Und der von ihr Gehorsam forderte, war er, der gewiß immer nur ihr Bestes wollte. O, er liebte sie mehr, als sie verdiente. [245 f.]

Zermürbt von der Einsamkeit im Vorsatz und ohne Alternative auf eine andere Lebensform als die ihre, „malte sich ihr künftiges Verhältnis zum Vater so schön

als möglich aus [...]. Das gute Mädchen machte einen Vorsatz nach dem anderen, seine Kindespflicht getreulich zu erfüllen“ [246]. Doch so sehr sich Mariann auch bemüht, hinter die bereits gemachten Erfahrungen kann auch sie nicht zurück: Die Rechnung, ihre Sehnsucht nach Liebe durch ein unterwürfiges Verhältnis zum Vater zu kompensieren und sich durch kommissive Sprechakte auf eine Verhaltensform einzuschwören, geht nicht auf: Der Gedanke an ihre „*Kindespflicht*“ bringt ihr „*jene süße Ruhe nicht mehr, die sonst immer ihre guten Vorsätze belohnte*“ [246]. Kein Wunder: Mariann ist kein Kind mehr. Und obwohl sie in ihrer Selbstwahrnehmung noch nicht klar genug ist, dies zu erkennen, erhält sie nun, in der folgenden Szene einen eindeutigen Hinweis darauf:

Während Mariann im Bett liegt und über ihre triste Situation nachdenkt, hört sie „*das Jauchzen der von der Nahtstube heimgehenden Burschen*“ und kurz darauf, wagt sich hier, wo kein Gartenzaun den väterlichen Einflussbereich unüberwindbar absteckt, „*der erste Nachtbube [...] vor ihr Fenster*“ [247].

Fensterln: Das Spiel des bewussten Sich-Verstellens Wir haben bereits im ersten Kapitel der hier vorliegenden Arbeit (vgl. Abschnitt 2.2.4) angemerkt, dass es Szenen in unserem Text gibt, die aus dem Grund funktionieren, weil die Sprache in einem gewissen „*unernsten*“ Sinn zum Einsatz kommt — ungeachtet dessen handelt es sich dabei um einen „*efficacious way of doing things with words*“¹⁰⁶. Das sogenannte Fensterln ist ein wunderbares Beispiel für diese Art der Fiktion in der Fiktion:

Neue Gedanken und nie geahnte Gefühle erwachen, wenn der erste Nächtler¹⁰⁷ vor dem Hause jauchzt und das Fensterlein öffnet. Nun ist das Mädchen zur Jungfrau erklärt. Der Knabe, der einst die Gefährtin zum frohen Spiele rief, steht wieder da; aber es ist Nacht. — Dunkel und unsicher ist auch das ernstere Spiel, zu dem er sie jetzt ruft, wie die Zukunft. — Noch fragt sie nicht: „Wer ist’s, der seine Vorzüge den meinen gegenüber auf die Waagschale legt?“ Diese Frage überläßt sie einstweilen den Eltern, noch entscheidet nicht der wahre Wert, nicht der eingebildete des Ruhestörers, sondern seine Beredsamkeit darüber, ob und wie sie ihm antworten wird. — Die verstellte Stimme läßt den Redenden nicht erkennen, der alles anwendet, die Zuhörerinnen zum Lachen zu bringen. Ob sie wohl den gleichen Einfall lächerlich finden werden? [247]

Es geht hier also um eine Art inszeniertes, von der Öffentlichkeit erlaubtes und zugelassenes Rollenspiel, wobei der männliche Sprecher legitimiert ist, mit verstellter Stimme zu seiner Angebeteten zu sprechen. Die illokutionäre Absicht ist — ungeachtet des spielerischen Settings — eine sehr ernsthafte: Verfügt der Sprecher über die Kompetenz, den richtigen Eröffnungswitz zu machen oder die

¹⁰⁶ Miller, *Speech Acts in Literature*, S. 2

¹⁰⁷ Ein Nächtler ist ein „Bursche, der in der Nacht umgeht, wohl mit der Absicht, Mädchen ans Fenster zu rufen“, in: Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 438

Angesprochene in anderer Form zu beeindrucken, so verschafft er sich damit — gesetzt den Fall, dass dies auch den Eltern genehm ist — die offizielle Erlaubnis mit ihr infolge auch ernsthafte Gespräche über eine gemeinsame Zukunft zu führen.

Dieser Brauch war also anscheinend trotz der bayuvarischen sprachlichen Form auch im alemannischen Gebiete üblich [...]. Solange der Bursche noch der Werben-
de war, erhoffte man sich Erfolge durch Gespräche im Fensterrahmen und auf der
Leiter. Damals war es auch üblich, die Stimme zu „verstellen“, das heißt mit ei-
ner Fistelstimme zu sprechen. Für die angesprochene Jungfrau waren es furchtbar
aufregende Augenblicke, war sie doch durch diese „Ansprache“ mündig geworden
und stand nun fest im Werbekalender [...]¹⁰⁸,

so kommentiert Artur Schwarz die Fensterl-Szene. In „Sonderlinge“ bietet dieser Brauch Franz eine Möglichkeit — und angesichts der feindlichen Einstellung des Barthle ihm gegenüber ist es vielleicht die einzige Möglichkeit — zu Mariann in einer von der Konvention geregelten bzw. vorgegeben Form Kontakt aufzunehmen. Diesmal gelingt es dem Franz besser, sich als Werbenden zu präsentieren, obwohl Barthle versuchen wird, ihn davon abzuhalten:

„*Mariann, schläfst?*“ [246] hört die schlaflos liegende, traurige, nichtsahnende Mariann plötzlich jemanden fragen. Sie, die sich noch bis vor kurzem „*droben auf dem Heustock hart unterm Schindeldach, wo sie ihr Bett gemacht hatte*“, unruhig hin- und hergeworfen hatte, kann plötzlich „*jedes Wort verstehen, obwohl der Redende etwas leiser sprach als vorher*“. Sie ahnt allerdings noch nicht, wer der Sprecher ist:

„Wenn du da bist, so reg’ dich endlich, und wenn du nicht da bist, so sag’s nur
herzhaft und ohne Scheu heraus, damit ich wieder gehen kann, bevor es mich gar
zu sehr an die Schuhsohlen friert.“ [246]

Mariann kommt jedenfalls nicht umhin, sich über das Ereignis und damit über ihren Durchbruch zum offiziellen Jungfrauenstatus zu freuen: Sie zieht sich „*lachend die Decke über die Ohren und sagte: „Der hat’s schlecht getroffen, aber es geschieht ihm ganz recht dafür, daß er alles aus dem Schläfe aufschreckte*“ [246]. Zunächst versucht sie vergebens den „*jetzt ganz leise Redenden zu verstehen*“, schließlich aber erkennt sie die Stimme: „*[S]o redete nur Franz*“. Nun kommt Bewegung in Mariann, indem sie „*[h]astig [...] über den Heustock bis hart an die Wand [kroch], wo sie nun jedes Wort verstehen konnte*“:

„Ich muß einmal mit dir reden um jeden Preis“, flüsterte Franz, „du wirst mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich’s mache, wie es hierzulande nun einmal Brauch ist. Jeder Weg, der zu dir führt, ist mir der rechte. Hätt’ ich sonst je bestimmt hoffen dürfen, dich allein anzutreffen, so war’ ich längst gekommen; aber ich weiß nie, wo der Barthle steckt und was er dann allenfalls meinen würde. [...] Heut’ nun

¹⁰⁸ Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 460

[...] hat's mich nirgends mehr Ruhe finden lassen. Nun, da bin ich und meine, dem ehemaligen treuen Freund sollte man doch auch noch ein Wörtlein gönnen.“ [247].

Das *jemandem ein Wörtlein gönnen* könnte möglicherweise eine lexikalische Lücke schließen, die durch die Redensart „mit Worten geizen“ hinterlässt: In einer Gesellschaft, in der es eben nicht selbstverständlich ist, dass jeder mit jedem zu reden befugt ist, bekommt das Sprechen eine neue Bedeutung.¹⁰⁹

Noch bevor Mariann selbst reagieren kann, kommt ihr der hellhörige Vater zuvor und er tut dies mit Empörung und Abweisung:

„Allerdings“ — hörte die Erschrockene den Vater sagen — „ich danke dir für die vielen Butterbrote, die ihr, du und die anderen, meinen Kindern gegeben habt. Wenn du mir sagst, was sie kosten, so werd' ich sie zahlen am nächsten Sonntag, denn hier im Vorsaß hab' ich kein Geld — sonst aber laß mich mit Ruh! Ich hab' nichts und will nichts mit dir zu tun haben.“ [249]

Franz lässt sich dieses Mal aber nicht vertreiben: Mit erstaunlich reifen und treffsicheren Worten und spürbarem Selbstbewusstsein versucht er Barthle dazu zu überreden, „*einmal mit Mariannen [...] plaudern*“ zu dürfen, um „*mich zu überzeugen, daß sie den treuen Gefährten von ehemals noch nicht ganz vergessen habe [...]*“ [249]. Franzens beherzte Rede, in der er offen seine Liebe zu Mariann gesteht, bringt den Barthle aber leider nicht dazu, den Weg für ein Gespräch zwischen den jungen Leuten freizugeben, obwohl Franz dezidiert auch für Mariannen ihr Rederecht einfordert: „*Halt, Barthle!*“ *fiel Franz ein. „Mariann hätte denn auch noch ein Wort mitzureden.“* [249] Sehr klug, da er damit auch dem Barthle dessen Wertschätzung zukommen lässt, fügt er hinzu:

„Ich liebe meinen Vater auch, gewiß so innig, als sie [Mariann] dich lieben kann, aber er würde doch vergebens mich wegzubringen suchen von ihr; das kann kein Mensch als sie selbst.“ [249]

Schließlich gibt der Franz auf und geht davon, „*Ja, geh nur, du elendes Tier, das Mädchenliebe für das Höchste hält!*“ [250] ruft ihm Barthle noch nach.

Ohne Wirkung bleibt Franzens Darbietung aber keineswegs: „*Franz hatte nicht nur den Lüften erzählt*“, kommentiert der Erzähler die Situation, sondern „*Mariann hörte und verstand jedes Wort*“. Die Worte des Werbenden — aus Mariannens Sicht: „*seine männliche Rede*“ — lösen in dem Mädchen Gefühle aus, wie sie im bisherigen Romanverlauf noch keiner Figur anzumerken waren:

¹⁰⁹ Wie bereits erwähnt (vgl. 6.4.1), beschäftigt sich beispielsweise Kristel Proost mit der sogenannten *lexikalischen Lücke*: Dabei handelt es sich um das Phänomen, dass erstens entweder — stellt man einen Sprachenvergleich an — eine adäquate Entsprechung eines bestimmten Wortes in der eigenen Sprache fehlt, dass es zweitens keine ‚Vokabel‘, keinen Namen für ein bestimmtes Objekt gibt oder dass drittens einem Wort sein antonymisches Gegenstück fehlt (beispielsweise kennen wir ein *Verarmen*, aber kein *Verreichen*), vgl. Proost, *Lexikalisierungsraum kommunikativer Konzepte*, S. 80 f.

[...] die verschiedenartigsten Gefühle drückten, erhoben, durchzitterten und überglühten sie. Bald erschrak sie über seine Herzhaftigkeit, bald bewunderte sie männliche Rede und dann vergaß sie den Vater und die ganze Welt und nur noch er und sie waren da und nur noch seine Worte hörte sie, Worte, die wie Himmelsmusik alle Erdenklagen in sich verschlangen zu einem namenlos schmerzvoll süßen Hymnus, der zu Tränen rührte, wie der Sterbliche sie nur in den größten Augenblicken seines Daseins weint. [...] Sie durchwachte die ganze Nacht. [250]

Durch seinen Auftritt bewirkt Franz, dass er sowohl vom Barthle als auch von Mariann als Mann wahrgenommen wird, seine Worte lassen Mariann „den Vater und die ganze Welt“ vergessen. Einmal mehr verschiebt die Präsenz des Franz die Wichtigkeit und den Einfluss des übermächtigen Vaters: Durch Franzens Rede vergisst Mariann ihren Vater, es sind nicht seine Worte, die ihr im Ohr bleiben („[s]ogar die letzten Worte Barthles waren nicht imstande gewesen, sie in dieses Jammertal zurückzubringen“ [250]), sondern die Worte Franzens, die klingen wie Himmelsmusik.

Erst am nächsten Morgen ist der Rausch abgeklungen: „Was wohl der Vater darüber sagen wird?“ fragt sie sich, aus ihrem Schlafgemach hoch oben unter dem Dach wieder zurück ins Erdgeschoss und somit auf den Boden der Realität zurückgekommen, beim Betreten von Vaters Wohnstube. Barthle

[...] erwähnte mit keinem Worte das ihr so wichtige Ereignis, er sagte überhaupt gar nichts. Erst nach dem Morgenessen, als er schon den Türriegel in der Hand hatte, spottete er: „Man wird nun bald ein Schild neben deiner Schlafstelle aufhängen und ein Licht dazu stellen müssen, das wird man.“ [250]

Es war vorauszusehen, dass der vierschrötige Barthle nicht mit mehr Zartgefühl auf das für Mariann so wichtige Ereignis eingehen würde. Wie sollte er angemessen davon reden können? Er kann das nächtliche Ereignis nur verschweigen oder verspotten. Und Mariann? Hätte sie die Kompetenz und stünde es ihr zu, mit ihrem Vater offen darüber zu reden, was in der Nacht passiert ist und was es für sie persönlich bedeutet? Nein, darüber zu sprechen, das schaffen die beiden nicht. Und trotzdem erfährt Barthle — ganz ohne Worte —, was er gerne möchte:

Barthle hatte, während er das so gleichgültig als möglich sagte, Mariannen scharf beobachtet, dann schnell die Stube verlassen. Er hätte gern gewußt, ob das Mädchen den Ruhestörer hörte und verstand, und ihr Erröten hatte ihm mehr erzählt, als ihm lieb war. [250]

In der Natur Zum wirklichen, echten und ersten ernsthaften Gespräch zwischen Mariann und Franz kommt es erst unter freiem Himmel, in der Natur — an einem Ort, fernab von Vaters Garten und außerhalb der Reichweite seiner Ohren und abseits der kontrollierenden Blicke und spöttischen Bemerkungen der Nachbarn:

Mariann macht sich nach der oben beschriebenen Szene — ihre Verlegenheit vor dem Vater zu verbergen suchend — auf den Weg „hinaus in den grünen

duftenden Wald!“, um Zweige „junger Tannen“ zu sammeln fürs Zusammenkehren — der Besen „*war ohnehin alt und stumpf*“ [252]. Ob dies nun Zeitvertreib, Ablenkung, ein Hinweis auf das längst fällige Aufräumen, Hinauskehren im übertragenen Sinne oder schlichtweg das Erfüllen der Hausfrauenrolle sein mag — Mariann genießt die Ruhe in der Natur. Sie setzt sich dort auf ihr „*Reisbündelchen und dachte an den gestrigen Abend, sich jedes Wort wiederholend, was er gesprochen hatte*“ [252]. Die einzigen Zeugen ihrer Einsamkeit sind die Kälber, die „*die ordentlich zusammengebundenen Reiser mutwillig auseinander warfen*.“ [253] Plötzlich wird das Vieh unruhig, die „*schlanken Haselstauden*“ verbiegen sich, die „*Kühe fingen wild zu brüllen an*“, und „*[e]inen Augenblick später kam Franz [...] aus dem Gebüsch hervor*“ [253]. Mariann reagiert zunächst etwas verwirrt: Zuerst „*lief [Mariann] ihm entgegen, doch plötzlich stand sie still, sah ihn scheu, fast ängstlich an und wurde über und über rot*“ [254]. Nachdem sich die beiden „*[e]ine Zeitlang [...] schweigend gegenüber*“ stehen, sagt Franz:

„Ich hab’ heut’ nicht gefunden, was ich suchte, dafür aber nun etwas, das mir lieber ist als jenes.“ „Dann — ist dir besser gegangen als gestern“, wollte Mariann sagen, doch sie erschrak über das, was diese Rede verraten hätte und schwieg. Er sollte noch nicht wissen, daß sie ihn hörte. — Sollte er nicht? [254]

Während Mariann recht zerfahren agiert — erst läuft sie Franz entgegen, bleibt dann stehen, wird rot, setzt zum Reden an und bricht ab — zeigt die Äußerung des Franz, der auf die überraschende Situation mit einem beinahe philosophischen Satz reagiert, dass er hier oben deutlich besser zurande kommt als unten im Dorf vor dem Gärtchen des Barthle.

Mariann versucht nun, von ihrer Unsicherheit abzulenken und fragt „*nach einer Weile*“: „*Magst auch Brombeeren?*“ [254] Die Brombeeren hatte sie übrigens eigentlich für den Vater gepflückt, aber es ist das rechte Zeichen, sie in diesem brenzlichen Moment ihrem bemühten Gegenüber anzubieten. Damit hat das lange Hin und Her sein Ende gefunden: „*Im Schatten einer Tanne setzten sie sich zusammen aufs Moos*“; Mariann und Franz nehmen endlich — im wahrsten Sinne des Wortes — einen gemeinsamen Platz zum Reden ein. Die (vom Erzähler gekonnt geschilderte) Umständlichkeit, mit der die beiden einander näher kommen, kommt sogar den Kühen seltsam vor: Sie „*schüttelten [...] verwundert die Köpfe, schlichen langsam weg und begannen wieder zu grasen und zu schellen*“ [254]. Nach dem noch etwas ungeschickten Auftakt [„*Was macht der Vater heut’?*“] kommen die beiden dann doch schließlich ins vertraute Gespräch. Das nächtliche Erlebnis unter dem Fenster fungiert jetzt als passender Anknüpfungspunkt und Franz gesteht Mariann:

„[...] zuerst hätt’ ich am liebsten gleich fortlaufen mögen, dann aber ist’s in mich

gefahren, ich weiß nicht wie, und um alles in der Welt wär' ich nicht mehr weg.
Ja, ja, Anneli, da hab' ich gemerkt, daß ich alles, gar alles könnte für dich.“ [254]

Nun fasst sich auch Mariann ein Herz: „*Du hast prächtig geredet, ich hätt' dich noch lang hören mögen, wenn mir auch dabei nie recht wohl gewesen wäre*“ [254]. Und jetzt, endlich, wird ein Gespräch zwischen den beiden möglich. Einige Stunden später, als „*der Schatten aus dem Vorsatz heraufkroch und sie ernstlich ans Heimgehen erinnerte*“, und Mariann die Verabschiedung einzuleiten versucht, „*sagte Franz wehmütig*“: „*Du redest, ob wir voneinander müßten für lange Zeit*“ [255]. Mariann aber beruhigt ihn:

„Wir müssen gar nicht voneinander. Immer und überall bist du bei mir und sagst mir, was ich tun soll, oder nein, du brauchst mir's nicht zu sagen, ich weiß es, ich fühl's. Wir sind ja ganz eins, wenn wir das Beste tun wollen, gelt Franz?“ [255]

Franz erwidert ein knappes „*Ja*“, von dem es heißt, dass dem „*sonst so beredten Franz [...] diese Antwort zu trocken [schien], doch er fand augenblicklich keine andere*“ [256]. So gut also verstehen sich die beiden, dass sie, kaum, da sie eine gemeinsame Sprache gefunden haben, schon wieder ohne Worte auszukommen vermögen.

Die Szene wird abgeschlossen durch ein „*Jauchzen der beiden*“ welches „*den Bergen ringsum ihr Glück [verkündete] und der Widerhall gab's, ihre Stimmen zu einem Jubelrufe verschmolzen, wieder zurück*“ [256] — Es ist nun also auch nach außen hin dokumentiert: Hier haben zwei einander gefunden und die Berge sind die ersten, denen das *Glück verkündet wird*.

Möglicherweise mag dem Leser die Tatsache verwunderlich erscheinen, dass es in dieser so lang ersehnte Szene zwischen Franz und Mariann zu keinen innigeren Annäherungen kommt. „*Die Scene im Walde aber glaube ich nicht zärtlicher machen zu dürfen wenn Mariann eine Wälderin bleiben soll*“¹¹⁰, schreibt Felder in einem Brief an Rudolf Hildebrand.¹¹¹ Immerhin aber vereinigt ja der Widerhall die Stimmen der beiden als zu einem Rufe verschmolzen — das tut nach dem langen Aufeinanderzu und Voneinanderweg und dem Wirrwarr von Nicht-Miteinander-Sprechen-Können oder -Dürfen jedenfalls wohl, auch wenn es noch einige Zeit dauern wird, bis die beiden vor der Dorfgemeinschaft öffentlich ihr Glück verkünden dürfen.

¹¹⁰ Felder an Rudolf Hildebrand, Brief vom 19. 8. 1866, in: Felder, FMF Werke, Bd. 9, S. 61

¹¹¹ Im gesamten Roman kommt es zu keiner einzigen wirklich (körperlich) zärtlichen Begegnung. Die einzige Andeutung in dieser Richtung ist die der Mutterliebe: Als Franz vom Alpsommer nach Hause kehrt, heißt es von Marie: „*Glücklich wie ein Mädchen, dessen Geliebter siegreich aus blutigem Kriege heimkehrt, stand sie unter der Haustür. Zuerst war es ihr, daß sie Franz entgegen hätte eilen und ihn auf der Gasse begrüßen und umarmen mögen; doch sie sah den Sepp, sah die vielen anderen Leute nun auch und jetzt war sie ganz ruhig und wischte sich die Augen mit zitternden Händen.*“ [155 f.]

7.3.2 Rösle

Das Rösle wirkt auf den ersten Blick wie eine eher unbedeutende, blasse Nebenfigur: Es liegt an seinem Wesen, nicht aufdringlich zu sein oder großartig auffallen zu wollen — und ebenso zeigt sich dies — über weite Strecken — auch den Lesern. Es tut, vor allem im ersten Teil des Romans, brav und gediegen seine Arbeit und wird, gleich im zweiten Kapitel des ersten Teils, in dem sich die Kirchgänger nach der Messe vor dem Regen in den „Adlerwirt“ flüchten, in den Text eingeführt, als eine, die die „Groschengläschen [...] mit Branntwein füllte[,] ohne um“ das der am Stammtisch sitzenden Männer „Begehren zu fragen“ [28].



Rösles Redebeiträge sind — gemessen an anderen Figuren — relativ unspektakulär: 37% der von ihr getätigten Sprechhandlungen sind Repräsentative (*beschließen, erzählen, mitteilen, nennen, reden, sagen*), an zweiter Stelle rangieren mit 19% die Direktive, wobei besonders das *fragen* (neben *bitten, errufen, rufen, Bedingungen machen*) die quantitativ stärkste Redehandlung ist. Am dritthäufigsten sind die Expressive (*aufschreien, ausrufen, Klage, klagen, rufen*), wobei fast alle in Zusammenhang mit dem Gewährwerden der Flucht des Adlerwirts stehen und dem Realisieren, dass er die Familie mit einem riesigen Schuldenberg zurückgelassen hat. Am häufigsten von allen Sprechern ist es das Rösle, dem angesichts einer bewegenden Situation die Stimme versagt: Gleich dreimal gerät es ins *[S]tottern* [vgl. 315, 315, 321]. *Beten* hört und sieht man das Rösle übrigens kein einziges Mal.

Die Verwendung des Neutrums für den Namen des Rösles wirkt für Osman Durrani zwar so, „als ob die bezeichneten keine rechten Menschen wären“ — er

nennt als Beispiel dafür auch „[d]as Annele“ oder „[d]as Weberle“¹¹² —, dieser Einschätzung muss aber widersprochen werden: Abgesehen davon, dass Durrani den Namen des Rösle nicht richtig erlesen hat (er spricht durchgehend vom „Rösele“), ist die Diminutivform der weiblichen Namen im Falle des Rösle oder Annile *nicht* abwertend gemeint. Dies lässt sich besonders an dem von Durrani erwähnten Namen „Annele“ belegen, der sich übrigens in der von Durrani genannten Form im Text *nicht* findet, sondern es ist, wenn, dann nur vom „Annile“ die Rede: „Annile“ oder auch „Anneli“ steht für Mariann und wird nur als *Kosename* vom Franz und vom Barthle gebraucht, also von zwei Männern, die dem Mädchen sehr viel Liebe entgegen bringen und den Namen dann gebrauchen, wenn eine besondere Innigkeit zum Ausdruck kommen soll.¹¹³ Auch das Rösle ist eine durchwegs positiv gezeichnete Figur, freilich wird ihm vom Erzähler viel weniger Aufmerksamkeit geschenkt und von daher wirkt es auch blasser bzw. unscheinbarer als Mariann.

Das Rösle wird — wie die anderen Figuren auch — nicht seinem Aussehen nach beschrieben, sondern durch sein Sprechen und Handeln: Wir wissen also nicht, ob es sich beim Rösle um eine große oder kleine, dicke oder dünne, schwarzgezopfte oder blondgelockte Figur handelt, erleben es aber als den Gästen im Adlerwirt gegenüber höflich und duldsam, fleißig und gewissenhaft. In der Rede des Klausmelker, der dem Rösle gegen Ende der Geschichte mit einem Heiratsangebot seine Aufwartung macht, ist ein einziger — ebenfalls vager — Hinweis auf ihr Äußeres gegeben, wenn er sagt: „*Ich traf das Rösle vor der Tür mit Aufräumen beschäftigt. Wie doch das unterdessen so groß und schön und ernst geworden ist!*“ [120] Aus der Sicht des auf das Rösle eifersüchtigen Vaters, weil der Senn sich nicht für die eigene Tochter Mariann entschieden hat, erscheint es dem Barthle hingegen als das Rösle „*mit dem Stumpfnäschen und den dicken Backen*“, welches „*seinem freilich etwas blasserem, sonst aber viel schöneren Kinde vorgezogen*“ [325] wurde.

In der Personenliste wird es als „*Rösle, die Tochter des Adlerwirts*“ [16] bezeichnet, das bedarf allerdings einer genaueren Erklärung: Eigentlich ist es die einzige Tochter des braven, alten, bereits verstorbenen Adlerwirts [vgl. 28] und nur die Stieftochter des moralisch zweifelhaft dargestellten, unsittlichen und skrupellosen jetzigen Adlerwirts, mit dem Rösles Mutter — wie es scheint — so schlecht und recht zusammen lebt: Immerhin aber führen die beiden gemeinsam das Wirtshaus und haben Kinder gezeugt, „*ein Gretle*“¹¹⁴ und ein Bäbele und weiß

¹¹² Durrani, Der Bauer und das Buch, S. 30

¹¹³ Beispielsweise in [208]: „*Lieblichere Bilder umschwebten ihn, und „Marianna, Anneli“ hauchte er [Franz] leise, als der Engel des Schlafes ihm die Augen zudrückte.*“, oder in [256]: „*Der Franz, sagte er [Barthle] mit eigentümlichem Lächeln, habe ihn daran erinnert, daß das Anneli kein Kind mehr sei.*“

¹¹⁴ Es ist interessant, dass Klausmelker an dieser Stelle, da er noch keinen näheren Kontakt zum Margretle hat, ihren Namen falsch ausspricht. Erst als das Rösle seinen Heiratsantrag

Gott was alles“ [283], so beurteilt Klausmelker die Familiensituation. An anderer Stelle spricht das Rösle auch von „*meine[n] lieben Brüderle*“ [307], also gibt es offenbar auch Söhne aus dieser Verbindung.

Das fleißige Rösle ist jedenfalls nicht nur eine wichtige Arbeitskraft in der Wirtsstube, sondern scheint auch die emotionale Stütze der Mutter zu sein: „*Es ist allen im Hause alles*“ [283] beschreibt Mariann Rösles Stellung in der Familie. Aus Mangel an anderen sozialen Kontakten beteiligt sich das Mädchen, wenn Zeit dafür bleibt, an den Stammtischgesprächen im Adlerwirt, manchmal versucht es auch regulierend einzugreifen: „*[...] da die Gäste, als es wieder kam, noch immer vom Sepp redeten, suchte es endlich selbst sie auf etwas anderes zu bringen*“ [37]. Mitunter wird dem Rösle „*bei diesen Schwätzereien die Weile zum Sterben lang. Immer wieder schaute es zum Fenster hinaus*“ [37]. Dass es nicht zu den Gebildetsten im Dorf gehört, zeigt sich, als es versucht, am Gespräch über den Sepp und sein vermeintliches Dasein als Freimaurer, zu partizipieren: „*Was sind denn die Freimaurer eigentlich?*“ fragte das Rösle. „*Sind es Zwerge oder Venedigermännle oder was?*“ [38] Hier fungiert es also als eine Art stereotypes Sprachrohr der Unwissenheit und Vorurteile, welche in der Gemeinde kursieren. Ansonsten kümmert es sich wenig um die Geschichten, die am Stammtisch erzählt werden, nur einmal hört „*das Rösle aufmerksam zu[...], welches sonst immer auf der Ofenbank einzuschlafen pflegte*“, und zwar als der Hansmichel, im „*erhebenden Bewußtsein [...], heute doch auch einmal der Wichtigste unter allen gewesen zu sein*“ [264], in der Wirtsstube erzählt, was „*ihm das Weberle unter dem Apfelbaum mitteilte*“: „*Und wirklich, das war einmal eine Neuigkeit! Dem Rösle machte sie eine schlaflose Nacht.*“ [264] Das mag freilich auch mit dem angedeuteten Naheverhältnis zu tun haben, das einst zwischen dem Rösle und dem Klausmelker bestanden hat: Aus der Sicht des Klausmelkers erscheint es als „*der Engel seines Paradieses, die geliebte Mitgenossin der glücklichsten Stunden seines Lebens*“: „*Mit ihm hatte er seine Spiele gespielt, mit ihm seine stolzen Zukunftspläne entworfen*“ [312] — es ist also nicht verwunderlich, dass das Rösle angesichts der Geschichte des Hansmichel¹¹⁵ hellhörig und aufgeregt wird.

Das Rösle findet sich nur von schwierigen Männern umgeben: Da ist zum Ersten der Stiefvater, der Adlerwirt, der dem Rösle das Leben schwer macht: durch seinen offenbar mitunter brutalen Umgang mit dem Mädchen — im Dorf (bzw. den anderen Figuren) ist bekannt, dass „*der sie oft sogar mißhandelt hatte*“ [314] und dass die Mutter und es selbst „*von diesem Manne [...] schon so viel hatten ausstehen müssen*“ [309] —, dann durch seine Flucht, weil er die Familie im Stich und mit einem riesigen Schuldenberg zurück lässt. Zum Zweiten ist da der

ablehnt, beginnt er sich für das vermeintliche Gretle, das in Wirklichkeit das Margretle ist, zu interessieren.

¹¹⁵ Diese wurde im Abschnitt über das Weberle genauer besprochen, vgl. 7.2.6

Klausmelker, der sich, nach Rösles Ansicht, so sehr verändert hat, dass es in ihm den einstigen Jugendgefährten nicht mehr wiederzuerkennen vermag: Aus dem Grund schlägt es auch seinen Heiratsantrag aus. Zum Dritten ist auch der Senn — trotz aller Gutmütigkeit — im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht nicht der feinfühligste und es dauert seine Zeit, bis er endlich Rösles Herz gewinnen kann (vgl. dazu 7.2.4).

Echtes Profil, Courage und Charakterstärke zeigt Rösle, als die Flucht des Adlerwirts nach Amerika bekannt wird, auch wenn es sich zunächst wie die sprichwörtliche ‚Drama-Queen‘ gebärdet:

„Ja, Sepp, alles, gar alles ist hin!“ klagte das Rösle; „sogar noch den Wein für den Dienstag hat er entlehnt, um sich Geld in den Sack zu machen. Es ist ein Elend, und doch wollten wir gern von allem nichts sagen, aber die Schand’, die er auf uns ladet, und die Sünd’, die er mitnimmt. Die Mutter —“ heftiges Schluchzen erstickte seine Stimme. Endlich nahm es wieder alle Kraft zusammen und fragte: „Aber um Gottes willen, Sepp, was sollen wir tun?“ Sepp sagte etwas rau: „Da frag’ einen, der gerade mehr guten Rat bei sich hat. Keine der Schulden also, von denen mir der Spitzbub vorschwätzte, ist bezahlt?“ „Nein“, hauchte das Rösle. Eine Zeitlang war alles still, dann plötzlich schrie das Mädchen auf: „Und der Vater ist fort und hat die Mutter verlassen, hilflos, schutzlos, in Not und Verzweiflung.“ [307]

Aus der Sicht des Franz erscheint das Rösle in dieser Szene wie

[...] eine Heldin so gut als eine. Opferte es doch der Ehre der Seinen seine ganze Zukunft [...] das Rösle tat viel, tat mehr, als Franz von einer Wälderin — das Anneli ausgenommen — erwartet hätte. [308]

Dann aber beschließt das Rösle, die vom Adlerwirt verursachten Schulden, selbst abzuarbeiten, indem es versucht eine Arbeit als Magd zu finden: Ähnlich wie Jeremias Gotthelfs „Elsi“ (die ebenfalls unter ihrem Vater, einem Wirten, zu leiden hat, der den gesamten Besitz heruntergewirtschaftet hat¹¹⁶) geht das Rösle nun von Haus zu Haus, um als Magd anzuheuern. Es widersteht tapfer den vielen bösen Worten der Gemeinde und den Zurückweisungen und landet schließlich vor dem Haus des Sennen: Hier kommt es endlich zur Aussprache — man kann es eigentlich gar nicht so nennen, viel zu rasch sind sich die beiden einig, — also besser: zur Einigung mit dem Senn, da dieser fragt: „*Willst du nicht lieber mein Weib werden als meine Magd?*“ [321] Diese Szene ist näher im Abschnitt über den Senn beschrieben, vgl. dazu 7.2.4 und dort ist auch zu lesen, wie die persönliche

¹¹⁶ „Bald hielt er [Elsis Vater, ein reicher Müller, der eine Gaststube besitzt] eine ganze Stube voll Leute zu Gast, bald prügelte er alle, die in einem Wirtshause waren, und leerte es; am folgenden Morgen konnte er dann ausmachen um schwer Geld dutzendweise. [...] Geldmangel riß ein [...]. Eine ungeheure Schuldenlast kam an Tag, der Geltstag brach aus, verzehrte alles, und der reiche Müller ward ein alter, armer Hudel, der in der Kehr gehen mußte [...]. Weit weg wollte es [das Mädchen, Elsi] ziehen, Dienst suchen als niedere Magd an einem einsamen Orte [...], in: Gotthelf, Elsi, die seltsame Magd, S. 107–110

Geschichte zwischen den beiden ausgeht: Bereits zum Zeitpunkt der Hochzeit von Mariann und Franz sind das Rösle und der Senn bereits glückliche Eltern von „zwei jungen Sennen“ [426].

7.3.3 Marie

[...] wie unendlich mildernd in diese sie den Menschen entfremdenden, traurigen Verirrungen die edle Mutter wie ein sanfter Engel eingreift, wie sie des Weibes Mission auf Erden so herrlich erfüllt, das feindselige Verhältnis beider Teuern zur Außenwelt und sie selbst wieder umfaßend mit der heißesten Liebe der Gattin und Mutter, Versöhnung stiften wollend zwischen allen Conflicten.¹¹⁷

So beschreibt Albert Ilg, „Studirender der Philosophie. Wien, Universitätsplatz“¹¹⁸, ein großer Bewunderer Felders, nachdem er endlich in Wien „des Werkes habhaft werden konnte“¹¹⁹, die Rolle von Marie — schöner und prägnanter lässt es sich eigentlich nicht sagen.

Marie, Ehefrau des Sepp und Mutter des Franz, ist eine der liebenswürdigsten Figuren der „Sonderlinge“: Sie ist eine couragierte, sympathische Frau von hoher sozialer Intelligenz und mit einem großen Herzen. Sie liebt ihren Sohn über alles und ihrem Mann steht sie, liebevoll und treu, fest zur Seite, seine schwierigen Seiten verständnisvoll annehmend und so gut als möglich austarierend. Ihre Gesprächshaltung ist durchgehend dialogisch, wobei ihre Worte in überwiegendem Anteil entweder an ihren Mann oder ihren Sohn gerichtet sind. Sie schert sich im Großen und Ganzen nicht ums Gerede im Dorf, aber sie leidet sehr, wenn sie hört, wie die Altersgenossen des Franz oder die Tagelöhner des Sepp [vgl. 132] über Franz lästern. Wenn sie in solchen Situationen dann „zu ihrem Manne“ sagt: „Aber Sepp, du machst doch aus unserm Buben einen recht stolzen, eigensinnigen, daher unglücklichen Menschen“, der Sepp sie daraufhin aber schroff zurückweist, so kann sie damit nur schwer umgehen: Ihr kommen „diese Reden grausam hart vor, doch wagte sie selten etwas zu erwidern und ging gewöhnlich hinaus, um ihre Tränen zu verbergen.“ [133] Insgesamt hat Franzens letztlich doch gute Entwicklung bestimmt viel Mariens Einfluss zu verdanken: Oft „erlaubte und verbot“ sie „gegen den Willen Sepps ihrem Lieblinge manches“ [61], auch „konnten Marie und Franz [(s)tundenlang] reden“ [303]. Zu Franz hört man sie nie ein schlechtes oder böses oder ungeduldiges Wort sagen und *jammern* hört der Franz die psychisch sehr stabil wirkende Frau nur im Traum (vgl. „sah er die Mutter jammernd neben Kühen [...] stehen“ [134]). Als Franz mit dem feierlichen Alpbazug zurück ins Dorf kommt, steht sie „[g]lücklich wie ein Mädchen, dessen Geliebter siegreich aus blutigem Kriege heimkehrt [...] unter der Haustür“ [155].

¹¹⁷ Albert Ilg an Felder, 2. Brief ohne Datum, vgl. Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 381

¹¹⁸ Albert Ilg an Felder, 1. Brief ohne Datum, vgl. Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 333

¹¹⁹ Albert Ilg an Felder, 2. Brief ohne Datum, vgl. Felder, FMF Werke, Bd. 10, S. 374

Den Vorwurf, mit Franz zu weich und zu zärtlich zu sein, muss sie sich wohl häufig von ihrem Mann anhören: Beinah fröhlich stellt der Sepp fest, als er Franz auf der Alpe besucht, dass der „Küher“ sich „*schon bedeutend verändert*“ habe „*in den drei oder vier Wochen*“ [114]. Der Franz hängt sehr an der Mutter — was der folgende Textausschnitt zeigt —, der Sepp hingegen hat an dieser exklusiven Bindung keine rechte Freude. Er sagt zum Franz:

„Jetzt würde die gute Mutter staunen, wenn sie sähe, wie es die Hitze der letzten Woche deiner schönen weißen Haut gemacht hat. Wenn das so fortgeht bis am Herbst, wirst du deinen Mädchenkopf ganz verlieren und nur noch an den blauen Augen wird man dich als den Sohn deiner Mutter erkennen.“ „Wenn ich nur sonst ihr ähnlich bin im Guten und Rechten!“ erwiderte Franz. „Aber wie geht es ihr? Ist sie gesund und wohlauf?“ „Ja, alles in der Ordnung, nur wegen deiner hat sie bei dem schlechten Wetter grausam viel Kummer gehabt.“ [115]

Marie weiß, dass Sepp der allzu großen Mutterliebe nichts abgewinnen kann, als sie ihren Sohn im Festzug der von der Alpe Heimkehrenden erblickt, ist ihr erster Impuls

[...] daß sie Franzén entgegen hätte eilen und ihn auf der Gasse begrüßen und umarmen mögen; doch sie sah den Sepp, sah die vielen anderen Leute nun auch und jetzt war sie ganz ruhig und wischte sich die Augen mit zitternden Händen. [155 f.]

Eine besonders humorvolle Szene, die der Charakterisierung Maries dient und ihren Sonderstatus vor allen anderen Frauen unterstreicht, ist die, in der der Erzähler die „Putzsucht“ der Hausfrauen im Dorf aufs Korn nimmt:

[L]ächerlich erschien ihr [Marie] die Sucht vieler Weiber, als recht ordnungsliebend zu gelten, und die Mittel, wodurch sie diesen Zweck zu erreichen suchen. Es kam ihr recht närrisch vor, wenn sie ihre Nachbarinnen den ganzen Tag mit Besen im Hause und hauptsächlich vor demselben herumfahren sah. Trat sie dann einmal in die Wohnstube einer dieser „Ordnungsliebenden“ ein, so sah es da freilich aus wie in einem Pfarrhof, und das Weib stand mit dem Waschlumpen in der Hand vor der Haustüre und rief, wie Gott dem Moses, jedem Eintretenden zu: Ziehe aus deine Schuhe! In den übrigen Zimmern und Winkeln dagegen war eine Ordnung, die eigentlich einen ganz anderen Namen verdient hätte, so daß Marie es den gar so säuberlichen Nachbarinnen und Basen nicht verargen konnte, wenn sie dieselben jahrelang nie zu betreten wagten. Marie hielt gewiß soviel auf Ordnung als eine, aber es war ihr weniger um den Schein, als um die Sache zu tun. Das Pharisäertum in der Haushaltung war ihr ebenso zuwider, als ihrem Manne das andere. [86]

So resümiert der Erzähler über das weitgehend harmonische Zusammenleben von Marie und Sepp: „*Es gibt nicht viele Bauern, die so denken wie Sepp, und gar nichts tun, gar kein Opfer bringen des lieben Scheines wegen; aber noch viel seltener sind Weiber, die zu solchen Sonderlingen passen.*“ [85]¹²⁰

¹²⁰ In seiner Autobiographie wird Felder einige Jahre später über sein „Wible“ schreiben: „*Es war halt eben auch — ein Sonderling*“ [AML 286].

Die einstige arme, aber „schöne“ Magd [54] des reichen Haldenbauers — es finden sich keine (anderen) Attribute, die ihr Aussehen wiedergeben — hat nicht nur den Sepp nachhaltig beeindruckt, auch der Barthle hätte eigentlich, wie im Laufe der Geschichte mehrmals durchsickert, viel lieber die Marie und nicht die Tochter des Haldenbauers zur Frau genommen: *„Wenn ich dem Herzen gefolgt hätte, dann [...] ständ’ Freimaurers Weib an meinem Bett und alles — alles wär’ ganz anders“* [407], klagt er, über sein Leben Bilanz ziehend, am Totenbett. Und Barthle hat schon recht: Eine Gattin und Mutter, wie Marie sie verkörpert, ist der entscheidende Faktor für das Gelingen des Lebensglücks.

Der Erzähler ist jedenfalls der Ansicht, dass der Sepp, *„obwohl ihm als Bauer fast jedes Unternehmen glückte, ein bedauernswerter Mann gewesen“* wäre, wenn er *„nicht einen Engel zur Seite gehabt hätte, der ihn mit Liebe und Sanftmut zu leiten wußte“* [58]. Durch Mariens Einfluss gelingt es dem Sepp, sich *„wenn auch nicht mit seiner Umgebung, so doch mit seinem Schicksal zu versöhnen“*: *„Marie war, wie wenige, dazu befähigt, häusliches Glück zu schaffen“*, vor allem auch deshalb, weil sie *„den Sepp mit einem F r a n z erfreute“* [58]. Die Ehe von Marie und Sepp kann insgesamt als sehr glücklich und gelingend charakterisiert werden, warum aber Franz *„das e i n z i g e Kind [blieb]“* [58], verrät der Erzähler seinen Lesern nicht — vermutlich hat dies (nicht beziehungs-technische, sondern) eher handlungsrelevante Gründe, um Franzens Sonderstatus besser darstellen zu können.

Die Kindererziehung ist das Streitthema zwischen den Eheleuten schlechthin: Obwohl die sonst so sanfte und gutmütige Marie ihrem Mann den Rücken stärkt und immer das Beste von ihm annimmt, ganz egal wie böse auch im Dorf über ihn hergezogen wird, versetzt die *„Entschiedenheit“*, mit der Marie mitunter *„gegen die Art und Weise seiner Erziehung und ihren Zweck“* vorgeht, den Sepp *„in Erstaunen“* [60]. Versucht die gute Marie, im *„Kampf der Mutterliebe und dem Pflichtgefühl der Gattin“*, bei der Erziehung des Sohnes mitzureden, schimpft Sepp, dass sie rede *„wie ein Weib, das immer zittert, immer zagt“*. Marie weiß auch, dass in den meisten Fällen *„[a]lles Reden [...] umsonst“* ist und so *„unterdrückte“* sie viel mehr *„als sie sagte“*. Ihre Plädoyers zur weniger strengen Erziehung tut der Sepp, der ansonsten viel auf seine Frau hält, schlicht als *„[d]ummes Bauerngeschwätz!“* [60] ab, ja es

[...] tat ihm in der Seele weh, daß sein Weib, mit dem er nun schon so manches Jahr im schönsten Frieden gelebt hatte, gerade in dem wichtigsten Punkte gegen ihn war, ja sich auf die Seite seiner Gegner stellte. Häufig mußte er von ihr den Vorwurf hören, er mache sein Kind unglücklich, da er es immer zu Hause behalte, statt es schon jetzt durch den Umgang mit andern Altersgenossen zur Nachgiebigkeit und zu manchem andern zu gewöhnen. [60]

Zuweilen aber geht Marie dann doch *„der Mund über“*, weil *„das Herz zu voll*

„Aha! Steckt es da?“ sagte Sepp heiter; „nun wegen dem mach’ du dir nur keine Sorgen; Franz ist einer, der an jeden Finger zwei Mädchen bekommt, lauter von den schönsten, bravsten und hübschesten, wenn er nur will. Es gibt in unserm Ländchen noch ganze halbe Kirchen voll und nur wenige würden ihm nein sagen!“ Wo ist wohl die Mutter, der so eine Rede nicht wohl täte und die dem Redenden nicht wieder gut würde, auch wenn es derselbe wäre, der noch vor kurzem einen Strich durch ihre Lieblingsrechnung machte? Freilich kann sie so wenig als eine Glocke auf einmal schweigen, aber ihre Rede ist nicht mehr Sturmgeläute, sondern nur noch das Verklingen des letzten Tons, welches dann allerdings zuweilen etwas lange währt. Wie um sich zu entschuldigen, sagte Marie, sie würde nichts gesagt haben, wenn es sich nicht um Franzens Glück handelte, aber eine wie die Mariann gebe es weit und breit nicht mehr; sie meine nicht wegen dem Vermögen oder der Hübsche allein, sondern hauptsächlich wegen der Gutheit. [90]



452

imstande ist. An zweiter Stelle rangieren mit 28% die Direktive, die zum typischen Sprechaktrepertoire einer Mutter gehören: *erlauben* und *verbieten*, *trösten*, *warnen* und *einschärfen* und auch *Predigt halten* gehört hierher.

Was es mit der besonderen Form der Predigt, mit der so genannten *Lederhosenpredigt*, auf sich hat, zeigt die folgende Textpassage: Dabei geht es um ein typisches Thema zwischen Eltern und ihren Kindern, nämlich um das Tragen der angemessenen Kleidung. Marie erinnert sich zurück — und es ist gleichzeitig auch ein Reflex auf eines der Themen der Auseinandersetzungen zwischen Marie und Sepp:

„Es wäre wahrhaftig schade, wenn du andere als Wälderkleider trügest. Weißt du’s auch noch, wie ich mich um deine Lederhosen habe wehren müssen gegen den Vater? Der hat immer gelärmt, er wolle aus dir einen Menschen, keinen eingezwängten, verbauerten Bregenzerwälder machen, und um das, was Brauch sei, kümmerge er sich gar nicht. Nun ich glaube, du darfst dich jetzt neben jedem verbauerten und jedem nicht verbauerten Menschen sehen lassen.“

„Mutter“, sagte Franz lächelnd, „Ihr macht mich wieder stolz wie damals, als Ihr mir noch beinahe täglich Lederhosenpredigten hieltet und mir sagtet, ich werde doch nicht in der Welt herumlaufen wollen wie die Schneider und die fechtenden Handwerksburschen, an denen ihre langen Fetzen herumlottern wie ein alter Strumpf an einem Rechenstiel.“ [165 f.]

Den direktiven Sprechakt *befehlen* wendet die gute Marie nur gegen sich selbst an: „*Nur sich selbst befahl sie stets mit Sprüchen und allgemeinen Redensarten, für ihren Liebling hatte sie immer eigenes genug.*“ [225] Dass mit 17% die expressiven Sprechakte an der dritten Stelle ihrer Redeeinträge stehen, passt auch gut zu Maries Charakter: Impulsiv ist sie und sie scheut sich auch nicht davor, Gefühle zu zeigen, wenn es etwa darum geht, „*ihre Freude darüber auszusprechen, daß Barthle wieder einmal ihr so lange gemiedenes Haus betrat*“ [271], ob sie „*„Wunderlicher, ehrgeiziger Mann!“ zürnte*“ [197] oder ob sie „*„Jesus, Maria und Josef!“ schrie*“ [194], als sie ihren beim Alpsonntag verwundeten Sohn erblickt. Ein besonders schönes Bild ihrer Impulsivität und Fähigkeit zur Empathie zeigt die Liste ihrer Redeeinträge mit *rufen*:

- „*Um Gottes und Christi willen!*“ rief Marie ihm entgegen [57]
- „*Gottlob!*“ rief Marie [57]
- „*Prächtig!*“ rief sie [165]
- „*Gott Lob und Dank!*“ rief diese aufatmend [194]
- „*Mann*“, rief Marie plötzlich, „*warum gehst du denn noch in die Kirche?*“ [199]
- „*Gott Lob und Dank!*“ rief die Mutter [221]
- „*Jetzt ist’s gefehlt!*“ riefen Mutter und Sohn zugleich [235]
- „*Grüß Gott!*“ rief sie [271]
- „*Es ist doch ein Elend!*“ rief Marie unwillig und verließ die Stube [272]

- *Mit einer ungeheuren Kraftanstrengung sich aufrichtend, rief sie: „Und wir sind noch da? Rettet, helft, kommt!“* [396]

Maries gesundes Gottvertrauen zeigt sich nicht nur in den hier angeführten Ausrufen, sondern auch darin, dass sie häufig beim Gebet anzutreffen ist: In ihrer Gegenwart wird nicht nur stets das konventionelle Tischgebet verrichtet, sie kommt auch in Barthles Haus, *„um für den so schnell verstorbenen Hansmichel zu beten“* [395]. Als sie dabei erfährt, dass der Sepp in größter Gefahr schwebt, beginnt für sie *„die schrecklichste [Nacht] ihres Lebens“* und wie sie diese verbracht hat, das

[...] weiß nur Gott, zu dem sie die heißesten Gebete für den Gatten emporsandte, und kann nur der sich vorstellen, der während einer fürchterlichen Schlacht zitternd und betend für seine Liebsten, Teuersten dem Donner der mörderischen Kanonen lauschen mußte. [397]

8% von Maries Redebeiträgen dokumentieren den Bereich des Schweigens oder Verstummens: In den meisten Fällen handelt es sich dabei um Redeverbote seitens des Sepp, wenn es um Franzens Erziehung geht. Die Stimme versagt der glücklichen Marie, als der Sepp, von seinen Rettern zurück ins Tal gebracht, der *„mit freudestrahlendem Gesicht und nassen Augen im Kreise seiner Retter stehenden Marie die Hand“* reicht: *„Gesprochen wurde lange Zeit kein Wort.“* [402]

Die Wandlung, die der Sepp durch das Lawinenunglück durchlebt und die Reifung des Franz machen Marie glücklich wie nie zuvor: Sie selbst ist eigentlich während des Handlungsverlaufs die gleiche geblieben und hat keine explizite Entwicklung als solche erfahren. Aber sie hat nun nicht mehr einen Sonderling zum Mann und einen Sonderling zum Sohn, sondern beide sind jetzt im Dorf anerkannte Männer und so darf sie die wohl verdienten Früchte ihrer Mutter- und Gattenliebe ernten:

Glücklich und still war Franzens gutes Mütterlein bisher neben Sepp im Herrgottswinkel gesessen und nur selten wendete sich der freudestrahlende Blick vom Brautpaar weg den vielen Gästen zu, die sich um ihre Lieben versammelt hatten. O, wie war sie so stolz heute und doch auch wieder so demütig, wenn sie einmal dankend zum Bilde der ewigen Liebe emporschaute! All ihre schönsten Wünsche und Hoffnungen waren erfüllt. Das heutige Fest war nicht nur für ihre Angehörigen ein Fest der Liebe, der Versöhnung, sondern für alle Dorfbewohner. Ihre Teuersten wurden von allen hochgeschätzt und — sie verdienten es. Wie war jetzt alles so ganz anders, als da sie und Sepp als Brautleute wie Ausgestoßene im hintern Stühle saßen. An all das seit damals Erlebte mußte sie sich wieder erinnern und von dem, was am Brauttische geredet wurde, schien sie gar nichts zu hören. [427 f.]

Abschließend kann man sich eigentlich nur Sepps Prosit-Spruch anschließen: Er erhebt nämlich das Glas, *„Marien seliger zulächelnd, als vielleicht sogar an*

seinem eigenen Hochzeitstage“ und ruft: „Es leben die Weiber, die immer dul-
denden, hoffenden, sorgenden!“ [429]

7.3.4 Zigeunerin



Dass im hintersten Bregenzerwald eine (einzelne) Zigeunerin auftaucht, mag auf den ersten Blick sonderbar anmuten. Wie Artur Schwarz in seinem Kommentar festhält, war die „Bettelei [...] in früheren Jahrhunderten“ ein schwerwiegendes Problem:

Oft kamen heimatlos gewordene Leute in die Talschaften und wurden dann nicht ungen wegen eines Deliktes, das in der Gemeinde gemeldet wurde, verdächtigt, aufgegriffen und in den Turm geworfen. Diese Armen gingen oft einem schweren Schicksal entgegen. Seitdem durch Maria Theresia eine humanere Malefizordnung in Übung gekommen war, kam umso mehr die Landesverweisung auf, was den Bettelstand vergrößerte. Bettlerinnen [...], nicht nur Zigeunerinnen, gingen mit dem Sack auf dem Rücken von Haus zu Haus. Auch „Karrenzieher“, Dächleflicker, Scherenschleifer und Korbflechter waren im Sommer Gäste, mit denen man vorliebnehmen mußte.¹²¹

Die Darstellung der Zigeunerin ist eine, die auf mehreren Ebenen von der anderen Figuren abweicht: Sie erscheint als ein durch und durch böses und widerwärtiges Geschöpf, ist die einzige unsympathisch und unmoralisch gezeichnete weibliche Figur. Sie durchlebt auch keinerlei Reifung oder Weiterentwicklung und erfährt schon gar keine Rettung aus ihrem Schicksal: Weder die Figuren noch der Erzähler ist bereit, Mitleid zu zeigen oder darauf hinzuweisen, dass wohl auch

¹²¹ Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 462

hinter ihrer Lebensgeschichte ein tragisches Abrutschen in die sprichwörtliche Gosse steckt, aus der heraus sie so agiert wie sie agiert.

Was sie jedenfalls im Laufe ihres Lebens gelernt hat, ist: die Kraft des Sprechens für sich zu nützen und mit ihren Worten andere zu manipulieren. Die Zigeunerin ist — an der Anzahl ihrer Redebeiträge gemessen, es sind derer nur 32, — eine beinahe unbedeutende Nebenfigur. Trotzdem bleibt kaum ein anderer Auftritt so folgenreich wie der ihre: Ihr erstes Erscheinen, der Besuch beim Barthle, markiert jenen Punkt in der Handlung, von dem an es mit dem Barthle kontinuierlich abwärts geht. Osman Durrani geht sogar so weit zu sagen, dass die eigentliche Romanhandlung überhaupt erst mit ihrem Auftritt beginne.¹²²

Skizzieren wir zunächst Art und Bedeutung ihres Auftretens, um dann die perlokutionäre Wirkung ihrer Worte verfolgen zu können: Ihre erste Ankündigung erfährt die Zigeunerin — die ohne genauere Namensnennung bleibt — durch den Klausmelker, der

[...] an einem Sonntage beim Mittagessen von so einer halben Hexe erzählte, die jetzt im Dorfe herumschwätze, alles Vergangene und Künftige wissend, und sich viel Geld zusammenbringe durch ihre List. [290]

Obwohl Barthle sich sofort darüber empört, „*so etwas leidet man in einer christlichen Gemeinde? Kann man denn dem gottlosen Unfug nicht ein Ende machen?*“, ist es er selbst, der — trotz der Ankündigung — das nächste Opfer der ominösen Dame wird. Schon kurze Zeit nach dem Gespräch sieht er „*ein Weib ohne Kopfbedeckung mit wirr herunterhängenden, rabenschwarzen Haaren, die auch das braune Gesicht fast ganz bedeckten*“, auf sein Haus zukommen, insgesamt ein „*widerwärtige[s] Geschöpf in den vielen buntfarbigen Fetzen*“ [290]. Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass gerade die Beschreibung dieser Figur, im Vergleich zu den anderen, besonders detailliert ausfällt.

Den Barthle aber, der bereits vorgewarnt wurde und fest entschlossen ist, den unerwünschten Besuch „*so zu begrüßen, wie man es nach seiner Ansicht in jedem Hause tun sollte*“, verlässt mit einem Mal seine Willensstärke:

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief die Eintretende feierlich und setzte sich dann ohne weiteres aufs Kanapee. „In Ewigkeit“, murmelte Barthle; aber erst, als er sich von Staunen und Schrecken über das, was er sah und hörte, wieder ein wenig erholt hatte. [290]

Der christlich-fromme Gruß der Fremden hat eine solche Macht, dass Barthle, wie es die Konvention vorschreibt, zurückgrüßt. Die Tatsache, dass gerade diese Hexe den Namen Jesu Christi ausspricht, legitimiert sie in Barthles Augen als eine, die mit dem Teufel gar nicht im Bund stehen kann, an anderer Stelle heißt es: „*Die Person redete vom Weihwasser und eine Hexe würde das nie und nimmermehr*

¹²² vgl. Durrani, Der Bauer und das Buch, S. 29

getan haben“ [292]. Der Franz wird diesen Umstand an anderer Stelle mit der Aussage kommentieren: „*Das dümmste Geschwätz und das erbärmlichste Lied können Wunderdinge, wenn dabei nur viel heilige Namen mißbraucht werden.*“ [361] Und damit trifft er nicht nur den Nagel in dieser Situation auf den Kopf, sondern er redet auch dem Anliegen der hier vorliegenden Untersuchung — Titel gebend — das Wort.

Von diesem Faktum also schwer irritiert und nun doch verunsichert, ob „*ihr Kommen*“ nicht doch „*eine Schickung Gottes sei*“ [292], sieht der Barthle die Zigeunerin mit einem Mal in einem anderen Licht: „*[D]ie Alte stand plötzlich, und ohne daß er wußte, wie sie ihm so nahe gekommen, ganz hart vor ihm.*“ Außerdem scheint sie „*mit jedem Worte größer zu werden*“. Dann ist es dem Barthle, als spreche sie mit einer „*Stimme, die einem Manne zu gehören schien*“, und als sie ihn schließlich mit dem Wissen konfrontiert, dass er einen „*Unstern*“ in seinem Stall habe, „*der dich ja schon einzig im letzten Jahr um zwei schöne braune Kühe gebracht hat und gar bald auch die Schellkuh fordern wird*“, da ist das Vertrauen zur Zigeunerin beinahe gänzlich hergestellt. Nun regiert den Barthle die Angst vor ihrem übernatürlichen Wissen:

„Weib — wer hat dir das gesagt?“ „Für dich ist's wichtiger zu wissen, was dagegen zu tun ist.“ Das war einmal vernünftig geredet. Jedenfalls mußte die Alte mehr können, als Brot essen, sonst würde sie nichts von seinen Kühen gewußt haben.
[291]

Da es ganz im Interesse des Barthle liegt, wie von der Zigeunerin angekündigt, nicht noch eine Kuh zu verlieren, läßt er sich nun von der mysteriösen Prophetin genau erklären, was er tun könne, um dem vorzubeugen und heraus zu finden, wer der „*Unstern*“ seines Stalles sei:

„Hier ist ein Mittel“, fuhr sie dann, ein kleines Päcklein aus der schmutzigen Strohtasche ziehend, fort, „ein Mittel gegen künftiges Unglück im Stall. Wenn man es gehörig braucht, lernt man auch den Bösewicht kennen, durch den das bisherige Unglück entstand.“ [...] „Was ist denn da drin?“ fragte Klausmelker lächelnd. „Da ist geriebene Johanniswurzel, junger Herr!“ sagte die Zigeunerin feierlich und dann sich wieder an Barthle wendend, fuhr sie fort: „Davon muß man unter dem Melken im Stalle verbrennen und das Johannisevangelium dazu lesen oder beten. Ist ein Stück Vieh wirklich verhext, oder fürchtet man sich, wie du bei der Schellkuh, so nimmt man auch Haar und Blut vom Tier und verbohrt es in eine Tanne. Dann wird eine Woche und fünf Tage später jemand aus dem Hause des Zauberers kommen und etwas entlehnen wollen, was ihm aber durchaus nicht gegeben werden darf, wenn mein Mittel helfen soll. Jetzt aber muß ich gehen, denn ich hab' noch vielen zu raten und zu helfen. Bitte, mir noch geschwind das Geld zu geben, für welches ich in Einsiedeln drei Messen lesen lassen werde zu Eurem zeitlichen und ewigen Heil.“ [...] Barthle gab der Alten einen Kronentaler, worauf diese dankend das Haus verließ. [292 f.]

Obwohl der Klausmelker über die seltsame Erscheinung spottet und lacht,

kommt dem Barthle „[d]as, was die Zigeunerin sagte [...] nicht so uneben“ vor und es war „nichts Unheiliges“ dabei. Und so „lief [Barthle] gleich mit Messer und Bohrer hinaus, um die bedrohte Schellkuh zu retten“ [293]. Wie sich hier also zeigt, ist der Barthle vom Sprechen der Zigeunerin derart beeindruckt, dass er ihren Rat befolgt und ihre Anweisungen gewissenhaft ausführt. Klausmelker und Mariann wissen nicht recht, wie sie mit dem naiven Handeln ihres Vaters umgehen sollen und vereinbaren deshalb, „kein Wort mehr von der Zigeunerin“ [294] zu reden und auch im Dorf mit niemandem darüber zu sprechen. Dass Klausmelker der Schwester auferlegt, auch „Franzen gegenüber“ zu schweigen, worauf Mariann erwidert: „Ich kann's, denn es tut mir immer weh, wenn er über den Barthle lacht“ [294], ist zwar eine verständliche Reaktion; andererseits wäre dies der einzige Hebel gewesen, mit dessen Hilfe die Ereignisse hätten umgelenkt werden können. So aber unterstützen Klausmelker und Mariann durch ihr Schweigen indirekt das Tun der Zigeunerin.

Die Episode bestimmt also den weiteren Verlauf der Handlung: Einige Tage später gelingt es dem Barthle mittels der magischen Kraft der wundersamen „geriebene[n] Johanniswurzel“ [293] den Franz als Schuldigen zu überführen, als der Nichtsahnende beim Barthle einen Schlitten ausborgen möchte (um damit auch ganz zufällig Mariann begegnen zu können): Barthle findet dadurch „die Prophezeiung der Zigeunerin“ bestätigt und er hält nun „alles für eine Fügung Gottes“ [324]. Von nun an ist Mariann und Franz der Umgang miteinander strengstens untersagt — auch dies ist eine Wirkung der Worte der Zigeunerin.

Die Auflösung des Rätsels, warum die Zigeunerin über dieses exklusive Wissen (von den beiden toten Kühe in Barthles Stall) verfügt, mit dem sie ihr Sprechen so nachhaltig und folgenreich zu legitimieren imstande war, erfahren wir erst zum Zeitpunkt der großen Schlusskatastrophe, die sich gut ein Jahr später zuträgt und zwar an einem Tag, an dem für den Barthle alles zusammen kommt, was unerträglich ist:

Er erfährt, dass Klausmelker sich heimlich mit dem Franz auf die Reise nach Dornbirn begeben hat, schon wieder hat er eine vor Schmerzen brüllende Kuh im Stall und noch dazu ist es ein Tag miserablen stürmischen Winterwetters, an dem die Heuzieher ihre Arbeit erledigen müssen. In seinem Zorn und seiner Verzweiflung erinnert sich der Barthle an die Episode mit der Zigeunerin:

„Ja, die Zigeunerin“, murmelte er auch vormittags immer wieder, „die Zigeunerin, die hat's halt getroffen. Der Freimaurer macht die sauern Tropfen, die mein Leben verbittern. Sobald eins aus dem Ketzerhaus zu mir oder den Meinen kommt, ist Glück und Friede und Ordnung hin. [...] Sei die Hexe, wer sie will, deutlicher als durch sie ist mir auch durch den Frömmsten und Heiligsten nie gezeigt worden, vor wem ich mich in acht zu nehmen habe. Wunder, wie das, sind doch Wunder, daß man glauben muß, mögen andere mir vorschwätzen, was sie wollen.“ Fester als je glaubte Barthle heute daran, daß der Freimaurer auf die oder jene Art an

seinem Unglück schuld sei [...]. [376 f.]

Und da ihm nun alles daran liegt, die Kuh, die „wieder schmerzlich zu ächzen begann“, zu retten, „holte [Barthle] die Schere, nahm Haar und Blut von der Kuh, murmelte den Anfang des Johannisevangeliums und verließ dann mit einem Bohrer in der Hand das Haus“ [377]: Schließlich hat dieses Verfahren ja auch vor einem Jahr „geholfen [...] in dem Namen, in dem es hilft“, rechtfertigt er sein Tun vor sich selbst.

Mariann hingegen wendet sich voll des Mitleids für das kranke Tier just an den Sepp, der sich bereit erklärt, Heilkräuter aus dem Vorsaß zu holen [vgl. 378 f.]. Auf dem Weg dorthin begegnet er Barthle, der „mit seinem Bohrer ihm schnellen Schrittes entgegen kam“: Sepp ist nicht nur amüsiert über Barthles Vertrauen in den „Zauber“ [381], sondern vor allem derart von dem Gedanken besessen, dem Barthle mithilfe der Heilkräuter vorzuführen, dass sie allein Wirkung zeigen und nicht die Anweisungen der Zigeunerin, dass er sich der Gefährlichkeit seines Weges gar nicht bewusst wird. Der Barthle hingegen „machte sich heim, so schnell er konnte, um den in der holzleeren Gegend des Vorsaßweges vermutlich bald losbrechenden Lawinen noch rechtzeitig zu entrinnen.“ [381] Er ärgert sich derart maßlos über „Sepps teuflisches Lächeln“, dass er schließlich von dem Gedanken, der Sepp könnte verunglücken, wie magisch angezogen wird. Als er zuhause Klausmelkers Abschiedsbrief findet und die kranke Kuh stirbt, hält ihn nichts mehr und er stiftet den Gemeindediener zum Schuss an, der die Lawine auslöst. Indirekt also hat die Begegnung mit der Zigeunerin diese ganze Kette von Ereignissen in Gang gebracht bzw. überhaupt ermöglicht. Als dann Hansmichel schwer verwundet vom Heuzug zurückgebracht und vom Gemeindediener verhört wird, entdecken sich dem Barthle (und auch dem Leser) die Zusammenhänge des Ganzen:

Gehoben und, getragen von dem Gefühle der Wichtigkeit seines Amtes [...] schob [der Gemeindediener] die Umstehenden beiseite und sagte: „Hansmichel! Es ist vor allem zu reden. Du hättest mit mir aufs Gericht gehen sollen, um zu gestehen, was du mit der Zigeunerin zu tun hattest, die gestern bei dir übernachtete und die man heut’ in deinem verrufenen Hause fand. Nun, das ist vorbei, wenn es so mit dir steht, aber du wirst doch nicht ohne Bekenntnis hinabfahren wollen?“ „Ach“, stöhnte Hansmichel, „die Hexe — die kann mir nicht helfen — die kann gar nichts und weiß nichts, wenn ich ihr nichts mehr sage, und ich sag’ ihr nichts mehr — nie mehr, wenn ich wieder gesund werde, das versprech’ ich!“ [385]

Das Reden der Zigeunerin übt also — wie diese Darstellung zeigt — eine enorme Wirkung auf den Barthle und somit auch auf den Gesamtverlauf der Handlung aus. Der Inhalt ihrer Worte — die Kenntnis des Johannesevangeliums, aber vor allem das Aussprechen von religiösen Redewendungen — hat dabei eine ebenso wichtige Bedeutung wie ihre Art zu sprechen: Obwohl viele ihrer Redebeiträge

entweder vom Erzähler oder von den anderen Figuren als *schwätzen*, *herum-schwätzen* oder „*dümmstes Geschwätz*“ bewertet werden, zeigt ihre vorwiegend direkte Art zu sprechen Wirkung:

„Wenn du wähnst, mich so mir nichts dir nichts hinüberschwätzen zu können auf den breiten Weg des Verderbens, dann kennst du den Barthle noch nicht so gut als seine Zukunft, du Wetterhexe du!“ [292],

so zetert der Barthle noch zu Beginn der Begegnung und damit benennt er ganz richtig, was auch wirklich geschehen wird: Sie hat ihn „*auf den breiten Weg des Verderbens*“ hinübergeschwätzt. Leider hat er sich nicht auf seinen anfänglichen Eindruck, dass die „*alte Wetterhexe [...] nur prahlen*“ [291] wolle, verlassen. Die Redeaktion der Zigeunerin beschäftigt auch die anderen Figuren und den Erzähler und wird auch von diesen Seiten entsprechend bewertet:

Der Doktor spricht davon, dass „*sie den Mann lockte und fing*“ [409], der Erzähler nennt den Barthle, das Geschehen (aus der Sicht des Sepp) kommentierend, „*der von der Hexe so arg in den April geschickte Frömmeler*“ [380]. Aus der Sicht des Franz erscheint sie als diejenige, „*die den Barthle übertölpelt und Mariannen so viel Kummer gemacht hatte*“ [361]. Und gegen Ende kommt die Zigeunerin dem Barthle selbst als „*Elende*“ vor, die ihn, gemeinsam mit dem Hansmichel, „*so gegen den guten Nachbarn aufgebracht*“ [387] hat. Die Aufzählung dieser Direktive (sie machen 22% der Redehandlungen aus und sind somit — nach den Repräsentativen — die zweithäufigsten Sprechakte) (*hinüberschwätzen*, *locken*, *übertölpeln*, *jemanden gegen jemanden aufbringen*, *jemanden in den April schicken*) zeigt, dass die Kraft, die hinter dieser hinterlistigen und gemeinen Rede der Zigeunerin steckt, von den Figuren und dem Erzähler — wenn auch zu spät, aber doch — schließlich entlarvt wird.

Parallel zu den Ereignissen des Lawinenabgangs wird auch in Bezau über die Zigeunerin geredet: Anlass dafür ist ihr überraschendes Erscheinen im Bezauer Wirtshaus [vgl. 360 f.], in dem der Klausmelker und der Franz auf ihrem Fußweg nach Dornbirn eine Pause einlegen. Der Franz, der „*der Alten lange nachgeschaut*“ hatte, kann sich schließlich „*nicht enthalten*“,

[...] seine Gedanken offen auszusprechen: „Die Hexe kennt unsere Leute, die sich so gern am Narrenseil führen lassen. Das dümmste Geschwätz und das erbärmlichste Lied können Wunderdinge, wenn dabei nur viel heilige Namen mißbraucht werden. O, die saft- und kraftlose Geistesnahrung, die den Armen von ihren Apothekern gereicht wird, hat allen Geschmack verdorben.“ [361]

Schon kurze Zeit später ist die Zigeunerin der Anlass, dass der Klausmelker, „*der seinen Pack und den Stock suchte, plötzlich wie ein Husar zu fluchen anfing*: „*Die verdammte Hexe hat mir mein Päcklein mitgenommen.*““ [362 f.]

„Still, still“ — zischelte die herauseilende Wirtin. „Was ist gestohlen worden? Macht doch keinen Lärm! Ich will von Herzen gern alles ersetzen, daß man die

Plagerei nicht haben muß mit den Gendarmen und den Herren.“
„Nein“, sagte Franz entschieden. „Das Päcklein mag zum Teufel gehen, aber die Schelmin muß her um jeden Preis!“
„Der Heimatschein ist drin. Himmel tausend, der muß her und das andere auch“, schrie Klausmelker, schon dem Amtshause zuspringend. [363]

Das Auftreten der Zigeunerin bringt also zum zweiten Mal eine Menge Schere-reien mit sich, denn schließlich — und da hat die Sache doch auch ein Positives — vereitelt der Verlust des Heimatscheins Klausmelkers Pläne nach Amerika zu gehen. So kehrt er, nachdem die Geschäfte in Dornbirn erledigt sind, mit dem Franz zurück ins Dorf und kann sich dort noch von seinem todkranken Vater verabschieden.

Dieser Vorfall und der Umstand, dass durch Klausmelker die Sache zur Polizei gebracht wird, ist der Anlass, dass „zwei Gendarmen“ kurze Zeit später „im Wirtshause schnell die noch nötigen Erkundigungen einzogen und sich dann zur Verfolgung der Diebin auf den Weg machten“ [364]. Die Gendarmen sind es, die schließlich im Haus des Hansmichel das „*liederliche[] Weibsbild gefunden, mit dem der alte hungrige und durstige Sünder schon allerlei schlechte Geschäfte gemacht zu haben scheine*“ [383], und so kann die gesamte Verstrickung aufgeklärt werden.

Über das weitere Schicksal der Zigeunerin erfahren wir nichts, es ist aber anzunehmen, dass sie, nachdem sie im „*verrufenen Hause*“ [385] des Hansmichel gefasst werden konnte, vermutlich keine Gelegenheit mehr hat, ihr magisches Johanniskraut zu verkaufen.

7.4 Sprecher-Kollektive

Abschließend betrachten wir noch die Sprecherkollektive „Gemeinde“, „Bauern“ und „Schnäpsler“, da sie reichlich Einfluss auf die Vorgänge in unserem Romanuniversum nehmen. Da speziell diesen Sprecher-Gruppen immer wieder Redeeinträge zugeschrieben werden, sollen sie, in einer Figurenbetrachtung wie der unseren, ebenfalls Beachtung finden.

Wie erfolgte die Zuordnung der Redeeinträge in diese Sprecher-Gruppen? In jenen Redeszenen, in denen der Sprecher nicht klar ersichtlich ist, wurde er aus dem Kontext erschlossen. War es allerdings nicht möglich, auf diesem Weg einen bestimmten Sprecher zu ermitteln, wurde der Eintrag einem Kollektiv („Gemeinde“, „Bauern“, „Schnäpsler“ etc.) zugeordnet: Wenn also beispielsweise der Sepp sagt:

[...] da hab' ich z. B. die vorige Woche ein lustigs Stückle von einem Kaplan [...] erzählen gehört; das hat mich wahrhaft recht herzlich gefreut [33],

so wurde dies als Eintrag für das Sprecher-Kollektiv „Gemeinde“ gewertet. Die drei wichtigsten Kollektive werden hier gesondert besprochen.

7.4.1 Gemeinde

Die Gemeinde setzt sich zusammen aus den verschiedensten Sprechern: Bauern, Knechten und Mägden, Männern und Frauen, Kindern und Alten, Handwerkern und Stickerinnen, Gemeinderäten, Schnäpslern und Wirten, Heuern und Mähern, Tagelöhnern, Bettlerinnen, Armen und Reichen, Frömmern und Betschwestern.

Es sind eben die Leute im Dorf, „*die niemand als den Pfarrer, den Vorsteher und einige reiche oder „vornehme“ Vettern und Basen als Autoritäten anerkannten*“ [140], und die die Aktivitäten der Einzelnen, Auffälligen, sich Exponierenden kommentieren — gleich dem Chor in der griechischen Tragödie, nur dass es sich dabei nicht um eine dem jeweiligen Sachverhalt gegenüber neutrale Stellungnahme handelt:

„Die Stimme der ganzen Gemeinde ist die Stimme der Wahrheit.“ Das ist ein Sprichwort, an welches der Bauer wenigstens ebenso glaubt als an seinen Katechismus. Nichts auf der Welt achtet und fürchtet der gewöhnliche Dorfbewohner mehr als die öffentliche Meinung, ihr gelingt auch das, was aller geistlichen und weltlichen Beredsamkeit unmöglich wäre; die Eigensinnigsten kann sie umstimmen, und der Stolzeste unterwirft sich endlich dem harten Urteile, welches die Allmächtige über ihn gefällt hat. [161]

Obwohl die Gemeinde (als Sprecherin) eigentlich nur als eine Art Hintergrundfolie fungiert, spielt sie eine entscheidende Rolle: Die eine öffentliche Stimme, die sich aus den vielen einzelnen zusammensetzt, ist — wie im obigen Zitat beschrieben — meinungsbildend und in vielen Situationen tonangebend — bis hinein in die familiären und intimsten Bereiche wird ihr ein Mitspracherecht eingeräumt. Bereits in der einleitenden Erzählung über den Verlust des Augenlichtes (vgl. Abschnitt 1.1.2) des Dichters wurde anhand autobiographischer Schilderungen gezeigt, wie einflussreich das Mitreden der Leute im Dorf und deren Anteilnahme auf die Entscheidung der Eltern war.

Der Franz, voller Angst und Selbstzweifel, dass er als Küher versagen wird und deshalb dem Spott der Gemeinde ausgesetzt werde, sieht in seinen Träumen nicht nur die Mutter „*jammernd neben Kühen mit zerschmetterten Köpfen und gebrochenen Füßen stehen*“ und „*hörte arme Witwen und Waisen ihn verfluchen, weil er sie [...] um ihre einzige Kuh gebracht hatte*“, sondern auch

[...] die ganze Gemeinde stand dabei und rief ihm wie aus einem Munde mit donnerähnlicher Stimme zu: Vorher getan, hernach bedacht, hat manchem großes Leid gebracht! [134]

Auch wenn junge Leute zueinander zu finden versuchen, wird dies mitunter durch das öffentliche Geschwätz erschwert: In „Sonderlinge“ ist zu lesen, dass etwa die Hochzeit des reichen Sepp mit der armen Magd Marie von der Öffentlichkeit überhaupt nicht gern gesehen wurde:

Man wußte, daß er [Sepp] die Therese hätte bekommen können, und seine Heirat mit Marien wurde daher nicht nur von des Haldenbauers zahlreicher Verwandtschaft, sondern von allen Reichen und Angesehenen als ein Schimpf, eine Beleidigung angesehen, während die Armen im Dorfe, eine solche Blindheit nicht begreifend, den bisher für so klug Gehaltenen kurzweg einen Esel nannten. Sepp hatte im ganzen Dorf keinen Freund mehr, der es redlich mit ihm meinte. Er wurde noch schärfer beobachtet, als da er aus der Fremde gekommen war. [54]

Auch Sepps Vater, der Nagler, hatte sich bereits gegen den Willen der Öffentlichkeit durchsetzen müssen und sich dieser Art zu seiner Grete bekannt:

Gretens Brüder sahen die Liebschaft mit Freuden entstehen und wachsen [...]. Die Gemeinde war allerdings gegen die Heirat, aber der Nagler war entschlossen, diesmal nicht nachzugeben, wenn er auch barfuß oder auf Steinen in den Schuhen bis nach Rom laufen müßte. [42]

Felder schreibt in der Autobiographie über seine eigene Sorge, dass Nanni wegen ihm oder er mit Nanni gemeinsam zum Thema des öffentlichen Diskurses gemacht werden könnte:

[...] wie würde das aber, wenn das Mädchen mit mir ins Gerede kam? [...] [Es] sollte von unserem Verhältnis — so wagte ich es zum ersten Male mir selber zu nennen — kein Mensch etwas erfahren. Mein Innerstes empörte sich dagegen, es an allen Brunnen und auf jeder Nachtstube in zwei Gemeinden besprechen zu lassen [...] Ich sah voraus, daß die, welche über Nannis guten Ruf zu wachen hatten, mir sofort ihr Haus verbieten würden, weil stets ein Mädchen mit allem Unrat beworfen wird, den die ärgsten Dorfhecheln aus dem Leben seines Geliebten und dem seiner ganzen Verwandtschaft herauskratzen können. [AML 231]

Zur Gemeinde gehören alle anonymen Sprecher, die sich durch keine anderen Namen, Gruppen- oder Funktionsbezeichnung fassen lassen. Freilich umfasst diese Übergruppe genau genommen auch die anderen beiden Sprecher-Kollektive, die Schnäpsler und die Bauern, aber hier geht es eben um diese ominöse „Gesamtheit“ aller Sprecher, auf die sich so viele andere Figuren berufen, ohne zu wissen, wer genau der Urheber dieser Reden ist. Sehr häufig ist der Indikator für eine Zuteilung in diese Gruppe das Indefinitpronomen „*alle(s)*“, wie etwa

- „*Es beteten daher auch alle so laut und „ernsthaft“*“ [17]
- „*alles redet von den Freimaurern*“ [38] oder
- „*daß sie alle jubelnd hätten einstimmen mögen in das feierliche Tedeum*“ [421].

Dass aber „*alle(s)*“ nicht immer mit der Gemeinde gleich gesetzt werden kann, wurde — wie in der Sprecherstatistik zu sehen ist — auch berücksichtigt: Wenn zum Beispiel der Beiknecht sagt: „*Das wird einen Durcheinander geben, wenn alle reden*“ [337], dann meint er damit nicht die Gemeinde insgesamt, sondern nur die beim Adlerwirt zum abendlichen Gespräch Anwesenden.

Dieselbe Differenzierung wurde für „man“ getroffen: Auch hier gibt es viele Belege, die eindeutig der „Gemeinde“ zugeordnet werden können, wie in:

- „*„Was ist zu tun?“ fragte man überall*“ [396]
- „*„konnte man überall die Klage hören*“ [368]
- „*Hansmichels Töchter, die man früher der Trägheit und frömmelnden Selbstüberhebung beschuldigte*“ [423] oder
- „*In den nächsten Tagen erzählte man immer und überall von der Strafpredigt des Pfarrers*“ [345].

In manchen Fällen lassen sich die Redeeinträge von beispielsweise „*die Leut*“ (z. B. „*es ist alles nicht wahr, was die Leut’ lügen*“ [79] oder „*viele*“ („*Viele meinten, dessen Freundlichkeit gegen sie sei nur Verstellung*“ [69]) der Gemeinde zurechnen. Dies gilt auch für jene Passivkonstruktionen, für die kein Subjekt ausfindig gemacht werden kann, wie etwa:

- „*Mit diesen und ähnlichen Worten wurde das Rösle überall abgewiesen*“ [318]
- „*Anerkennend wird berichtet, daß*“ [423] oder
- „*dann wurde mir erwidert, das wär’ eben das Rechte*“ [218].

Auch der Eintrag „*daß man vom Sepp nichts höre, als was der Haß der Großen und der Neid der Kleinen zusammenlüge*“ [81] wurde unter Gemeinde subsumiert. Ebenfalls wurden pauschale Formulierungen wie „*Gerede*“ [z. B. 326], „*Geheul*“ [z. B. 193], „*Geklatsch*“ [z. B. 219], „*Geschwätz*“ [z. B. 153] der Gemeinde zugeordnet, das Gleiche gilt für die Textstellen:

- „*Die beiden Verliebten würden in ein böses Gerede gekommen sein*“ [275]
- „*Solche Reden gehen heut’ überall im Dorf herum*“ [203]
- „*daß im allgemeinen keiner ungerufen durchkommt*“ [117]
- „*ist er trotz allem Schimpf und Spott so ziemlich der nämliche geblieben*“ [51] oder
- „*als wer ihm mit der Behauptung kam*“ [87].

Dort, wo es um das Beten in der Kirche geht, wird auch die Gemeinde als Sprecher genannt, wie etwa

- „*Erst beim dritten Rosenkranz ist er kommen*“ [25]
- „*bis die 150 Ave Maria gebetet waren*“ [17] oder
- „*Zuletzt wurde laut ein Vaterunser gebetet*“ [422].

Die Ausdrücke „*Tagesgeschwätz*“ [116], „*Urteil*“ [z. B. 63, 122, 160] und natürlich die „*öffentliche Meinung*“ gehören genuin zu den Redebeiträgen, die auf die Kappe der Gemeinde gehen. Auch wurden die Belege, in denen „*es heißt*“ vorkommt, hier veranschlagt, Beispiele dafür sind:

- „*hieß es jetzt allgemein*“ [27]
- „*„Der Mann wird immer noch schlechter!“ hieß es fast überall*“ [112]

- „Wenn ich als Arzt etwas dagegen sagte, hieß es“ [218] oder
- „Da hört ihr's!“ hieß es“ [396].



Insgesamt — und das zeigen schon die hier erwähnten Beispiel(sätz)e — rangiert die Gruppe der bewertenden Sprechakte an erster Stelle: Sie machen 28% aller der Gemeinde zugeteilten Redebeiträge aus, wie etwa *beschuldigen*, *beurteilen*, *jemandem die Zähne weisen*, *jemanden in Verruf bringen*, *kritisieren*, *nachsagen*, *rupfen*, *schelten*, *schimpfen*, *spotten*, *tadeln*, *Urteil fällen*, *verleugern*, *verschreien*.

Dahinter liegen die Repräsentative mit 23% Prozent, von *anlügen* über *behaupten*, *bezeichnen*, *meinen*, *sagen* und *vorbringen*, reicht das Repertoire, auch das genannte *es heißt* gehört hierher.

Schon an dritter Stelle liegt der Bereich des Gebets mit 15%: Er umfasst sämtliche Betakte, die in der Kirche und in ihrem Umfeld durchgeführt werden: vom *Alleluja singen* über das *Avemaria beten*, von der *Litanei zur göttlichen Vorsehung* bis zum allseits beliebten *Rosenkränzbeten* (das der Franz einen „gedankenlos geplapperte[n] Rosenkranz“ [219] nennt).

Die Direktive (z. B. *abweisen*, *aufreden*, *fortschicken*, *schmeicheln*, *wegschwätzen*, *wünschen* oder *jemanden heißen etwas zu tun*) machen, ebenso wie die Expressive (z. B. *aufbegehren*, *beklagen*, *beschimpfen*, *Geheul*, *überschreien*, *vorwerfen*), 9% der der Gemeinde zuordenbaren Redeeinträge aus.

Naturgemäß sind auch Sequenzen, die auf sprachliche Äußerungen Bezug nehmen, bei der Gruppe der Gemeinde recht gut vertreten: Immerhin 7% machen z. B. *Gerede*, *Geschwätz*, *reden*, *sagen*, *Tagesgeschwätz*, *Unterhaltung* aus.

5% der Äußerungen der Gemeinde fallen in die Gruppe der allgemeinen Verba dicendi, das sind beispielsweise *berichten*, *erzählen*, *reden*, *sagen*.

Insgesamt lässt sich sagen, dass ein sehr starkes Naheverhältnis zwischen dem Verhalten der Gemeinde und dem Walten und Agieren des Gemeindegirten, des Pfarrers, besteht, der wohl die höchste Autorität im Dorf genießt:

Ja dieses Völklein ist tief religiös, ihm eignet ganz der gleichsam naiv-poetische Katholizismus, der für jeden wichtigen Lebensmoment eine äußere Weihe, für jedes innere Heiligtum einen himmlischen Schutzpatron, für jeden Fehltritt eine festbestimmte und darum klar gefühlte Büßung, für jeden Schicksalsschlag einen greifbaren Trost und für jedes unverdiente Glück eine dankbar dem Himmel abgestattete Gegenleistung an die Hand gibt [...] ¹²³,

so beschreibt Heinrich Hirzel treffend das Wesen der damaligen Dorfbewohner. Durch diese den „römischen Katholizismus mitkonstituierende, sinnreiche Objektivierung, ästhetische Veräußerlichung aller inneren Lebensmächte“ wird der Einzelne aber manipulierbar und auf der Suche nach einer „feste[n] Norm, ein[em] sichere[n] Geleise, ein[em] schützende[n] Gehege“ ¹²⁴ schließt er sich nur allzu gerne dem geistlichen Gemeindeführer an. Dieses unkritische und unreflektierte Verhalten der meisten Dorfbewohner wird in „Sonderlinge“ kritisiert — und es verwundert nicht, dass Felder sich damit auch den Zorn der geistlichen Obrigkeit eingehandelt hat. Die folgende Textpassage gibt ein Gespräch zwischen Franz und dem Sepp wieder, der als erster am Wort ist:

„[...] In den meisten Fällen haben's die guten Bauern gerade wie die Schafe, die sie so dumm schelten. So hassen sie beispielsweise schon der Spur nach jeden, der nicht des Herrn Pfarrers Freund ist.“
„Wißt Ihr, warum?“
„Allerdings: Weil der Pfarrer eben der Pfarrer ist und —“
„Der Hirt“, fiel Franz ein, „der Hirt, dem sich die Gemeinde anvertraut. Es ist daher kein Wunder, wenn die öffentliche Meinung —“
„Laß mich um Gottes willen gehen mit dem Unsinn!“ rief Sepp. „Es gibt gar keine öffentliche Meinung. Was der Pfarrer oder der Vorsteher oder der Adlerwirt sagt, ist öffentliche Meinung, das heißt: es hallt in den gedankenleeren Schädeln nach, bis einer kommt, der noch mehr Einfluß hat, noch ärger lärmt und etwas anderes sagt.“ [116]

Aus dem unreflektierten Übernehmen und dem Sich-Anschließen der Meinungen, aus dem also, „*was Hans oder Gret etwa sagen werden*“ [116], ballt sich schließlich das zusammen, was dann als öffentliche Meinung gilt und durch die „Gemeinde“ als Sprecher transportiert wird: „*Darum kümmern sich nur erbärmliche Heuchler und Spitzbuben*“, lehrt der Sepp seinen Sohn und hält — und aus ihm spricht freilich der vom Leben Verbitterte ¹²⁵ — fest: „*Vernünftige Menschen*

¹²³ Hirzel, Franz Michael Felder, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 506

¹²⁴ Hirzel, Franz Michael Felder, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 506

¹²⁵ Der Franz erfährt erst auf der Alp und durch den Senn von den Nöten und Anliegen der Einzelnen in der Gemeinde. Und er relativiert die Ansichten seines Vaters: „*Er konnte gar nicht begreifen, warum ihm der Vater den Umgang mit den Menschen so ängstlich gewehrt*

leben, glauben und hassen für sich selbst, denn sie wissen, daß im allgemeinen keiner ungerufen durchkommt“ [116].

Der Doktor zitiert in seinem Gespräch mit dem Pfarrer, in dem beide das Verhalten des Barthle und dessen Aberglauben (sowie die Gründe für die große Einflusskraft der Zigeunerin) zu analysieren versuchen, für die Beschreibung der Rolle der Gemeinde sogar *„Lenaus vielfach wahres Wort“*:

Die Zeremonie wird zur Fratze
Gedankenlos nur ausgekramt;
Ein Affe sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Gebärden ahmt,
Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, steht und gafft. [409]

Aber in „Sonderlinge“, in dem Felder nicht nur mit den Umständen seiner Zeit abrechnet, sondern auch eine Vision einer gelingenden Dorfgemeinschaft entwirft, scheint sogar eine *geistverlassene, herzverödete* Gemeinde zur Verwandlung fähig:

Obwohl Franz, der wie sein Vater von der Figur des Oswald aus Zschokkes „Goldmacherdorf“ inspiriert, glaubt, die Gemeinde ließe sich belehren und zum Umdenken bekehren, zunächst zu dem Urteil kommt, dass die Geschichte vom erfolgreichen Aufstieg der Gemeinde Goldenthal zum Goldmacherdorf *„unmöglich wahr“* sein könne, da *„ein einzelner eine so schlechte Gemeinde“* nicht *„so emporbringen“* könne [vgl. 191], gelingt es ihm aber schließlich doch, einen positiven Einfluss auf die Dorfbewohner auszuüben: Unter seiner Anleitung findet sich die (bereits mehrfach erwähnte) Abendgesellschaft zusammen und gegen seine Hochzeit mit Mariann wird nun, wie einst bei seinem Vater und Großvater nicht Einspruch erhoben, sondern vielmehr nehmen *„[a]lle“* an der Hochzeit der beiden teil und

[...] [a]lle wollten den Brautleuten zeigen und zeigten auch in der Tat, daß die ganze Gemeinde sich freue an ihrem langsam gewachsenen, endlich aber auch groß gewordenen Glück. [425]

Dass kurz vor der Hochzeit freilich der Einzug des neuen Pfarrers im ganzen Dorf gefeiert wurde, ist die notwendige Vorbereitung, damit alle gemeinsam an der Hochzeitstafel sitzen können: Als dieser feierlich begrüßt wird, *„hatte die ganze Gemeinde sich versammelt“* [419] und viele waren sich einig, dass *„[d]as Wichtigste [...] jedenfalls der Festzug gewesen [sei], an dem die ganze Gemeinde teilgenommen“* [422]. Wie bereits oben angedeutet, ist die Figur des Pfarrers

habe. Wenn er etwas für sie tun sollte, mußte er sie doch erst kennen und lieben lernen. Oder wußte etwa der Vater nicht, wieviel Schönes und Gutes sein Franz von seinen Landsleuten noch lernen könne? Wie viele traurige Erfahrungen mußte der Vater gemacht haben, daß er, der doch so gut und freundlich war gegen jedes Tierle, gegen die meisten Menschen so hart und ungerecht hatte werden können!“ [143 f.]

geradezu identitäts- und sinnstiftend für die gesamte Gemeinde: Durch das Hinauskomplementieren des alten und das Hereinholen des neuen Pfarrers kann die Dorfgemeinschaft nun endlich frohen Tagen entgegenblicken. Bereits vor seiner tatsächlichen Ankunft kündigt sich eine grundlegende Veränderung des Sprechverhaltens im Dorf an:

Jeder Zug, jedes Wort, das unbedeutendste, was von dem Erwarteten erzählt werden konnte, durchlief mit unglaublicher Schnelle und — was das merkwürdigste war — ohne nur im geringsten entstellt zu werden — das ganze Dorf bis zur letzten Hütte des armen Ziegenbauers. Was vom neuen Pfarrer kam, war zu wichtig, als daß man da hätte fälschen oder gar weg — stehlen [sic!] dürfen. [417]

Und schließlich steht am Tag des Einzugs die Gemeinde, in Eintracht und freudiger Erwartung, beisammen und begrüßt den neuen Dorfhirten:

Alle, alle, sie mochten jung oder alt, reich oder arm sein, trugen ihm heute vertrauensvoll alles entgegen, was sie erfreute und drückte, keiner war da, der nicht etwas — etwas Großes vom künftigen Gewissensrat und Seelenarzt erwartete. Unaufgefordert kniete die Menge nieder ins weiche, blumenbesäte Gras und betete, während es Blatt und Zweig und Baum durchfuhr wie ein heiliger Schauer. [420]

Auch die Art zu *beten* verändert sich durch die wundersame Erscheinung des neuen Pfarrers, das „*sei keine befohlene Feierlichkeit gewesen, wie man sie auch schon hab' erleben müssen und eben darum lasse sich viel darüber denken und sagen*“, so urteilen auch die Dorfbewohner selbst:

Aus aller Augen hab' es geleuchtet wie eine freudige Ahnung, daß nun Falschheit und Neid und Aufpasserei zu Ende seien, daß Liebe und wahre Andacht nun alle wieder vereinen und erheben werde. [422]

Der Schluss des Romans mutet in einem solchen Maß harmonisch, beinahe kitschig, an, dass man sich den Erzähler nur noch als einen denken kann, der sich — angesichts dieses herrlichen oder besser: göttlichen Happy-Ends — seufzend die Tränen der Rührung mit dem Schnupftuch abwischt. Es ist zwar erfreulich, dass dieser Pfarrer „*ganz der Mann [war], wie die Gemeinde ihn brauchte*“ [422], aber eigentlich stellt dieses Schlusszenario letztlich auch kein befriedigendes Endbild dar: Wieder folgt die (Schaf)Herde (nur) ihrem Hirten. Dass es dieses Mal ein wahrlich guter Führer zu sein scheint, ist ein Glücksfall für unser Romandorf. Das Problem der unkritischen Masse und die Frage, wie sie zu belehren sei, ist damit aber noch lange nicht gelöst.

7.4.2 Bauern

In dem in „Sonderlinge“ beschriebenen Dorf sind die Bauern die dominierende Größe schlechthin — sie werden nur noch übertroffen von der Stückzahl ihres

Viehs: Im Jahre 1869 beheimatet das Dorf Schoppernau 485 Einwohner¹²⁶ sowie 235 Kühe, 119 Kälber und Rinder bis zu 3 Jahren, 158 Schafe, 178 Ziegen, 72 Schweine, 4 Stuten, 3 Wallache, insgesamt also 769 Stück Vieh.¹²⁷

Innerhalb der Gruppe der Bauern gibt es — je nach ökonomischer Situation — verschiedene Abstufungen, in den „Sonderlinge[n]“ ist von armen und reichen Bauern, vom Kleinbauer [z. B. 427], dem armen „Ziegenbauer“ [417] oder vom „sechskrippigen Bauern“ (bzw. „der Sechskrippige“) [79] die Rede, womit ein Bauer gemeint ist, „der wenigstens sechs Kühe im Winter halten konnte“ und dadurch bereits den wohlhabenderen zugerechnet werden konnte.¹²⁸

Obwohl es sich also bei der Bezeichnung „die Bauern“ um eine in sich sehr inhomogene Gruppe handelt — nicht nur wegen der jeweiligen finanziellen Situation, sondern auch beispielsweise aufgrund der Tatsache, dass die Bauern neben ihrer Arbeit im Felde unzählige Nebenbeschäftigungen hatten und oft zugleich Handwerker waren —, werden der Gruppe vom Erzähler typische Redens- und Verhaltensweise zugeschrieben. Dabei — und das kann gleich vorweg gesagt werden — handelt es sich allerdings um keine einseitige Darstellung, da die Bauern von den verschiedenen Roman-Protagonisten unterschiedlich beurteilt werden, besonders deutlich wird das in den Ansichten des Sepp, des Senn und des Franz.

Freilich, und das lässt sich nicht verleugnen, zeichnet sich aber in ihrer Charakterisierung eine Tendenz ab, in der sich auch stereotype Zuschreibungen finden: Die hier beschriebenen Bauern sind ungebildet, fromm bzw. frömmelnd, brave Kirchgänger, mitunter geizig¹²⁹, unfähig sich eine eigene Meinung zu bilden und sie benehmen sich oft recht ungehobelt. Sie sind in manchen Situationen „*vorausberechnende Leute (und das sind die Bauern so gut als andere)*“ und einer „*ersten Person zu Lieb' und Ehr' stellen*“ sie sich auch „*immer ein wenig blind, taub und stumm*“ [24]. Sie legen Wert auf das Aufrechterhalten der Traditionen, pflegen das Brauchtum¹³⁰ und ärgern sich über solche, die das nicht tun: So wird etwa vom Franz, dem „*blassen Federfuchser*“ gesagt, dass er „*nie tun könne, wie's der Brauch sei*“, sondern „*nur immer die Nase in den Büchern drin hab'*“ — ein solcher Bauer ist schlicht und ergreifend „*nichts nutz*“ [26]. Auch findet sich mehrfach das Adjektiv „*verbauert*“ [53, 166, 171] als Bezeichnung für

¹²⁶ Strolz, Umwelt und Persönlichkeit, S. 158

¹²⁷ vgl. Tabelle „Landwirtschaftlicher Viehstand (1869)“, in: Strolz, Umwelt und Persönlichkeit, S. 233

¹²⁸ vgl. Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 452

¹²⁹ „*Mancher Bauer darf seine Leute nie allein aufs Feld lassen, immer und überall muß er selbst voran sein, als ob er von Wespen gejagt würde. Wenn einer recht faul ist und ihm sein Geiz daheim doch keine Ruhe läßt, so geht er wenigstens mit dem Rechen hintennach.*“ [86] Ebenso in [100]: „*Wie viele reiche Bauern, hatte der alte Kleber seinen Buben nie mehr als einige Batzen in die Hände gelassen; was sie brauchten, war immer da, sie lernten daher nicht sparen und nicht rechnen.*“

¹³⁰ „*Ein ordentlicher Bauer bleibt beim alten Brauch. Das was er hat, verwaltet er in Ehren und übergibt es einst dem Sohne so, wie er's vom Vater hatte*“ [23].

einen engstirnigen, konservativen Zeitgenossen. Der „Bauerncharakter in seiner Verslossenheit und Gesprächigkeit, in seiner Schlaueit und Einfachheit, mit seinem Gottvertrauen und seinem Murren, ist gleich von vornherein vortrefflich gezeichnet“¹³¹, schreibt Heinrich Hirzel 1868 in seinem Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung.

Die Bauern als Sprecher-Kollektiv formieren sich in mehreren verschiedenen Szenen¹³² und es ist nicht anzunehmen, dass der Chor immer aus denselben Sängern besteht. Diesen Umstand zu berücksichtigen und zwischen den einzelnen Sprechern zu differenzieren, ist kaum möglich: Nur wenige Bauern sind z. B. durch die Nennung eines Personen- oder Übernamens (z. B. der „*Haldenbauer*“, der das Verhalten des typischen reichen Bauern verkörpert) individualisiert. Aber selbst wenn ein bestimmter Sprecher am Wort ist und sich dadurch von der Menge abhebt — namentlich erwähnt werden beispielsweise der „*Christian*“ und „*der alte Martin*“, an anderen Stellen heißt es beispielsweise „*[e]in anderer*“ [25] oder auch „*einige*“ — dann geht es dabei nicht um die Entfaltung des jeweiligen Sprechers, sondern ihre Äußerung erscheint als stereotype Einzelmeinung oder gleichsam als ein Pars-pro-toto-Sprecher.

Manchmal zerfällt die Gruppe der Bauern in Untergruppen: Arme Bauern treten als Mäher und Heuer auf, manche gehören ebenso der Gruppe der Schnäpsler an¹³³, viele davon treten freilich in der Gesellschaft beim Adler am Alpsonntag sowie in der Vorsaßgesellschaft auf, auch die Alpknechte, die der Sepp beispielsweise „*unter Bauern für die dümmsten und rohesten Leute*“ [131] hält, entstammen dieser Übergruppe.

Aber auch wenn dieser Umstand berücksichtigt wird, lässt sich aus der Darstellung ein sehr klares Bild von den Redekompetenzen oder typischen Sprechakten der Bauern herausfiltern: Insgesamt steht die Sprechergruppe der Bauern übrigens an zehnter Stelle der Sprecherliste, ihr wird vom Erzähler also quantitativ das größere Rederecht eingeräumt als dem Doktor, dem Weberle oder dem Rösle. Die Bauern reden viel und gern, mitunter ganz aufgeregt durcheinander und — was sie darüber hinaus auszeichnet — ohne einander zuzuhören:

Der Bauer möchte immer auch gern ein Wörtlein dreinreden und ihm ist daher jede Gelegenheit erwünscht, wo er das kann und darf, während ihn beinahe jedes Gespräch langweilt, wenn er zum bloßen Zuhören verdammt ist. Von Herzen gern läßt er einen etwas schon sechsmal Gehörtes der Länge und Breite nach erzählen, wenn er sich nur damit trösten kann, daß dann das Reden auch noch an ihn kommt und er treulich berichten kann, wie, wann, wo und von wem er das schon gehört und was er dann darüber zu seinem Weib gesagt habe. [21]

¹³¹ Hirzel, Franz Michael Felder, zitiert nach: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 509

¹³² z. B. am Kirchplatz (Kap. 2, I. Teil), beim Almabtrieb (Kap. 8, I. Teil), bei der Rettung des Sepp (Kap. 9, II. Teil)

¹³³ Beispielsweise in der Wirtshausszene in Kap. 2, I. Teil, changieren an manchen Stellen die Zuordnungen Bauern — Schnäpsler, wobei die Tendenz nicht wirklich greifbar ist.



An erster Stelle der Redeeinträge stehen — das ist keine Überraschung — die Repräsentative mit 24% wie etwa *auseinandersetzen*, *ausmachen*, *bemerken*, *berichten*, *dreinreden*, *erklären*, *erzählen*, *Erzählungen*, *meinen*, *Rat halten*, *reden*, *vermuten*, *widerstreichen*. Auffällig ist — vor allem im Vergleich mit den anderen Statistiken —, dass die Bauern mehr *reden* als *sagen*.

Außergewöhnlich ist auch der hohe Prozentsatz (21%) der „Sequenzen sprachlicher Äußerungen“, bei denen es vor allem um das soziale Element des Miteinander Sprechens geht — es ist manchmal gar nicht so wichtig, was dabei gesagt wird, die Sprecher werden als eine Gruppe von untereinander Plaudernden, miteinander Diskutierenden dargestellt: Die typischen Redeeinträge, die dies illustrieren, sind (*dafür und dawider*) *reden* und *Unterhaltung* (mit jeweils 5 Belegen), *plaudern* (4 Einträge), *erzählen* und *unterhalten* (2 Einträge), *Gespräch* und *streiten* (jeweils 1 Eintrag).

Dass mit 14% an dritter Stelle die bewertenden Sprechakte rangieren, mag auch nicht weiter verwundern: Wo viel gemutmaßt und „*wer weiß?*“¹³⁴ wird, ist der Weg zum *auslachen*, *durchhecheln*, *hecheln*, *herumnagen*, *schelten*, *spotten* sowie zum *Vorurteil* oder *Vorwurf* nicht mehr weit. Auch neutrale Verben wie *nennen* oder *reden* gehören in einigen Fällen ebenfalls in diese Rubrik, z. B. „*welche sie Wetterfahnen und erbärmliche Schwächlinge nannten*“ [161], „*Vom Maurer-sepp aber [...] wußte man schon mehr zu reden*“ [21]. Manche dieser bewertenden

¹³⁴ Bei diesem Verb handelt es sich wahrscheinlich nicht um eine ‚Erfindung‘ der Erzählsprache Felders, sondern vermutlich — da sich das Verb als sehr untypisch für den Bregenzerwald apostrophieren lässt — eine Referenz auf Jeremias Gotthelf: Allein in „Elsi, die seltsame Magd“ wird das Verb „*werweisen*“ dreimal verwendet, nämlich: „Wie in starken Gemütern kein langes Werweisen ist, wenn einmal ein Weg offen steht, so hatte es [Elsi] noch in selber Nacht sich aufgemacht“ [111]; „Das echte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichrist, ärger als einen menschenfressenden Kannibalen, daher ärgerte es sich schwer an dem Werweisen der Herren auf dem Rathause“ [124]; sowie „Elsi ward es himmelangst, als man so müßig und werweisend dastand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde“ [134], in: Gotthelf, Elsi, die seltsame Magd, S. 111–134

Sprechakte zeichnen sich vor allem durch eine bildhafte und eindrucksvolle Darstellung durch den Erzähler aus: Während die Redetätigkeit der Schnäppler (vgl. Abschnitt 7.4.3) mit dem Verhalten von „*Mäuse[n] und Spinnen*“ verglichen wird, die „*alle Wände, alle Möbel und was sie noch sonst finden, zerfressen und beschmutzen*“ [37], wird das kommunikative (Fehl)Verhalten der Bauern mit dem eines Hundes verglichen:

[...] denn alle sprangen auf den ihnen wie einem Hund ein Stück Fleisch vorgeworfenen Gedanken los, und nagten daran herum, daß es zum Erstaunen war.
[26]

Eine andere Metapher wird im Vorgang des „*[D]urchhecheln[s]*“¹³⁵, bzw. der „*Hechelnden*“¹³⁶ bedient: Die Redeweise jemanden „*»dor d'Hächlo züuo«*“, also *durch die Hechel ziehen*¹³⁷, ist, nach Auskunft des Grimm'schen Wörterbuchs, ein Reflex auf den Namen eines Arbeitsgerätes:

HECHEL, [...] bezeichnet 1) ein gerät mit scharfen drahtspitzen, zum durchziehen und reinigen des flachses oder hanfes [...] die hächlen, darmit man werch, flachs hächlet, [...] nach dem brechen wird (*der flachs*) .. erstlich durch eine grobe, hernach durch eine mittelmäßige, und endlich durch eine klare hechel gezogen, von dem werck oder heede abgesondert.

Des Weiteren ist im Wörterbuch erklärt:

[...] dieses durch die hechel ziehen ist *übertragen worden auf das ziehen eines guten namens durch scharfe zungen, auf die scharfe beurtheilung der person, der worte oder der thaten jemandes* [...].¹³⁸

Die Gruppe der Expressiva rangiert mit 12% an der vierten Stelle, die Belege dafür finden sich beispielsweise in den Ausdrücken *aufbegehren*, *einfallen*, *jammern*, *klagen*, *Redestrom*, *rufen*, *schimpfen* und *überschreien*. Zu diesem letztgenannten Ausdruck, *überschreien*, ist anzumerken, dass dies nicht unbedingt als Expressiv gewertet werden muss, sondern es zeigt eigentlich (auch) eine Ausdrucks- und Verständigungsform, die den Bauern zueigen ist: Sie könnte von daher auch schlicht dem Bereich der Äußerungen, des Sagens, der insgesamt mit 6% zu Buche schlägt (*Geschichte*, *nennen*, *reden*, *sagen*) zugeordnet werden:

[...] denn wenn Bauern, sei es nun im Scherz oder Ernst, über Unwichtiges oder Wichtiges miteinander streiten, entscheidet fast immer die Mehrheit der Stimmen, weil sich die Streitenden nicht mit Gründen zu widerlegen, sondern einfach — zu überschreien suchen. [162]

¹³⁵ „Man hatte durch die Rede [...] zwar keinen Grund, aber doch Veranlassung bekommen, nun auch Franzen tüchtig durchzuhecheln“ [26].

¹³⁶ „Am meisten verwunderten sich die Hechelnden darüber, daß Sepp, der sonst doch gar nicht beten möge, in die Kirche gegangen sei“ [25].

¹³⁷ Felder, FMF Werke, Bd. 1, S. 463

¹³⁸ Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Vierten Bandes Zweite Abtheilung. H. I. J. Bearbeitet von Moriz Heyne, Leipzig: Verlag von S. Hirzel, 1877, hier: Grimm'sches Wörterbuch, Sp. 736

Die Direktive liegen mit 7% an der fünften Stelle, die Ausdrücke *abschwatzen* („*ein Darlehen war ihm doch immer noch eher abzuschwatzen als dem Barthle*“ [37]), *ansprechen* („*wird jeder dich um Rat und Hilfe ansprechen*“ [151]), *Frage, fragen, nachfragen* sowie *wenden* (wie in „*Ihr aber habt euch just an den Rechten gewendet*“ [38]) oder *widerlegen* gehören beispielsweise dieser Rubrik an.

Mit 6% ist auch noch der Bereich des Gebets zu nennen (eine Verfälschung ist in dieser Zahl gegeben, weil die in der Kirche betenden Bauern pragmatischer Weise der Gemeinde zugeordnet wurden. Von daher scheinen hier die Einträge von *Psalter* und *Avemaria beten* nicht extra auf): Abgesehen davon, dass die Bauern, als der Regen endlich aussetzt, „*ein fröhliches Dankgebet hinauf zum Allgütigen [schickten]*“ [77], wird die bäuerliche Einstellung zum Beten anhand des Beispiels eines namenlosen Bauers in einer Geschichte, die der Sepp am Stammtisch erzählt, geschildert: Obwohl es sich eben nur um einen einzelnen Bauern handelt, wird — auch durch den Zuspruch der anderen — offensichtlich, dass er als Vertreter für eine verbreitete Einstellung fungiert. Dieser Bauer nämlich, der sich, wie es der Brauch ist, von einem klugen („*freisinnigen*“) Kaplan „*die Alp scharmant benedizieren lassen*“ will, schreibt der Kraft des Betaktes eine enorme Kraft zu: Der an einem höheren Ertrag interessierte Bauer bekräftigt im Gespräch mit dem Kaplan, dass er dafür „*von Herzen gern tun [wolle], was zu tun sei, beten, fasten oder wallfahrten*“ [33], woraufhin ihm der Kaplan den folgenden Ratschlag gibt:

[...] einen Teil weniger Kühe solle er auf die Alp nehmen und einen Knecht mehr anstellen zur Arbeit, wenn er sie nicht selbst tun könne. Dann müsse er den Knechten so viel Lohn geben, als die anderen Alpknechte auch haben, und wenn er das tue und vom heutigen Tag auch sonst noch eine gute Lehr' mit heim nehme, so werde ihm der Segen und das Glück, den Knechten die Freude an der Arbeit, der Alp das Gras und den Kühen die Milch nicht mehr fehlen. Ja, mit Gottes Beistand könn' er's auf diese Weise noch weiter bringen als der frühere Besitzer. [33 f.]

Der Bauer verkörpert also die Haltung desjenigen, der — wie Sepp sagt — „*lieber alles mit Beten als mit Schaffen gerichtet hätt'*“ [33], pointiert schließt er die Episode ab mit dem Ausspruch, „*Segen und Beten ist recht, aber ein Bauer kommt am besten auf, wenn er in Gottes Namen brav Jauche ausführt*“ [34]. Dass Sepp sich mit dererlei Reden im Kreis der Bauern nicht wirklich Freunde macht, versteht sich von selbst.

Auffällig ist der Umstand — und hier gibt es eine Parallele zu den Schnäpslern — dass der Bereich des Schweigens mit immerhin 6% recht gut vertreten ist: An mehreren Stellen thematisiert der Erzähler nämlich die Sprachlosigkeit der Bauern. Besonders interessant ist dabei der Zusammenhang, der aufgrund von äußeren Einflüssen hergestellt wird: Weil es das Gebot Gottes, am Sonntag nicht zu arbeiten, zu beherzigen gilt, so

[...] [weiß] [s]o ein Bauer [...] an Sommersonntagen, an welchen man keinen Spaziergang machen kann, die langen Stunden unmöglich herumbzubringen. Mit dem Weibe gibt's just nicht viel zu reden, da man ja immer beisammen ist, daher fast nur das gleiche hört und erlebt, und beieinander sitzen wie Klötze, gar nichts Neues sehen und nichts hören und nichts denken, ist denn doch fast unerträglich. [20]

Auch die lange Arbeitspause, die den Bauern durch den Winter zwangsweise auferlegt ist, entpuppt sich als kommunikative und soziale Bewährungsprobe: Zwar habe man „*Zeit, über vielerlei nachzudenken und zu reden*“, aber

[...] auch mancher Hauskrieg [entsteht] zwischen Eheleuten, die, als sie sich ewig banden, nicht an den — Winter dachten, sondern nur prüften, ob Hofstatt sich zu Hofstatt finde, und denen nun das Gemüt mit dem tränennassen Schnupftuch durch all die schönen Verstandsrechnungen hindurchfährt. [261]

Interessant ist, dass der Erzähler einen direkten Zusammenhang herstellt zwischen einer — etwa durch solche hier beschriebenen Situationen verursachten — Langeweile und der Motivation über andere im Dorf zu reden. So kommentiert der Erzähler das Sprechverhalten der Bauern auf dem Dorfplatz:

Man ist eben nicht gewohnt, Männer so den ärgsten Klatscherinnen ins Handwerk pfuschen zu hören, aber wozu kann Langeweile und Leidenschaft den Bauern nicht bringen? [26]

Auch das Ausgehen des Gesprächsstoffes ist diesem Sprechverhalten äußert zuträglich: „*Da man sich gerade nichts Neues zu erzählen wußte, redete man, wie gewöhnlich, von dem, der zuletzt fortgegangen war, nämlich vom Sepp*“ [20]. Der Sepp bietet durch seine exponierte, auffällige Art genug Angriffsfläche:

Vom Maurersepp aber, dem sogenannten Freimaurer, wußte man schon mehr zu reden. Zwar auch nichts Neues; aber das war ja gar nicht notwendig, da man schon am Alten genug hatte. [21]

Der Erzähler interpretiert das Gerede nicht nur als ein Herziehen über Sepp, sondern es geht dabei auch um eine gruppendynamische Beschäftigung: „*Es war eben am kurzweiligsten, wenn jeder sagen konnte, was er wußte, und man nicht immer einen einzigen reden lassen mußte*.“ [21]

Insgesamt hängt nicht nur das psychische, sondern auch das ökonomische Wohlbefinden des Bauers direkt mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der jeweiligen Wetterlage zusammen. Es überrascht daher nicht, dass eines der wichtigsten Gesprächsthemen — neben der „*Geschichte einer Kuh von A bis Z*“ [157] — das Wetter ist:

Wenn schon Städtern und anderen Stubenmenschen das Wetter als Anknüpfungspunkt ihrer Gespräche dienen muß, so ist das noch viel mehr bei Bauern der Fall, deren Wohl und Wehe gänzlich von der Witterung abhängt. [17]

So beschäftigen sich viele Äußerungen beispielsweise mit dem nicht enden wollenden Regen, von dem zu Beginn der Geschichte erzählt wird: Wir lesen vom „*Klagen [...] über dieses Schandwetter*“ [18] und davon, dass in der Kirche von der gesamten Gemeinde „*ein Psalter um gutes Wetter gebetet*“ [18] wird. „*[A]ndere jammerten, daß man dieses Jahr überall nur halb so viel herausbringen werde als gewöhnlich*“ [18].

Einen bedeutenden Stellenwert nimmt — neben dem angesprochenen Ernteertrag — zweifellos die Sorge um das Vieh ein. Das bedeutet auch, dass jemand, der nicht bereit ist, sich mit den Bauern auf ein Gespräch über das Wohlbefinden der Kühe einzulassen, keine Chance hat, als Gesprächspartner ernst genommen zu werden. Franz durchschaut mit Hilfe der Hinweise des Sennen diesen Mechanismus und nur so gelingt es ihm letztlich, sich Schritt für Schritt gesellschaftlich zu etablieren. Der Sepp verhöhnt Franz aber, als er ihn am Dorfplatz mit den Bauern über ihre Kühe reden sieht:

„Steht dir der gelehrige Schüler des Sennen in einem Haufen Bauern wie einer, der etwas in einem Kasten für Geld sehen läßt, und erzählt von Weißfüßen und Schellkühen, daß auch Barthle mitsamt Haldenbauers Theresen daneben sich hätt' schämen müssen.“ [166 f.]

Durch seine Erfahrungen als Küher auf der Alp bekommt Franz (und damit auch der Leser) aber einen anderen Zugang zu den Sorgen und Problemen der Bauern: Früher war er durchaus der Ansicht, den Bauern „*seien ihre Kühe ihr Alles und so würden auch sie selbst mehr als halb zum Tiere, das von nichts wisse, als von seiner Nahrung und von seinem Nest*“: Die folgende Textsequenz gibt einen exzellenten Einblick in die Gespräche der Bauern:

Es gebe doch auf der Welt nichts Langweiligeres, als die Geschichte einer Kuh von A bis Z anhören zu müssen: an welchem Wochentage und in welchem Kalenderzeichen sie zur Welt gekommen sei, wie die Mutter ausgesehen, wie alt dieselbe damals gewesen, was das Weib, der Schwager und der Nachbar über das Kalb gesagt, wieviel Milch es getrunken und ähnliches; dann auch noch, wie man später lieber Geld entlehnt als das stattliche Rind verkauft habe, und so weiter bis auf den heutigen Tag. Das seien doch Unterhaltungen, daß es schade wäre um die verplauderte Zeit sowohl als um die Gabe der Sprache. So hatte Franz früher über die Unterhaltungen der Bauern geurteilt, daher dieselben soviel als möglich gemieden [...]. [157]

Dass es sich dabei nicht nur um langweiliges Gerede über das Vieh handelt, erkennt Franz, als er beginnt, genauer zuzuhören und so „*merkte [er] bald, daß die Geschichte einer Kuh bei weitem nicht so uninteressant sei, wie er früher gewöhnt hatte*“:

In solchen Geschichten zog immer auch ein Abschnitt aus dem Leben des Erzählers an Franz vorüber, ja oft wurde die ganze Familie mit ihrem Wollen und Können um die Kuh herumgestellt. Wenn zum Beispiel Christian von seiner

„Blaßköpfen“ erzählte, erfuhr man so nebenbei auch, daß er seinem Weibe und ihren Verwandten sehr viel nachfragen müsse, und daß erstere, obwohl alle Jahre reicher und wohlhabender werdend, dennoch jeden Gulden zweimal umkehre, ehe sie dem Mann denselben in die Hände lasse. Franz fand das auch ganz natürlich, als Christian zuletzt erzählte, wie es gegangen sei, als er im letzten Winter beim Adlerwirt das Geld für das Kalb der „Blaßköpfen“ vom Metzger eingenommen habe. [158]

Durch die im Roman insgesamt differenzierte Darstellung kommt es zu keiner einseitigen Verhöhnung der Bauern: Sogar Sepp, der soviel an seinen bäuerlichen Zeitgenossen auszusetzen hat, ist dem Bauernstand an sich überaus zugetan. Die Meinung der Gemeinde, er hätte seinen Sohn, weil dieser als Bauer nichts tauge, „zu den Studenten nach Feldkirch schicken sollen“, will er nicht hören: Da

[...] fuhr Sepp wild auf: „Ist etwa ein Bauer nichts Rechtes? Nicht der Stand macht dem Menschen, sondern der Mensch dem Stand Ehre, sage ich, und wenn mancher Bauer nichts Rechtes worden ist, wer hat die Schuld als er selbst und seine Erzieher?“ [59]

Freilich kann sich der Erzähler oder so manche Figur den einen oder anderen Seitenhieb auf das ungeschickte Verhalten der Bauern nicht verkneifen. Eine Tendenz ist jedenfalls in der Darstellung der bäuerlichen Naturen unbestritten zu erkennen: Die Differenz zwischen dem Verhalten des Einzelnen und dem der Gruppe.

Der Bauer, ein Herdentier Dass auf illokutionärer Ebene der Roman nicht nur die Rolle innehat, eine realistische Darstellung seiner Zeit zu sein, sondern mitunter auch Kritik übt an den Eigenartigkeiten seiner Zeit, darf wohl angenommen werden. Und wenn wir an anderer Stelle davon gesprochen haben, dass sich die illokutionären Absichten vermehrt in den Dialogen, die im Text geführt werden, niederschlagen (vgl. 5.1.2), so trifft dies bestimmt auch dort zu, wo Sepp sich über die Menge der Bauern aufregt:

Einer allein ist in der Regel immer so weich, so fügsam wie Erlenholz, die Menge aber starr wie ein Buchwald. Ein deutlicher Beweis dafür, daß der Mensch eigentlich ganz gut wäre, ein grundgemütlicher Kerl er nur durch die Menge und wegen dem großen Haufen zurückhält, vorwärts geht und tut und läßt, was er einzeln nie tun und lassen würde. [115 f.]

Die Erfahrung, dass mit einem Einzelnen durchaus auszukommen sei, das aber nicht bedeutet, dass dies auch gilt, wenn selbiger sich in der Gruppe bewegt, muss nicht nur Felder selbst, sondern auch Franz machen. Obwohl er sich — beispielsweise nach dem Alpzug — mit einzelnen Bauern angeregt und freundlich unterhalten hat, sind einige darunter, die sich kurze Zeit später der Meinung der Gruppe anschließen:

Die Gesichter derjenigen, welche Franzen zu verteidigen versucht hatten, verlängerten sich immer mehr, denn nun wurde ihnen das Unbegreifliche klar, und mit wahren Sündermienen hörten sie die Vorwürfe derjenigen an, welche sie Wetterfahnen und erbärmliche Schwächlinge nannten, die der Freimaurer in fünf Minuten jüdisch und sein Franz in gleicher Zeit lutherisch zu machen imstande wäre. [161]

„Immer den Hut nach dem Winde drehen!“ so lautet „eine alte Bauernregel“ [176], die dieses Phänomen treffend beschreibt.

Ein besonders eigenwilliges Verhalten legen die Bauern hierarchisch übergeordneten Personen gegenüber an den Tag: In Bezug auf „ihre[] Vorsteher[]“ haben sie es

[...] wie jene Schoppnerin, die ihr altes Haus hatte herrichten lassen und nun mit den Bauleuten höchst unzufrieden war, weil dieselben vor der Haustüre keine Stiege angebracht hatten. Man setzte ihr auseinander, daß so eine Stiege für ein Bauernhaus sowohl unbequem als unschön sei, überdies vor ihrem Hause unmöglich hätte gemacht werden können. Doch das war vergebens. „Der Vorsteher“, sagte sie gegen alles, was man vorbrachte, um sie zufrieden zu machen, „der Vorsteher hat eine Stiege und ich will auch eine, denn der kennt’s.“ [...] Die Menschen sind überall und immer so ziemlich dieselben. Im Bregenzerwald gibt es solche, die Stiegen vor den Häusern haben wollen, wenn der Vorsteher auch eine hat, sie mag sonst noch so unbequem sein. [23]

Auch der Pfarrer übt einen großen Einfluss auf das Verhalten und Agieren der Bauern aus. Als der Franz anfängt, im Rahmen der Abendgesellschaft seine bäuerlichen Mitbewohner mit gesellschaftlichen und politischen Geschehnissen vertraut zu machen, sind sie davon zunächst sehr angetan und zeigen sich, nachdem die ersten Vorbehalte überwunden sind, sehr interessiert. Immer größer ist deshalb auch der Zulauf zu diesen Versammlungen: „*Das Haus des Freimaurers war der Mittelpunkt, in dem sich alle Jüngern Kräfte des Dorfes treibend oder zurückhaltend berührten.*“ [330] Als jedoch der Pfarrer zu einem dieser Treffen erscheint, ist es schnell vorbei mit der Loyalität dem Franz und seinen aufgeklärten Freunden gegenüber. Als der Pfarrer das Wort erhebt und gegen den Doktor auftritt, sieht er voller Genugtuung, „*wie die Bauern die Köpfe tiefer und tiefer hängen ließen. „Also Scham und Reue sind erwacht“, dachte er*“ [341 f.]. Der Senn versucht zwar noch, das Gemeinschaftsgefühl in der Gesellschaft zu beschwören: „*Herr Pfarrer, hier hat niemand besonders einen Anhang. Wir alle hängen aneinander; keiner ist der erste und keiner der letzte, sondern jeder ist in der Mitte.*“ Doch der Pfarrer kennt seine Schafe besser:

„Das werden wir sehen“, sagte der Pfarrer, und sich an den alten Martin wendend, fragte er lachend: „Bist also wirklich auch du nicht mehr zufrieden mit der jetzigen geistlichen und weltlichen Regierung?“ „Ich — ich hab’ immer gemeint, es sei alles, wie es halt sein müsse — allerdings wünschte —“ „Da seht ihr’s!“ fiel der Pfarrer ein. „Wenn ich so einen um den anderen herausnähme, würde die Gesellschaft

bald klein werden.“ „Wenn sich alle so herausnehmen ließen“, bemerkte Franz. Es entstand nun ein furchtbarer Lärm. [342]

Das Auftreten des Pfarrers zeigt die erwünschte Wirkung, denn als er — einen verhüllten direktiven Sprechakt tätigend („*Doch jetzt bin ich genug hier gewesen und wünsche denen, die mir bald nachgehen, von Herzen eine gute Nacht*“) — abgeht, „folgten“ „[m]ehrere Bauern [...] dem rasch die Stube Verlassenden. Franz rief ihnen nach: „*Geht nur, damit die Luft rein wird!*“ [344]

Je mehr es gegen den Schluss des Romans geht, desto unwichtiger wird die Gruppe der Bauern — die Einzelschicksale von Sepp und Barthle treten vehement in den Vordergrund. Als Sepp nach dem „Lawinenmord“-Versuch dann wohlbehalten von seinen Rettern zurück ins Dorf gebracht wird, wird noch einmal die fromme Natur der Bauern thematisiert: Als der Sepp davon spricht, dass er sich in der Vorsaßhütte „*fast umgebracht*“ hätte [402], wird den braven

[...] Bauern [...] warm und kalt, viele wandten entsetzt ihre Blicke von ihm ab, doch die Demut des Beichtenden rührte sie und noch mehr der Schluß seiner ziemlich langen Rede, welcher eigentümlich feierlich klang. [402]

Was die Befindlichkeit der Bauern zu Ende des Roman betrifft, so gilt für sie das Gleiche wie für die Gemeinde (vgl. 7.4.1): Auch sie nehmen teil an den harmonischen Schlussfeiern, dem Einzug des Pfarrers und der Hochzeit von Franz und Mariann. Und genauso folgsam wie die anderen im Dorf trottet wohl auch diese Herde dem neuen Hirten hinterher.

7.4.3 Schnäpsler

[...] wie in einem von den Bewohnern verlassenen Hause Mäuse und Spinnen ihr Unwesen treiben, alle Wände, alle Möbel und was sie noch sonst finden, zerfressen und beschmutzen, ebenso zogen, sobald Sepp die Stube verlassen hatte, die Schnäpsler ohne Gnade und Barmherzigkeit über Sepps Ehre und guten Namen los, bis, wie man zu sagen pflegt, kein rechter Faden mehr an ihm war. [37]

In dieser Textpassage ist das Wesen der Schnäpsler treffend beschrieben: In der Wirtsstube sitzen und über die anderen im Dorf herziehen, das gehört zur Hauptbeschäftigung dieser Dorfbewohner: „Es ist der Mob jeder dörflichen Gesellschaft, nichts wert und doch gefährlich, weil er dem Guten und Beständigen abgeneigt ist“¹³⁹, beschreibt Artur Schwarz diese Figuren, die vornehmlich „der Staffage“ dienen.

¹³⁹ Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 443 f.



In unserem Roman sind die Schnäpsler als Gruppe — Nomen est Omen — eigentlich immer nur am Stammtisch, „*am runden Haustische in der untern Ecke*“, im Wirtshaus anzutreffen. Das Rösle, das als Tochter des Adlerswirts für den Ausschank zuständig ist, füllt „*die vor sie [die Schnäpsler] hingestellten Groschengläschen*“¹⁴⁰, *ohne sie um ihr Begehren zu fragen, mit Branntwein*“ [28], die auch jeweils rasch wieder geleert werden. Schon kurz darauf heißt es, dass „*das flinke Mädchen wiederkam*“ und ihnen wieder „*die Gläschen füllte*“. Barthle, der kurze Zeit später die Wirtsstube betritt, trinkt keinen Branntwein, sondern „*[forderte] mit der Stimme eines kommandierenden Generals einen Schoppen Roten*“ [28]: In dieser Szene geht es nicht nur um die Darstellung der Trinkgewohnheiten, sondern die Art zu bestellen sowie das Bestellte selbst geben Aufschluss über das soziale Gefälle zwischen den verschiedenen Gästen.

Wie die Schnäpsler — eigentlich bedauernswerte Gesellen — zu ihrem wenig schmeichelhaften Übernamen gekommen sind, ist nichts in „Sonderlinge“ zu lesen. Dass in vielen Fällen deren Aussehen aufgrund des übermäßigen Alkoholkonsums schon deutlich gelitten hat, ist in der Beschreibung des Hansmichel angedeutet: Er ist „*ein mittelgroßer, etwas nach vorn gebeugter, sonst aber nicht alt scheinender Mann, den sein verzerrtes Gesicht als einen Schnäpsler bezeichnete*“ [25], so heißt es bei seiner Einführung in die Romanhandlung. Die einzigen Figuren dieser ansonsten völlig anonymen Gruppe — es ist auch nichts darüber ausgesagt, wie viele „Mitglieder“ sie umfasst —, die einen Namen tragen, sind der Hansmichel und der Klaus. Der Klaus, laut Eigenaussage „*ein Lump*“, entstammt einer „*Bettlerfamilie*“ [108] und ist einer, der durch sein für einen Schnäpsler ungeheuer couragiertes Redeverhalten auffällt: Er habe „*ein Maul, es sticht und haut*“ [108], heißt es über ihn. In der Wirtshausszene, in der alle anderen Schnäpsler über Sepp herziehen, widerspricht er als einziger:

Ja, Klaus war sogar Sepps Verteidiger, aber er würde nichts ausgerichtet haben,

¹⁴⁰ „Ein Schnapsgläschen. Benannt nach der Scheidemünze, die den geringsten Wert hatte. Der Groschen wurde in Österreich offiziell am 1. 1. 1925 mit der Schillingwährung eingeführt.“, vgl. Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 433

wenn er seine Rolle als solcher auch zehnmal besser gespielt hätte, als dies wirklich der Fall war. [37]

Dass Klaus den Sepp zu verteidigen versucht, kommt möglicher Weise daher, dass ein gewisses Naheverhältnis zwischen den beiden besteht: „*Manchem half ich [...] wie dem Klaus, ein Handwerk zu lernen*“ [193], erklärt der Sepp einmal. In der Szene, in der über die Freimaurerbriefe verhandelt wird, erzählt Klaus „mit stolzem Selbstbewußtsein“:

„Ich könnt’ euch Dinge von ihm [Sepp] erzählen, wenn ich wollte. So hab’ ich z. B. schon Briefe bei ihm gesehen, die sind so studiert und vornehm geschrieben gewesen, daß unsereiner sie ums Leben nicht hätt’ lesen können.“ [37]

Hansmichel, mit eigentlichem Namen „*Johann Michael Kleber*“ [377], ist aus der Gruppe der Schnäpsler der Einzige, dessen sozialer Abstieg kurz — und vielleicht beispielhaft für andere Schicksale — skizziert wird:

[...] des reichen Klebers Hansmichel hatte nicht viel gelernt. In den Jahren, als die Lederhosen noch nicht so an ihm herumlotterten, war er immer mit zwei Stieren im Dorf herumgefahren, daß man meinte „wunder was“, und ihm jedermann, am meisten aber seine Brüder, die guten Händel mißgönnten, weil alle strengerer Arbeiten ihnen aufgebürdet wurden. Später waren die Brüder, die etwas gelernt hatten, dann aber doch viel besser dran als Hansmichel, der zwar den Stolz des Vaters ganz, von seinem Vermögen aber nur den fünften Teil erbte. Wie viele reiche Bauern, hatte der alte Kleber seinen Buben nie mehr als einige Batzen in die Hände gelassen; was sie brauchten, war immer da, sie lernten daher nicht sparen und nicht rechnen. Es währte nicht lange, bis Hansmichel, der auch nicht arbeiten gelernt hatte, den größten Teil von seinem und dem Vermögen seines Weibes verbraucht hatte und zu den sogenannten Hausarmen gehörte. Weil seine Verwandten ihm und den Seinigen wenigstens das Häuschen und den Wald erhalten, auch ihn in der „eigenen Gemeinde“ nicht Betteln lassen wollten, verschafften sie ihm immer das Nötigste, und Barthle, der, wie bereits erwähnt, auch zu seiner Freundschaft gehörte, hatte ihn, der sonst sicher nirgends Verdienst gefunden hätte, als Heuer angestellt. [100 f.]

Das hier beschriebene Schicksal gehört zum typischen Motivkreis der bäuerlichen Epik und Dorfgeschichten: „Brüder kämpfen um die Erbfolge bzw. die Teilbarkeit des Hofes (vgl. Auerbach *Lehnhold*), oder der erwachsene Sohn will den Hof übernehmen, der Vater aber noch nicht abtreten.“¹⁴¹ Auch die Darstellung sozialer Missstände, liederlicher Lebenswandel, Trunksucht oder Spielleidenschaft sowie der soziale Abstieg oder Fall des Untüchtigen oder moralisch Zweifelhafte werden hier traditionell thematisiert. In „Sonderlinge“ sind diese Komponenten nicht explizit im Zentrum der Handlung, sie spielen aber durchaus zwischen den Zeilen oder in Nebenbemerkungen bzw. -handlungen eine Rolle. Spricht unser Erzähler über die Schnäpsler und deren Agieren, so schwingt meist sogar ein zynischer oder spöttischer Unterton mit:

¹⁴¹ Zimmermann, Der Bauernroman, S. 29

Wenn so ein armer Teufel einem sechskrippigen Bauern¹⁴² von seiner Not erzählt, und wie er daheim ein krankes Weib und hungrige Kinder habe, da kann er sich heiser schwätzen, bis endlich der Sechskrippige den Mund auf tut und sagt, es wäre traurig, wenn's so wäre, aber es ist alles nicht wahr, was die Leut' lügen; item, wenn ein Schnäpsler im Wirtshause mit einem vierschrötigen Weintrinker ein vertrauliches Gespräch vom guten oder schlechten Wetter anfangen will, dann bekommt der Vierschrötige ein so gewaltiges Husten, daß er sogleich aufstehen und sich an einen andern Tisch setzen muß; — schimpft aber der arme Teufel über die, welche auch der Vierschrötige nicht leiden kann, und lügt von denen etwas, welchen auch der Sechskrippige folgen muß, dann findet er Zuhörer genug, wenn er nur nicht so dumm ist, sie auf dem Kirchweg, im Wirtshaus oder auf öffentlichen Plätzen zu suchen. [79]

In diesem Textausschnitt ist schön zu beobachten, dass es nicht um die Problematik des „*arme[n] Teufel[s]*“ an sich geht, warum er etwa ein solcher ist und was sich dagegen tun ließe; es geht vielmehr um seine Art sich im Dorfgeschehen als Sprechender einzubringen. Die Rede über seine eigene Not wird vom Zuhörer gar nicht wahrgenommen, sondern als *Lüge* abgetan. Ein „*vertrauliches Gespräch*“ führen, also wirklich ernsthaft jemandem von seinen Sorgen erzählen, kann ein Schnäpsler nicht — niemand würde ihm zuhören (wollen). Gehör bekommt er nur, wenn er das tut, was die anderen, Reicheren, Einflussreicheren, Mächtigeren in der Gemeinde gerne hören: das Herabsetzen eines anderen, noch Reicheren, noch Einflussreicheren, noch Mächtigeren. So reden die Schnäpsler dann jenen ‚nach dem Maul‘: Wirklich ernst genommen werden diese bedauernswerten Männer¹⁴³ allerdings nicht. Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass sie, wenn sie einmal in der ihnen Macht und kurzzeitiges Ansehen verschaffenden Lage sind, exklusive Neuigkeiten wissen und verbreiten zu können, diese Momente voll auskosten:

Den Schnäpslern, die überall davon erzählten, war über Nacht das, was Sepp und was Klaus gesagt hatten, untereinandergekommen, und noch viel dazu, was keiner gesagt hatte. Doch das war nicht so gefährlich; vom Sepp konnte und durfte man überall sagen, was man wollte; alles wurde geglaubt, nur das Gute nicht. [79]

Das hier beschriebene Redeverhalten und soziale Agieren findet auch in den Einträgen, die das Sprechen der Schnäpsler dokumentieren, seinen Niederschlag: Insgesamt haben die Schnäpsler ohnehin nicht viele Redeauftritte, es sind nur 39 Stellen, in denen sie zu Wort kommen (im Vergleich dazu: Für die Bauern wurden 94, für die Gemeinde sogar 244 Einträge gezählt). *Beten* hören wir die Schnäpsler als Gruppe nie, man darf aber deshalb nicht annehmen, dass sie areligiös oder unffromm wären: Im Gegenteil, wenn es beispielsweise eine Gelegenheit gibt, sich

¹⁴² Der „Sechskrippige“ ist ein Bauer, der wenigstens sechs Kühe im Winter halten konnte. Er gehört bereits zu den wohlhabenderen, vgl. Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 452

¹⁴³ Der Hinweis darauf, dass es sich bei dieser Gruppe um eine reine Männerversammlung handelt, wird gleich zu Beginn der Szene beim Adlerwirt gegeben: „*In der großen Gaststube des Wirtshauses „Zum Adler“ saßen am runden Haustische in der untern Ecke schweigend einige Männer*“ [28].

durch öffentliche „*Abneigung gegen den Freimaurer als guten Christen zu zeigen*“ [37], so sind die Schnäpsler ganz vorne mit dabei. Während vom Klaus ebenso kein Beleg des Betens auffindbar ist, wird vom Hansmichel (als einzelne Figur, aus der Gruppe der Schnäpsler herausgelöst) an zwei Stellen gesagt, dass er bete: Einmal betet er, gemeinsam mit dem Weberle und von den Kirchenglocken dazu aufgefordert, „*laut und langsam den Englischen Gruß*“ [112], und als der Barthle voller Sorgen den soeben aufgebrochenen Heuziehern am Morgen des Unglückstages nachblickt, „*[sagte] sogar der Hansmichel lachend:*“

„Dem guten Vetter ist das Wetter in die Glieder gefahren. Ich nehm' in solchen Fällen einige Schlucke Schnaps und bete geschwind ein Vaterunser, dann geht's wieder wie geschmiert.“ [375]¹⁴⁴

Erwartungsgemäß äußert diese Sorte von Sprechern sich weder anhand von Deklarativen noch Kommissiven. Auch neutrale Redebeiträge, also solche, die, im Unterschied zu Repräsentativen, etwas ohne Wertung zum Ausdruck bringen, finden wir im Fall der Schnäpsler nicht.

Ganz vorne rangieren, mit 25%, die Repräsentative, wobei *reden* und *erzählen* die häufigsten sind, auch *herausbringen*, *lügen* und *widersprechen* gehören hierher. Auch das *sagen* der Schnäpsler muss hier angeführt werden, es handelt sich dabei nämlich um kein neutrales sich Äußern, sondern um ein bewusstes Depo- nieren der eigenen Meinung, z. B. in [36]: „*Sagt nun selbst, ihr unparteiischen Zuhörer*“. An zweiter Stelle befinden sich die Direktive mit 22 %, wie *abschwatzen*, *dreinreden*, *eine Frage tun*. An dritter Stelle befindet sich der Bereich des Schweigens, und zwar mit 19%; dies mag auf den ersten Blick sonderbar anmu- ten, lässt sich aber leicht erklären: Wie Artur Schwarz richtig beschrieben hat, ist es ein Charakteristikum der Schnäpsler, dass sie „im Wirtshaus das große Wort führen und Kritik nur in Abwesenheit der Betroffenen wagen“¹⁴⁵. Tatsäch- lich sind die Männer beim Streit zwischen Barthle und Sepp „*mäuschenstill*“: „*Schweigen hatte daher den Schnäpslern das Klügste geschienen*“ [37]. Dies ist wohl das einzige angemessene Sprech(er)verhalten, da sie es sich „*mit dem Sepp*

¹⁴⁴ An dieser Stelle scheint dem Erzähler ein logischer Fehler unterlaufen zu sein: Die Szene spielt nämlich zu einem Zeitpunkt, an dem die Heuzieher (zu denen auch der Hansmichel gehört) bereits das Haus des Barthle verlassen haben („*das Haus verließen*“): Sie müssen sich also schon auf dem Weg befinden, weil es ja vom Barthle heißt, dass er „*den Heuziehern mehrmals*“ nachruft: „*Nehmt um Gottes willen euch vor den Lawinen in acht!*“ [375] Zu dem Zeitpunkt der Aussage „*Dem guten Vetter ...*“ steht aber der Hansmichel noch neben oder zumindest in der unmittelbaren Nähe von Barthle und Mariann. Als dann aber, bald darauf, der Gemeindediener kommt, um den Hansmichel zu verhaften, gibt ihm Mariann die Auskunft: „*Er ist auf dem Heuzug.*“ [378] Da schwerlich anzunehmen ist, dass Hansmichel die Fähigkeit der Bilokation besitzt, bleibt also unklar, ob sich der Erzähler bei dieser Szene einfach geirrt hat (beim Zusammenkürzen oder Nachbearbeiten ein Fehler passiert ist) oder ob sich der betagte und stets betrunkene Hansmichel allein auf den Weg gemacht hat, um den anderen Heuziehern nachzugehen. Das würde allerdings wieder erklären, warum er beim Heuzug verunfallt ist.

¹⁴⁵ Schwarz, Anhang Bd. 2, S. 443 f.

*nicht verderben, aber auch nicht gegen ihre Überzeugung reden wollten“ [37]. Zwar „verschenkte auch Sepp nicht viel“, aber „ein Darlehen war ihm doch immer noch eher abzuschwatzen als dem Barthle“ [37]. So tun die Schnäpsler ihre Meinung lieber nur nonverbal kund, etwa durch ein Husten [vgl. 36], ein Schütteln der Köpfe [vgl. 38] oder durch ein „augendrückend[es]“ Mitteilen ihrer Gedanken [vgl. 36]. Auch ein nicht weiter definier- oder zuordenbares „Gemurmel“ [30] gehört zu den Äußerungsformen der Schnäpsler. An der vierten Stelle rangieren, mit je 8%, die Expressiva (*schimpfen, sagen, entschuldigen*) und bewertende Sprechakte, wie *über jemanden losziehen, schimpfen* oder *schwätzen*.*

Wenn wir nun gesagt haben, dass sämtliche Haupt- oder relevante Nebenfiguren im Laufe der Romanhandlung eine positive Entwicklung durchmachen dürfen, so trifft dies für die Schnäpsler leider nicht zu. Tendenziell nehmen die Gespräche im Wirtshaus zwar ab, weil die Bauern und solche, die früher des Abends zum Stammtisch gekommen sind, um miteinander dies oder jenes zu besprechen, sich vermehrt bei Franz zuhause, später im Sennhaus, zur Abendgesellschaft treffen. Vielleicht liegt es auch einfach daran, dass der Erzähler, besonders ab der zweiten Hälfte des Romans, vermehrt Franz und seinen Geschicken folgt und selbst nicht mehr so oft im Wirtshaus anzutreffen ist. Im Gespräch mit Franz „gestand“ allerdings Klausmelker Franzen „zu“,

[...] daß es in diesem Winter nicht zugehe wie sonst. Von Lumpereien, Händeln und Streitigkeiten habe man gar nie gehört. Sogar der Schnäpsler Klaus habe das Trinken nachgegeben, weil er jetzt in einer Gesellschaft etwas gelten wolle, die aus anständigeren Leuten bestehe. Uneinigkeiten seien trotz allem Reden keine entstanden [...]. [370]

Während sich also beim Klaus eine eher hoffnungsfrohe Entwicklung andeutet, wird der Hansmichel, als ein besonders prominenter Repräsentant der Gruppe der Schnäpsler und zugleich ein besonders übler, unverbesserlicher Zeitgenosse, aus der Handlung vollends verabschiedet, indem er nach einem Unfall beim Heuziehen stirbt: Er sei in „*betrunkennem Zustand überfahren worden*“, erzählen die Heuzieher und sein „*Kopf sei so fürchterlich zugerichtet, daß er den Morgen schwerlich noch erleben werde*“ [384]. Zwar kommt der Pfarrer „*noch früh genug, um die Beichte des Unglücklichen zu hören*“ — und damit löst sich auch das Rätsel um das exklusive Wissen der Zigeunerin völlig unspektakulär auf (vgl. 7.3.4) —, der Doktor aber, „*kam zu spät. Hansmichel war gestorben*“ [386].

Über das Schicksal der anderen Schnäpsler erfahren wir leider nichts. Bei der Hochzeitstafel und dem Einzug des neuen Pfarrers fehlen die Schnäpsler jedenfalls: Eine Lösung dieses schwierigen sozialen Problems bzw. eine Rehabilitierung dieser herunter gekommenen Randgruppe hat in diesem Fall nicht einmal auf literarischer Ebene erfolgen bzw. „erschrieben“ werden können.

8 Epilog: „Erbrechen, Zunge gelähmt [...]“. Franz Michael Felders Verstummen

Über Franz Michael Felders (literarische) Sprechakte, die im Zusammenhang mit seinem Roman „Sonderlinge“ stehen, ist nun hinreichend viel gesagt worden. Es möge zum Ausdruck gekommen sein, wie scharfsinnig, hellhörig, kreativ und literarisch anmutig Felder Anteil genommen hat am Geschehen seiner Zeit. Der Roman „Sonderlinge“, an dem der Dichter von (Ende) 1862 bis (Mai) 1866 — so lange wie an keinem anderen Werk — gearbeitet hat und der zugleich den literarischen Durchbruch (auch jenseits der Landesgrenzen) darstellt, markiert einen für Franz Michael Felder unerhört wichtigen Lebens- und Schaffensabschnitt. Es war höchste Zeit, sich diesem außergewöhnlichen literarischen Werk in einer umfassenden und dem Text gerecht werdenden Untersuchung zu widmen. Felders dichterische Gestaltungskraft hat in „Reich und Arm“ seine Fortsetzung gefunden, in „Aus meinem Leben“ einen brillanten Höhe- und Endpunkt erreicht.

Der Dichter, der so viel zu sagen hatte und noch so vieles zu sagen gehabt hätte, verstummte zu früh und zu jung: Einige Tage vor seinem 30. Geburtstag, am 26. April 1869, „Vormittag 10 Uhr[,] ist er ruhig verschieden“¹, meldet Felders Schwager Kaspar Moosbrugger am 27. April dem Leipziger Freund Rudolf Hildebrand.

Viele Male wurde von vielen Seiten und aus den verschiedensten Beweggründen heraus versucht, Franz Michael Felder am Reden und Schreiben zu hindern oder ihn zum Schweigen zu bringen: Er aber hat sich den Mund und die Schreibfeder nie verbieten lassen, weder von seinen engstirnigen Zeitgenossen, noch von seinen politischen Gegnern, noch von Pfarrer Rüschler und seinen Mitstreitern.

Als das Schicksal grausam zuschlägt und Felders Gemahlin Anna Katharina aus seinen Armen fortstirbt, glaubt Felder sich am Ende: „Bei dem Begräbniß“, berichtet Kaspar Moosbrugger, „als die Todtengräber die ersten Erdklumpen auf den eingesenkten Sarg kollern ließen, streckt Felder die Hand aus und sagt: *Jz ist*

¹ Kaspar Moosbrugger an Rudolf Hildebrand, Brief vom 27. 4. 1868, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 165

as us und mit mir ou. Sein Schmerz war herb, hart, unzugänglich. Ich half ihm noch zu einer braven Haushälterin, einer unserer Anverwandten, die [...] gleich in ihre neue Stellung eintrat.“²

Noch einmal aber gelingt es Felder, sich mit aller Kraft aufzurichten: Mit „Aus meinem Leben“ tätigt er — im Angedenken an sein eigenes Leben und in schmerzlicher Erinnerung an das Glück, das durch die geliebte Nanni in sein Leben getreten war, — seinen letzten großen literarischen Sprechakt. Nach Beendigung der Autobiographie erlischt Felders geistige Kraft.

Am 9. April 1869 berichtet Kaspar Moosbrugger in einem Brief an Rudolf Hildebrand vom Martyrium des Dichters im Krankenbett:

Gestern morgens kam ein eigener Bothe nach Bludenz mit der Nachricht, Freund Felder habe einen Schlag bekommen u. lige sterbenskrank danieder. Ich eilte gestern noch über die Berge her u. bekam gleich vom behandelnden Arzt Dünser Auskunft über den sehr ernsten u. fast hoffnungslosen Zustand unsres Freundes.³

Aus dem Bericht des Arztes, Dr. Ferdinand Dünser, schreibt Moosbrugger wörtlich ab:

[...] Grundleiden: Tuberculosis pulmonum [...]. In der Nacht vom 6ten auf 7ten d. Ms. trat ein apoplectischer Anfall auf. Erbrechen, Zunge gelähmt, daher Unvermögen zu sprechen, der rechte Arm gelähmt, Fuß nicht, das Empfindungsvermögen nirgends aufgehoben. Mit dem 8ten die Zunge noch mehr gelähmt [...]. Der Schlaganfall ist nach Angabe der Ärzte lediglich eine Folge übermäßiger Geistesanstrengung. Die Tuberkelbildung hänge mit dem skrofulösen Zustand unsres Freundes zusammen u. habe dieselbe wohl schon vor Jahr u. Tag begonnen. Ohne Illusion u. Selbsttäuschung gesprochen, ist u. bleibt unser Freund, wie er lebte u. lebte der Vergangenheit an u. wenn noch Heilung, insofern eine solche möglich ist, eintritt, wird er nur ein Schatten sein von dem, was er war.⁴

Der Schlaganfall und die hinzu gekommene Lungenentzündung „auf tuberculo-losem Boden“⁵ rauben Felder die letzten verbliebenen und lebensnotwendigen Kräfte: Er kann aufgrund der Zungenlähmung nicht mehr sprechen, der gelähmten Hand ist keine Schreibarbeit mehr möglich.

In seiner Darstellung berichtet Dr. Waibel, der Arzt aus Dornbirn, Rudolf Hildebrand von Felders letzten Stunden, von „anhaltender Athemnot (beschleunigter Respiration) — von Gleichgültigkeit u. Unempfindlichkeit des Kranken u. von Delirien“:

Felder hat offenbar den Tod seiner unersetzlichen Frau nicht zu verschmerzen vermocht. Das Leben hatte von dem verhängnissvollen Tage an keinen Werth mehr

² Kaspar Moosbrugger, Anmerkung zu Brief Nr. 181, in: Methlagl, FMF Werke, Bd. 7, S. 294

³ Kaspar Moosbrugger an Rudolf Hildebrand, Brief vom 9. 4. 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 151 f.

⁴ Kaspar Moosbrugger an Rudolf Hildebrand, Brief vom 9. 4. 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 152

⁵ Johann G. Waibel an Rudolf Hildebrand, Brief vom 24. 4. 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 167

für diesen merkwürdigen Mann. Die Selbstbiografie, an welcher er diesen Winter mit übertriebener Anstrengung arbeitete, u. die er, wie ich hörte, bis zu seiner Vermählung ausgeführt, scheint einen Rechnungsabschluss bilden zu sollen.⁶

Der Tote sei, so berichtet Kaspar Moosbrugger Hildebrand in seinem Brief vom 5. Mai 1869 — Felder ist bereits begraben —, an „Kopf u. Brust“ geöffnet worden: Sowohl der „Krankheitsherd im Gehirn“ als auch die mit „Tuberkeln erfüllt[e]“ Lunge waren zutage gekommen, das Atmungsorgan habe „Vernarbungen“ gezeigt, an denen „Felder früher schon [...] zu leiden hatte“. Dr. Dünser zeigt sich erstaunt darüber,

[...] daß unser Freund noch so lange ausgehalten habe. [...] Das Blut, wegen der kranken Lunge in seiner Circulation gehemmt, scheint heftig auf das Gehirn gedrückt u. die Geistesfunktionen [sic!] beenzt zu haben. Daß er unter diesen Umständen noch ein so vortreffliches Werk wie seine Biografie schreiben konnte, beweist eine außerordentliche Schwungkraft u. Energie des Geistes.⁷

Die geistige Beschäftigung und der drängende Wunsch, sich nicht nur im Gespräch, sondern sich vor allem auch literarisch, schriftlich, seinen Freunden, seinen Lesern mitzuteilen, haben Franz Michael Felder nicht nur bis zuletzt am Leben erhalten. Sie haben ihn durch selbiges hindurchgetragen.

„O glücklich der, dem es gelang, die Liebe
Der Nachwelt zu verdienen, prachtvoll ruht
Auf Lorbeern er [...]“⁸

schreibt Franz Michael Felder 1864, anlässlich des Todestages der Mutter von Kaspar Moosbrugger und Nanni.

Mit der hier vorliegenden Arbeit hoffe ich zur Beschäftigung mit Felders Schriften und zur längst fälligen *literarischen* Auseinandersetzung mit seinem Werk angeregt zu haben: Franz Michael Felder selbst braucht wohl nicht unbedingt einen Lorbeerkranz, aber der Nachwelt Liebe, die hat er sich jedenfalls verdient.

⁶ Johann G. Waibel an Rudolf Hildebrand, Brief vom 24. 4. 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 167

⁷ Kaspar Moosbrugger an Rudolf Hildebrand, Brief vom 5. 5. 1869, in: Felder, FMF Werke, Bd. 12, S. 169

⁸ Franz Michael Felder, Zum Todestag der Mutter Kaspar Moosbruggers 1864, in: Felder, FMF Werke, Bd. 1, S. 391

Bibliographie

Berthold Auerbach. Ein eigen Haus, in: *Berthold Auerbach's gesammelte Schriften, Zweite Gesamtausgabe*. Achter Band. Mit dem photographirten Bildnis des Verfassers. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, 1864, Seite 43–118.

John Langshaw Austin. *How to Do Things with Words*. Edited by J. O. Urmson. Edited by Marina Sbisa. (William James Lectures). Harvard University Press (Second Edition), 1975.

John Langshaw Austin. Vorwort des Herausgebers zur ersten Auflage der englischen Ausgabe, in: *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny. (= Reclams Universal-Bibliothek Nr. 9396). Philipp Reclam jun., Stuttgart (Bibliographisch ergänzte Ausgabe), 2002, Seite 21–23.

John Langshaw Austin. *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny. (= Reclams Universal-Bibliothek Nr. 9396). Philipp Reclam jun., Stuttgart (Bibliographisch ergänzte Ausgabe), 2002.

Peter Bachmaier. *Die Logik der Sprachspiele: eine philosophische Abhandlung*. (= Bachmaiers Paperback Wissenschaft; Band 1). Bachmaier, München, 1996.

Gerhard W. Baur. Der Schoppernauer Bauer, Schriftsteller und Sozialreformer Franz Michael Felder als Erforscher und Sammler der Bregenzerwälder Mundart. *Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs*, 49. Jahrgang, 1997. Seite 16–24.

Uwe Baur. *Dorfgeschichte. Zur Entstehung und gesellschaftlichen Funktion einer literarischen Gattung im Vormärz*. Wilhelm Fink Verlag, München, 1978.

Pierre Bourdieu. *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1539). Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2001.

- Max Brod und Franz Kafka. *Max Brod – Franz Kafka. Eine Freundschaft. Briefwechsel.* Herausgegeben von Malcolm Pasley. (= Max Brod – Franz Kafka. Eine Freundschaft. II.). S. Fischer, Frankfurt am Main, 1989.
- Werner Bundschuh. Die „Leibhaftigen“: Freimaurer, Illuminaten und Jakobiner. *KULTUR. Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft*, Jahrgang 4 (Nummer 3), 1989. Seite 6–8.
- Jonathan Culler. *Literaturtheorie. Eine kurze Einführung.* Aus dem Englischen übersetzt von Andreas Mahler. (= Reclams Universal-Bibliothek Nr. 18166). Philipp Reclam jun., Stuttgart, 2002.
- Franz Dornseiff. *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen.* Siebte, unveränderte Auflage. Walter de Gruyter, Berlin, 1970.
- Osman Durrani. Der Bauer und das Buch. Zwei Kulturen in Franz Michael Felders „Sonderlingen“. *Jahrbuch des Franz-Michael-Felder Archivs der Vorarlberger Landesbibliothek*, 2. Jahrgang, 2000. Seite 27–36.
- Arno Dusini. Literatur und Sprechakt. Unveröffentlichtes, autorisiertes Manuskript zur Vorlesung. Vorlesung an der Universität Wien im Wintersemester 2004 / 2005.
- Andreas Eder. *Franz Michael Felders Autobiographie „Aus meinem Leben“. Eine Sprachuntersuchung.* Diplomarbeit aus Germanistik zur Erlangung des akademischen Grades Magister phil. Eingereicht bei Univ. Prof. W. Welzig an der Universität Wien. Wien, 1990.
- Birgit Margaretha Feierl. Sprechakte in den Schriften Franz Michael Felders. Vom Ertrag der Sprechakttheorie für die Betrachtung literarischer Texte. *Jahrbuch des Franz-Michael-Felder Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek*, 6. Jahrgang, 2005. Seite 46–71.
- Birgit Margaretha Feierl. Verteufelt, verdrängt, gefeiert, verehrt – Zur bewegten Rezeption von Franz Michael Felders Leben und Werk. Aufsatz für den Sammelband des IV. GERMANISTEN-KONGRESS (15.–17. Dezember 2008) der Forschungsgruppe Deutsche Philologie der Universidad de Sevilla (<http://www.grupo.us.es/gfilalem>). Zum Zeitpunkt des Erscheinens der vorliegenden Arbeit noch unveröffentlicht. Erscheint im Juni 2009, Dezember 2008.
- Franz Michael Felder. *„Ich will der Wahrheitsgeiger sein“. Ein Leben in Briefen.* Herausgegeben und mit einem Nachwort von Ulrike Längle. (Eine österreichische Bibliothek. Gesamtleitung Wendelin Schmidt-Dengler). Residenz Verlag, Salzburg und Wien, 1994.

- Franz Michael Felder. *Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Erzählungen und Gedichte*. Bearbeitet von Elmar Haller. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 1). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1978.
- Franz Michael Felder. Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Ein Lebensbild aus dem Bregenzerwald, in: *Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Erzählungen und Gedichte*. Bearbeitet von Elmar Haller. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 1). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1978, Seite 39–208.
- Franz Michael Felder. *Sonderlinge*. Bearbeitet von Artur Schwarz. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 2). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1976.
- Franz Michael Felder. *Reich und Arm*. Herausgegeben von Karl-Heinz Heinzle. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 3). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1973.
- Franz Michael Felder. *Aus meinem Leben*. Bearbeitet von Walter Strolz. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 4). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1974.
- Franz Michael Felder. *Franz Michael Felder – Kaspar Moosbrugger. Briefwechsel 1. Teil*. Bearbeitet von Eugen Thurnher. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 5). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1970.
- Franz Michael Felder. *Franz Michael Felder – Kaspar Moosbrugger. Briefwechsel 2. Teil*. Bearbeitet von Eugen Thurnher. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 6). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1972.
- Franz Michael Felder. *Vermischte Schriften*. Ediert von Walter Methlagl. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 8). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1979.
- Franz Michael Felder. *Franz Michael Felder – Rudolf Hildebrand. Briefwechsel*. Herausgegeben von Walter Methlagl. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 9). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1984.

- Franz Michael Felder. *Briefwechsel 1856–1869 1. Teil*. Herausgegeben von Walter Methlagl. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 10). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1981.
- Franz Michael Felder. *Briefwechsel 1856–1869 2. Teil*. Mitarbeit: Anton Methlagl und Wilhelm Meusburger. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 11). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1989.
- Franz Michael Felder. *Nachträge*. Herausgegeben von Herausgegeben von Walter Lingenhöle und Jürgen Thaler. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 12). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1995.
- Ruthilde Frischenschlager. *Franz Michael Felder (1839–1869). Bildungsweg und Persönlichkeit. Zur Entstehung des literarischen Realismus in Österreich*. (= Literatur aus Bayern und Österreich. Literarhistorische Studien Herausgegeben von Dietz-Rüdiger Moser und Herbert Zeman, Band III). W. Ludwig Verlag, München, 1991.
- Otmar Gassner. Franz Michael Felder: Sonderlinge – Textgestaltung und Manuskript. *Montfort Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs*, Jahrgang 44 (Nummer 3), 1992. Seite 244–257.
- Gérard Genette. *Fiktion und Diktion*. Aus dem Französischen von Heinz Jatho. Wilhelm Fink Verlag, München, 1992.
- Daniel Glatz. Zur Ereignisstruktur von Kommunikationsverben, in: *Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation*. (= Studien zur deutschen Sprache; Band 24). Gunter Narr Verlag, Tübingen, 2001, Seite 33–60.
- Jeremias Gotthelf. Elsi, die seltsame Magd, in: *Jeremias Gotthelf: Ausgewählte Erzählungen II*. (= Ausgewählte Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Walter Muschg, Zehnter Band). Diogenes, Zürich, 1978, Seite 103–136.
- Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. „hechel“. *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. H. I. J. Bearbeitet von Moriz Heyne*, Vierten Bandes Zweite Abtheilung., 1877. Leipzig: Verlag von S. Hirzel, Seite 736.
- Jürgen Habermas. Exkurs zur Einebnung des Gattungsunterschiedes zwischen Philosophie und Literatur, in: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf*

- Vorlesungen*. Suhrkamp, Frankfurt am Main (Zweite Auflage), 1985, Seite 219–247.
- Elmar Haller. Einführung, in: *Felder, Franz Michael, Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Erzählungen und Gedichte*. Bearbeitet von Elmar Haller. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 9). Kommissionsverlag H. Lingenhölle & Co., Bregenz, 1978, Seite 5–38.
- Gisela Harras. Performativität, Sprechakte und Sprechaktverben, in: *Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation*. (= Studien zur deutschen Sprache; Band 24). Gunter Narr Verlag, Tübingen, 2001, Seite 11–23.
- Gisela Harras. Vorwort, in: *Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation*. (= Studien zur deutschen Sprache; Band 24). Gunter Narr Verlag, Tübingen, 2001, Seite 7–8.
- Gisela et al. Harras. *Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Teil 1: Wörterbuch*. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache; Band 10). de Gruyter, Berlin [u.a.], 2004.
- Jürgen Hein. *Dorfgeschichte*. (= Sammlung Metzler; M 145: Abt. E, Poetik). J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 1976.
- Götz Hindelang. *Einführung in die Sprechakttheorie*. (= Germanistische Arbeitshefte; 27. Herausgegeben von Gerd Fritz und Franz Hundsnurscher). Max Niemeyer Verlag, Tübingen (4., unveränderte Auflage), 2004.
- Josef A. Ilias. *Franz Michael Felder: Seine sozialen und ethischen Werte in seinem Leben und in seinen Werken*. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde, eingereicht an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. Vorgelegt an der Universität Wien, Sommersemester 1934.
- Wolfgang Iser. *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. (= Konstanzer Universitätsreden; Band 28). Universitätsverlag Konstanz, Konstanz, 1973.
- Wolfgang Iser. Das Modell der Sprechakte, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie zur Kulturwissenschaft*. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1575). Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2002, Seite 129–139.
- Albert Keller. *Sprachphilosophie*. Kolleg Philosophie. Verlag Karl Alber, Freiburg, München (2., bearb. Auflage), 1989.

- Gottfried Keller. *Romeo und Julia auf dem Dorfe. Novelle.* (= Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6172). Philipp Reclam jun., Stuttgart, 2002.
- Sybille Krämer. John R. Searle. Wie Regeln Sprechakte konstituieren, in: *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts.* Sybille Searle. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1521). Suhrkamp, Frankfurt am Main (2. Auflage), 2001, Seite 55–73.
- Jürgen Lehmann. Selbstdarstellung als Dorfgeschichte? Zur Autobiographie Aus meinem Leben von Franz Michael Felder, in: *Autobiographien in der österreichischen Literatur. Von Franz Grillparzer bis Thomas Bernhard.* (= Schriftenreihe Literatur des Instituts für Österreichkunde. Herausgegeben von Klaus Amann und Friedbert Aspöckl; Band 3). StudienVerlag, Innsbruck-Wien, 1998, Seite 45–59.
- Stephen C. Levinson. *Pragmatik.* Neu übersetzt von Martina Wiese. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft; Band 39). Niemeyer, Tübingen, 2000.
- Walter Lingenhöle und Jürgen Thaler. Vorwort, in: *Nachträge.* Herausgegeben von Walter Lingenhöle und Jürgen Thaler. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 12). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1995, Seite 5–16.
- Walter Lingenhöle und Jürgen Thaler. Zeittafel, in: *Nachträge.* Herausgegeben von Walter Lingenhöle und Jürgen Thaler. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 12). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1995, Seite 379–388.
- Ulrike Längle. Felder Franz Michael, François Michel, Ferenc Milhály etc. (1839–1869). Die Wiederentdeckung eines „außerordentlichen Poeten und politischen Reformers“, in: *Die einen raus – die anderen rein: Kanon und Literatur. Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs.* Herausgegeben von Wendelin Schmidt-Dengler. (= Philologische Studien und Quellen; H. 128). Erich Schmidt, Berlin, 1994, Seite 19–39.
- Ulrike Längle. Nachwort, in: *„Ich will der Wahrheitsgeiger sein“. Ein Leben in Briefen.* Herausgegeben und mit einem Nachwort von Ulrike Längle. (Eine österreichische Bibliothek. Gesamtleitung Wendelin Schmidt-Dengler). Residenz Verlag, Salzburg und Wien, 1994, Seite 372–384.
- Susanne Marten-Cleef. *Gefühle ausdrücken. Die expressiven Sprechakte.* (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik herausgegeben von Ulrich Müller, Franz Hundsniess und Cornelius Sommer, Nr. 559). Kümmerle Verlag J.B. Metzler, Göppingen, 1991.

- Matias Martinez und Michael Scheffel. *Einführung in die Erzähltheorie*. C.H. Beck, München (6. Auflage), 2005.
- Walter Methlagl. *Franz Michael Felder – Kaspar Moosbrugger. Briefwechsel – Kommentar. Anmerkungen, Dokumente, Personen-, Werk- und Sachregister von Walter Methlagl.* (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 7). Kommissionsverlag H. Lingenhölle & Co., Bregenz, 1975.
- Walter Methlagl. Einleitung, in: *Vermischte Schriften*. Ediert von Walter Methlagl. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 8). Kommissionsverlag H. Lingenhölle & Co., Bregenz, 1979, Seite 5–26.
- Walter Methlagl. Einleitung, in: *Briefwechsel 1856–1869 1. Teil*. Herausgegeben von Walter Methlagl. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 10). Kommissionsverlag H. Lingenhölle & Co., Bregenz, 1981, Seite 5–18.
- Walter Methlagl. *Der Traum des Bauern Franz Michael Felder*. fink's verlag, Bregenz, 1984.
- Walter Methlagl. Anhang (Anmerkungen, Erläuterungen, Nachwort), in: *Franz Michael Felder – Rudolf Hildebrand. Briefwechsel*. Herausgegeben von Walter Methlagl. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 9). Kommissionsverlag H. Lingenhölle & Co., Bregenz, 1984, Seite 323–405.
- Walter Methlagl. „Die Welt in mir. Ich in der Welt.“ Zum heutigen Felder-Bild, in: *Feier anlässlich des 150. Geburtstages von Franz Michael Felder in Schoppernau 13. und 14. Mai 1989*. (= Beihefte des Franz-Michael-Felder-Vereins; Nr. 6). Vorarlberger Literarische Gesellschaft, Bregenz, 1989, Seite 14–21.
- Walter Methlagl. Der „Kryptoprotestant“ Franz Michael Felder. Literatur, Sozialreform und „Protestantische Ethik“. *Jahrbuch des Franz-Michael-Felder Archivs der Vorarlberger Landesbibliothek*, 2. Jahrgang, 2000. Seite 7–26.
- Walter Methlagl. „Mein Leben ist ein Spiegel unserer Zustände“. Ein Nachwort von Walter Methlagl, in: *Franz Michael Felder: Aus meinem Leben*. Mit einem Nachwort von Walter Methlagl. Libelle, Lengwil, 2004, Seite 301–328.
- Walter Methlagl. Zur sprachlichen und sozialen Emanzipation Franz Michael Felders. *das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift*, Heft 15, Winter 1974/75. Seite 1502–1512.

- Joseph Hillis Miller. *Speech Acts in Literature*. (Meridian – crossing aesthetics). Stanford University Press, California (2. Auflage), 2001.
- Joseph Hillis Miller. Introduction, in: *Literature as Conduct. Speech Acts in Henry James*. Fordham University Press, New York, 2005, Seite 1–11.
- Joseph Hillis Miller. (In)Felicitous Speech Acts in Kafka's The Trial. <http://www.usc.edu/dept/comp-lit/tympanum/4/miller.html>, 15. Mai 2009.
- Peter Precht. *Sprachphilosophie : Lehrbuch Philosophie*. (Lehrbuch Philosophie). Verlag J.B. Metzler, Stuttgart, Weimar, 1999.
- Kristel Proost. Zum Lexikalisierungsraum kommunikativer Konzepte, in: *Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation*. (= Studien zur deutschen Sprache; Band 24). Gunter Narr Verlag, 2001, Seite 77–103.
- Hermann Sander. Einleitung, in: *Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit*. Eingeleitet und herausgegeben von Hermann Sander. Mit einer Ansicht von Vorsaß und Bad Hopfreben im Bregenzerwalde. (= Franz Michael Felders sämtliche Werke. Herausgegeben im Auftrage des Franz Michael Felder-Vereins zu Bregenz. Dritter Band). Hesse & Becker Verlag, Leipzig, 1910, Seite VI–XX.
- Reinhard Schmachtenberg. *Sprechakttheorie und dramatischer Dialog. Ein Methodenansatz zur Drameninterpretation*. (= Linguistische Arbeiten; Band 120). Max Niemeyer Verlag, Tübingen, 1982.
- Arthur Schnitzler. *Arthur Schnitzler Tagebuch 1913–1916*. Unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth, Richard Miklin, Susanne Pertlik, Walter Rupprechter und Reinhard Urbach, Obmann: Werner Welzig. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien, 1983.
- Artur Schwarz. Einführung, in: *Sonderlinge*. Bearbeitet von Artur Schwarz. (= Felder, Franz Michael: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 2). Kommissionsverlag H. Lingenhölle & Co., Bregenz, 1976, Seite 7–14.
- Artur Schwarz. Anmerkungen und Anhang, in: *Sonderlinge*. Bearbeitet von Artur Schwarz. (= Felder, Franz Michael: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 2). Kommissionsverlag H. Lingenhölle & Co., Bregenz, 1976, Seite 431–479.

- John R. Searle. *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Übersetzt von R. u. R. Wiggershaus. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 458). Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1971.
- John R. Searle. Eine Klassifikation der Illokutionsakte, in: *Sprechakttheorie. Ein Reader*. Herausgegeben und aus dem Englischen übersetzt von Paul Kußmaul. (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft. Herausgegeben von Werner Abraham und Roland Posner; Band 17). Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion Wiesbaden, Wiesbaden, 1980, Seite 82–108.
- John R. Searle. Der logische Status fiktionalen Diskurses, in: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Übersetzt von Andreas Kemmerling. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 349). Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1982, Seite 80–97.
- John R. Searle. Eine Taxonomie illokutionärer Akte, in: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Übersetzt von Andreas Kemmerling. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 349). Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1982, Seite 17–50.
- John R. Searle. Was ist ein Sprechakt?, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie zur Kulturwissenschaft*. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1575). Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2002, Seite 83–103.
- Maria Katharina Strolz. *Umwelt und Persönlichkeit Franz Michael Felders (1839–1869). Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Hinterbregenzerwaldes. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades eingereicht von Maria Katharina Strolz*. Universität Wien, Wien, 1976.
- Brigitte Teuchert. *Kommunikative Elemente und ihre literarische Vermittlung. Zur Bedeutung nonverbaler Kommunikation und der verba dicendi in den Prosawerken Bölls, Dürrenmatts und Hesses*. (= Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft : Reihe B, Untersuchungen; Band 37). Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main, Wien [u.a.], 1988.
- Jürgen Thaler. Nachwort, in: *Kaspar Moobrunner – Rudolf Hildebrand. Briefe 1869–1894*. Libelle, Lengwil, 1999, Seite 288–299.
- Jürgen Thaler. „Für Felder war Lob in Leipzig Tadel in Wien“. Zur Rezeption und Funktionalisierung des literarischen Werkes von Franz Michael Felder, in: *Literarisches Leben in Österreich 1848–1890*. Herausgegeben von Klaus Amann, Hubert Lengauer und Karl Wagner. (= Literaturgeschichte in Studien und Quellen; Bd. 1). Böhlau Verlag, Wien, 2000, Seite 730–754.

- Jürgen Thaler. *Franz Michael Felder (1839–1869). Katalog zur Ausstellung im Felder-Museum Schopponau*. Bearbeitet von Jürgen Thaler. (= Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins 2004). Libelle, Lengwil, 2005.
- Jürgen Thaler. Gattung und Habitus. Franz Michael Felders literarische Biographie. Noch unveröffentlicht. Erscheint im Sammelband mit literarischen Monographien zur österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Werner Michler und Karl Wagner (im Böhlau Verlag), 2006.
- Eugen Thurnher. Einführung, in: *Franz Michael Felder – Kaspar Moosbrugger. Briefwechsel 1. Teil*. Bearbeitet von Eugen Thurnher. (= Franz Michael Felder: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Franz-Michael-Felder-Verein, Bregenz 1970 ff.; Bd. 5). Kommissionsverlag H. Lingenhöle & Co., Bregenz, 1970, Seite 7–15.
- Katrin Unrath-Scharpenack. *Illokutive Strukturen und Dialoganalyse: Eine dialogisch begründete und erweiterte Sprachakttheorie basierend auf Untersuchungen zur neueren tschechischen narrativen Prosa*. (Specimina philologiae Slavicae). Verlag Otto Sagner, München, 2000.
- Karl Wagner. Nachwort, in: *Reich und Arm. Eine Geschichte aus dem Bregenzerwalde*. (= Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins 2007). Libelle, Lengwil, 2007, Seite 397–406.
- Anna Wierzbicka. *English speech act verbs. A semantic dictionary*. Academic Press Australia, Sydney [u.a.], 1987.
- Edeltraud Winkler. Aufbau und Gliederung einer Synonymik deutscher Sprechaktverben, in: *Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation*. (= Studien zur deutschen Sprache; Band 24). Gunter Narr Verlag, Tübingen, 2001, Seite 195–229.
- Uwe Wirth. Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie zur Kulturwissenschaft*. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1575). Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2002, Seite 9–60.
- Maria Zahlbruckner. *Echte und unechte Dorfdichtung. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. (Diss.masch.)*. Universität Wien, Wien, 1952.
- Klaus Zeyringer. Bauer und Dichter. Franz Michael Felder und die Dorfgeschichte. *Wirkendes Wort*, 40. Jahrgang, 3. Heft, 1990. Seite 352–376.
- Werner Zillig. *Bewerten. Sprechakttypen der bewertenden Rede*. (= Linguistische Arbeiten; Band 115). Max Niemeyer Verlag, Tübingen, 1982.

Peter Zimmermann. *Der Bauernroman. Antifeudalismus – Konservativismus – Faschismus*. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 1975.

Heinrich Zschokke. *Das Goldmachedorf*. Veröffentlicht in der Zenodot Verlagsgesellschaft mbH. Sammlung Zenodot, Berlin, 2008.

Personenindex

- Škvorecký, Josef, 147
- Albrecht, Anselm, 122
- Altwater, Friedrich, 15, 17
- Anzengruber, Ludwig, 17
- Auerbach, Berthold, 15–17, 19, 55, 93, 98, 101, 128, 129, 143, 339, 364, 480
- Austin, John L., 58–74, 78, 80, 81, 83, 84, 87, 159, 177, 178, 181, 182, 351, 353
- Bachmaier, Peter, 60, 61
- Barthes, Roland, 77
- Baur, Uwe, 17, 143
- Beck, Gebhard, 24
- Bergmann, Josef Ritter von, 130
- Braunwarth, Peter Michael, 13
- Brockhaus, Eduard, 141
- Brod, Max, 83, 84
- Buber, Martin, 357–359, 389
- Bundschuh, Werner, 360
- Butler, Judith, 69, 72
- Cooper, James Fenimore, 19, 98
- Culler, Jonathan, 68, 86, 89, 134, 159, 385
- Dünser, Ferdinand, 30, 485, 486
- de Man, Paul, 69, 72, 73
- Derrida, Jacques, 69, 72–74, 77, 82, 89
- Dobrovol'skij, Dmitrij O., 180
- Dornseiff, Franz, 191
- Durrani, Osman, 20, 144, 145, 152, 445, 446, 456
- Dusini, Arno, 74, 176–178, 357
- Eco, Umberto, 76
- Eder, Andreas, 107
- Erb, Sabine, 183
- Feierl, Birgit M., 13, 20, 51, 54, 367
- Felder, Anna Katharina, 25, 28, 29, 96, 97, 121, 124, 396, 463, 484, 486
- Felder, Jakob (Sohn), 26
- Felder, Jakob (Vater), 22
- Felder, Johann Jakob, 393
- Felder, Johann Josef, 121, 393
- Felder, Maria, 22
- Felder, Maria Dorothea, 22
- Felman, Shoshana, 69, 72
- Frege, Gottlob, 59, 60
- Frischenschlager, Ruthilde, 24, 123, 124
- Frommel, Emil, 15
- Gassner, Otmar, 20, 56, 57, 140, 142–145
- Genette, Gérard, 9, 87–89, 134, 142, 148, 154, 158
- Glatz, Daniel, 179
- Glaubrecht, Otto, 15
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig, 54, 149, 363
- Goethe, Johann Wolfgang von, 68, 100, 101
- Gotthelf, Jeremias [Pseud.], d.i. Bitzianus, Albert, 15–17, 19, 55, 125, 128, 129, 143, 448, 471
- Gottschall, Rudolf, 151
- Graf, Oskar Maria, 17
- Greber, Gallus, 30
- Gschließner, Josef, 415
- Habermas, Jürgen, 76, 77, 89, 384, 385

- Haller, Elmar, 27, 31, 100, 124, 127, 128
- Hamacher, Werner, 69, 72
- Hansjakob, Heinrich, 15
- Harras, Gisela, 178, 181–184, 347, 352–355
- Hasenov, Friedrich, 22
- Hebel, Johann Peter, 15
- Hein, Jürgen, 16, 17
- Herder, Johann Gottfried, 59
- Hildebrand, Rudolf, 13–15, 24, 26, 28–30, 35, 36, 53–56, 92–94, 97, 102, 111, 113–118, 121, 124, 127, 129, 131–133, 138, 141, 143–145, 149, 152, 360, 362, 374, 392, 432, 444, 484–486
- Hindelang, Götz, 180, 350, 351, 353
- Hirsch, Franz, 424
- Hirzel, Hans Kaspar, 15
- Hirzel, Heinrich, 31, 35, 415, 466, 470
- Hirzel, Salomon, 28, 56
- Horn, Wilhelm Oertel von [Pseud.], d.i. Oertel, Friedrich Wilhelm Philipp, 15
- Hundsnurscher, Franz, 350
- Ilg, Albert, 423, 449
- Ilias, Josef A., 129, 373
- Innerhofer, Franz, 17
- Iser, Wolfgang, 66, 67, 75–77, 81, 153, 155
- Jakobson, Roman, 76
- James, Henry, 84, 85
- Jochum, Johann Anton, 361
- Kürenberger, Ferdinand, 120
- Kafka, Franz, 82–84
- Kainz, Friedrich, 358
- Kaltenbrunner, Karl Adam, 17
- Kapff, Franz, 124
- Keller, Albert, 59, 60
- Keller, Gottfried, 15, 17, 20, 21, 433
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, 54, 149, 363
- Klopstock, Friedrich, Gottlieb, 152
- Krämer, Sybille, 78, 89, 353
- Kundera, Milan, 147
- Kurz, Hermann, 15
- Längle, Ulrike, 14, 15, 97, 105, 133, 156, 393
- Lassalle, Ferdinand, 93
- Lehmann, Jürgen, 107
- Lenôtre, Georges, d.i. Gosselin, Théodore, 14
- Lenau, Nikolaus, 416, 467
- Levinson, Stephen C., 61, 62, 68
- Lingenhöle, Walter, 129
- Locke, John, 59
- Luther, Martin, 361
- Marten-Cleef, Susanne, 358
- Martinez, Matias, 160
- McCawley, James, 182
- Meißner, Gustav Hermann, 36
- Methlagl, Walter, 16, 20, 26, 27, 31, 53, 55, 91, 98, 104, 105, 119, 120, 123–127, 129, 131–133, 143, 144, 415
- Mey, Jacob, 69
- Michel, Georg, 188
- Miller, Joseph H., 69, 72, 80, 82–90, 134, 156, 158
- Miller, Joseph Hillis, 72–74
- Moosbrugger, Kaspar, 14, 25, 28–30, 54, 55, 92–97, 100, 103–106, 109, 112, 113, 115, 121, 124, 126–131, 133, 136, 139–142, 149, 359, 361, 397, 412, 484–486

- Moosbrugger, Maria Anna, 29
 Moosbrugger, Maria Katharina, 486
 Moosbrugger, Pius, 404
- Nägele, Hans, 15, 156
 Natter, Josef, 37, 123
- Oberhauser, Josef Wolfgang, 25
 Ohmann, Richard, 76, 77
- Pestalozzi, Johann Heinrich, 15, 128
 Pichler, Adolf, 17
 Polenz, Wilhelm von, 17
 Pröll, Carl, 362
 Prechtel, Peter, 59, 60
 Proost, Kristel, 179, 180, 183, 441
- Rüscher, Johann Georg, 27, 28, 104–
 106, 361, 412, 415, 484
 Rüscher, Josef Anton, 28
 Rank, Joseph, 16
 Ritter von Bergmann, Joseph, 98, 102,
 130, 174
 Rizzi, Vinzenz, 17
 Rosegger, Peter, 16, 17
 Russell, Bertrand, 59
- Sander, Hermann, 22, 29, 56
 Savigny, Eike von, 61, 63, 65, 66
 Scheffel, Michael, 160
 Schiller, Friedrich, 357
 Schmachtenberg, Reinhard, 181
 Schnitzler, Arthur, 13
 Schwarz, Artur, 14, 53, 56, 57, 125,
 142–144, 360, 362, 367, 373,
 375, 384, 411, 412, 435, 440,
 455, 478, 482
 Schweichel, Robert, 17
 Searle, John R., 60, 68–71, 73, 78,
 79, 81, 88, 89, 134–136, 146,
 155, 181, 182, 347, 349–354
 Sieber, ? (Pfarrer), 361
- Silberstein, August, 17
 Stöber, August, 15
 Stehr, Hermann, 16
 Steinebach, Friedrich, 17
 Stelzhammer, Franz, 17
 Stettner, Johann Thomas, 122, 130
 Stockmayr, Aloys, 25, 104, 122, 124,
 412
 Strittmatter, Erwin, 17
 Strolz, Maria Katharina, 24, 102, 103,
 123
- Teuchert, Brigitte, 176, 188
 Thaler, Jürgen, 18, 20, 21, 55, 108,
 114, 115, 129, 130, 133, 142,
 143, 185
 Thoma, Ludwig, 17
 Thurner, Eugen, 97
 Tolstoi, Lew Nikolajewitsch, 134
- Unrath-Scharpenack, Kathrin, 146–
 149, 176, 348, 356–359
 Urmson, James O., 61
- Vanderveken, Daniel, 183
 Vossenkühl, Wilhelm, 353
- Wagner, Karl, 14
 Waibel, Johann Georg, 485
 Walser, Georg, 397
 Weigand, Edda, 147
 Whitehead, Alfred N., 59
 Wieland, Christoph Martin, 54, 149,
 363
 Wierzbicka, Anna, 178
 Winkler, Edeltraud, 179, 183
 Wirth, Uwe, 64, 65, 72, 73, 76, 77,
 87, 88, 154
 Wittgenstein, Ludwig, 59–62
 Wunderlich, Dieter, 181
- Zahlbruckner, Maria, 16

Zeyringer, Klaus, 143
Zillig, Werner, 180
Zimmermann, Johann Georg, 19, 54,
149, 363
Zimmermann, Peter, 15, 17, 102
Zschokke, Heinrich, 15, 19, 39, 98,
99, 101, 152, 467

Figurenindex

- Adlerwirt, 40, 44–46, 52, 166, 345,
392, 395, 404, 409, 410, 445–
448, 466
- Adlerwirt, der alte, 446
- Adlerwirtin, 446
- Angelika, 345
- Bäbele [„Nümmamüllers“], 121
- Bäbele [„Sonderlinge“], 446
- Bärbel, 400, 401, 404
- Barthle, 21, 38–41, 43–48, 51, 52, 124,
140, 151, 158, 163, 164, 166,
167, 170–174, 186, 345, 346,
355, 363–376, 381, 387, 393–
397, 400–404, 409, 411–413,
420–423, 425–432, 434–437,
440–443, 446, 451, 453, 454,
456–460, 467, 473, 475, 478–
480, 482, 483
- Bauern, 345, 361, 362, 364, 379–381,
386, 409, 413, 418, 468, 473,
475–478, 481
- Beiknecht, 37, 41, 52, 169, 378, 380,
381, 383, 389, 463
- Betschwestern, die, 345, 373
- Doktor, 52, 54, 149, 152, 172, 188,
397, 400, 407, 411, 412, 415–
423, 460, 467, 470, 477, 483
- Dorothee, 169, 345
- Elsi, 448, 471
- Fink, 40
- Franz, 19, 21, 37–46, 48–52, 54, 99,
139, 140, 149–152, 161–165,
168–175, 188, 189, 193, 196,
345, 351, 364, 366, 369–372,
374–391, 395–398, 400, 404–
406, 410, 412, 415, 418–420,
422–424, 429–435, 438, 440–
444, 446, 448–454, 457, 458,
460–462, 465–467, 469, 472,
475–478, 483
- Gemeinde, 42, 48, 99, 163, 172, 186,
192, 195, 345, 365, 377, 408,
409, 411, 414, 421, 431, 447,
448, 461–468, 475, 476, 478,
481
- Gemeindediener, 47, 48, 372, 459, 482
- Georg Bendemann, 83
- Georg Bendemanns Vater, 83
- Gertrud, 128
- Grete, Naglerin, 463
- Haldenbauer, 451, 463, 470
- Haldenbauers Therese, 365, 387, 411,
463, 475
- Hamlet, 81
- Hanna Kennedy, 357
- Hans, 39, 40, 417
- Hansmichel, 40, 47, 48, 52, 167, 173,
174, 185, 189, 345, 365, 371,
396, 400, 401, 403–405, 409,
447, 454, 459–461, 464, 479,
480, 482, 483
- Heiliger Nikolaus, 79
- Heuer, die, 39
- Heuzieher, die, 373, 458, 482, 483
- Isabell, 421
- Josef K., 83
- Kaplan, 473
- Klaus, 52, 167, 370, 399, 402, 403,
479–483

Klausmelker, 38–41, 43–49, 51, 158,
 164, 175, 191, 345, 366–372,
 374, 377, 378, 381, 384, 386,
 391–398, 400–404, 407, 408,
 420, 421, 426–428, 436–438,
 446–448, 456–461, 483

Lehnhold, 480

Lieferant, 46, 48, 52, 54, 149, 151,
 152, 163, 384

Lienhard, 128

Luzian, 143, 339

Mäher, die, 39, 40

Margretle, 49, 51, 395–397, 446

Maria Stuart, 357

Mariann, 20, 21, 38, 39, 41–45, 47,
 48, 50, 52, 99, 151, 152, 158,
 161, 162, 164, 167, 171–174,
 186, 187, 196, 345, 346, 366,
 368–372, 374, 377, 378, 383,
 384, 391, 394–397, 400, 403,
 418, 423–444, 446, 447, 449,
 452, 458–460, 467, 478, 482

Marie, 38, 40–42, 48, 52, 158, 168,
 172, 197, 364, 366, 371, 387,
 400, 409–411, 416, 420, 449–
 454, 462, 463

Marti, 21, 433

Maurerseb (Eusebius Groler), 364

Nagler, 463

Naglerin, 463

Ophelia, 81

Oswald, 99, 467

Paulet, 357

Pfarrer, 37, 41, 42, 46, 48, 52, 158,
 160, 172, 175, 186, 190, 191,
 345, 381, 386, 400, 405–412,
 421–423, 462, 464, 466–468,
 477, 478, 483

Pfarrer Roderich, 408

Pfarrer, der neue, 48, 51, 172, 406,
 407, 413–415, 423, 467, 468,
 478

Rösle, 39, 44–46, 48, 49, 52, 152, 166,
 345, 354, 378, 391, 392, 395,
 396, 398, 399, 421, 445–449,
 464, 470, 479

Rotkäppchen, 79, 88

Sali, 21

Schnäpsler, 39, 43, 52, 172, 174, 186,
 345, 363, 365, 384, 413, 417,
 427, 461–463, 470, 472, 473,
 478–483

Schoppernauterin, 477

Senn, 37, 40–42, 44, 45, 48, 52, 137,
 151, 152, 168, 169, 172, 175,
 188, 190, 192, 193, 345, 351,
 371, 377–392, 396, 400, 401,
 404, 410, 412, 416, 422, 446,
 448, 449, 466, 469, 475, 477

Sepp, 38–48, 51, 52, 54, 99, 114, 140,
 141, 149–152, 158, 161, 163,
 164, 167, 168, 171, 173, 175,
 185, 186, 188, 189, 191, 197,
 345, 359–367, 369–375, 377–
 384, 386, 387, 390, 398–401,
 404, 407, 409–414, 419, 423,
 426–428, 430, 432, 434, 444,
 447–454, 459–464, 466, 469,
 470, 472–476, 478–483

Sherlock Holmes, 79

Stickerinnen, die, 345

Stigerin, 345

Tänzerin, 391

Tiroler, 403

Vrenchen, 21, 433

Weberle, 40, 44, 52, 118, 164, 167,
170, 172, 175, 188, 345, 361,
367, 368, 371, 393–395, 398–
406, 409, 446, 447, 470, 482

Weiber, die eine Schüssel zerschlagen,
433

Zigeunerin, 46, 48, 52, 144, 164, 345,
355, 369, 396, 407, 455–461,
467, 483

Zusel, 345, 373

CURRICULUM VITAE

Birgit Margaretha Feierl

Mag. phil.,
geboren am 6. April 1976 in Wien,
österreichische Staatsbürgerin,
derzeit wohnhaft in CZ - 77180 Olomouc.
Kontakt: birgit.feierl@gmx.at

Ausbildungsweg

- 1982–1986: Volksschule Hörbranz (Vorarlberg)
- 1986–1989: Bundesgymnasium Bregenz Gallusstraße (Vorarlberg)
- 1989–1990: Hauptschule Alberschwende (Vorarlberg)
- 1990–1994: Bundesoberstufenrealgymnasium Egg (Vorarlberg), 1994 Matura mit gutem Erfolg
- 1994–1995: Universität Wien: Studium Deutsche Philologie und Anglistik
- 1995–2000: Universität Wien: Studium Deutsche Philologie und katholische Religionspädagogik
- 21.06.2000: Diplomprüfung Religionspädagogik (mit ausgezeichnetem Erfolg)
- 09.10.2000: Diplomprüfung Deutsche Philologie. Diplomarbeit: *Johann Georg Hamann: „Gedanken über meinen Lebenslauf“ – eine Autobiographie als Zeugnis des Glaubens* bei Univ.-Prof. Dr. Werner Welzig
- 2005–2009: Dissertationsstudium am Institut für Germanistik, Universität Wien bei Ao. Univ.-Prof. Dr. Arno Dusini

Beruflicher Werdegang

- seit Sept 2007: Österreich-Lektorin am Institut für Germanistik an der Universität Palackého Olomouc, Tschechische Republik
- Sept. 2006–Jul. 2007: Unterrichtspraktikantin am Gymnasium Bregenz Gallusstraße (Vorarlberg) in den Fächern Deutsch und Religion sowie Vertragslehrerin am Gymnasium Bregenz Gallusstraße im Fach Religion
- Okt. 2000–Jan. 2006: Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, und zwar von 2001–2006 am AAC-Austrian Academy Corpus und von 2000 bis 2001 an der Kommission für literarische Gebrauchsformen
- Okt. 1999–Jan. 2000: Studienassistentin am Institut für Germanistik an der Universität Wien bei Univ.-Prof. Dr. Werner Welzig
- Jul. 1998–Okt. 2000: Wissenschaftliche Hilfskraft an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in der Kommission für literarische Gebrauchsformen

Nachweis wissenschaftlichen Arbeitens

I. Vortragstätigkeit

- Vortrag am Kongress der Universidad de Sevilla, Facultad de Filologia (Sevilla 15.12.–17. 12. 2008): „*Franz Michael Felder (1839-1869) – verteufelt, verdrängt, gefeiert, verehrt*“
- Vortrag auf der internationalen Konferenz des Tschechischen Germanistikverbandes: „Germanistik und die neuen Herausforderungen in Forschung und Lehre“ (Telč, 22.5.–23.5. 2008): „*Das digitale Olmützer Textkorpus der Arbeitsstelle für deutschmährische Literatur*“
- Vortrag im Franz-Michael-Felder-Archiv, Generalversammlung des Franz-Michael-Felder-Vereins 2005, Bregenz (16.6.2005): „*Einschwätzen, Dreinreden, Durchhecheln. Sprechakte in den Schriften Franz Michael Felders*“
- Paper am Kongress DRH 2005 – Digital Resources for the Humanities, University of Lancaster, UK (4.9.–7.9.2005): „*SAiL – Speech Acts in Literature. Speech act verbs in a digital text*“

- Paper (gemeinsam mit Dr. Karlheinz Mörth) am Kongress DRH 2004 – Digital Resources for the Humanities, University of Newcastle upon Tyne, Newcastle, UK (5.9.–8.9.2004): „*A tentative typology of displays objects: an interface for the AAC’s historical journals project*“
- Vortrag beim „AAC Scientific Advisory Board Meeting 2004“, Wien (31.3–2.4. 2004): Vortragstitel: „*The AAC Literary Journals. A digital philological edition: »Der Brenner«*“

II. Publikationen

- Aufsatz im Sammelband „Estudios Filológicos Alemanes“ (Revista del Grupo de Investigación Filología Alemana) 2008: „*Franz Michael Felder (1839–1869) – verteufelt, verdrängt, gefeiert, verehrt*“
- Aufsatz im Sammelband der Konferenz des Tschechischen Germanistikverbandes (Telč) 2008: „*Das digitale Olmützer Textkorpus der Arbeitsstelle für deutschmährische Literatur*“
- Aufsatz im Jahrbuch des Franz-Michael-Felder-Archivs, Bregenz 2005: „*Sprechakte in den Schriften Franz Michael Felders. Vom Ertrag der Sprechakttheorie für die Betrachtung literarischer Texte*“